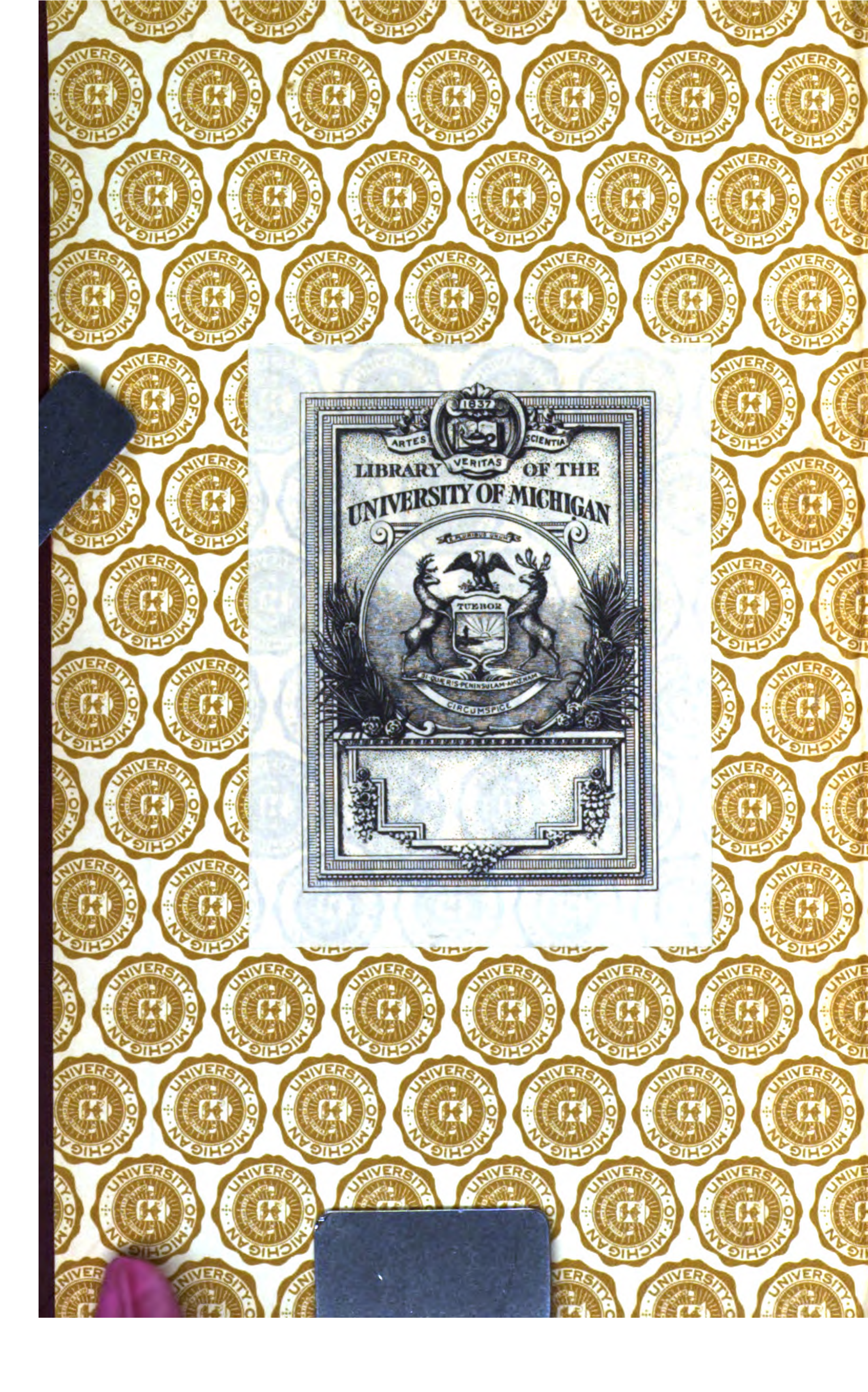



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE


UNIVERSITY OF MICHIGAN

ENGLISCHE STUDIEN.

60. BAND.

ENGLISCHE STUDIEN

*

Organ für englische Philologie
unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts
auf höheren Schulen

GEGRÜNDET VON EUGEN KÖLBING

Herausgegeben von

Johannes Hoops
Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg

*

60. Band



1925/26
O. R. Reisland, Leipzig
Karlstraße 20

1. Heft: S. 1—216 (Wright-Festschrift), ausgegeben am 31. Oktober 1925.
2./3. Heft: S. 217—432, ausgegeben im März 1926.



Altenburg, Thür.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

General
Harr

INHALT DES 60. BANDES.

ABHANDLUNGEN.

BESPRECHUNGEN.

I. Allgemeines.

IV. Hilfswissenschaften.

ENGLISCHE STUDIEN

*

Organ für englische Philologie
unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts
auf höheren Schulen

GEGRÜNDET VON EUGEN KÖLBING

Herausgegeben von

Johannes Hoops

Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg



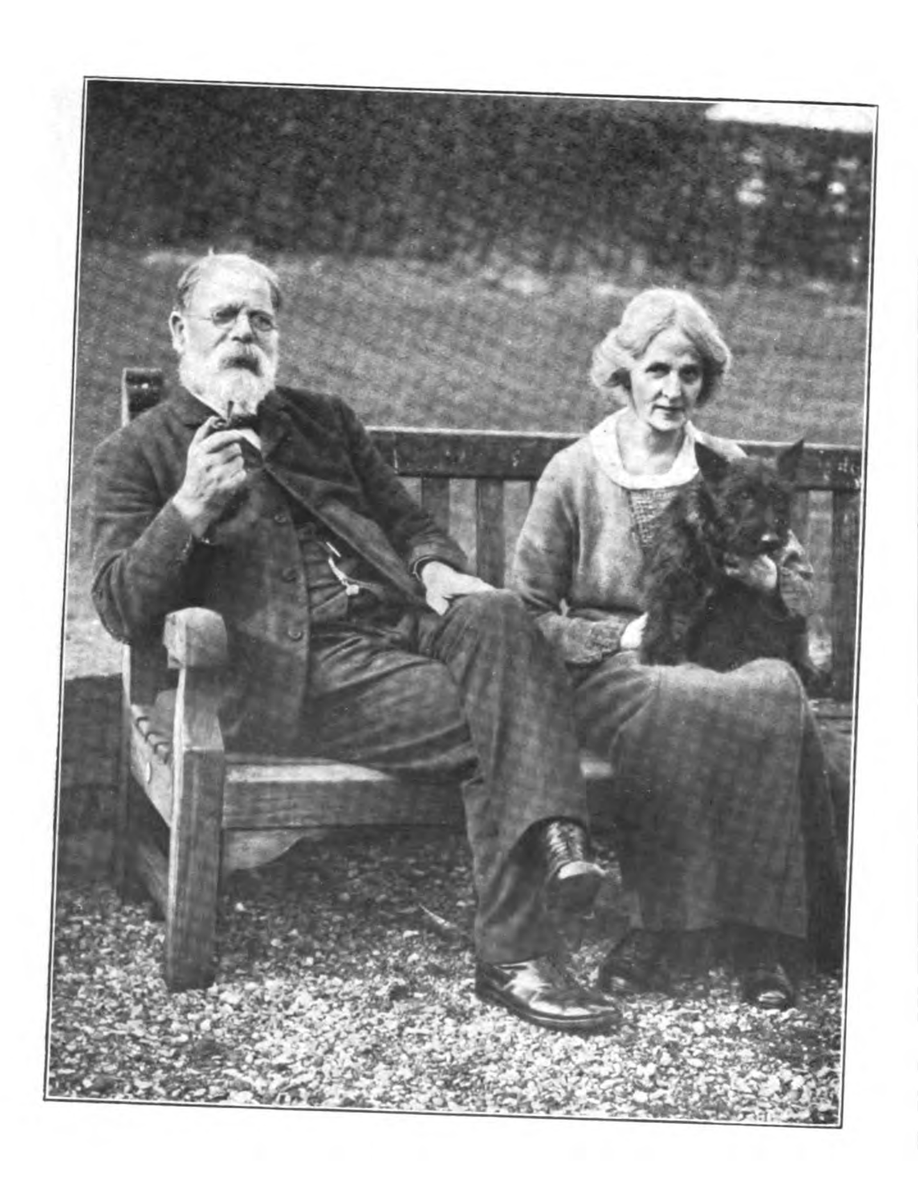
60. Band, 1. Heft



1925

O. R. Reisland, Leipzig

Karlstraße 20



Joseph Wright

dem vielseitigen Gelehrten und trefflichen Menschen,
dem Mittler englischer und deutscher Sprachwissenschaft,
zu seinem 70. Geburtstag am 31. Oktober 1925
gewidmet
von Mitforschern in Deutschland, Österreich
und der Schweiz

JOSEPH WRIGHT.

Von allen heute lebenden englischen Philologen hat keiner eine so umfassende und vielseitige literarische Tätigkeit entfaltet und ist keiner so eng mit der deutschen Wissenschaft verwachsen wie Professor Joseph Wright in Oxford. Er hat seine akademischen Studien in Deutschland gemacht, hat in Deutschland promoviert, und seine Werke zeigen das Gepräge deutscher Wissenschaftlichkeit. Seiner akademischen Stellung nach Vertreter der vergleichenden Sprachforschung, hat er sich doch durch zahlreiche Arbeiten auch um die Anglistik verdient gemacht. Unter diesen Umständen haben sich eine Anzahl Mitforscher und Freunde in Deutschland, Österreich und der Schweiz zusammengetan, um dem verdienten Gelehrten und trefflichen Manne zu seinem siebzigsten Geburtstag am 31. Oktober 1925 mit dem ersten Heft des 60. Bandes der *Englischen Studien* einen Blumenstrauß wissenschaftlicher Abhandlungen als Festgabe auf den Geburtstagstisch zu legen.

* * *

Wrights Lebensgang mutet uns fast romanhaft an. Aus den niedrigsten sozialen Verhältnissen hat er sich mit rastlosem Fleiß, eiserner Energie, klarem Zielbewußtsein und mutvollem Selbständigkeitsdrang zu einer angesehenen Stellung in der ältesten englischen Universität emporgeschwungen, und er hat lange genug gelebt, um den Traum seiner Jugend im Alter erfüllt zu sehen. Er ist ein wissenschaftlicher *selfmade man* im vollsten Sinne des Worts.

Joseph Wright wurde am 31. Oktober 1855 zu Thackley, einem Fabrikdorf im West Riding von Yorkshire, drei Meilen nördlich von Bradford, geboren. Seine Wiege stand in einer ärmlichen Arbeiterhütte mit nur einem Wohnraum, wofür die Eltern eine wöchentliche Miete von $10^{1}/_{2}$ Pence zahlten. Sein

Vater starb früh, als die Kinder noch sehr jung waren. Die Witwe, eine vortreffliche Frau, nahm mutig den Kampf ums Dasein auf und suchte mit ihrer Hände Arbeit als Wasch- und Putzfrau in schwerer Zeit den Lebensunterhalt für sich und ihre vier Söhne zu beschaffen. Sie überarbeitete sich und mußte eine Zeitlang nach dem Tode des Vaters in einem Arbeitshaus Unterkunft suchen. Dann zog sie nach Windhill, einem Fabrikdorf etwa eine Meile von Thackley. Hier hat Wright den größten Teil seiner Jugendzeit verlebt.

Joseph, der älteste der vier Brüder, mußte von seinem sechsten Lebensjahr an selbst mit verdienen helfen. Seine erste Beschäftigung war die eines Eseltreibers: auf einem Eselwagen schaffte er täglich die Werkzeuge von Steinhauern aus einem Steinbruch nach der Schmiede zum Schärfen und wieder zurück nach dem Steinbruch. Seine Arbeitszeit dauerte von 7 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags, und er erhielt als Wochenlohn 1 s. 6 d. von dem Steinbruchmeister, dazu je 1 d. von jedem Arbeiter.

Da hier kein Vorwärtskommen für den Jungen war, schickte seine Mutter ihn nach einem Jahr in die Spinnerei des Sir Titus Salt in Saltaire. Er war noch unter dem gesetzlichen Alter für die Verwendung in der Fabrik, aber er war groß für seine sieben Jahre, und so wurde er als *doffer* angenommen: er hatte die vollen Spulen vom Drosselstuhl wegzunehmen und durch leere zu ersetzen. Jeden Morgen mußte er um 5 aufstehen und hatte einen Weg von zwei Meilen bis zur Fabrik zurückzulegen. Sein Verdienst war bei seinem Eintritt 3 s. 6 d. die Woche und stieg allmählich.

Bis zu seinem dreizehnten Jahr arbeitete er in dieser Spinnerei. Dann brachte ihn seine Mutter, die immer auf sein Weiterkommen bedacht war, als Lehrling in einer Wollwäscherei unter, wo er sich als Wollsortierer ausbildete. Er verdiente hier zunächst 7 s. wöchentlich, 2 s. weniger als er zuletzt in der Spinnerei gehabt hatte; aber seine neue Stellung war aussichtsreicher, und die Mutter ersetzte durch vermehrte eigne Arbeit den Lohnausfall des Sohnes. Der junge Wright machte fünf Jahre lang die volle Ausbildungszeit eines Wollsortierers durch. Schließlich bezog er 30 s. Wochenlohn, wovon er nicht nur seine Mutter in ihrer Sorge für die Familie unterstützen, sondern auch noch etwas zurücklegen konnte.

Von der Mutter spricht der Sohn voll Bewunderung und Verehrung.

"She was a remarkable woman, my mother — a great character. She was a very good talker, was very highly respected, and had a great influence on her neighbours. And she was always cheerful; no matter what difficulties she had to contend with, it was in her nature to be cheerful." (Evening News 2. 2. 1925, p. 9.)

Diese gleichmäßig heitere Natur hat der Sohn wohl von der Mutter geerbt. Sie hatte die Genugtuung, den Erfolg ihres Sohnes zu erleben, und hat das schöne Alter von 80 Jahren erreicht.

Sir Titus Salt hatte in seiner Fabrik zu Saltaire eine Halbtagsschule für jugendliche Arbeiter eingerichtet. An dem Unterricht in dieser Schule hat Wright zeitweilig teilgenommen; aber einen vollen, regelrechten Schulunterricht hat er nie genossen. Bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr konnte er kaum lesen und schreiben. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit die Zeitungsnachrichten über die Schlachten und Belagerungen, die in der Mittagspause in der Fabrik verlesen wurden. Die Aufregung seiner Kameraden steckte ihn an; es drängte ihn, die Nachrichten selbst lesen zu können. So benutzte er die Mittagspause und die Abendstunden, um geläufig lesen zu lernen. Bunyans *Pilgrim's Progress* und die Bibel waren die ersten größeren Bücher, die er las. Die Bemeisterung der Druckschrift war für den Fünfzehnjährigen eine Offenbarung; sie eröffnete ihm eine neue Welt und erweiterte seinen Horizont gewaltig. Bald las er alles, was ihm in die Hände kam. Sein Lerneifer und Wissensdurst war unstillbar. Auch Rechnen und Sprachen erlernte er rasch. Noch in der Fabrik eignete er sich die Elemente von Französisch, Deutsch, Latein und Griechisch an.

Es dauerte nicht lange, so trieb es ihn, das eben Erlernte seinen Kameraden beizubringen, um sich dadurch einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen. Im Schlafzimmer der Hütte seiner Mutter zu Windhill tat er im Alter von neunzehn oder zwanzig Jahren (um 1875) eine Abendschule auf, in der er jungen Arbeitern Lesen, Schreiben und Rechnen — the three r's: reading, writing, 'rithmetic — beibrachte. Nicht weniger als 18 junge Leute waren zeitweise in diesem kleinen Raum vereinigt. Sie zahlten ihm jeder 2 d. die Woche für den Unterricht, wofür sie so oft kommen konnten, wie sie wollten. Nach Schluß der Abendschule begann dann sein eignes Studium, das er meist

bis nach Mitternacht, nicht selten bis 2 ausdehnte, obwohl er um 7 wieder in der Fabrik sein mußte. Wright hat immer wenig Schlaf nötig gehabt, weniger als die meisten Menschen; dabei hat er eine Arbeitskraft, um die ihn viele beneiden werden. Noch jetzt in seinem Alter ist er gewohnt, seine 50 bis 60 Stunden wöchentlich zu arbeiten.

Seine Hauptschaffenszeit in jenen jungen Jahren war der Sonntag. Er ging regelmäßig zur Kirche, aber im übrigen saß er Sonntags mindestens 12 Stunden hinter den Büchern. Manchem wird eine solche Lebensweise für einen jungen Mann entbehrungsvoll erscheinen; er empfand das nicht; er wurde gehoben von dem Gefühl, voran zu kommen.

Mit seinem 21. Jahr beginnt ein neuer Lebensabschnitt für Wright. Er hatte sich von seinem Arbeitslohn und dem Ertrag der Abendschule £ 40 erspart. Jetzt ging er nach Deutschland, um in Heidelberg ein Semester Mathematik zu studieren (1876); aber eine philologische Vorlesung, die er nebenbei hörte, gab seinen Interessen bald eine neue Richtung: er wandte sich dem Sprachstudium zu. Doch kamen ihm seine mathematischen Kenntnisse insofern zu statten, als er sich damit als Student durch Privatstunden einen Nebenverdienst schaffte; und seine Vorliebe für Mathematik hat er bis heute bewahrt, ohne sie wissenschaftlich oder praktisch weiter zu betätigen.

Das Studiensemester in Heidelberg erweiterte nicht nur seine Kenntnisse und seinen Gesichtskreis, es lenkte auch seinen Lebensweg in neue Bahnen. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland dachte er nicht mehr an Wollesortieren und Fabrikarbeit, er wurde Lehrer an der Springfield School zu Manningham bei Bradford (1876), wo er Rechnen, Französisch, Deutsch und Latein zu unterrichten hatte. Er war jetzt 21 Jahre alt und bezog bei freier Station ein Gehalt von jährlich £ 30. Neben seinem Unterricht setzte er seine Studien fort und legte nach zwei Jahren die Matrikulationsprüfung für die Universität London ab. An ein Studium an einer der alten Universitäten konnte er der Kosten halber nicht denken; aber die Universität London verlangt von den bei ihr immatrikulierten Studenten keine Ortsanwesenheit. Wright blieb weiterhin Lehrer, nach Ablegung seiner Matrikulationsprüfung zunächst in Margate, dann in Wrexham in Nord-Wales.

Nachdem er 1882 an der Universität London sein B. A.-Examen bestanden hatte, ging er zum zweitenmal nach

Deutschland zur Fortsetzung seiner Sprachstudien. Aber das ersparte Geld reichte nicht weit, und so nahm er denn, um seine Studien nicht nochmals unterbrechen zu müssen, Anfang 1884 eine Stelle als Lehrer am Neuenheim College in Heidelberg an. Mehrere Jahre hat Wright in Deutschland zugebracht und außer in Heidelberg auch in Freiburg und Leipzig studiert. Es war sein Bestreben, sich während dieser Zeit eine möglichst vielseitige und gründliche sprachwissenschaftliche Bildung in Vorlesungen und Seminarübungen anzueignen. So trieb er Deutsch, Französisch, Latein, Griechisch, Sanskrit, Altkirchenslawisch, Russisch, Gotisch, Altnordisch, Altsächsisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Altenglisch und später auch Keltisch. Mit 30 Jahren, am 6. Juni 1885, legte er unter Osthoff in Heidelberg sein philosophisches Doktorexamen ab. Im Frühjahr 1886 begab er sich nach Leipzig, um unter Brugmann zu studieren, dessen *Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* er ins Englische übertrug (1. Band 1888). In Freiburg war vornehmlich Paul sein Lehrer. Es war gerade die Blütezeit der junggrammatischen Schule, deren begeisterter Anhänger Wright wurde. Er hat später mehr als irgend ein andrer zur Einbürgerung der deutschen Sprachwissenschaft in England beigetragen, durch seine zahlreichen eignen Arbeiten die in Deutschland empfangenen Anregungen weiter gebildet und in seinen Werken zur praktischen Durchführung gebracht.

Nach seiner zweiten Heimkehr aus Deutschland nahm Wright seine bisherige Lehrtätigkeit nicht wieder auf, sondern ließ sich 1888 mit 33 Jahren in Oxford nieder, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Er hielt zunächst Vorlesungen über altgermanische Sprachen für die Association for the Higher Education of Women und wurde dann 1890 Lecturer für altgermanische Philologie an der Taylorian Institution in Oxford. Sein Gehalt betrug keine £ 100, aber das war mehr, als er je verdient hatte, und er fühlte sich jetzt als der reichste Mann in der Stadt. Er lebte sehr anspruchslos und hat jahrelang für sich selbst nicht entfernt £ 100 jährlich verbraucht. Er schloß sich eng an Max Müller an, der ihn wegen seiner gründlichen Kenntnis des Gotischen, Althochdeutschen und Altenglischen und seiner Beherrschung der neusten Ergebnisse deutscher Sprachwissenschaft schätzte. Schon 1891 wurde er unter ihm Deputy Professor of Comparative Philology, und nach Max Müllers Tod wurde er 1901 dessen Nachfolger auf

dem Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung in Oxford. Diese Stellung hat er bis 1925 bekleidet.

Inzwischen war Wright auch mit eignen Publikationen hervorgetreten, und hier zeigt sich sofort sein Sinn für die praktische Verwertung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und sein Blick für die Bedürfnisse des Unterrichts, der durch seine sechsjährige Tätigkeit im Schuldienst geschärft worden war. Seine ersten Veröffentlichungen waren Elementarbücher zur Einführung ins Gotische, Alt- und Mittelhochdeutsche: *Primer of the Gothic Language* (2d edition, revised and considerably enlarged, 1899), *Middle High German Primer* (1888, 3d edition, rewritten and enlarged, 1917), *Old High German Primer* (1888, 2d edition 1906). Sie haben ihre Brauchbarkeit beim Unterricht durch mehrfache Auflagen bewährt.

Wright pflegt zu sagen, er kenne viele Sprachen, aber beherrsche nur eine: den Dialekt seines Heimatsdorfs Windhill, den er bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr ausschließlich sprach. Man begreift es danach, daß ihm als Gegenstand seiner ersten wissenschaftlichen Untersuchung eine grammatische Darstellung seines Heimatsdialekts vorschwebte. So entstand seine *Grammar of the Dialect of Windhill, in the West Riding of Yorkshire*, die von der English Dialect Society 1892 gedruckt wurde. Das Buch stellte gegenüber früheren englischen Dialektgrammatiken, selbst den besten derselben, einen bedeutenden Fortschritt dar. Es war die erste Grammatik eines englischen Dialekts, die den Ergebnissen und Anforderungen der modernen Sprachwissenschaft gerecht zu werden sucht, und es war in dieser Hinsicht, das darf man ruhig sagen, epochemachend in der Geschichte der englischen Dialektforschung. Wright beschränkt sich nicht auf eine beschreibende Darstellung des heutigen Sprachzustands seines Dialekts, sondern er strebt überall nach historischer Darstellungsweise. Darin zeigt sich die Schule der deutschen Sprachforschung, durch die er gegangen war. Er knüpft in der Darstellung der heutigen Laute und Formen an die altenglischen Verhältnisse an und rückt sie dadurch in historische Beleuchtung. Es wäre wohl richtiger gewesen, statt vom Altenglischen vielmehr vom Mittelenglischen auszugehen, wie er selber in der Vorrede bemerkt, aber er fühlte sich damals in der mittelenglischen Grammatik noch nicht so zu Hause, um dies mit Erfolg tun zu können. Trotz dieses kleinen Mangels bietet das Buch auf Schritt und Tritt eine Fülle von

interessanten und wichtigen Beiträgen nicht nur zur englischen Dialektkunde, sondern auch zur Geschichte der Schriftsprache.

»Nach einer Flut ziemlich wüster Dialektliteratur, die nur ganz wenig brauchbare Arbeiten aufweist,« sagt Luick in seiner Besprechung des Buchs (Angl. Beibl. 4, 166; 1893), »ist endlich einmal von einem Engländer selbst seinen Landsleuten gezeigt worden, wie auf diesem Gebiet zu arbeiten ist. In Wright fanden sich die Hauptvoraussetzungen für die Abfassung einer Dialektgrammatik, vollkommene Beherrschung des Dialekts und gediegene linguistische Schulung, glücklich vereinigt. Daß er sich letztere zum großen Teile wohl in Deutschland erworben hat, verdient hervorgehoben zu werden.«

Wrights Grammatik seines Heimatsdialekts war nur eine Vorarbeit zu seinem *magnum opus*, dem er siebzehn Jahre seines Lebens widmete. Die English Dialect Society hatte seit 1873 mit Hilfe von zahlreichen Mitarbeitern den Wortschatz der englischen Dialekte gesammelt und die Früchte dieser Sammelarbeit in einer langen Reihe von Monographien nach und nach veröffentlicht. Aber es fehlte noch die Zusammenfassung des Materials zu einem Gesamtwerk. Auf die Anregung von Professor Skeat, dem Gründer und Vorsitzenden der Dialect Society, wurde Joseph Wright, der kurz zuvor aus Deutschland zurückgekehrt war, 1889 mit dieser Aufgabe betraut. Man hätte keinen geeigneteren Mann dafür wählen können als ihn, der Dialektkenntnis, sprachwissenschaftliche Schulung, Arbeitskraft und Organisationsgabe in idealer Weise vereinigte. Er machte sich sofort ans Werk, aber erkannte bald, daß das große bereits gesammelte Material noch lange nicht ausreichte, daß mindestens doppelt soviel gesammelt werden mußte, bevor man mit der Herausgabe beginnen konnte. Es wurde ihm ein Arbeitsraum in der Clarendon Press zur Verfügung gestellt, wo er mit einem Stab von sechs Gehilfinnen arbeitete. Er ließ Tausende von Zirkularen verschicken, hielt Vorträge in den Provinzen, gründete Lokalkomitees und warb über tausend freiwillige Helfer. Eine der Assistentinnen hatte nichts andres zu tun, als Fragen an die Korrespondenten zu richten. In jahrelanger Arbeit wurde ein Rohmaterial von über zwei Millionen Zettel zusammengebracht, auf deren jedem ein Dialektwort, Quelle, Datum, Grafschaft und womöglich ein Beispiel für die Verwendung verzeichnet standen. Nun konnte mit der Verarbeitung des Materials und der Herausgabe des

Wörterbuchs begonnen werden. *The English Dialect Dictionary*, "being the complete Vocabulary of all Dialect Words still in use, or known to have been in use during the last two hundred years", — unter diesem Titel erschien die erste Lieferung des großen Werks 1896 mit einer Widmung an Skeat. Mit erstaunlicher Schnelligkeit und Pünktlichkeit ging die Drucklegung vor sich, und nach neun Jahren, 1905, lag das ganze Werk in sechs dicken Quartbänden mit über 5000 Seiten vollendet vor. Es enthält mehr als 100000 Dialektwörter oder Wörter, die in den Dialekten andre Bedeutungen haben als in der Hochsprache.

In der Tat eine gewaltige Leistung, die unsre Bewunderung im höchsten Maß verdient. Der Grundplan und die Ausführung im einzelnen, die genaue Umgrenzung des Verbreitungsgebiets der einzelnen Wörter, ihrer verschiedenen Formen und sonstigen sprachlichen Eigentümlichkeiten nach Grafschaften, die phonetischen Umschreibungen, die durch Belege erläuterten Bedeutungsansätze, die etymologischen Nachweise, die Übersichtlichkeit der typographischen Gruppierung — alles das sind Vorzüge, die das Arbeiten mit diesem Wörterbuch zu einem Vergnügen macht. Gewiß, das Werk hätte noch in mancher Hinsicht vertieft werden können, wenn der Herausgeber die doppelte Zeit darauf verwandt hätte. Aber dann wäre es der Öffentlichkeit noch jahrzehntelang vorenthalten geblieben und möglicherweise überhaupt nicht fertig geworden, während wir nun bereits über ein Vierteljahrhundert damit arbeiten konnten. Wir können Wright nicht dankbar genug sein für dieses Werk, das für jeden, der sich wissenschaftlich oder praktisch für die englischen Dialekte interessiert, eine unerschöpfliche Schatzkammer ist. Es ist in der Tat ein Werk von nationaler Bedeutung, und mit berechtigtem Stolz nennt es Wright "the work by which I hope to be remembered" (Tit-Bits 28. 2. 1925, p. 5; Evening News 2. 2. 1925, p. 9).

Während der Drucklegung des Wörterbuchs fand der unermüdlich Schaffende noch Zeit, auf Grund des darin gebotenen Materials eine *English Dialect Grammar* auszuarbeiten, die noch im Jahre der Fertigstellung des Wörterbuchs (1905) als Anhang zu diesem und gleichzeitig auch in Sonderausgabe mit kleinerem Format erschien. Sie enthält eine umfangreiche Laut- und Formenlehre der Dialekte des Englischen in Großbritannien und Irland sowie reichhaltige Wortlisten schriftsprachlicher

Wörter und ihrer dialektischen Entsprechungen in phonetischer Umschrift, mit Verweisungen auf die Grammatik. Ein enormes Material ist hier von dem besten Kenner der englischen Dialekte in gedrängter Form zusammengestellt. Auch mit diesem Buch, das eine wertvolle Ergänzung des Wörterbuchs und für jeden Dialektforscher ein unentbehrliches Nachschlagewerk ist, hat sich Wright ein großes Verdienst um die englische Sprachforschung erworben.

Wright hatte nicht nur die Herausgabe, sondern auch die Finanzierung des Wörterbuchs ganz auf seine Verantwortung übernommen und für die Vorbereitung und Drucklegung sein Privatvermögen von weit über £ 2000 geopfert. Aber private und staatliche Unterstützungen kamen ihm zu Hilfe und ermöglichten die Durchführung des Werks. Herr Thomas Hallam in Manchester vermachte ihm bei seinem Tode ein Legat, und Arthur Balfour trat als First Lord of the Treasury zweimal für ihn ein: zunächst durch Gewährung einer einmaligen Beihilfe von £ 600, sodann 1899 durch Bewilligung einer jährlichen Pension von £ 200 aus dem Royal Bounty Fund in Anerkennung und zur Förderung seiner Verdienste um die Sprachforschung, insbesondere als Herausgeber des *English Dialect Dictionary*.

Unter den Mitarbeitern, die Wright bei der Ausarbeitung des Wörterbuchs halfen, ist vor allem eine zu nennen: seine Frau. Joseph Wright hatte sich 1896 mit Elizabeth Mary Lea, Tochter des Rev. F. Simcox Lea in Tedstone, Delamere (Cheshire), vermählt, die nach seiner Niederlassung in Oxford eine seiner ersten Schülerinnen war. Sie hatte vorher bereits bei Napier Vorlesungen gehört, aber Wright war es, der sie ganz dem Sprachstudium gewann. Er hat die Anregung zu ihrer Erstlingsarbeit, *The Language of the Northumbrian Gloss to the Gospel of St. Mark* (Angl. 16; 1893), gegeben. Seiner Fürsprache verdankte sie auch die Stellung als Tutor und Lecturer bei der Association for the Higher Education of Women in Oxford, für die auch Wright selber Vorlesungen hielt. Sie hatte diese Stelle 1893—1896 inne, hat aber ihre Unterrichtstätigkeit auch nach ihrer Verheiratung fortgesetzt und liest noch heute über Alt- und Mittelenglisch und historische englische Grammatik vor zahlreichen Studierenden. Die feine, sympathische Frau ist ihrem Gatten nicht nur eine treue Lebensgefährtin geworden, sie hat ihm

als gründlich geschulte Gelehrte auch bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten wertvollste Dienste geleistet. Sie hilft ihm bei der Sammlung und Sichtung des Materials, und bei seinen englischen Grammatiken erscheint ihr Name mit dem ihres Mannes zusammen auf dem Titelblatt. Die Ergebnisse ihrer eignen Forschungen, Sammlungen und Beobachtungen auf dem Gebiet der Dialekt- und Volkskunde hat sie in einem umfangreichen und sehr belangvollen Buch *Rustic Speech and Folk Lore* (Oxford University Press, 1913) niedergelegt.

Zwei blühende Kinder, eine Tochter, Mary, und ein Sohn, Willie, sind dem Ehepaar Wright leider in jugendlichem Alter entrissen worden; aber ungebeugt durch alle Prüfungen, gehoben durch Gottvertrauen und Arbeitsfreudigkeit, sind sie in idealer Herzensehe und Interessengemeinschaft ihren Lebensweg weiter gewandelt. Die dieser Festschrift vorangestellte Photographie gibt ein Bildnis beider aus jüngster Zeit (1925).

Nach der Vollendung des *Dialect Dictionary* wandte sich Joseph Wright der Ausarbeitung einer Reihe von grammatischen Lehrbüchern zu. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie er mir gelegentlich sein reichhaltiges Arbeitsprogramm entwickelte; ich erstaunte über diese weitausschauenden und vielseitigen Pläne, die mit einer langen Reihe von Jahren rechneten; aber ich kannte seine robuste Arbeitskraft und seine Pünktlichkeit, und heute liegt, obwohl durch den Krieg verzögert, tatsächlich der größte Teil dieses Programms vollendet vor.

Zuerst erschien eine *Historical German Grammar* (vol. I, 1907), und schon im folgenden Jahr 1908 brachte Wright gemeinsam mit seiner Frau eine *Old English Grammar* heraus, die 1914 eine zweite, 1925 eine dritte Auflage erlebte. Es ist die einzige altenglische Grammatik, die in den letzten 25 Jahren eine Neuauflage erfahren hat; und wenn auch für die dritte Auflage die Forschung seit 1914 wohl nicht in dem Maße verwertet worden ist, wie man es wünschen könnte, so darf man doch dankbar sein für den reichen Stoff, der in so übersichtlicher, klarer Darstellung geboten wird. Das Buch hat außerdem vor den andern altenglischen Lehrbüchern zwei Vorzüge: es ist noch stärker als diese historisch-sprachvergleichend angelegt, indem es die Lautentwicklung vom Indogermanischen durchs Urgermanische ins Altenglische verfolgt, und es bietet außer der Laut- und Formenlehre ein sehr willkommenes

Kapitel über Wortbildung, die ja in den meisten Grammatiken zu kurz kommt.

Nach dem Erscheinen der *Old English Grammar* 1908 widmete sich Wright zunächst wieder Arbeiten aus dem Gebiet der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft. 1910 erschien seine *Grammar of the Gothic Language*, 1912 seine *Comparative Grammar of the Greek Language*. Auf diese sollte eine *Comparative Latin Grammar* folgen, die er im Kriege ausarbeitete; aber als er sie 1921 druckfertig gemacht hatte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die Höhe der Druckkosten seine Mittel überstiegen. So liegt dieses Werk unveröffentlicht da, und es wird vielleicht nur ein Teil davon als besonderes Buch erscheinen.

Mittlerweile hatte Mrs. Wright Stoff für eine mittelenglische und neuenglische Grammatik gesammelt, und Wrights Schaffenskraft galt nach Fertigstellung der lateinischen Grammatik wieder der englischen Sprachgeschichte. Zunächst fertigten die beiden Ehegatten einen Auszug aus ihrer altenglischen Grammatik an, der 1923 unter dem Titel *An Elementary Old English Grammar* erschien. Aber noch im gleichen Jahr folgte *An Elementary Middle English Grammar*. Eine vollständige mittelenglische Grammatik war längst das dringendste Bedürfnis für die englische Sprachwissenschaft, seitdem Morsbachs großangelegte Grammatik leider ein Torso geblieben war. Hier lag nun endlich eine vollständige Darstellung der mittelenglischen Laut- und Formenlehre vor, die dem Titel nach nur für den Anfänger berechnet ist, aber tatsächlich durch die Zusammenfassung und übersichtliche Darstellung eines sonst unübersehbaren Materials und durch vielfache Heranziehung der heutigen Dialekte zur Erklärung der sprachlichen Entwicklungen auch Fortgeschrittenen wertvolle Dienste leistet. Inzwischen ist zwar die Lautlehre durch Richard Jordans musterhafte Darstellung in seinem *Handbuch der Mittelenglischen Grammatik* (Heidelberg 1925) in mancher Hinsicht überholt, aber durch den frühen Tod des Verfassers ist leider auch dieses Buch ein Bruchstück geblieben, und die *Elementary Middle English Grammar* von Joseph und Mary Wright behauptet auch weiterhin das Feld als die einzige vollendete Darstellung der mittelenglischen Grammatik.

An die alt- und mittelenglischen Elementarbücher reihte sich im folgenden Jahr *An Elementary Historical New English*

Grammar (1924), das eine Laut- und Formenlehre des Neuenglischen auf historischer Grundlage bietet. Wie seine Vorgänger, hebt das Buch nur das Wesentliche in klarer Darstellung hervor unter Übergehung alles dessen, was bloß für Spezialforscher Interesse hat. Während das mittelenglische Elementarbuch sich zum großen Teil auf jungfräulichem Boden bewegte und sich auf eigne Sammlungen stützen mußte, lagen hier in den Büchern von Luick, Horn, Jespersen, Ekwall, Wyld, Franz, Zachrisson u. a. eine Menge von Vorarbeiten vor, die das wesentliche Material darboten, und zu deren Ansichten nur Stellung zu nehmen war. Aber die Verfasser haben ihren Stoff in durchaus selbständiger Weise verarbeitet und vielfach auch eigne Auffassungen zur Geltung gebracht. Von besonderem Belang ist in dieser Grammatik eine historische Darstellung der neuenglischen Orthographie, die Wright auf Grund des reichen von seiner Frau gesammelten Materials vielleicht später zu einem kleinen Buch über die Geschichte der englischen Schreibung erweitern wird.

Mit den Elementarbüchern des Alt-, Mittel- und Neuenglischen ist die historische Darstellung der englischen Sprachentwicklung in drei Querschnitten abgeschlossen. Aber es soll ihr als nächstes Werk des Verfasserpaars eine *Historical English Grammar* folgen, worin auch die Wortbildung zu ihrem Recht kommen wird, die in den drei Elementarbüchern nicht behandelt ist.

Wie das Dialektwörterbuch und die Dialektgrammatik, so hat Wright auch seine grammatischen Lehrbücher durchweg selber finanziert. Er ist sein eigner Verleger und überläßt seine Bücher der Oxford University Press nur zur Drucklegung und zum Vertrieb. Der praktische Geschäftssinn Wrights, der hier wie überall zutage tritt, läßt ihm die möglichste Ausschaltung des überflüssigen Mittelmanns als ratsam erscheinen. Von demselben Grundsatz ausgehend, hat er auch sein Haus als sein eigner Bauunternehmer, ohne berufsmäßigen Baumeister gebaut, indem er sich einen Plan von einem Architekten entwerfen ließ und alle Arbeiten einzeln vergab.

Dieser praktische Geschäftssinn wird sich bereits in dem Knaben entwickelt haben, der seit seinem sechsten Jahr genötigt war, den scharfen Verstand, den er mit auf die Welt bekommen hatte, im Kampf ums Dasein zu betätigen. Wright ist ein *matter-of-fact man* im besten Sinne des Worts, und

dazu stimmt die kräftige Reckengestalt dieses vierschrötigen Yorkshireman vortrefflich. Aber er verbindet mit seinem klugen Geschäftssinn, wie man das bei Engländern so häufig findet, eine tiefe, echte Religiosität, ein felsenfestes Gottvertrauen, das ihm in allen Lebenslagen den metaphysischen Halt, den unverwüstlichen Lebensmut gibt.

Bei all seinen Erfolgen ist Wright nie von Überhebung angekränkelt worden, sondern der schlichte, einfache Mann geblieben, der sich seiner niedrigen Herkunft nicht schämt, sondern gern von den Entbehrungen seiner Jugend und seinem allmählichen Aufsteigen erzählt. Er ist ein offner, gerader Charakter, herzlich, heiter, humorvoll, liebenswürdig, vor allem aber tätig. Seine beispiellose Arbeitskraft und Schaffenslust ist wohl sein hervorstechendster Charakterzug. Ihm in Verbindung mit seiner natürlichen Begabung und seinem praktischen Sinn verdankt er und verdanken wir den großen Umfang und die Eigenart seines gelehrten Lebenswerks.

"A man can make his way at Oxford if he has the will. It does not depend upon birth or social status, but work,"

sagt er einmal (Daily Mail 27. 1. 1925, p. 7), und ein andermal schreibt er (Tit-Bits 28. 2. 1925, p. 5):

"One can get on in any particular sphere of life if one has the will, determination, and power of application. There is hardly anything in England that one cannot become except the king!"

Seit seiner Niederlassung in Oxford und seiner Anstellung als Professor an der Universität ist sein äußeres Leben ziemlich ereignislos verlaufen. Über seine Lebensweise schreibt er selbst in einer kurzen Darstellung seines Entwicklungsgangs (Evening News 2. 2. 25, p. 9):

"My life has been uneventful: all my time has been occupied in work. I like to get down to it before 9 a. m. and work until one o' clock straight off. After lunch I read the newspaper, and then have a sleep until 3, when I take a little walk. After tea I am ready for five hours' work, with a brief interval for a very light supper. These have been my habits for 30 years or more."

Wright raucht gern. Wenn er abends nach getaner Arbeit behaglich seine kurze Pfeife schmaucht, ist der das Bild vollkommener Gemütlichkeit. Im Genuß alkoholischer Getränke ist er mäßig, doch ist er nie Abstinenzler gewesen. Nachmittags beim Tee sieht er gern junge Leute bei sich. Überhaupt ist ein enges Verhältnis zur Jugend ihm Herzensbedürfnis.

Seine Arbeitszeit ist zwischen seiner Wissenschaft und seiner Lehrtätigkeit geteilt. Er hat einen regen Anteil an der Organisation des neusprachlichen Studiums in Oxford gehabt und nach dem Tode Napiers im Kriege auch dessen Vorlesungen über englische Sprache übernommen, um die Kontinuität aufrechtzuerhalten. Im Frühjahr 1925 ist er nach 34jähriger Wirksamkeit freiwillig von seiner Professur zurückgetreten, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeitsplänen hingeben zu können. Aber er bleibt weiterhin Ehrensekretär der Kuratoren der Taylor Institution, in der das Department of Modern Languages in Oxford seinen Sitz hat.

Wright pflegte vor dem Kriege, wenn es ihm irgend möglich war, alljährlich im Frühjahr mit seiner Gattin nach Deutschland zu kommen, um in Heidelberg oder Freiburg, den Lieblingsstätten seiner Studienzeit, sich einige Wochen von der Arbeit zu erholen und freundschaftliche Beziehungen zu deutschen Kollegen zu pflegen. Gern hätte er nach dem Kriege diese Gepflogenheit erneuert, nachdem er die alten Beziehungen brieflich wieder angeknüpft hatte; aber infolge einer schweren Operation, die er vor einigen Jahren durchzumachen hatte, und die er im übrigen gut überstanden hat, muß er Seereisen meiden. So verbringt er jetzt im Frühling gewöhnlich einige Wochen an der englischen Riviera, in Devonshire, während er seine Sommerferien im August in dem heimatlichen Yorkshire zu verleben liebt. Eine anfangs nicht unbedenkliche Erkrankung in diesem Sommer hat er dank seiner zähen Natur so völlig überwunden, daß er während seines Ferienaufenthalts in den Yorkshire Moors trotz ärztlicher Warnung einen Marsch von neun Meilen ohne üble Folgen machen konnte.

* * *

Zu seinem siebzigsten Geburtstag wünschen die Mitarbeiter dieser Festschrift dem verehrten Jubilar, daß ihm seine Frische und Leistungsfähigkeit noch lange erhalten bleiben, daß es ihm noch viele Jahre vergönnt sein möge, erfolgreich weiter zu schaffen an der Ausführung der Pläne, deren Verwirklichung ihm am Herzen liegt. Sie wünschen ferner, daß die Festgaben, die sie ihm hiermit überreichen, beitragen möchten zur Erneuerung der alten guten Beziehungen zwischen englischer und deutscher Wissenschaft und zur engeren Knüpfung der wissenschaftlichen Fäden zwischen den Kulturvölkern überhaupt.

Heidelberg. Johannes Hoops.

WALDERE UND WALTHARIUS.

§ 1.

Die früheren Auffassungen von dem Verhältnis beider.

Nachdem G. Stephens im Jahre 1860 die beiden Walderefragmente "from the originals of the 9th century" veröffentlicht hatte, setzte sich zunächst Müllenhoff (Z. f. d. A. 12, S. 264 ff.) mit ihnen auseinander. Ein Zweifel an Stephens' Angabe über das Alter des MS kam ihm nicht; die Entstehung des Gedichtes selbst datierte er als »ohne Zweifel aus der Blütezeit des ags. Epos und daher spätestens um die Mitte des 8. Jahrhunderts«. Es erschien ihm unwahrscheinlich, daß der Stoff aus der damaligen deutschen Sage geschöpft habe; wahrscheinlich sei vielmehr »eine schon längere Zeit dauernde Unabhängigkeit der angels. Überlieferung«, die »nur die erste Ausbildung und Verbreitung der epischen Sage voraussetzt«. Die auffälligen Ähnlichkeiten in der Situation zwischen Waldere und dem somit etwa 180 Jahre jüngeren Waltharius verkannte auch er nicht; aber bedeutungsvoller erschienen ihm die Unterschiede. Wenn von einer Waffe Walthers als Ælfheres lāf die Rede ist, muß Ælfhere also bereits verstorben sein; »Walderes Flucht ward daher in dem ags. Liede wohl anders motiviert als bei Ekkehard und dem mhd. Gedicht, wo Alphere oder Alpker noch am Leben ist, als W. zurückkehrt.« Diese Schlußfolgerung ist nun freilich willkürlich, und ihre Voraussetzung, obschon nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch von lāf = »Erbstück« berechtigt, ist doch hier (wie schon Jos. Fischer: Zu den Waldere-Fragmenten, Breslauer Diss. 1886, S. 10) anmerkte, deshalb bedenklich, weil dem Waldere, wenn sein Vater fern in der Heimat starb, die Rüstung nicht gut an den Hof Attilas geschickt sein kann. Man müßte also entweder annehmen, daß im ags. Gedicht Ælfhere schon vor der

Vergeiselung Walthers starb, was nicht wohl angeht, oder aber mit Fischer (gegen Dieter, Anglia XI, 160) den Sinn von 'lāf' etwas weiter fassen. — Ein ferneres Argument für die Verschiedenheit beider Fassungen hat schon Binz (PBrB 20, 218) bestritten, daß nämlich Waldere mehr Schwertkämpfer, Waltharius mehr Speerkämpfer sei, allerdings mit dem nicht ganz unbedenklichen Zusatz, daß auch aus den Worten der Hildegund hervorgehe, wie Waldere sich im Schwertkampf weniger geübt fühle. Dies aber stimme zu der ahd. Sage. Indes wenn dies aus den Worten der Hildegund 'ne murn þū for þī mēce' herausgelesen werden soll [1]), wie das in der Tat zahlreiche Erklärer getan haben, so muß demgegenüber betont werden, daß der Sinn dieser Worte durch Parallelstellen wie By. 259 ne for feore murnan u. a. ziemlich klar ist. 'Ne murnan fore' heißt: 'sich nicht bekümmern um', also: 'Sei um das Schwert nicht besorgt', d. h. 'Du brauchst um das Schwert nicht besorgt zu sein' (vgl. auch Cosijn, Versl. en Mededeel. d. k. Akad. v. Wetensch. III, 12, Amsterdam 1896, S. 69), ein Fall der im Ags. so häufigen Litotesfigur ('understatement'), die hier durch den folgenden Satz ganz deutlich wird: "þē wearð māðma cyst" usw. Also nicht eine vorhandene Besorgnis Walderes, die dem Krieger schlecht anstehen würde, soll zerstreut, sondern der Preis des Schwertes gesungen werden. (Der stilistische Typ ist derselbe wie in Beow. 1760 »oferhȳda ne gȳm = befleißige dich nicht des Übermuts, d. h. verschmähe Übermut«.)

Wenn Müllenhoff weiter findet, daß dadurch, daß Gunthers Schwert in Zusammenhang mit þeodric und Widia gebracht wird, 'das ganze chronologische System auf den Kopf gestellt wird', wie das die deutsche Sage mutwillig nie getan hätte, so mag Binz' Einwand, daß die 'Verwirrung vielleicht doch auch in Deutschland eingetreten' sein könnte, auf sich beruhen; auf

---

[1]) Eine Reihe von Auslegern wie Dieter, Anglia XI 165, verstehen überhaupt die Stelle falsch, indem sie glauben, Hildegund belebe den sinkenden Mut des Waldere wieder. Von Mutlosigkeit bei Waldere kann gar nicht die Rede sein. Es handelt sich hier vielmehr um den typischen Zuspruch im Kampf, bei dem Hildegund an die Stelle des jungen Gefolgsmannes tritt. Vgl. die auf uns Heutige überraschend väterlich wirkende Art, wie der junge Wiglaf zum greisen König Beowulf spricht: "Lēofa Biowulf, lǣst eall tela, swā þū on geoguð-fēore geāra gecwǣde etc. 2663.

alle Fälle aber handelt es sich doch um keinen wesentlichen Bestandteil des Gedichts, sondern es ließe sich leicht an einen Zusatz denken. Mit diesen Gründen konnte also Müllenhoff seine These schlecht stützen. Die Heinzelsche aber (Die Walthersage 1888) hat in dem hier wichtigsten Punkte, daß in den Fragmenten überhaupt nicht Hildegund, sondern Hagen zu Waldere spreche, mit Recht so übereinstimmend Ablehnung gefunden, daß es überflüssig ist, auf sie einzugehen. — Die Einwirkung der überraschenden Bestätigung der Sieversschen Genesishypothese hat dann Kögels Stellungnahme zu dem Verhältnis von Waldere und Waltharius bestimmt. Er wollte in dem angelsächsischen Gedicht die Spuren einer deutschen Vorlage erkennen. Aber was er an Argumenten für seine These in dem angelsächsischen Wortgebrauch vorbrachte, haben Binz (PBrB. 20, 217), Cosijn (a. a. O. 64 ff.) und namentlich Kraus (Z. f. ö. G. 1896, 329) restlos zerpflückt. Trotzdem stimmte Binz mit Rücksicht auf die auch von Kögel immer wieder betonte nahe inhaltliche Übereinstimmung im allgemeinen der These einer deutschen Vorlage zu, während Kraus die Frage offen ließ, »ob der Dichter seinen Stoff einer Quelle entnahm, die mit dem lateinischen Walther mittelbar oder unmittelbar zusammenhing.« — Brandls Literaturgeschichte (Pauls Gdr. 2. A., 1908, S. 987), nimmt dann — in Verfolg der Müllenhoffschen These — Herkunft des von einem Geistlichen geschriebenen Waldere aus einer »angelsächsischen Spielmannsfassung« an. Für das hohe Alter des Stoffes in England und die Unmöglichkeit des direkten Zusammenhangs von Waldere und Waltharius werden verschiedene Gründe angeführt, so der, daß »Flurnamen mit Anspielungen auf Motive der Walthersage schon in früh kolonisierten Grafschaften vorkommen: Wealderes Well in Wiltshire seit ca. 552 (?), Wealderes Weg in Somersetshire seit ca. 652 (?)«. Aber dies Argument, das ähnlich auch Binz (a. a. O.) beibringt, kann doch gewiß nicht ernsthaft in Frage kommen. Die Auffassung, die in jedem Vorkommen eines Namens der Heldensage im wirklichen Leben einen Reflex der Dichtung sieht, macht unsere Altvordern in einem Maße zu Kunstenthusiasten, das durch keine Parallele aus späterer Zeit wahrscheinlich wird. Was speziell den Namen Waldere angeht, so ist er in der Bildung ganz geläufig (vgl. R. Müller, Über die Namen des nhbr. Liber Vitae, Palaestra IX).

Es ist nicht einzusehen, warum neben Wealdhelm, Wealdred, Waldwine nicht auch ein Waldhere vorkommen soll, zumal here-Bildungen auch sonst nichts Seltenes sind. In der Tat war 'Walther' offenbar ein so geläufiger Name, daß man sich versucht fühlt, anzunehmen, der Walther der Heldensage sei von den vielen anderen gerade durch das »manu fortis« — auf deutsch, wie Kluge einmal ausführt, vermutlich = Walther »Starkhand« — unterschieden worden, so wie man Harald »Schönhaar« oder Karl »den Kahlen« von andern Haralden und Karlen unterschied. Überdies aber würde man, wenn die Walthersage in England die behauptete Bodenständigkeit durch das Vorkommen des Namens Waldere nachweisen könnte, auch eine entsprechende Häufigkeit des Namens der weiblichen Heldin erwarten. Ein nur zweimaliges Vorkommen eines in der Namensform noch dazu nicht ganz entsprechenden Hildigyð (Binz a. a. O.) befriedigt aber sehr wenig, zumal da dieser Name sich wieder zwanglos ähnlichen Bildungen wie Badugyð, Waldgyð, Oldgyð (Müller § 74) anreiht. Mit diesem Argument wird also nichts zu machen sein.

Daß der Verfasser »Walderes Schwert nicht bloß als Werk Welands kennt, sondern auch dessen Namen Mimminge weiß, was Brandl weiterhin ins Feld führt, würde doch nur etwas besagen, wenn irgendwie zu erhärten wäre, daß der Gebrauch des Namens hier richtig, d. h. ursprünglich, und später verloren gegangen sei. Darauf aber deutet nichts. Auf der anderen Seite aber wissen wir etwa aus Widsiths Ealhhilde-Episode, wie willkürlich angelsächsische Dichter gelegentlich altes Sagengut behandeln. Das gleiche gilt von der Verknüpfung der Walthersage mit Dietrichs Riesenkämpfen, die doch gewiß nicht für hohes Alter der Walderefassung ins Feld geführt werden können. Was aber Brandls Schluß auf das Alter der Walderefragmente aus den »Artikelverhältnissen« angeht: »'æt þus heaðuwērigan I, 17, daneben freilich schon tō þām hālgan I, 27, lassen ihn noch vor-alfredisch erscheinen«, so kann man ihm heute nur noch einen Kuriositätswert zubilligen (vgl. Verf. PBrB. 42, 356 ff.). Dasselbe gilt von Richters Feststellung, die ähnlich schon Cosijn (a. a. O.) gemacht hatte: weil »einmal das Metrum die Auflösung einer kontrahierten Form, und zwar von flēon, also nach Ausfall von h,« verlangt, dürfte »das Gedicht wohl noch in die Zeit

vor Cynewulf (2. Hälfte des 8. Jahrhunderts) zu setzen sein«. Als ob diese Erscheinung nicht noch Jahrhunderte später auftauchte! Vgl. dasselbe flēon in König Alfreds Metr. 21, 306.

Wesentlich ernsthaftere Argumente bringt Heusler bei (vgl. Hoops' R-L). Ihm scheint aus verschiedenen Gründen die innere Form des Gedichtes eine ältere Fassung, als der Waltharius bietet, vorauszusetzen. So war, seiner Meinung nach, in dem Gedicht, von dem wir die Fragmente besitzen, die »Nachtrast in der Klamm« noch nicht vorhanden, sondern die Kämpfe verliefen hier in geschlossener Folge. Er stützt sich für diese Auffassung darauf, daß sich Waldere in seiner Ansprache an Gunther als 'heaðu-wērig' bezeichnet. Er ist also kampfmüde, abgekämpft, was er nicht sagen würde, wenn zwischen den Kämpfen mit Gunthers Mannen und dem entscheidenden Endringen eine Nachtrast läge, wie sie Waltharius schildert. — Allein, es dürfte nicht schwer sein, den Nachweis zu erbringen, daß sämtliche bisherigen Erklärer diese Stelle völlig mißverstanden haben. Waldere sagt hier:

Hwæt! þū hūrū wēndest, wine Burgenda,
þæt me Hagenan hand hilde getwæmde,
fēðewigges. Feta, gyf þū dyrre,
æt þus heaðuwērigan hāre byrnan:
Standeþ mē hēr on eaxelum Ælfheres lāf etc.

Es wäre nun aber doch sehr töricht von Waldere, wenn er dem Feinde im entscheidenden Augenblick verriete, daß er schon »kampfmüde« sei; ein solcher sentimentaler Appell an den Edelmut des Gegners ist ihm gewiß nicht zuzutrauen und entspräche auch nicht der Zuversicht und dem Trotz der folgenden Worte. Diese Bemerkung atmet vielmehr auf das allerdeutlichste Ironie und Spott. Das zeigt auch der ganze Zusammenhang. Denn wem nimmt man die Brünne fort? Dem toten Gegner! Die Hoffnung Gunthers, dem durch Hagen erschlagenen Gegner die Brünne abzuziehen[1]) aber verspottet Walther. Es ist bisher übersehen worden, daß dazu das 'heaðuwērig' vortrefflich stimmt. Es heißt nämlich gar nicht 'kampfmüde', sondern kann direkt den Sinn 'abgekämpft' = 'erledigt' = 'tot' haben. Vgl. Beowulf 1586:

---

[1]) Offenbar ein geläufiger Gedanke in »Gelphreden«, vgl. Hildebr. 55 ff.: Doh maht dû nû aodlihho, . . . hrusti giwinnan, rauba bihrahanen.

hē on ræste geseah
gūðwērigne Grendel licgan

wo es sich um die schon einen Tag alte Leiche Grendels handelt. Der Sinn ist also: »Du meintest, Hagen hätte mich erschlagen, wohlan denn, hole dir von dem — wie du siehst — ganz Erledigten, von dieser Leiche, die Brünne. Noch habe ich sie auf den Schultern usw.« Man sieht, erst bei dieser Erklärung kommt der rechte Sinn in die Stelle, und gleichzeitig wird ihr dadurch ein sehr wirksames Licht aufgesetzt[1])[2]). Eine »geschlossene Folge« der Kämpfe läßt sich also aus diesen Worten ganz gewiß nicht erschließen, wohl aber deutet das eft onginnað B 23 auf das Gegenteil.

Eine Reihe alter und neuer Einzelargumente faßt dann Neckel in seiner Abhandlung GRM IX (1921), 209 ff. zu einem Abschnitt zusammen. Wie Brandl u. a., erscheint es auch ihm als ein Zeichen höheren Alters, daß Waldere den Gunther noch als Burgunden kennt, während Ekkehard ihn als Franken bezeichnet. Aber warum soll sich durchaus die Eigenheit, die Ekkehard in diesem Punkte zeigt, im Ags. wiederfinden, wo gute Tradition, die in der epischen Formel wine Burgenda (= Akv. 19. 4 vinr Borgunda), ihren Niederschlag gefunden hat, eben doch den "Gūðhere mid Burgendum" (Wids. 65/6) kennt? Wenn die angelsächsische Epik irgendeinen auffallenden Zug hat, so ist es ja, wie Beowulf und Widsith erweisen, ihr gutes Gedächtnis für Namen. Und E. Schröders bemerkenswerte Feststellung, daß der Name Burgunder möglicherweise jahrhundertelang der Nibelungensage verloren ging, so daß ihn der Dichter des Nibelungenliedes in der eigenwilligen Form 'Burgonden' wieder einführen konnte, will doch schwerlich schon die angelsächsische Zeit mit einbeziehen.

Ein anderes viel erörtertes Argument, das bei Neckel eine neue Beleuchtung erfährt, ist der verschiedenartige Charakter der Hildegund im Waldere und bei Ekkehard. Bei dem Deutschen ist sie ein banges Mädchen, bei dem Angelsachsen

[1]) Daß die Worte in Waltharius Selbstgespräch 1349 isti uana fatigatum memet per ludicra fallent rein zufällig anklingen, versteht sich danach von selbst.

[2]) Übrigens nimmt für das folgende auch Cosijn ironischen Sinn an: to habbanne 'zu haben' d. i. te varkrijgen zon hier een wonderlijke ironie zijn. 'Om te behouden, niet af te staan' zal wel de bedoeling zijn.

eine Art »Schildjungfrau«. »Sie erscheint an Heldensinn nicht bloß Walther ebenbürtig; sie spricht ihm sogar Mut zu. Und sie hat ihn früher tapfer kämpfen sehen, das heißt doch wohl: sie ist seine Kriegsgefährtin gewesen.« Diese Auffassung wird indes dem Sachverhalt schwerlich gerecht. Daß sie Walderes »Kriegsgefährtin« gewesen sei, davon kann zunächst einmal nicht gut die Rede sein, liegt doch nichts näher, als ihre Bemerkung über die von ihr mitangesehenen Heldentaten auf Walderes vorausgegangene Kämpfe mit Gunthers Mannen zu beziehen, deren Augenzeugin sie nach Ekkehard war. Was aber ihre seelische Einstellung angeht, so kann man sie als die der »Schildjungfrau« doch nur bezeichnen, wenn man große Teile ihrer Rede nicht berücksichtigt. Was sie sagt, ist: »Der Augenblick für Sieg oder Tod ist für dich gekommen. Wovor ich Furcht habe, ist nicht, daß es dir an Mut fehlte, sondern daß du zu tollkühn (ofer mearce, to fyrenlīce) drauflos gehst. Geh richtig vor, und du hast Gottes Hilfe. Auch hast du ein ausgezeichnetes Schwert usw.« An dieser Erklärung ist nichts, was der Stelle Gewalt antäte. Denn das »weorða þē selfne gōdum dǣdum«, an dessen Erklärung man vielleicht Anstoß nehmen könnte, kann nur so verstanden werden. Brandls Tadel der Stelle, diese Mahnung sei so unpassend wie möglich, geht von falschen Voraussetzungen aus. Unter den »gōdum dǣdum« sind natürlich nicht »gute Werke« im christlichen Sinne, sondern ist ein richtiges, lobenswertes, würdiges Verhalten zu verstehen. So heißt es z. B. von Beowulf, als (V. 2177 ff.) eine Betrachtung über sein gesamtes Verhalten angestellt wird, daß er »sich hervortat« (bealdode) gōdum dǣdum — in späteren Jahrhunderten würde man vielleicht gesagt haben: durch »Tugendhaftigkeit«. Die Übersetzung 'Heldentaten' träfe nicht den Sinn; treffender übersetzt Gering: »durch würdige Taten«. — Den Sinn »angemessen, richtig« hat »gōd« im Angels. öfters[1]). [Für þenden vgl. E. Glogauer, Die Bedeutungsübergänge der Konjunktionen in der ags. Dichtersprache (1922, S. 33).] Es enthält also die Rede der Hildegund eine so starke Mahnung zur Besonnenheit, daß man von ihr nicht gut als Schildjungfrau sprechen kann. In der Gegenüberstellung von tollkühn und

---

[1]) Vgl. geläufiges mlt. bonum im Sinne von 'Tugend'.

maßvoll in ihrem Munde hat man es vielmehr (worauf ich schon Kl. ags. Dichterbuch S. 56 ff. aufmerksam gemacht habe) mit der Betonung des angelsächsischen höfischen Tugendideals zu tun, wie es u. a. im Wanderer V. 65 ff. entwickelt wird. Getreu dem aristotelischen Satze von der Tugend als dem Mittleren zwischen zwei Extremen, von denen das eine dem Übermaß, das andere dem Mangel der in Frage kommenden Eigenschaft entspricht, wird dort ein Mannesideal entworfen, das die Vorzüge wesentlich negativ, und zwar oft nach beiden Seiten hin, bestimmt. Hier wird vom Kämpfer ausdrücklich ausgesagt, er solle »nicht zu furchtsam (wāc) und nicht zu unbesonnen (wanhȳdig) sein. Dasselbe meint Hildegund, aus der also nicht altgermanische Walkyrenwildheit, sondern gerade im Gegenteil die Selbstbeherrschung der höfischen Tugendlehre spricht. Daß sie aber als Frau derart zum Manne redet, kann denjenigen nicht wundernehmen, der den mahnenden Ton beachtet, den z. B. Wealhtheow im Beowulf (1169 ff.) ihrem Gatten gegenüber anschlägt. Sie ist »cynna gemyndig« und weiß »swā sceal man dōn«. Wenn aber jemand, der noch immer an den »uralten« Beowulf glaubt, gerade in dieser Ähnlichkeit mit ihm ein Zeichen des Alters der Stelle sieht, dann bedenke er, daß auch in den Exeter-Gnomen, die niemand für uralt hält, der (vornehmen) Frau ausdrücklich die Aufgabe zugewiesen wird, ihrem Mann Rat zu erteilen. (Vgl V. 92 and him rǣd witan boldāgendum bǣm ætsomne.)

§ 2.

Die Datierung des Waldere-Fragments.

Wenn wir die Summe der im vorigen behandelten Beweise für das Alter des Waldere ziehen, so ergibt sich also eine Null. Alle Argumente erbringen keine Wahrscheinlichkeit für das behauptete Datum. Daß an ihm nie gezweifelt ist, erklärt sich übrigens psychologisch auch einfach daraus, daß der ursprünglich von Stephens gemachte falsche paläographische Ansatz der HS bis in die jüngste Zeit gegolten hat. Noch Brandl (1908) führt als Grund an: »Waldere ist nicht abhängig von der Darstellung des St. Galler Mönches — dem widerspricht schon das Alter der angelsächsischen HS.« Dabei hatte Wolfgang Keller schon 1906 (Ags. Paläographie, Palästra 43) festgestellt, was ein Blick auf die Tafeln »Angel-

sächsische Schrift« in Hoops' R-L als ganz unbedenkliche Feststellung nachzuprüfen erlaubt, daß nämlich die HS fraglos erst nach dem Jahre 1000 entstanden ist. Warum aber soll das Gedicht dann in die Mitte des 8. Jahrhunderts gesetzt werden? Was hindert uns, es vielmehr dem zehnten gutzuschreiben? Schon die Verbindung mit der Dietrichsage weist auf ganz späte Entstehung. »Dietrichs Abenteuer mit Riesen, Zwergen und Drachen«, sagt Heusler, »werden ihrer Hauptmasse nach spielmännische Neuschöpfung des 12. und 13. Jahrhunderts sein« (R-L). (Vgl. auch B. Symons Pauls Gdr. 3² S. 698 über Dietrichsabenteuer im Norden »spätestens im 10. Jahrhundert«.) Aber es gibt auch einen formalen Grund für späten Ansatz. Wie wir wissen, weisen ganz späte Denkmäler bisweilen skandinavischen Einfluß im Wortschatz auf. ceallian in Byrhtnoð 91 (991), cnear in Æthelstan 35 (937) sind skandinavische Worte (vgl. Björkman S. 215). Wie steht es in dieser Hinsicht um Waldere? mǣl A 19 ist zu unsicher in der Bedeutung an dieser Stelle, um sichere Schlüsse zu erlauben (vgl. Björkman 104), metod in derselben Zeile in der Bedeutung zwar ganz auffällig isoliert (vgl. A. Wolf, Die Bezeichnungen für Schicksal in der ags. Dichtersprache, Breslau 1919, S. 37f.) und der skandin. verwandt, aber doch, wie schon Kraus Z. f. ö. G. 1896, 331 anmerkt, durch ein vereinzeltes meotudwang immerhin gestützt. Allein völlig einwandfrei ist gripe in dem Verse: »hæfde him on handa hildefrōfre, gūðbilla gripe.« Cosijn (a. a. O.) will es zwar für das Ags. retten, indem er einen Sinn 'zwaardhow', d. i. abstractum pro concreto, 'snijdend (tot den houw gereed) zwaard' annimmt, aber grīpan heißt nicht »hauen« und auch nicht »schneiden«, sondern »greifen« und »angreifen«, was nicht zu einem concretum »Schwert« für »gripe« führen kann. Wie sollte sich überdies der gen. pl. gūðbilla erklären? Tollers Erklärung (Suppl.): »He hæfde him on handa hilde frōfre, gūdbilla gripe: he had in his hand aid for war, for the assault of battle-bills«, operiert mit einem falschen Bedeutungsansatz von frōfor, das niemals im Sinne von »Hilfe« in Zusammensetzungen wie etwa *fēonda frōfor = »Hilfe gegen die Feinde« vorkommt, sondern »Trost« bedeutet und höchstens gelegentlich — obgleich sehr selten, der einzige Fall ist Beowulf 628 fyrena frōfor, V. 7 ist andersartig — den Nebensinn von

»Abhilfe« (Beseitigung) annimmt. Ein solcher Sinn kommt hier nicht in Frage. Der alte Ansatz hilde-frōfor = »Kampftrost«, konkret im Sinne von »Schwert« verstanden aber, der an Fälle wie »gūðwine« = »Kampffreund« für »Schwert« gemahnt, paßt auf das beste. Es muß also schon bei der Kögelschen Feststellung bleiben, daß gripe hier den an. Sinn von »Kleinod« = gripr hat. Zu Unrecht hat Cosijn sie mit der Behauptung angefochten, daß dieser Sinn im An. gar nicht recht nachweisbar sei, heißt doch sogar noch heute in den vom An. stark beeinflußten ne. Dialekten 'gripe': 'an excellent article of its kind' (vgl. Wright s. v.). »Gripe« (oder grīpe?) ist also hier unzweifelhaft ein skandinavisches Bedeutungslehnwort. Schon deshalb aber kann das Gedicht nicht gut, wie alle Forscher nach Müllenhoffs Vorgang annehmen, im 8. Jahrhundert entstanden sein. —

§ 3.

Kann Waldere eine Bearbeitung des Waltharius sein?

Unter solchen Umständen verlangt die bisher überhaupt nicht ernsthaft in Erwägung gekommene Frage eine eingehendere Beantwortung, ob der Waldere etwa als eine Bearbeitung des älteren Waltharius anzusehen ist. Der Hergang der Handlung in beiden ist oft verglichen worden, und es genügt deshalb an dieser Stelle, die wichtigsten für uns in Frage kommenden Punkte herauszuheben. Dabei kommt nicht sehr viel darauf an, welche Reihenfolge man für die Fragmente annimmt. In die Augen springt zunächst die Abweichung des in ihnen Erzählten vom Waltharius. Von dem einen Unterschied ist schon die Rede gewesen: Hildegund, bei Ekkehard ein furchtsames Mädchen, hält hier die oben gekennzeichnete Rede an ihren Bräutigam. In dem andern Fragment liegen Bruchstücke einer Wechselrede zwischen Gunther und Waldere vor. Gunther rühmt sich anscheinend eines vortrefflichen Schwertes[1]) — hierzu enthält der Waltharius nichts Entsprechendes —, Waldere antwortet ihm in einer höhnischen, trotzigen, selbstbewußten, schließlich von Gottvertrauen erfüllten Rede. Bei Ekkehard dagegen straft Walther den

[1]) Prahlt er vielleicht mit seinen Kostbarkeiten? Vgl. þe ic ēac hafa etc. [In der Z. f. d. A. 62, 81 erörtert ganz neuerdings L. Wolff diesen Gedanken und glaubt ihn abweisen zu können. Es scheint mir nicht so sicher.]

Gunther mit Verachtung. Eine Wechselrede führt er dort nur mit Hagen. Heusler findet einen besonders bedeutsamen Unterschied, worauf schon früher gelegentlich aufmerksam gemacht wurde (vgl. Dieter, Anglia X, 229) darin, daß Gunther im Waldere »sich zum ehrlichen Einzelkampf stellt«. Wie Dieter hat er keinen Zweifel, daß Gunther den Waldere allein angreifen will. Daraus würde dann eine, wie auch Neckel meint, »heldenmäßigere Auffassung des Königs« sich ergeben als im Waltharius, was den Forschern gleichbedeutend mit einer ältern Darstellung der Geschehnisse ist, die auch noch im Waltharius deutlich durchschimmere. Denn daß Ekkehard Hagen und Gunther gemeinsam über den Waltharius herfallen läßt, wäre ursprünglich gewiß nicht der Sinn der Handlung, sondern sicher käme in der Urfassung Hagen dem König erst im Augenblick höchster Not zu Hilfe. Also stellte der Dichter des Waldere eine ältere Fassung dar. Diese Auffassung hat fraglos auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Aber sie ist nicht ohne Bedenken. Einmal sind die Fragmente kurz und keineswegs völlig eindeutig. Allerlei Möglichkeiten für den weitern Handlungsablauf bleiben offen. Merkwürdig ist z. B. die Befürchtung Walderes, nach dem Abschnitt, in dem die Unterredung mit Gunther stattfindet, von mehreren angegriffen zu werden (I, 23 unmægas). Aber nehmen wir einmal mit Heusler, Neckel u. a. an, die Handlung im Waldere steuere zunächst auf etwas wie einen Einzelkampf mit Gunther hin. (Vgl. mid þȳ þū Gūđhere scealt etc. ... nū sceal ... hlāford sēcan usw.). Haben wir es in diesem Falle hier zweifellos mit der älteren Fassung zu tun? Eigentümlich, daß diese dann, da es doch nach Neckel deutsche Waltherdichtung vor und neben der lateinischen gab, gar nicht mehr weiterlebte und der Nibelungendichter z. B., als er den Hildebrand dem Hagen den dunkelsten Punkt seiner Vergangenheit vorrücken ließ, ihm nicht etwa zum Vorwurf machte, daß er seinen König habe in den Kampf gehen und ihn der schlimmsten Gefahr sich allein habe aussetzen lassen, ehe er selbst den Finger rührte, sondern daß er ihm nur das nachsagt, was auch der Waltharius erzählt:

Nu wer was, der ûfme schilde · vor dem Wasgensteine saz,
Dô im von Spâne Walther · sô vil der mâge sluoc!

Auf der andern Seite ist die angelsächsische Version als

jüngere sehr wohl zu begreifen. Der angelsächsische Dichter ging von eigenen Gesichtspunkten aus, die wir aus der angelsächsischen Epik gut kennen. Diese beruhen nicht nur in seiner größeren Geschichtstreue, die für den Franken wieder den Burgunder Gunther einsetzte. Vor allem kommt vielmehr die Ethik in Frage.

Heinzel spricht einmal (Wiener Sitz.-Ber. Bd. 115 [1889], S. 87) von dem »idealisierenden Kunstprinzip der angelsächsischen Epik«. Eine Probe davon haben wir im Beowulf, wo alle Beteiligten bekanntlich von Edelmut nur so triefen. Noch der Stänker Unferđ macht dort hochsinnige Leihgaben und Geschenke mit seinem Schwerte, und sogar einem grausamen Unhold wie Grendel gegenüber verspricht der Held "fair play" walten zu lassen und, da jener sich nicht auf den Schwertkampf versteht, seinerseits auf Waffen verzichten und das Ringen als eine Art Gottesgericht auffassen zu wollen. War der angelsächsische Bearbeiter, dem der Waltharius vorlag, ebenso 'high-principled' wie der Beowulfdichter, so mußte er natürlich an verschiedenen Stellen ändern. Eine Änderung solcher Art lernten wir schon bei der Behandlung der Hildegund kennen. Ein furchtsames Mädchen, das immer Angst hat und sich verbergen möchte, konnte er als ideale Fürstentochter nicht gebrauchen. Um so weniger, wenn sie, wie Neckel feststellt (S. 143), etwas im Typ ja ganz Ungermanisches ist. So wurde sie dem Typ der höfisch-heroischen Dichtung in ähnlicher Weise angepaßt wie etwa später der König Artus, der in älteren französischen Vorlagen viel fortgeschrittenere Züge aufweist, in mittelenglischen Gedichten wieder dem germanischen König angeähnelt wird: die Tradition der eigenen Literatur erweist sich als sieghaft. In Hinsicht auf den Kampf am Wasgenstein kamen nun ähnliche Gesichtspunkte in Frage. Möglichst viel Vorbildliches soll aufgezeigt werden. Dazu paßt aber die alte Darstellung schlecht. Und wenn auch das moralische Unrecht des Königs Gunther zur Genüge klar gemacht wird (þæsþe hē þās beaduwe ongan mid unrihte ǣrest sēcan) und die höhnische Behandlung, die ihm Walther angedeihen läßt, zeigt, daß er — dies muß gegen Heusler und Neckel hervorgehoben werden — im Grunde nicht viel anders eingeschätzt wird als im Waltharius, so erfährt er doch — ganz in dem oben gekennzeichneten Sinne —

eine gewisse persönliche »Aufwertung«: er stellt sich auch seinerseits zum Einzelkampfe.

Ist nun eine derartige — idealisierende — Umarbeitung, die das lateinische Walthergedicht des Klosterschülers durch einen angelsächsischen Hofdichter geistlichen Standes erfährt, etwas in sich Unwahrscheinliches? Die Unwahrscheinlichkeit könnte wahl nur in der Freiheit gesucht werden, mit der die Vorlage behandelt ist. Aber ein wirklich enger Anschluß, ein Übersetzen Wort für Wort findet sich wohl, wo aus dem nah verwandten altsächsischen Dialekt die Arbeit des Genesisdichters für angelsächsische Leser oder Hörer mundgerecht gemacht werden soll; bei lateinischen Quellen dagegen bemerken wir häufig — wie z. B. bei vielen Rätseln, bei den Variationen über die sog. Adventsantiphone, die wir Christ I nennen und an zahlreichen andern Stellen — eine Freiheit der Benutzung der Vorlage, die den Fall Waltharius-Waldere weit hinter sich läßt[1]). Wollte man dieser Freiheit wegen jene Beziehungen überhaupt leugnen, so bliebe von der angelsächsischen Quellenforschung an Ergebnissen nicht viel übrig. Darf man doch nicht über den Unterschieden aus dem Auge verlieren, was Binz schon einmal treffend hervorhebt, nämlich wie ähnlich sich im Grunde die Situationen von Waldere und Waltharius sind. — Nur der kann eine solche Umbildung bei der Bearbeitung grundsätzlich leugnen, der an der Lachmannschen Auffassung festhält, daß dem »Dichter, dem Verfasser einer einzelnen poetischen Erzählung, von der Fabel und ihren Personen und Begebenheiten nichts Wesentliches eigentümlich zugehört, ebensowenig als der Glaube oder die sittlichen Ansichten, auf die er fußt«. (Kl. Schr. I 467.) Diese Ansicht ist indes gerade von der neueren Forschung gründlich über Bord geworfen. Nimmt doch z. B. Heusler auch bei der Burgundensage eine »bewußte, planmäßige Umdichtung« zugunsten des Charakterbildes des Etzel an. Um das ganz bewußte Schaffen eines angelsächsischen klerikalen Hofdichters handelt es sich auch hier. —

---

[1]) Die von fast allen, die sich mit dem Problem beschäftigt haben, hervorgehobene Gleichung: Welandes worc = Welandia fabrica V. 965 (von einem von Walthers Waffenstücken) hat schwerlich irgendeine Bedeutung. Die Formel ist eiserner Bestand der ags. Epik. Vgl. Beow. 455 Wēlandes geweorc.

§ 4.
Schlußfolgerungen.

Wenn damit auch die eigentliche Aufgabe, die hier gestellt wird, zu Ende ist, so bleibt es doch verlockend, die Schlußfolgerungen aus der gewonnenen veränderten Auffassung ein wenig weiter zu verfolgen. Eine uralte Walthersage in England wäre demnach ein Phantom. Es gibt nichts dergleichen. Auch der Widsith weiß ja übrigens nichts von einem Waldere. Daß ferner von einer alten angelsächsischen Fassung der Sage aus Licht auf die Vorstufen des Waltharius fiele, ist Einbildung. Daß nun unter dieser Erkenntnis die Sicherheit bei der Rekonstruktion solcher Vorstufen überhaupt erheblichen Schaden leidet, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Am weitesten ist in diesem Unternehmen Neckel gegangen, der ein imposantes Gebäude scharfsinniger — vielleicht hier und da überscharfsinniger — Schlüsse errichtet hat, dem einige der wichtigsten Stützen und Fundamente zu nehmen im vorigen versucht worden ist. Wenn man den Versuch für gelungen hält und den Glauben an eine gemeinsame »Versüberlieferung«, aus der beide Gedichte schöpfen, aufgegeben hat, so ist die Frage nach Ekkehards Vorlage von neuem gestellt [1]). Heusler hatte seinerzeit (R-L.) getreu seinen Theorien über Lied und Epos, die so viel Klarheit über ein früher dunkles Gebiet verbreitet haben, als Quelle für Ekkehard ein stabreimendes Heldenlied vermutet. Aber die Schwierigkeit lag hier darin, daß das vorauszusetzende stabende Gedicht, die vermeintliche gemeinsame Quelle für Waltharius und Waldere, doch eigentlich schon in der Fabel fast zu umfangreich für den Typ »episches Lied« war und für dessen Eigenart zu sehr ins einzelne ging. Deshalb hatte Seemüller (Mélanges Godefroid Kurth II, 1908, S. 365) die Frage aufgeworfen, ob nicht hier die Zusammenarbeitung zweier epischer Lieder derart, wie sie Heusler definiert hatte, vorliege, von denen eines die Flucht und den — in den späteren Formen auftauchenden — Hunnen-

---

[1]) Die alte, von Jiriczek, Sijmons u. a. neuerdings noch vertretene Ansicht, die die Walther- aus der Hildesage ableitet, muß dabei als erledigt gelten, vgl. Heusler im R-L. Der jüngst von Krappe im Journal of Engl. a. Germ. Phil. XXII (1923) S. 75 ff. gemachte Versuch, als Urgrund der Hildesage ein Märchen von der Flucht des jungen Helden mit der Zaubererstochter aufzudecken, kommt deshalb für uns hier nicht in Betracht.

kampf, das andere den Kampf am Wasgenstein als Hauptgegenstand habe. Wobei denn nur verkannt ist, daß die erstere Fassung deswegen höchst unwahrscheinlich ist, weil ihr der innere Kern, nämlich der im epischen Liede vorhandene tragische Konflikt, ganz fehlen würde. Neckel aber war von der Heuslerschen Idee wieder zu einer älteren Auffassung zurückgekehrt, indem er ein kleines Spielmannsepos von etwa 250 Langzeilen oder Reimpaaren annahm, das sozusagen alles Gute des Waltharius schon enthielt und deshalb zu seiner Zeit etwas Epochemachendes und Einzigartiges war (S. 287). Heusler aber, anscheinend durch diese Ausführungen veranlaßt, kam, vielleicht zu rasch, von seiner früheren Meinung wieder ab und setzte nun auch (Walzels Handbuch S. 158) ein »gereimtes Lied« als Quelle an, in dem auch ihm Spielmannseinflüsse vorzuliegen scheinen.

Aber es dürfte auf der Hand liegen, daß es methodisch vorzuziehen ist, wo man mit gegebenen Größen auskommt, keine unbekannten einzustellen, zumal wenn sich gegen ihre Eigenart die schwersten Bedenken geltend machen lassen. Dies ist von Hans Naumann neuerdings in sehr beherzigenswerten Ausführungen ganz allgemein in Hinsicht auf den immer wieder behaupteten schöpferischen Anteil des Spielmanns an der deutschen Dichtung geschehen, bei dem man so wesentliche Dinge wie die Veränderung des Publikums mehr oder weniger übersehen hat[1]). Vielleicht läßt sich aber in diesem besondern Fall noch folgendes sagen. Wenn man die Komposition des Waltharius näher betrachtet, so muß einem auffallen, daß sie aus zwei völlig verschiedenen Elementen besteht. Das eine ist der Kampf am Wasgenstein. Viele sind der Meinung, daß es der eigentliche Kern des Gedichtes ist. Schon Müllenhoff (Z. f. d. A. XII, 279) stellte das fest und meinte, daß dieser Kampf »vielleicht die einzige, ursprüngliche und unabhängige Sage sei, die zu Walther gehört«. Aber es läßt sich noch mehr von diesem Kern sagen. Offenbar haben wir es hier mit einem auch in Hinsicht auf den Konflikt als Pointe typischen epischen Lied zu tun. Es ist im Grunde — das ist merkwürdigerweise niemals recht

---

[1]) Versuch einer Einschränkung des romantischen Begriffs Spielmannsdichtung. Deutsche Vierteljahrsschrift II, S. 777 ff. (1924).

beachtet worden — dem Hildebrandslied in der Fabel ungemein ähnlich. Hildebrand kommt zurück aus der Verbannung bei König Etzel; glücklich heimkehrend, sieht er sich unerwartet in der entsetzlichsten Situation: sein Leben wird bedroht durch jemanden, der ihm näher steht als irgendein andrer, nämlich seinen Sohn, der ihn nicht erkennt. Vergebens bietet er Lösegeld in Gestalt von Attila mitgebrachter Schätze, der Gegner verlangt den Kampf. Im Zwiespalt der Gefühle siegt seine Kriegerehre, der Kampf ist unausbleiblich. — Auch Walther kommt heim aus einer Art Verbannung: er war Geisel am Hof desselben Etzel. Auch er sieht sich plötzlich, nachdem er allen Gefahren einer mühsamen Wanderung entronnen ist, in einer furchtbaren Lage: jemand, der ihm nahestand wie ein Bruder, Hagen, sein alter Blutsfreund, ehemals Geisel bei König Etzel wie er, steht ihm als Feind gegenüber und verwehrt ihm den Weg, wie Hadubrand dem Hildebrand. Er ist der Gefolgsmann König Gunthers, und Gunther erhebt Anspruch auf die von Attillas Hof mitgeführten Schätze, die er als den ihm früher abgepreßten Tribut anspricht. Ohne Erfolg sucht auch hier der Held durch ein Teilangebot der Kostbarkeiten sich vor dem Kampf zu retten. Gunther bleibt unerbittlich. Der tragische Zwiespalt der Empfindungen liegt hier freilich nicht in der Seele des Ankömmlings, sondern der seines auf dem Heimatboden stehenden Gegners. Er wird beendet durch den Kampf. Wie man sieht, sind das erregende Motiv und die ganze Situation ungemein nahe verwandt. Auf der weitern Entwicklung, der Kampfschilderung, ruht dann der Nachdruck. Offenbar ist dies das eigentlich Wesentliche an der Geschichte. Das Paar Gunther und Hagen tritt dabei in seinem Charakter wohl schon ganz scharf heraus. Diese Erzählung wird nun aber nicht nur, wie oft dargetan, nach dem Muster antiker und mittellateinischer Dichter breit ausgesponnen, sondern zusammengewoben mit einer Geschichte von einem ganz andern Typ. Zwei Liebende von vornehmster Abkunft, Königskinder, befinden sich in der Gewalt von Fremden, nämlich eines berühmten feindlichen Tyrannen, an dessen Hof sie festgehalten und mit allerlei Aufgaben beschäftigt werden. Der Held bleibt der Heldin treu, trotzdem ihm eine andere Vermählung nahegelegt wird; er entwirft einen Fluchtplan, bei

dem die Geliebte hilft. Die Machthaber werden in einen tiefen Schlaf versetzt und auf solche Weise überlistet. Es folgt nun, da die Liebenden weit von Hause sind, eine gefahrvolle Wanderung, die bis zu Krisen führt, in denen die Liebende an den Helden die Aufforderung richtet, sie lieber umzubringen als zum Opfer der feindlichen Gewalten werden zu lassen. Ein glückliches Ende belohnt sie schließlich für alle Leiden.

Diese beiden Erzählungstypen ließen sich schwer restlos miteinander vereinen. Für die Haupthandlung ist die Frau fast völlig überflüssig. Sie würde sich ohne sie nicht viel anders abspielen. Ja, es wird eine Spannung angelegt, die nachher einschläft, so daß sehr begreiflicherweise spätere Fassungen sie wenigstens insoweit lösen zu müssen glaubten, als sie die beraubten Hunnen auf der Verfolgung auftauchen und mit dem Helden kämpfen ließen. Es ist also nicht, wie Müllenhoff meinte, fränkischer Nationalstolz nötig, um diese abweichende Version herbeizuführen.

Was im Anfang ein dramatisches Motiv zu sein scheint, gibt hier im Hauptteil nur noch einen lyrischen Begleitakkord her. Der Verfasser weiß offenbar, wenn er an den epischen Liedinhalt kommt, nicht viel mit der weiblichen Figur mehr anzufangen. In der Tat hatte sie in dessen Schema keinen Platz.

Was nun aber besonders deutlich dieser Einkleidung den Charakter des Sekundären gibt, ist, daß die Heldin als die Tochter des Burgundenkönigs Heriricus bezeichnet wird, was doch nur möglich ist, weil im Waltharius der Burgundenkönig Gunther zum Franken geworden war. Das verrät (vgl. Dieter, Anglia XI, 161) jüngere Erfindung. Es taucht die Frage auf: Hat es überhaupt eine uralte germanische Sage von Walther und Hildegund gegeben? Oder hat man dem Walther die Hildegund später beigesellt? Aus welcher Zeit stammt die Einkleidung?

Eine Reihe von Forschern nimmt nun schon für die altgermanische Zeit epische Lieder an, die Fluchtmotive behandeln. Am weitesten ist darin Godefroid Kurth (Histoire Poétique des Merovingiens, Paris 1893) gegangen, der an verschiedenen Stellen "histoires d'évasions" zu erkennen glaubt "que la voix ailée de la poésie faisait retentir de peuple en

peuple" (S. 170). Noch Friedrich von der Leyen in seinem schönen Buch: »Die deutschen Heldensagen«, 2. Aufl. München 1923, hält diesen Gedanken eines epischen Typs fest, den er als »Fluchtdichtung« bezeichnet, und für den er, genau wie Kurth, ein altes Beispiel in der bekannten von Grillparzer aufgenommenen Geschichte von Gregor von Tours über Attalus und Leo findet, während andere ihm in den schon von Heinzel aufgezeigten Fällen der Kormakssaga, Gönguhrolfssaga und Herbortsage vorzuliegen scheinen. Aber bereits Voretsch hatte gegen eine Auffassung wie die Kurthsche, die überall Lieder wittert, wo etwas Ungewöhnliches erzählt wird, Verwahrung eingelegt (Das Merowingerepos und die fränkische Heldensage, Festgabe für Sievers 1896, S. 53 ff.) und zumal bei dem »Liede« von der Flucht des Attalus aus Trier ein großes Fragezeichen an den Rand gesetzt (S. 78). In der Tat kann man sich schwer vorstellen, wie diese amüsante historische Anekdote, eine Geschichte überdies, die einem Vorfahren Gregors selbst widerfahren war (vgl. Hellmanns Notiz, Geschichtschr. d. d. V. 8, 1, 151) im Liede ausgesehen haben sollte. Wo sonst noch in sagenhaften Erzählungen der Vorzeit von Flucht die Rede ist, wird man desgleichen mit Voretsch keine Lieder annehmen, aber auch keine große Ähnlichkeit mit dem Motiv von Walther und Hildegundes Abenteuer finden können. Die andern bei Heinzel und von der Leyen verzeichneten Fälle aber sind viele Jahrhunderte später entstandenes Literaturgut, das die Einwirkung von allerlei epischer Kunst erfahren, ja womöglich vom Waltharius selber — der doch eine Art Schulklassiker geworden war, und dessen Auswirkungsmöglichkeiten dadurch außerordentliche gewesen sind — beeinflußt war.

Es fragt sich, ob nicht die Verschmelzung der beiden Geschichtentypen viel später erfolgt ist, als man in der Regel bisher — durch die Vorstellung einer durch das Angelsächsische bewiesenen uralten Walther-Hildegund-Sage verführt — angenommen hat. Die Frage nach dem Zeitpunkt freilich ist schwer zu beantworten und kann kaum getrennt werden von jener nach den Anfängen des Abenteuerromans, über denen so tiefe Dunkelheit liegt. Daß der griechische Roman mit seinem eisernen Schema des auf der Flucht begriffenen, immer neu verfolgten, tausend Widrigkeiten ausge-

setzten Liebespaars, dessen Not sich bis zur Erreichung des Glückshafens aufs höchste steigert (Rohde, Der griechische Roman. 2. A., S. 405, E. Schwartz, Fünf Vorträge über den griechischen Roman, S. 144) mittelbar eingewirkt haben kann, liegt auf der Hand[1]). Vor allem wird man diese Verknüpfung von Altem und Neuem in Zusammenhang mit dem Interesse zu bringen haben, das gegen Ende der altgermanischen Zeit für die romantischere Phantasiewelt der Mittelmeerkultur aufkommt. Es äußert sich auch in der Übernahme von Legenden durch das Abendland, die vom griechischen Roman ihre Motive entlehnen. Eine solche ist etwa die Vita Malchi Captivi (vgl. Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur 1908, S. 177 ff.), eine Erzählung, die der hl. Hieronymus aus älterer »offenbar griechischer oder anonymer Quelle« adaptierte (Kunze, Theol. Lit.-Bl. 1898 Nr. 34), und die eine abenteuerliche Gefangenschaft und Flucht des Mönches Malchus und einer mit ihm geraubten und gefangenen Frau enthält, die viele Fährnisse zu erdulden haben, bis sie ihr Ziel erreichen. Es verlohnt nicht, auf die Motive dieser Erzählung näher einzugehen, da sie als Quelle wohl nicht in Frage kommt. Wichtig ist die aus spätangelsächsischer Zeit herrührende Version nur, weil sie ebenso wie die angelsächsische Appolloniusübersetzung die Möglichkeit der Phantasieanregung der Zeit von dieser Seite her zeigt. Auf alle Fälle bot das internationale St. Gallen mit seinen direkten Beziehungen zur griechischen Kultur (vgl. Franz Landsberger, der St. Galler Folchartpsalter, 1912, S. 38) wohl ganz besondere Möglichkeiten. Ob man deshalb nicht doch dem Ekkehard statt eines nebelhaften unbekannten »Spielmanns« zutrauen soll, die entscheidenden Schritte getan zu haben, einen

[1]) Neckel ist der Meinung, der Ausgang des Kampfes sei ursprünglich ein tragischer gewesen. H. Schneider (GRM 13, 128) meint, vielleicht habe der Waldere diesen Ausgang noch gezeigt. Das ist angesichts des Gottvertrauens, das hier so breit zum Ausdruck kommt, ganz unmöglich. Aber sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ließe sich Neckels Meinung damit begründen, daß der jüngere Geschichtentyp, der auf einen glücklichen Schluß angelegt war, den andersartigen älteren in diesem Punkte verdrängte. Seitdem die heroische Fabel in eine Liebesgeschichte umgewandelt war, erlaubte sie nicht mehr das tragische Ende. Was sollte sonst aus dem Mädchen werden? Aber es fragt sich allerdings, ob Neckels Gründe gewichtig genug sind.

altgermanischen Liedinhalt durch die Erfindung eines Liebesmotivs in ein moderneres, romantischeres Gewand zu hüllen, erscheint mir noch durchaus der Überlegung wert. Auf alle Fälle erwies sich diese Vermischung des Geistes heroischer Poesie mit dem des romantischen Abenteuerromans als ganz besonders reizvoll und hat wohl nicht wenig zu dem ungeheuren Erfolge des Werkes beigetragen; ist damit doch auch zum ersten Male auf deutschem Boden jene Vereinigung zustande gekommen, die später zu den höchsten Höhen unserer epischen Kunstentwicklung führt.

Breslau. Levin L. Schücking.

KÖNIG ALFRED UND OSTEUROPA.

Wenn man die erste der bekannten Interpolationen König Alfreds in seiner Orosiusübersetzung (Ed. Henry Sweet E. E. T. S. Bd. 79), die eine Beschreibung Mittel- und Osteuropas enthält, näher betrachtet, so fällt eine klare Systematik in der Art der geographischen Festlegung der erwähnten Völkerschaften auf. Allerdings könnte man zunächst die Ansicht hegen, daß bei dem Relationssystem, durch welches der König die modernen Längen- und Breitengrade zu ersetzen sucht, es sich um Nachbarbeziehungen handelt. In den Sätzen, die Seite 14, Z. 36 beginnen, kann das persönliche Pronomen him als rückbezüglich auf die letzterwähnte Völkerschaft nach moderner Sprachlogik aufgefaßt werden. Es ergeben sich dann strikte Nachbarbeziehungen. Wie ein Blick auf die Karte aber zeigt, sind diese sachlich unsinnig. Bei einer solchen Auffassung wären nämlich z. B. die Friesen nordwestlich der Alt-Sachsen (S. 16, Z. 5) anzusetzen und die Obotriten nördlich der Dänen (S. 16, Z. 8). Die Personalpronomen (him) können sich also immer nur auf jene Völkerschaften beziehen, die Alfred als Ausgangs- und Mittelpunkt benutzt[1]). Das sind: die Ost-Franken, Alt-Sachsen, Mährer, Süd-Dänen, Nord-Dänen, Esthen, Bornholmer (Burgunden) und Schweden. Nur einmal innerhalb des Einzelsystems der Mährer bestimmt Alfred die Lage durch strikte Nachbarbeziehungen, von der Erwähnung des Kärtnerlandes bis Griechenland. Aber er greift dann (S. 16, Z. 16) auf den Ausgangspunkt, auf die Mährer, zurück. Wenn man sich fragt, welches Auswahlprinzip der König

[1]) Vgl. die instruktive Arbeit von Geidel, *Alfred der Große als Geograph*. München 1904, S. 36.

bei dem Ansetzen der Mittelpunktvölker verwandte, so muß man sich von der Vorstellung frei machen, die z. B. Heinrich Geidel (loc. cit.) hegte, es könne sich bei dem König in seiner Länderbeschreibung, soweit sie selbständig ist, um irgend etwas handeln, das mit modernen abstrakt-geographischen Gesichtspunkten vergleichbar sei. Wir sehen in der zweiten Interpolation, in den Reiseberichten des Ohthere und des Wulfstan, welcher Art die Berichterstatter des Königs waren; ebenso wie bei ihnen wird es sich im allgemeinen um Kaufleute gehandelt haben, die dem Könige über den Kontinent berichteten. Andere als politisch-kommerzielle Gesichtspunkte werden hier für den Interessenkreis des Königs nicht maßgebend gewesen sein. Von hier aus ist allein die Auswahl der Ost-Franken und der Alt-Sachsen als Mittelpunkte in dem eigentlichen Deutschland verständlich. Die politische Vorherrschaft des Frankenstammes, auch in Deutschland, in dem Jahrhundert des Königs ist bekannt. Mit Alt-Sachsen verbanden den König die alten verwandtschaftlichen und neue kulturpolitische Beziehungen (Corvey). In Mähren hatte der Herzog Swatopluk (gest. 894) in der Zeit Alfreds sein mächtiges Reich errichtet, dem die Böhmen und eine große Slawenverbindung huldigten, und der seit 873 selbständig einen Vorposten der fränkischen Politik im Osten darstellte. Die übrigen fünf Mittelpunkte des Systems liegen um die Ostsee! Sie repräsentieren die skandinavische Einflußsphäre[1]), die für den großen Gegner der Skandinavier in England in politischer, aber auch in friedlich-kommerzieller Hinsicht (vgl. Ohthere) bedeutsam war. Die einzige Stadt, die der König auf deutschem

[1]) Allerdings ist anzunehmen, daß der König seine Nachrichten über diese Gegenden, die er wohl vor allem durch Skandinavier hatte (vgl. unten über Wulfstan), auch durch deutsche Gewährsmänner gelegentlich ergänzen ließ. So erkläre ich in der Germania-Interpolation die halb deutsche Form "Ōstsǣ". Allerdings zeigt auch diese vereinzelte deutsche Form dänische Herkunft. Die Bezeichnung Ostsee ist nämlich, wie schon Forster feststellte, unrichtig vom geographischen Standpunkt der Deutschen aus. Sie erhält ihre Berechtigung, wenn man berücksichtigt, daß die im 9. Jahrhundert durch die Wenden von diesem Meere völlig abgeschnittenen Deutschen sie von den Dänen entlehnten, für die sie allein geographisch sinnvoll ist (cf. Geidel, S. 40). Diese Erklärung ist zwangloser als die von Kemp Malone (Mod. Lang. Rev. vol. XX, Jan. 1925), der "Ōstsǣ" aus isländisch "austmarr" mit Übergang von scand. au > ags. ō ableitet.

Boden erwähnt, ist Regensburg, das in dieser Zeit nicht nur als Residenz des wichtigen bayrischen Stammes, sondern weit mehr als Transitplatz für die Donaugebiete und den Handel des Mittelmeeres die spätmittelalterliche Blüte der oberdeutschen Handelsstädte vorzeichnete. In diesem Zusammenhang sei dann schon hier erwähnt, daß, wenn man die Reiseberichte mit in die sogenannte Beschreibung Germaniens einschließt, wozu sie dem Sinne nach gehören, außer Regensburg Hedeby und Truso genannt werden[1]), beides ebenfalls mächtige Handels- und Verkehrszentren. Es ergibt sich also aus dieser Überlegung der praktische, kommerzielle und politische Charakter der Geographie des Königs, die als reine Theorie wesentlich zweckmäßiger hätte eingerichtet werden können, um manche Sprünge in der Lagebezeichnung, wie z. B. den von den Alt-Sachsen zu den Mährern, zu vermeiden.

Maegþas.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal die Bestimmung des rätselhaften Maegþa land (S. 16, Z. 21) versuchen. Schon Forster (Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden, Frankfurt a. O. 1784) hat hervorgehoben, daß der Begriff Germania, der nach Alfred das Land vom Don bis zum Rhein umfaßt, durch die skandinavische Expansion in Rußland, die Gründung also des russischen Staates um die Mitte des 9. Jahrhunderts durch Rurik und seine Skandinavier, und die skandinavischen Handelsfahrten auf den russischen Flüssen bis zum Schwarzen Meer veranlaßt sei. Ich hob schon das besondere Interesse des Königs für das Ostseegebiet, das sich in der ersten Interpolation zeigt, hervor. Durch Wulfstans Reise nach Truso zeigt sich, daß der König Gewährsmänner aus dem Baltikum zu seiner Information hat. Es ist mir daher unwahrscheinlich, daß Alfred über die in Osteuropa im 9. Jahrhundert hervortretenden Völker sagenhafte Vorstellungen besitzt. Dieses möchte ich zunächst der Ansicht von Zeuß[2]) entgegenhalten, der

[1]) Außerdem erwähnt Ohthere S. 19, Z. 11 noch an Orten den Hafen Sciringesheal, über dessen kommerzielle Bedeutung wir aber nichts wissen. Er ist nur als alte Opferstätte bekannt (vgl. Geidel, S. 65).

[2]) Die Deutschen und die Nachbarstämme von Kaspar Zeuß. Germ. Bibl., Bd. 18. Heidelberg 1925.

Maegþa land auffaßt als das Land der Amazonen, sich stützend auf Paulus Diaconus I, 15 et ego referri a quibusdam auidivi, usque hodie in infimis Germaniae finibus gentem harum existere feminarum. Diese Vorstellung wurde durch die klassische Kunde von den kriegerischen Jungfrauen der Skythen und die entsprechende Sage der Amazonen angeregt. Alfred ist aber in seinen Interpolationen, die den noch im klassischen Gesichtskreis befangenen Orosius erweitern sollen, durchaus selbständig. Forster[1]) vermutete in Maegþa land Wartaland, das Land an der Warthe (als Verschreibung). Rask[2]) sieht in dem Wort: terra gentium oder provinciarum, von Maegþ = provincia. Sprengel (Geschichte von Groß-Brittanien, Halle 1783) übersetzt, wohl als erster einer langen Reihe von Herausgebern wahrscheinlich auf die klassische Vorstellung zurückgehend, Maegþa land einfach mit Weiber- oder Mädchenland. Diese Ansicht findet sich auch noch z. B. bei Alfred I. Wyatt (Anglo-Saxon Reader, Cambridge 1919). Das Fragwürdige solcher Ansichten liegt schon in der zögernden Form, in der sie vorgetragen werden. Gegenüber der Theorie, die Maegþa land = Ostpreußen = Masowien setzt (z. B. Zupitza-Schipper), ist anzumerken, daß für die gewaltsam veränderte Form, die der Name dann im Angelsächsischen oder auf Wulfstan zurückgehend in einer esthnischen Urform erlitten hätte, kein sonstiger Beleg bekannt ist, ganz abgesehen davon, daß die Masuren nie (wie so bei Alfred) in der Nähe der Krakauer Gegend wohnten.

Nach Alfred grenzt Maegþa land nördlich an die Horoti und andererseits an die Sarmaten (Sermende). Die Horoti sind allgemein überzeugend als die Kroaten = Chorwati (= Horowati resp. Hruati)[3]) gedeutet worden, die an der Nordseite der Karpaten saßen, von wo zu Anfang des 7. Jahrhunderts Teile des Volkes nach Illyrien wanderten. Das Ursprungsland bewahrte den Namen Weiß-Chorwatenland[4]). Wie aus der genauen Ortsbezeichnung für die Sarmaten bei Alfred

[1]) loc. cit.

[2]) Zit. bei Geidel, S. 38.

[3]) Vgl. Geidel, S. 37.

[4]) Bei Dietrich, Byzantinische Quellen zur Völkerkunde, Bd. VI, S. 70, Z. 25; 71, Z. 34 findet sich eine genaue Parallele zu Alfred in der Ansetzung der Horoti.

(Z. 33 ff.) hervorgeht, sieht er in ihnen die im Nordosten Rußlands sitzenden Slawen; daher ergibt sich aus Orosius (S. 8, Z. 16) sein Name Sarmatisches Meer für das Weiße Meer. Es erweist sich also von hier aus das nordöstlich von Weiß-Chorwatenland liegende Gebiet Rußlands als die mit den Maegþa in Verbindung stehende Gegend, also Wolhynien. In der Geschichte Weiß-Chorwatiens, ebenso wie des nordöstlichen Rußlands des 9. Jahrhunderts, spielen aber die Magyaren eine nachweisbare politische Rolle, sie sind durch ihre Züge bis nach Deutschland hinein (862 erwähnt sie Hinkmar von Reims im Westen) so bekannt geworden, daß von dem Standpunkt der praktisch-politischen Geographie des Königs sich ihre Erwähnung in dem angedeuteten Zusammenhang rechtfertigen läßt. Die Gleichung Maegþas = Magyaren macht auch sprachlich keine Schwierigkeit. Max Vasmer (wie vorher Max Förster) hat uns in seinem Aufsatz zum Namen der Terfinnas im Orosius (E. St. 56. Bd. 1. Heft) schon ein methodisch überzeugendes Beispiel für die Behandlung der osteuropäischen Namen bei König Alfred gegeben. Er sagt darüber: »Wir hätten es bei Beormas wie bei Terfinnas mit finnisch-ugrischen Volksnamen zu tun, die durch Vermittlung des Altnorwegischen auf das Lappische zurückgehen.« Es ergibt sich also das Prinzip, das natürlich auch für den osteuropäischen Teil der ersten Interpolation gilt, daß der König autochthone osteuropäische Namen aus dem Munde von Skandinaviern hörte und, wie hinzuzufügen ist, für Angelsachsen wiedergab, so daß die Möglichkeit einer leichten Anglisierung vorhanden ist. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es also zunächst wichtig, sich über die Form des Namens der Ungarn bei ihnen selbst in jener Zeit zu unterrichten. H. Jacobsohn-Marburg war so freundlich, mir darüber die folgende Auskunft zu geben: »Munkácsi, Heleti szemle 6, 185 ff. hat *Magy*(*-ar*) identifiziert mit wogulisch *maṅṡi* (die beiden Mittel-Konsonanten sind palatalisiert zu sprechen) [1]. *Maṅṡ*, *mä̆ṅši*, *mä̆ṅči* = Wogule ist nach Munkácsi, Heleti szemle 6, 201 gemeinsamer Name für Wogulen und Ostjaken, also für die sogenannten Ob-Ugrier. Jacobsohn hat dann selbst die folgende Ableitung vorgeschlagen: da nach seiner Ansicht die Formen *mä̆ṅši* und *mä̆ṅči* mit *ä̆*

[1]) Der Punkt über den Kousonanten bedeutet diese palatale Aussprache.

sekundär sind, und auch sonst, lassen sich wogulisch *mańśi* und magyarisch *magy*(*-ar*) gut auf eine Grundform *mańtśi* zurückführen, mit palataler Affrikata *tś*, daraus dann magyarisch *mańtśi: maiśi: mad* (*i*); *-ar* ist danach 2. Kompositionsglied. Er fährt fort: »Ich würde nun denken: wenn etwa die Ungarn noch *mad̓ʒ-* als Vorstufe von *mad̓-* hatten, so war es gut möglich, daß eine Sprache, die diesen Laut nicht hatte, *d̓ʒ* durch *gþ* wiedergab. *d̓* und *ġ* sind doch kaum zu unterscheiden, ein hinter *d̓* gesprochenes *ʒ* steht ð (*þ*) ganz nahe. Könnte sich dann *ae* von *Maegþa* so erklären, daß die palatale Aussprache der folgenden Konsonanten für den fremden Hörer dem *a* einen palatalen Klang gab?«

Ich möchte diese Frage von Jacobsohn bejahen. Daß die erste Silbe des Stammnamens Magyar für Fremde einen palatalen Klang hat, ergibt sich aus der Wiedergabe des Namens bei Konstantin, dem Purpurgeborenen, mit *Μεγέρη* (vgl. I. Marquart, Ost-Europäische und Ost-Asiatische Streifzüge, Leipzig 1903, S. 68). Die Wiedergabe des *dʒ* durch *gþ* ist bei der durchgehenden Anglisierungstendenz im Namensmaterial verständlich, vgl. *þyringa*(*s*) = Thüringer. Die Namensbildung auf *-as*, *a*-(*o*-)Stamm war in jener Zeit sehr produktiv, auch wo andere Endungen vorhanden waren[1]).

Geschichtlich darf uns das Auftauchen der Magyaren in Wolhynien nicht überraschen. Sie erscheinen zuerst bezeugt im 9. Jahrhundert auf den kubanischen Steppen im Norden vom Kaukasus, wohin sie offenbar, vielleicht im 4.—6. Jahrhundert, aus der wogulisch-ostiakischen Urheimat, dem südlichen Ural und wahrscheinlich den nördlichen Grenzgegenden der westsibirischen Steppe gekommen waren (vgl. Joseph Szinnyei, die Herkunft der Ungaren, Berlin 1923, angezeigt von Wiklund, Litteris Vol. II Nr. I). Von hier bewegten

---

[1]) Cf. Gösta Langenfelt, Toponymics, Upsala 1920. S. 38f. zeigt Langenfelt die Volkstümlichkeit des Stammes, S. 36f. die Möglichkeit am Orosius, sogar beim selben Namen verschiedene Suffixe zu benutzen, z. B. Behemas (Or. 16, 11) : Bæme (Or. 16, 4); Burgendan (Or. 16, 31) : Burgende (Or. 22, 34); usw. — [Gegen Langenfelts Gleichung Sysyle (Or. 16, 9) = Altnord. (Ey)sýslir < Eysyla = Insel Oesel spricht übrigens die entfernte nördliche Lage. Man hat sonst keinen einzigen Grund, das System Alfreds entscheidend anzufechten. Da bleibt man doch besser bei Zupitzas Vermutung »Siusli, ein Teil der Sorben«.]

sie sich nun westwärts. Schon ums Jahr 833 legte der Kaiser Theophilos im Gebiete der Chazaren die Backsteinfestung Sarkel am Don gegen sie an. Aber schon im Jahre 839 hören wir von Teilvorstößen bis an die Donau. Ihre Hauptstammsitze bleiben im Gebiete der Chazaren, mit denen sie sich verbündeten, bis sie durch den Stamm der Pezenegen weiter nach dem Westen gedrängt werden (vgl. Marquart). Sie sitzen dann in der Steppe zwischen dem Dnjepr und Sereth. Auch von hier streifen sie nach Deutschland hinein und ins Donaugebiet. 862 erwähnt sie, wie gesagt, Hinkmar von Reims im Westen. Es scheint mir aber nicht genügend beachtet, daß sie wahrscheinlich kurz vor dieser Zeit auch nach dem Norden Rußlands vorgedrungen sind. Die russische Chronik des Nestor erwähnt ihren Zug gegen Kiew (vgl. Marquart S. 34). Sie erscheinen vor dieser Stadt in der Zeit vor der Festsetzung der Russen unter Askold und Dir in der alten Hauptstadt. Sie sind also hiernach recht weit nördlich gekommen. 889 werden sie durch die Pezenegen ganz aus Atelkuza verdrängt, ihren alten, südlichen Sitzen. Wenn wir dann um dieselbe Zeit (889) durch Regino (Marquart S. 51) von ihrem stärkeren Auftreten in Pannonien hören, also einer Gegend westlich und nordwestlich ihrem späteren Kernlande im Theißtal, also jenseits der Donau, so erscheint mir der Schluß berechtigt, daß jedenfalls ein Teil von ihnen sich zwischen den sechziger und den neunziger Jahren in Wolhynien aufhielt und vermutlich das unwegsame Waldgebirge vermied, vom Norden her durch das schlesische Gesenke nach Pannonien hineinbrach. Durch diesen Zusammenhang, vor allem ihre Erwähnung in Kiew, scheint mir ihre Ansetzung nördlich von Chrowatien durch König Alfred bestätigt. Andererseits fällt von hier aus in dem angedeuteten Sinne ein neues Licht auf die bisherige Auffassung, daß sie durch den Wereczke-Paß und über die südlicheren Päße des Bistritztals in das Theißtal gezogen seien (vgl. Wiklund, Real-Lexikon der Vorgeschichte Ed. Ebert, Berlin 1925 unter Finno-Ugrier). Für einen Teil von ihnen ist jedenfalls der bequemere nördliche Weg anzusetzen. Natürlich ist es von hier aus von einem gewissen Belang, daß sie so vorübergehend im 9. Jahrhundert in der Nähe der finnougrischen Völker an der Ostsee wohnten, mit denen sie

in einer sprachlichen Gemeinsamkeit stehen von alters her [1]).

Ohthere und Wulfstan.

Daß Alfreds Berichterstatter Ohthere, der über Norwegen und seine Reise zu den Terfinnen und Permern am Weißen Meer erzählt, skandinavischer Abstammung und zur Zeit der Erzählung noch in Norwegen begütert sei, geht aus den Worten des Königs selbst hervor. Der Name ist aber bekanntlich anglisiert. *Oht-here* = Schrecken des Heeres ist die genaue angelsächsische Entsprechung für alt-westnord. *Óttarr* (< **Aht-haria*). Als echt englischer Name läßt er sich nicht nachweisen. Auch der Name Ohthere im Beowulf stammt sicher aus Skandinavien (vgl. Björkman, Nordische Personennamen in England, Engl. Studien, Halle 1910, S. 180). Die Form bei Alfred ist also Übersetzung. Auf einen Analogieschluß gestützt, kann man auch Wulfstan für einen Skandinavier halten. Allerdings ist dieser Name durchaus ein häufiger altenglischer Name (vgl. Björkman). Aber andererseits findet er eine Entsprechung in der skandinavisierten Form *Ulfsteinn*. Ein Skandinavier Ulfsteinn mußte also in England, da die Etymologie des Namens durchsichtig war, Wulfstan sich nennen oder genannt werden, ebenso wie »*Asulfr—Oswulf*« (Björkman S. 180).

Dazu kommen entscheidend noch zwei inhaltliche Gründe: Wulfstan fährt, wie ausdrücklich gesagt wird, zu seiner Ostpreußenreise von Hæþum aus, einer dänischen Stadt, Hedeby bei Schleswig, die wohl neben Truso, wie die archäologischen Ausgrabungen gezeigt haben, die bedeutendste Handelsstadt des Ostseegebietes jener Zeit war, ausgestattet mit einer großen eigenen Industrie, Glasbläsereien zur Herstellung von Glasperlen und anderen begehrten gläsernen Handelsartikeln, einer Kammindustrie usw.[2]). Wäre Wulfstan ein Angelsachse gewesen, so hätte er wohl etwas über diesen ihm notwendigerweise auffallenden Hafenplatz berichtet, der dagegen dem Dänen Wulfstan eine

[1]) Eine weitere Verfolgung dieser Zusammenhänge muß natürlich der finnisch-ugrischen Historie und Philologie vorbehalten bleiben.

[2]) Laut Mitteilung von Herrn Prof. Ebert. Ich möchte außer ihm den Herren Ziesemer, Ranke und Schreiber in Königsberg für Auskünfte bei dieser anglistischen Exkursion in den Osten danken, auch der Mitarbeit von Teilnehmern an meiner Orosius-Übung gedenken.

Selbstverständlichkeit war! Auch ist anzuführen, daß die Reise des Wulfstan keine Entdeckungsfahrt war, wie die Gelehrten bis jetzt im allgemeinen annahmen. Es geht aus dem Bericht unmittelbar hervor, daß dem Reisenden die angeführten *Landmarken* Langeland, Laaland, Falster usw. bis Gotland bekannt waren. Sie konnten nicht alle zu gleicher Zeit in 7 Tagen bis Gotland hinauf gesichtet und angelaufen werden, wenn er in dieser Zeit Truso erreichen wollte. Er gibt also nur aus dem für einen Dänen, nicht aber für einen Angelsachsen hier möglichen nautischen Wissen eines Handelskapitäns dem Könige Auskunft. Ausführlich spricht er nur über die ihm fremdartigen Esthen.

Über das nähere Verhältnis, in dem die beiden Skandinavier zu König Alfred standen, die natürlich wegen ihrer kontinentalen Abstammung völlig aus der Sphäre des politischen Gegensatzes herausrückten, in dem die nordischen Siedler Englands lebten, gibt uns der Text selbst noch einige bisher nicht richtig beachtete Auskünfte. Die bekannten Worte: Ohthere saede his hlaforde, Ælfrede cyninge . . . (S. 17, Z. 1), sind nicht als eine leere Floskel aufzufassen. Wie die isländischen Sagas zeigen, war es durchaus möglich, daß ein reicher, begüterter Mann, ein Schiffsherr wie Ohthere (vgl. S. 18, Z. 8 f.), sich vorübergehend in den Dienst eines Königs begab, der sein Gefolgsherr = hlaford wurde, zur gegenseitigen Auszeichnung und zu gegenseitigem Vorteil (vgl. die Geschichte vom Skalden Egil, Niedner, Thule, Bd. 3, S. 35)[1]).

[1]) Rasks Ansicht (vgl. Geidel loc. cit. S. 47) wird damit hinfällig und andererseits Dahlmanns Vermutung (Forsch. S. 409 b) begründet.

Die als schlichte Naivität anmutenden Stellen S. 17 Z. 14 f. þa beag pæt land pær eastryhte, oppe seo sæ in on ðæt lond, he nysse hwæðer und ebenso lautend S. 17 Z. 18 f. faßt Geidel (S. 51) so auf, daß Ohthere im Zweifel war, ob er es mit einer sich biegenden Küste oder mit einer Meeresbucht zu tun habe. Ich möchte aber, hier nebenbei bemerkt, in der Stelle nicht eine Naivität sehen, sondern vielleicht eine Antwort des Reisenden auf eine Frage des Königs, die diesem bei seinem wissenschaftlichen Interesse nahe liegen mußte (cf. Arnold Norlind, Das Problem des gegenseitigen Verhältnisses von Land und Wasser, Acta Lundensis. Nova Ser. I 14, 1). Im Anschluß an Genesis I 9 und namentlich Ps. 135, 6: "qui firmavit terram super aquas" hatte sich kirchlich sanktioniert die orthodoxe kosmographische Ansicht gebildet im frühen Mittelalter, daß die Erde über das Wasser gehoben ist, auf dem Wasser ruht. Der Kirchenvater Zeno (bei Migne P. L. vol. 11, pag. 206) stellte dann zuerst die Frage: »Trägt die Erde das Wasser oder das Wasser die Erde?« Beda, Alfreds

So ist dann auch die Stelle, in der von der Waljagd berichtet wird (S. 18, Z. 5 ff.), nur so aufzufassen, daß der Herr Ohthere mit sechs Schiffen, nicht mit sechs Mann, auf das Unternehmen auszog (vgl. Geidel S. 46). Da die Wikinger Schiffe durchschnittlich mit 30 Mann besetzt waren (vgl. Hoops, Reallexikon Bd. 4, S. 118 f.), ist eine Begleitung von sechs Mann auch sonst von vornherein nicht anzunehmen [1]). Auch aus den sonstigen Berichten über das Auftreten der Wikinger geht allgemein hervor, daß sie stets zahlreich genug waren, um vom Handel zum Raub plötzlich überzugehen, die Wage mit dem Schwert zu vertauschen.

Truso.

Seit dem Abdruck des Berichtes von Wulfstan über die Lage des Hafens Truso und das Land der Esthen durch Richard Hakluyt (The principal navigation, voiages, traffiques and discoveries of the English nation. London 1598) ist viel über die Deutung des Namens der Stadt gestritten worden, ohne daß die Frage befriedigend gelöst ist. Einer der scharfsinnigsten Forscher auf diesem Gebiete, der Elbinger Stadtrat Ferdinand Neumann (über die Lage von Wulfstans Truso usw. Neue Preuß. Provinzialblätter Bd. 6, S. 290 ff., 1854), hat darauf hingewiesen, daß in alten Urkunden das *mere*, an das Wulfstan die Stadt legt, der heutige Drausensee, den Namen *drusa* trägt (z. B. Elbinger Handfeste von 1246). Er folgerte weiter, daß Drusa wie Truso offenbar verwandt sind mit lit. Trúsas, das auch in den anderen verwandten Sprachen vorkommt und überall die gleiche Bedeutung zeigt: Arbeit, in Geschäften sich abmühen. Es ist dies nach seiner Auffassung so recht eine Bezeichnung für einen Handelsplatz; auch sieht er schon, daß der See seinen Namen vom Orte habe. Er lenkt dann ferner die Aufmerksamkeit auf das Dorf Neuendorf, das $^1/_8$ Meile

Lehrmeister, zeigt eine vermittelnde Ansicht (De natura rerum I C. 44, Migne P. L. vol. 90 pag. 263). Er spricht von einer »gegenseitigen Unterstützung« der Elemente. Wie nahe konnte daher bei seinem dem Lehrer gleichen empirischen angelsächsischem Sinn dem Könige die Frage an den Reisenden zum Weltende liegen, ob erkennbar gewesen sei, daß das Land sich gewandt habe und das Wasser nach sich gezogen oder die See das Land zurückgedrängt. Darauf dann der Satz Ohtheres als Antwort.

[1]) Die Hervorhebung von sechs Jägern aus der Schiffsbesatzung durch das "syxa sum" ist natürlich möglich, aber bei der Jagdart nicht wahrscheinlich.

vom jetzigen Seeufer liege und bis ins 15. Jahrhundert noch Deutschendrusen hieß. Aus der Siedlungsgeschichte des Mittelalters ist bekannt, daß in der Regel das Dorf, das nahe dem einheimischen gleichnamigen liegt, durch den Vorsatz »Deutsch« als Kolonisationsgründung bezeichnet wird. Und wirklich steht nur $^1/_4$ Meile landeinwärts ein Dorf, das sich als preußisches durch den Namen kennzeichnet: Preuschmark. So folgert denn Neumann, daß »durch dieses Preußischmarkt (= Preuschmark) im Hinblick auf jenes lit. Trúsas nur der alte Ortsname Truso, Drusen wiedergegeben wäre, welchem später von den Deutschen sehr wohl ein wenig verstandenes Deutsch-Drusen, nicht aber dem bloß nominellen Preuschmark ohne tatsächliche Beziehung ein Deutschmarkt gegenübergestellt werden konnte«. So rückt Neumann die Stadt an das nordöstliche Drausenufer in die Gegend der Elske, wo schon Siedlungen vor der Ordenszeit waren, und läßt Name und Stadt lit. Ursprungs sein. Die späteren Forschungen, besonders von Anger und Dorr, lassen die Stadt mit dem heutigen Elbing ganz oder teilweise zusammenfallen (vgl. zu obigem den Aufsatz »Zur Geschichte der Trusoforschung« von Edward Carstenn, Altpreußische Monatsschrift Bd. 48, 1911, S. 137 ff.). Anger (vgl. Carstenn S. 57) wendet sich gegen die Neumannsche Gleichung Truso = Preuschmark, da dieser Ort ihm zu hoch vom alten Seeufer, das durch den Elbinger Höhenzug als äußerste Grenze bezeichnet wird, entfernt lag. Er glaubt dann durch Kulturfunde (Knochen, Kohlen, Tonscherben u. a.) auf die Ansetzung Trusos gerade auf die Stelle der jetzigen Stadt Elbing hingewiesen zu werden. Aber Dorr vermag diese Ansicht zu widerlegen durch den Nachweis, daß die Alt- und Neustadt von Elbing auf einer ausgefüllten Bucht des alten Drausensees erbaut sind. Nach ihm lag Truso »wahrscheinlich um diese Bucht herumgelagert, auf dem höhergelegenen Terrain der heutigen östlichen und nördlichen Elbinger Vorstädte« (zit. bei Carstenn S. 60 f.)[1]. Bezüglich der sprachlichen Deutung des Namens sind als wichtige Möglichkeiten nach Neumann die von

[1]) Ich habe mir erlaubt, über diese Forschung ausführlicher zu berichten, da ich aus Kommentaren der Wulfstan-Erzählung in Übungsbüchern usw. festgestellt habe, daß sie im allgemeinen den Anglisten gänzlich unbekannt ist. Aber das Angeführte stellt nur das Wichtigste der von Carstenn wiedergegebenen umfangreichen Trusoforschung dar.

Förstemann und Gerullis anzuführen. Förstemann (Deutsches Namenbuch, Bd. 2, S. 754) stellt den Namen nahe zu dem Stamm Drus mit den deutschen Namen: Drusenheim, Drusdorp, Drusenrot usw. Der ausgezeichnete Ostpreußenkenner Gerullis meint (Die altpreußischen Ortsnamen, Berlin und Leipzig 1922, S. 187), daß Truso »wohl Wulfstans Aussprache für *Druso« sei, bringt als Parallele Drause, Fluß in Nadrauen, und den Druschen-See und fragt, ob lit. drūsas 'kräftig, stark' den Stamm bilde. Er kann aber diese Annahme nur durch den Hinweis auf das eine lit. Wort Drúsènai, das dazu noch ein Personenname ist, stützen.

Ich möchte zur Entscheidung bei diesen Widersprüchen auf die allgemeine Linie unserer Untersuchung zurücklenken. Wir sahen, daß Wulfstan ein Däne ist, der eine ihm bekannte Schiffahrtsstraße zu einem Hafen zurücklegt, der den südlichen Eingang zu dem seit dem klassischen Altertum wegen seines Tauschhandels berühmten Bernsteinlande bildet. Er kommt aus Hedeby, das damals noch anstatt Hamburgs den Elbtalhandel an sich zog und mit dem Ostseehandel verband. Er ist an Jumne, an der Odermündung, später durch die Sagas von den Jömsvikingern berühmt, vorbeigefahren. — Nach dem Norden zu flankiert die Bernsteinküste der Wikingerhafen bei Cranz[1]), der an dem (noch heute an der Cranzbeek, einem Haffarm, erkenntlichen) Tief, das die See mit dem Kurischen Haff verband, diese nördlichen Gewässer ebenso beherrscht wie Truso die südlicheren Zugänge zum Bernsteinland. Wir wissen, daß Kurland um 800 oder früher unter schwedischer Hoheit stand, daß sich hier wahrscheinlich die skandinavische Saeborg an der Dünamündung erhob (vgl. Hoops, Reallex. Bd. 4, S. 546). — Im Zusammenhang dieser dänisch-schwedischen politischen und kommerziellen Einflußsphäre fällt, glaube ich, neues Licht auf die Trusoforschung, aber auch in das geschichtliche Dunkel, das in jener Zeit noch über dem gesamten West- und Ost-preußen liegt.

Wulfstan gibt, bevor er die Sitten und Gebräuche der Esthen schildert (also der Vorfahren des späteren Teilvolkes der Preußen[2]), eine politische und physikalische Geographie der

[1]) Durch die Ausgrabungen von Herrn Ebert bekannt geworden.

[2]) Siehe unten.

Weichselniederung und der angrenzenden Länder. Nach ihm (S. 20, Z. 5 ff.) teilt die Weichsel Weonodland und Witland. Die Weichsel = Wisle trägt nach ihrem oberen Lauf den rein slawischen Namen bei ihm (cf. poln. wisla-y, f.)! Auch die Gesamtregion südwestlich dieses großen Flusses erhält nach dem bekannten Stamm der Slawen in Mecklenburg und Pommern den Namen Wendenland. Im Zusammenhang mit dem berührten skandinavischen Einfluß ist es aber auffallend, daß Ostpreußen = Witland, die Küste nordöstlich der Weichsel und der Küstenfluß Elbing (bei Alfred S. 20, Z. 10 = Ilfing) deutlich germanischen Charakter tragen [1]). Man könnte aber zunächst an die Goten denken und die germanischen Vidivarii, die Jordanes hier erwähnt. Doch selbst wenn man von ihnen mit Cassiodor bis ins sechste Jahrhundert noch Restvölker in dieser Gegend annimmt, so ist nicht wahrscheinlich, daß sie sich hier in sprachlicher Eigenart gegenüber den Esthen behaupteten. Sie sind auch in der Tat hier bis ins 9. Jahrhundert verschollen. Die erwähnten beiden Namen sind allein, und dieses ohne Schwierigkeit, als altnordische in anglisierter Form zu erklären [2]).

Witland ist = Weißland < anord. *hvítr* = ags. *hwít* [3]); die territoriale Bezeichnung mit -land ist nordisch sehr gebräuchlich. Der Name haftet fest an der Gegend bis in die Zeit der westdeutschen Kolonisation hinein, muß also durch ein starkes, eigensprachliches germanisches Element hier getragen worden sein, wie es in Wulfstans Zeiten und später nur die Wikinger gewesen sein können. Withlandia erwähnt zum Jahre 1228 der Mönch Alberich (bei Zeuß). Die Gegend um Schloß Lochstedt, wo einst das Frische Haff in die See mündete, bevor das Pillauer Tief sich grub, hieß Witlandsort = Spitze des Witlands (vgl. sogenannte Teilungsurkunde

[1]) Noch heute heißt im Polnischen Elbing mit germ. Stamm Elbląg.

[2]) Ich habe dem Ostpreußenkenner Herrn Ziesemer für Anregung und Unterstützung bei diesen beiden Etymologien besonders zu danken.

[3]) Im allgemeinen ist natürlich die Spirans im Anlaut zu erwarten (vgl. z. B. Wright, Oe. Grammar, § 325). Aber andererseits zeigt sich die Schwächung zum Hauchlaut deutlich in Auslassungen des h, welche in Texten aller Mundarten seit frühester Zeit zuweilen begegnen (vgl. Bülbring, Ae. Elementarbuch § 480). Hier kommt dazu die Möglichkeit der Ungenauigkeit bei einer Augenblicksrezeption des Namens aus fremdsprachlichem Munde. Ferner könnte am Hofe Alfreds (vgl. S. 2 Anm.) oder in der westlichen Ostseesphäre

des Bistums Samland vom Jahre 1264 [Mendthal und Wölky, Urkunden des Bistums Samland, n. 87; hier heißt es: »in loco, qui Witlandesort vulgariter appellatur«]). Die weißen Dünen der Frischen Nehrung ebenso wie die helle Steilküste des Samlandes machen die Bezeichnung verständlich.

Elbing ist = altnordisch *elfr* (der Fluß) + Suffix *ingr*, die Zugehörigkeit bezeichnend [1]). Die Form *ilfing* ist nur bei Wulfstan belegt. Die im Nordischen nicht lautgesetzliche Palatalisierung des anlautenden Vokals erklärt sich leicht aus dem i der zweiten Silbe bei einer Momentaufnahme im Ohr eines Anderssprachlichen. Das in den Flußnamen auf *-ing* enthaltene keltische Suffix *-inc* (vgl. Förstemann) kann hier nicht vorliegen, da in dieser Gegend nicht Kelten saßen. Im Altnordischen ist aber -ing als Endung auch für Flußnamen bezeugt (z. B. Ifing, f., der nie gefrierende Fluß, der das Reich der Götter von dem der Riesen trennt, Wörterbuch der Edda, ed. Gering, S. 1375). Für die Wandlung f > b vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 139, Anm. 5, Agathe Lasch, Mnd. Grammat. § 298. Elbing heißt also, was bei einem zunächst hier als Flußname eingeführten Wort (die Stadtgründung des Namens ist bekanntlich später) auffallen könnte, »das zum Flusse gehörige,« wobei im allgemeinen zu ergänzen ist »Wasser« [2]). Da die Elbing durch den heutigen Drausensee fließt, könnte man dieses Wasser als den See selbst deuten, durch den der »Fluß« hindurchgeht. (Der heutige Seename stammt ja von der verschwundenen Stadt. Der heutige Name Elbingfluß, an sich tautologisch, ist als unterscheidend vom

eine Beeinflussung durch die deutsche Gewohnheit eintreten, im 9. Jahrhundert das h in der Anlautsverbindung hw schwinden zu lassen (vgl. W. Braune, Ahd. Grammatik § 29). Letztere Annahme ist aber bei dem Namen für eine skandinavisch besetzte Küste im Munde eines Westsachsen des 9. Jahrhunderts, bei dem schon eine stärkere Vernachlässigung der Spirans zu denken ist, unnötig.

[1]) Kluge, Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. VI 73 ff.

[2]) A. Heusler war so freundlich, mir zu Obigem zu bemerken, daß *elfingr* quasi »Elbenkind«, kleinere oder jüngere Elbe hier bedeute, da altnord. *elfr* noch nicht Appellativ »Fluß« sondern n. pr. der Elbe, Albis auf zwei skandinavische Flüsse Gaut-elfr und Raum-elfr übertragen, sei. Ich möchte aber im Zusammenhang mit Obigem fragen, ob nicht bereits im 9. Jahrh. die mehrfache Übertragung den »offenbar keltogerm.« Eigennamen im Altnord. appellativisch verwandelt hat? Ein sinnvoller Vergleich mit der Elbe kann bei der kleinen Elbing nicht vorliegen. Vgl. Much bezgl. Elbe (Hoops, Reall.).

Stadtnamen aufzufassen.) Dem widerspricht aber die Stelle im Orosius (S. 20, Z. 8 ff.) »þonne cymeð Ilfing eastan in Estmere of ðæm mere ðe Truso standeð in staðe.« Danach ist deutlich Elbing nur als der Name für den Seeausfluß gemeint. Mere bleibt unbenannt. Wenn man sich nun fragt, zu welchem »Fluß« katexochen dieser Ausfluß gehört so ist dieses auch nur wieder mit Or. (S. 20, Z. 11 f.) zu beantworten: »⁊ þonne benimð Wisle Ilfing hire naman, ⁊ ligeð of þæm mere west ⁊ norð on sǽ«, d. h. also: die Elbing floß in die Weichsel, nur diese kann der »Fluß« sein, zu dem sie gehört, wie ihr Name sagt, der mächtigste Strom der Ostseeländer [1]). Wir stoßen also in den Namen Witland und Ilfing (Elbing)

[1]) Die Erzählung des Wulfstan, daß die Elbing in die Weichsel flöße, hat zu einer geologisch und historisch anregenden Kontroverse geführt, da bekanntlich die Elbing sich heute nicht als Nebenfluß der Weichsel oder des Weichselarms der Nogat, sondern selbständig in das Frische Haff ergießt. In der älteren Zeit setzte man auf Grund der Namengleichheit das heutige Weichselmünde an der Danziger Weichsel = Wislemuða (Or. S. 20, Z. 30), so z. B. der Elbinger Stadtrat F. Neumann (N. Preuß. Provinzblätter, Jahrgang 1854. B. VI. 290 ff.: »Über die Lage von Wulfstans Truso, Wislemund und Witland.«) Man kam dabei auf Grund einer dann notwendigen umwegigen Fahrt durch verschiedene, z. T. verschwundene Weichseldeltaarme zur Ansetzung verschiedener »Versehen« von Wulfstan in seinem Bericht, vgl. Edw. Carstenn (loc. cit. S. 52 ff.). Es spricht dagegen vor allem außer der damit implizierten Annahme vom Irrigen in Wulfstans Bestimmung der Himmelsrichtungen (die vom Standpunkt des Fahrenden aufgefaßt sonst richtig sind) die Tatsache, daß die Schiffahrt der Elbing von altersher nie über Danzig, sondern durch ein Nehrungsgatt ging (vgl. Carstenn loc. cit. S. 55). Die beste, zwangloseste Interpretation hat m. E. Dorr gegeben (Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, N. F. 14, 1914—1918). Er argumentiert so: »Wenn in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts n. Chr. nachweisbar ein Tief auf der Frischen Nehrung bei Vogelsang vorhanden war (gegenüber der Elbingmündung, bei Kampenkin), und höchstwahrscheinlich auch in der frühen Ordenszeit, dann hindert nichts die Annahme, daß ein solches auch bereits im letzten Viertel des 9. Jahrhunderts dort existierte, und daß Wulfstan durch dasselbe (d. h. ein durch den Ausfluß der Weichsel gebildetes Tief) aus der Ostsee in diese Weichsel, dann ins Estmeer (Frische Haff), die Ilfing und weiterhin nach Truso gelangte.« Ich schließe mich dieser Ansicht an, weil die bei Kahlberg und Schmergrube auf der östlicheren Nehrung angesetzten Tiefs den Zusammenhang des durch das Haff gehenden und sich im Tief seinen Weg brechenden Flußschwalles mit der eigentlichen Weichsel nicht mehr deutlich genug erkennen lassen würden (vgl. Carstenn). Dieser auf einer kurzen Strecke des stilleren und flacheren Haffs zusammenhängende Flußschwall, nicht nur im Nehrungstief als »Fluß« deutlich er-

auf skandinavische Namen, die, wenn wir auf die Expansion der Skandinavier in der Ostsee und etwa auf das benachbarte skandinavische Bollwerk bei Cranz blicken, geschichtlich durchaus verständlich sind.

Auch den Namen von Truso selbst möchte ich hierzu stellen. Die oben zitierte Erklärung von Neumann vom Litauischen her erscheint mir für den Namenstil der damaligen Zeit zu abstrakt. Wann hätten wir je in dieser Gegend und überhaupt wohl im frühen Mittelalter eine Bildung wie »Geschäftsstadt«. Städte entwickeln sich meistens erst zu merkantiler Bedeutung. Sie haben sie nicht seit ihrer Benennung und Gründung. Auch Gerullis vermag seine Ableitung nicht durch Parallelen recht zu stützen. Dagegen ist der germanische Stamm, zu dem Förstemann den Namen stellt, wie seine Liste zeigt, sehr produktiv in Ortsnamen gewesen. Förstemann stellt ihn[1]) zu got. driusan, ags. dreosan mit der Grundbedeutung »in kleinen Teilen, tropfenweise fallen lassen, herunterrieseln«. Von einer deutschen Gründung kann hier in jener Zeit geschichtlich nicht die Rede sein. Also müssen wir den Namensstamm (in Parallele zu Witland und Ilfing) ins Skandinavische verfolgen. Er lautet dän. *drysse,* schwed. dial. *drösa,* schwed. *dråsa,* norw. dial. *drjosa.* Dieser skandinavische Stamm in Verbindung mit dem altn. *á* gen. *ár* Fluß entsprechend dän. *aa*, dtsch. *ache*; lat. *aqua* als Endung scheint mir den Namen mit der Bedeutung »in kleinen Teilen herunterrieselndes Wasser« hinreichend zu erklären. In der Tat rieseln an dem Westabhange des Trunzer Plateaus über dem Drausensee, wo, wie wir noch sehen werden, Truso zu denken ist, Wasserläufe in mehrfachen Rinnsalen herab (vor allem die Elske und Weeske). Das anlautende t ist insofern nicht störend, da auch schon früh (vgl. Gerullis S. 31) die Schreibung Drusa überliefert ist, die im Sinne unserer Deutung auch auf den auslautenden Vokal ein bemerkenswertes Licht wirft. Ich möchte aber hinzufügen, daß außerdem noch ein skand. Stamm in trosna mit der Bedeutung "to fall into tros, split up" vorhanden ist (norw. dial. *trosa, trysja, truska* = krachen, lärmen; cf. Icelandic-Engl. Dictionary von Vig-

kennbar, führt also bei Wulfstan den Namen Weichsel. Er nimmt die Elbing auf, »nimmt ihr den Namen« und fließt dann aus dem Haff »nordwestlich« in die See.

[1]) Wenigstens mittelbar!

fússon), der mit seiner verwandten Bedeutung und Form gut herangezogen werden kann. Ferner ist für diesen Zusammenhang der Name der Stadt Trosa an der südöstlichen Küste Schwedens von Wichtigkeit, da er vermutlich zu derselben Gruppe gehört[1]).

Durch den skandinavischen Stützpunkt in Cranz, durch die Namen der Elbing, des Witlandes und von Truso selbst konnte deutlich gemacht werden, daß der Däne Wulfstan sein Schiff zu einem skandinavischen Einflußgebiet an der Küste Preußens steuerte. Eine schöne Bestätigung findet diese Auffassung durch eine neue Entdeckung von Prof. M. Ebert, dem es gelungen ist, die Reste Trusos an der Stelle des heutigen Dörfchens Meislatein am Westabhange des Trunzer Plateaus festzustellen[2]) (vgl. Königsberger Allg. Ztg. 13. Mai 1925). Wie mir Herr Ebert mitteilte, zeigt die Stadt die gleiche Anlage wie die bekannten großen skandinavischen Handelsplätze an der Ostsee aus jener Zeit, z. B. auch Wulfstans Hedeby, d. h. es ist an einer Wasserstraße ziemlich weit im Innern des Landes gelegen, also durch die Lage geschützt vor Angriffen von der See, ferner durch einen Ringwall gegen das Land zu verteidigt und durch eine Hügelburg als letztes Refugium gekrönt. Keramische Funde weisen auf skandinavische Besiedlung. Allerdings ist dieser Ort auch bereits, wie dieselben Kriterien zeigen, zur römischen Kaiserzeit vor der Besitznahme und Anlage durch die Wikinger vorhanden gewesen, was bei dem uralten Bernsteinhandel dieser Gegend nicht wundernimmt. Aber das Truso, das Wulfstan vorfand, war seiner Art nach, wie gesagt, skandinavisch und, wie ich also hinzufügen möchte, auch seinem Namen nach. — Dieses sich eindringlich vorzustellen, ist in einem Augenblick nicht ohne lebendigen Sinn, wo Nikolaj Rudnicki (Slavia occidentalis Bd. 3/4, 334) die Gleichung Truso = Tczew, polnische Bezeichnung für Dirschau, aufstellt[3]). Ich möchte dazu nur

[1]) O. Rygh (Norske Elvenavne Kristiania 1904) bemerkt bezgl. des Namens *Traasaadalen:* "kan komme af *tros* n., Affald, kvas, maaske gjemem et deraf dannet Elvenavn *Trosa*". Es wäre also auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Truso zunächst einen Flußnamen darstellte.

[2]) Die systematische Ausgrabung wird später erfolgen. Der Ort liegt also tatsächlich nahe der Gegend, wo ihn schon Neumann (s. o.) vermutete.

[3]) Bezgl. der Skandinavier in Ostpreußen vgl. den ergänzenden Aufsatz

bemerken, daß diese Behauptung mich nicht nur sachlich, sondern auch methodisch an die willkürliche Polonisierung germanischen Erbgutes im »Polnischen Korridor« erinnert.

Wir sind durch Wulfstan zu dem Beginn jener germanischen Ausbreitung in Osteuropa geführt, die im Verbande mit den finnischen Randvölkern am stärksten zur Staat- und Kulturbildung des wilden Slawenlandes half. Und in der Person des Königs Alfred zeigt sich zugleich die erste englische Teilnahme an diesem Geschehen, die immer wieder, sei es bei Chaucers Ritter (C. T. 54. In Lettow hadde he reysed and in Ruce), sei es bei der Handelsgesellschaft der Renaissance, sei es bei den schottischen Kaufleuten in Königsberg, bis in die politische Gegenwart auf das zukünftige Interesse Englands an germanischem Schicksal im Osten hinweist. —

Sitten der Esthen.

In der bisherigen Orosiusliteratur fehlt m. W. ein genaueres Eingehen auf das Fortleben der von Wulfstan beschriebenen Gebräuche der Esthen bei ihren Nachkommen, die ungefähr 100 Jahre nach König Alfred von dem tschechischen Missionar Adalbert von Polen *Prussi* genannt werden (vgl. dazu Geidel S. 90) bis zu den germanisierten heutigen Ostpreußen [1]). Ich glaube daher, daß die Mitteilung folgender Angaben, vor allem aus den Katalogen des Preußischen Wörterbuchs unter der Leitung von Herrn Prof. Ziesemer, die ich der Freundlichkeit von Frl. Dr. E. Peper in Königsberg, Pr., verdanke, nicht nur dem deutschen Anglisten zur kulturhistorischen Interpretation des bekannten Berichtes dienlich sein mögen.

Zu: *þa ricostan men drincað myran meolc* — Stutenmilch, die in Gärung übergegangen ist, wird nach Prof. Ziesemers Aussage noch heutigentags in Masuren getrunken. Sie berauscht schnell und stark. Die von Forster (vgl. Geidel S. 81) vorgeschlagene Zusetzung von Blut zur Berauschung ist daher nicht

---

von R. Ekblom, Die Warāger im Weichselgebiet, Archiv f. Slav. Phil. 39. Bd., 3./4. H. Er nimmt auch zu Rudnicki Stellung. Dieses muß natürlich im besonderen bezgl. der Tczewgleichung einem Slavisten wie Ekblom z. sachlichen Erörterung vorbehalten bleiben.

[1]) Vgl. ferner Kossinna, Anz. f. d. Alt. 16, 7 und Ebert, Reallex. d. Vorgesch. unter »Finnen« und besonders dort den wichtigen Artikel von Gerullis über »Baltische Völker«.

nötig. Aus früherer Zeit berichtet über diesen Trunk der Preußen: C. Henneberger: »Kurze und warhaftige Beschreibung«, 1584, S. 5: » . . . sondern trunken wasser, molcken und *kobelmilch* (*Kobbel* ist die ostpreußische Bezeichnung für *Stute*), und auch blut«. M. Waissel: »Chronik preuß. Historien«, Königsberg 1599, S. 22 b, 12: »Ir getrencke war dreyerley: wasser, methe vnd *kobelmilch*«. Hastknoch: »Altes und Neues Preußen«, 1684, S. 196 a: »Ihr trank ist schlecht wasser und meth wie auch *kobbelmilch*, welche sie vormals nicht getrunken, ehe sie geheiliget wurde.« Der nach dem letzten Zeugnis vorhandene sakrale Charakter der Pferdemilch wirft auch auf ihre Beschreibung bei Wulfstan als ein Königs- und Adelsgetränk ein anderes Licht, als die praktische Deutung Geidels (S. 82), daß sie nur den Reichen zugänglich sei, es will. Bei der Verbreitung der Pferdezucht bei den Esthen ist Geidels Erklärung wenig wahrscheinlich, und wir kommen wieder zu der von ihm bekämpften Ansicht von Forster zurück, daß das starke Rauschgetränk ein aristokratisches — und wie ich nun hinzufügen möchte — sakrales Standesprivileg gewesen sei, ein zur Psychologie des Adels bei primitiven Völkern bemerkenswertes Zeugnis.

7 þa ûnspedigan 7 þa þēowan drincað medo. — Schon die eben angeführten Zeugnisse zeigen, daß auch bei den späteren Preußen der Methtrank gebräuchlich war. Das geht auch aus sonstigen Angaben des Preußischen Wörterbuchs vom 16.—19. Jahrh. hervor. Frl. Dr. Peper berichtete mir selbst von dem noch jetzt in Ostpreußen getrunkenen »Bärenfang«, auch »Meschkinnes«[1]) genannt, ein leicht berauschendes Getränk aus frisch geschleudertem Honig und Branntwein oder Weinsprit, der jetzt wohl die Stelle des aus der Gärung entwickelten Alkohols vertritt.

7 þaer is mid Êstum ðeaw, þonne þær bið man dead, þæt hê lið inne unforbærned mid hîs magum 7 freondum monað, ge hwîlum twegen usw. Diese aus der bei primitiven Völkern allgemeinen Vorstellung vom »Lebenden Leichnam« entwickelte

[1]) Wenn der heutige Name auch auf litauischen Einfluß hinweist (lit. messkinis, vom Bären), so zeigt Wulfstan doch die Möglichkeit des sachlichen Zusammenhangs mit dem esthnisch-preußischen Grundstock Ostpreußens. Dieser ist durch Prof. Bezzenberger und seine litauisierende Schule über Gebühr vernachlässigt, wie diese kleine Studie als Ganzes zeigen möge.

Sitte ist ebenfalls bis in die Gegenwart in Ostpreußen erhalten und zeigt auch weiterhin ihren Zusammenhang mit der bei Wulfstan am Schluß angedeuteten Leichenkonservierung (⁊ þy pær licgað þa deadan men swa lange ⁊ ne fuliað, pæt hy wyrcað þone cyle him on.) Lemke »Volkstümliches in Ostpreußen« Bd. I, S. 57 berichtet dazu: »Man setzt unter das brett (auf dem die Leiche liegt) eine schüssel mit kalt wasser und legt auf das laken, mit dem der tote bedeckt ist, so viele zinnerne löffel als man auftreiben kann. Ferner legt man der leiche läppchen, welche mit spiritus getränkt sind, auf's gesicht, das erhält den toten menschen so frisch, als wär er lebendig, und so'ne roten backen hat er zum begräbnis — das muß nur so sein.« Die besonders lange Konservierung vornehmer Leichen (⁊ þa kyningas, ⁊ pa oðre heahðungene men, swa micle lencg swa hî maran speda habbað; hwilum healf gêar þæt hi beoð unforbærned) ist nach einer Mitteilung von Prof. Ziesemer bis zu Simon Dachs Zeiten beobachtet worden. Die Leichen Vornehmer, die im Winter gestorben waren, wurden eingefroren und erst im Juni oder Juli beerdigt. (Frl. Dr. Peper teilte mir mit, daß in der Memelniederung in der Zeit des Schacktarps, d. h. in der Zeit der Schneeschmelze, noch heute Leichen in einen Sack gesteckt und bis zur Beerdigung wochenlang in den Rauchfang gehängt werden. Hier spielt aber wohl die Verkehrsschwierigkeit durch die Überschwemmung der Marschen die entscheidende Rolle.) Die von Wulfstan berichtete Leichenverbrennung wird noch als alte Sitte der Preußen erwähnt von J. H. Liedert, »Preußische Frauenzimmer«, Königsberg 1744. »Die art des begräbnisses und die kosten bey demselben waren ohne zweifel nach dem stande ihrer männer oder väter eingerichtet. Die körper der geringen leute verscharrte man in einer grube, oder man verbrannte sie auch bisweilen. Die adlichen kamen gleichfalls in die erde aufs beste angekleidet, wobei man ihren weiblichen schmuck beylegte. Die vom großen adel und fürstlichen geschlechte mußten jederzeit verbrannt werden, und wurde zugleich ein spinnrocken mit flachs, und was man ihr sonst gönnete, ins Feuer geworfen. Die asche und die überbliebenen knochen wurden in die erde ohne umstände vergraben, oder in einem von steinen in der erden verfertigten grabmal beygesetzet.«

⁊ ealle þa hwîle þe þæt lic bið inne, þær sceal beon gedrync ⁊ plega, oð ðone dæg þe hî hine forbærnað. — Diese auch sonst bekannte primitive Begräbnissitte scheint heute noch in Ostpreußen besondere Ausmaße anzunehmen. Ich setze nur ein Zeugnis aus dem Fragebogen des Preußischen Wörterbuchs her, das die Ausdehnung der Feier im Ermland, also der Gegend um Truso, die Wulfstans Beobachtung am nächsten war, hervorhebt: »Die ganze ortschaft wird zu dem begräbnis eingeladen, es wird riesig vielgeschlachtet, rind, schwein, kalb, schafe, gänse, enten, hühner. Der schmaus dauert gewöhnlich die ganze woche hindurch, die gäste gehen gegen morgen nach hause um dort auszuschlafen und am nachmittag wieder zu erscheinen [1]).«

þonne todælað hî his feoh. — Auch die Verteilung der Habe des Verstorbenen wird z. B. nach dem Fragebogen v. Barabas, Rastenburg, noch heute in Masuren und im Samland am Begräbnistage ausgeübt, allerdings nicht mehr an die besten Reiter, sondern an die besten Freunde [2]). Der Grundsatz der Sitte spiegelt sich gleichfalls in dem volkstümlichen Wort von Beerdigungsgelagen wider, daß man bei diesen ›das Fell versäuft‹. (cit. v. Barabas, Rastenburg).

Wir erhalten durch diesen Vergleich der von Wulfstan berichteten mit den späteren und heutigen Sitten Ostpreußens Aufschluß über den Wert der Orosius-Interpolation als Zeugnis für den konservativen Sinn des esthnisch-preußischen Stammes und für seine durch litauische und polnische Ansprüche bekanntlich wissenschaftlich umstrittene, aber unbestreitbar grundlegende Bedeutung für die Entwicklung zu dem gegenwärtigen deutschen Volkstum unseres schönen Ostlandes.

Königsberg i. Pr. — Basel, August 1925.

Gustav Hübener.

---

[1]) Dr. Alfred Schmidt (Tilsit) teilte mir mit, daß das Tanzen (plega?) als Begleiterscheinung des Begräbnisgelages beobachtet werden kann.

[2]) Gerullis (loc. cit.) vermochte diese bezeichnendste Sitte: das Wettreiten nach dem Erbe in Preußen noch im 16. Jahrh. im wesentlichen nachzuweisen.

DIE ALTENGLISCHEN TRAUMLUNARE.

Kaum ein anderes Produkt des Volksglaubens hat eine so große Verbreitung gefunden wie das Traumbuch. Wo selbst die Anziehungskraft des Hintertreppenromans versagt, behauptet es als einzige Literaturgattung neben Katechismus und Gesangbuch bzw. Gebetbuch seinen Platz. Aber dennoch hat man den in allen Sprachen auftretenden handschriftlichen oder gedruckten Hilfsmitteln zur Deutung der Träume bisher nur wenig Beachtung geschenkt[1]). Die moderne Wissenschaft der Volkskunde stand dem Traum-Aberglauben mit sichtlicher Verlegenheit gegenüber, da die Richtung, die sie eingeschlagen hat, gerade von dem Wege abdrängte, auf dem allein ein Verständnis für das Zustandekommen der anscheinend sinnlosen Traumdeutungen zu gewinnen war. Als Kind der Romantik hat sie sich nie ganz freigemacht von der Neigung, überall spontane Neuschöpfungen jenes geheimnisvollen, genialen »Volksgeistes« zu wittern und fremdländische Einflüsse, namentlich jeden Zusammenhang mit klassisch-antiken Anschauungen abzuwehren. Gerade für das Gebiet der Traumkunde schienen zudem zwei neu aufblühende Schwesterwissenschaften, die Anthropologie und die Psychologie, solchen Anschauungen neue Nahrung zu geben. Die Anthropologie, indem sie den Beweis lieferte, daß tatsächlich an verschiedenen Enden der Welt unabhängig voneinander sehr ähnliche Vor-

[1]) Anerkannte Musterwerke, wie z. B. R. Andrees Braunschweiger Volkskunde (1901) und E. H. Meyers Deutsche Volkskunde (1898) berühren den Traumaberglauben mit keinem Wort. Was mir an Traumbuchliteratur bekannt geworden ist, habe ich gelegentlich meiner Traumbucharbeiten im ANS. 110, 356f.; 125, 39—44; 127, 31; 128, 288 Anm. 5; 134, 264 u. Z. f. celt. Phil. 13, 55 zusammengestellt. Jetzt wäre einiges nachzutragen, was ich mir aber für eine andere Gelegenheit vorbehalte.

stellungen entstanden sind. Und die Psychologie, indem sie zeigte, wie so etwas auf Grund gleicher psychischer Voraussetzungen erklärt werden kann. So bedeutungsvoll diese Ergebnisse für die richtige Bewertung eines großen Teiles primitiver Volksvorstellungen waren, so verschlossen sie doch leider der Volkskunde immermehr die Augen für solche Fälle, wo dennoch keine spontane Neuschöpfung vorliegt, sondern historische Zusammenhänge, sogar Entlehnungen aus fremden Kulturkreisen vorliegen. So kam es, daß man den überall geläufigen und in auffallender Übereinstimmung vorkommenden Traumdeutungen gegenüber glaubte, sich mit beiläufigen Hinweisen auf die überall gleichen physiologisch-psychologischen Grundlagen des Traumlebens und die Zusammenhänge zwischen Traumwahrsagung und primitivem Seelenglauben [1]) begnügen zu dürfen. Infolgedessen konnten sogar Werke wie Carl Meyers Aberglaube des Mittelalters (Basel 1884, S. 132 und 144), die sonst einer historischen Betrachtungsweise der Volkskunde nicht abgeneigt sind und in gewissem Umfange sogar Abhängigkeit von heidnisch antiker Superstition zugestehen, diesen Gesichtspunkt beim Traumaberglauben stillschweigend ablehnen. Und der gelehrte englische Folklorist G. L. Gomme durfte in seinem Buche 'Folklore as an Historical Science' (London 1908, S. 188) die Traumdeutung ausdrücklich zu den Gebieten rechnen, wo nicht sowohl historische Überlieferung in Frage komme, als vielmehr gleiche psychologische Vorbedingungen: *It will be useful for the purpose of our present study, if we can find among the peasantry of our country . . . examples of belief or superstition which belongs rather to psychological than to traditional influences. The interpretation of dreams, the belief in spirit apparitions, the practice of charms, all belong to this branch of our subject.*

Nun soll zwar nicht geleugnet werden, daß die überall gleiche psychologische Grundlage des Traumlebens in allen

[1]) So z. B. Lord Avebury (früher Tylor), The Origin of Civilization (London 1870, [6]1902 S. 225); L. Laistner, Das Rätsel der Sphinx (Berlin 1889); E. Mogk in Pauls Grundr. d. germ. Phil. [2]III (1900), 250, 261 ff.; H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur (Leipzig 1900, S. 590); S. Freud, Die Traumdeutung (Wien [2]1909); W. Y. E. Wentz, The Fairy-Faith in Celtic Countries (Oxford 1911, S. 464 ff.); R. Wuttke, Sächsische Volkskunde (1899, [2]1903 S. 318) u. a.

Ländern der Welt unabhängig voneinander das Bedürfnis nach Traumdeutungen hervorgerufen hat, und daß also mit der Möglichkeit autochthoner Sonderentstehung von Traumdeutungen zu rechnen ist, wie wirklich solche vorzuliegen scheinen in den papuanischen Traumdeutungen, die R. Neuhauss im III. Bande seines Werkes 'Deutsch-Neuguinea' (Berlin 1911), vorgelegt hat. Andererseits aber muß doch betont werden, daß tatsächlich das unabhängig entstandene Verlangen nach Traumdeutungen wenigstens in Europa nicht durch selbständige Neuschöpfungen befriedigt worden ist, sondern daß man hier zu dem bequemen Aushilfsmittel gegriffen hat, bereits vorliegende antike Werke durch Übersetzung und Umarbeitung den jeweiligen Bedürfnissen dienstbar zu machen. Wenigstens hat mir ein langjähriges Studium aller erreichbaren Traumbuchliteratur die Überzeugung gebracht, daß alle noch heute in Europa lebendigen Arten der Traumdeutung, die mittels eines Stechorakels sowie jene andere mit Hilfe von alphabetisch geordneten Listen aller möglichen Traumgesichte und die nach dem Zeitpunkt des Traumes, in historisch nachweisbarer Kontinuität auf antike Vorbilder zurückgehen.

Am deutlichsten läßt sich dies bei den alphabetischen Traumbüchern nachweisen, die sämtlich letzten Endes auf ein spätgriechisches *Ὀνειροκριτικὸν βιβλίον τοῦ προφήτου Δανιὴλ πρὸς τὸν βασιλέα Ναβουχοδόνοσορ κατὰ ἀλφάβητον* zurückgehen[1]), das etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. — vielleicht in Anlehnung an babylonische Vorbilder — entstanden sein mag und etwa im 7. Jahrhundert ins Lateinische übersetzt worden ist. Während die überaus zahlreichen slawischen Traumbücher direkt aus dem griechischen Originale stammen, ist dieses mittellateinische *Somniale Danielis*[2]) die Quelle für alle abend-

[1]) Bisher nur in einem schlechten und fragmentarischen Text zugänglich in dem Abdruck von E. de Stoop, in der Revue de Philologie 33, 100—111. Eine kritische Ausgabe steht in Bälde von Fr. Drexl zu erwarten, der uns letzthin schon mehrfach mit griechischen Traumbuchtexten beschenkt hat: Das 'Traumbuch des Patriarchen Nikephoros' bot er uns nach 7 Hdschr. in der Ehrhard-Festschrift (Bonn 1922) S. 100—118, das 'Traumbuch des Patriarchen Germanos' in der griechischen Zeitschrift *Λαογραφία* VI (1923), S. 433—448, und das 'Anonyme Traumbuch des Cod. Paris. Gr. 2511' in *Λαογραφία* VII (1925), S. 350—375.

[2]) Nach 6 Handschr. des 10.—15. Jahrhunderts von mir ediert in ANS. 217, 53—83, nach anderer lat. Handschr. ANS. 125, 47—70.

ländischen Fassungen geworden: die älteste Zeit begnügte sich mit wörtlichen Übersetzungen ursprünglich interlinearer Provenienz [1]); die Ritterkultur des 12.—13. Jahrhunderts forderte Umgießung in die volkssprachliche Versform [2]), während die mit dem 14. Jahrhundert zum Siege gelangte bürgerlich-städtische Kultur wieder zur sklavischen Prosa-Übersetzung [3]) zurückkehrte. Die hierdurch in der Volkssprache gestörte alphabetische Anordnung wurde Ende des 15. Jahrhunderts durch Umordnung der Traumgesichte [4]) wieder in alphabetische Reihenfolge gebracht. Aus diesen umgeordneten Renaissance-Fassungen sind unter Einfügung neuer Traumgesichte, unter Übernahme neuer Differenzierungsmöglichkeiten [5]) aus dem inzwischen bekannt gewordenen antiken Oneirokritikon des Ephesers Artemidoros (um 170 n. Chr.) und unter stärkerer Betonung [6]) des sexuellen Elementes die modernen Traumbücher aller abendländischen Sprachen entstanden. Daß aber selbst das modernste Traumbuch in Inhalt und Form noch an seinen byzantinischen Urahn erinnert, läßt sich leicht im einzelnen nachweisen. Wie sollte sonst z. B. ein um 1910 gedrucktes neukymrisches Traumbuch noch mit der Möglichkeit rechnen, daß eine wallisische Bauernfrau des 20. Jahrhunderts träumen könne, mit

---

[1]) Hierher gehören die drei altenglischen Traumbücher des 11. Jahrhunderts, welche ich ANS. 125, 47—70; 134, 270—293; 120, 302—305 herausgegeben habe.

[2]) Hierher gehört z. B. das mittelenglische Verstraumbuch des 13. Jahrhunderts, welches ich ANS. 127, 36—46 gedruckt habe.

[3]) Beispiele hierfür bieten das mittelenglische Prosatraumbuch des 14. Jahrhunderts, welches ich nach drei Handschr. ANS. 127, 52—84 ediert habe, das mittelkymrische Traumbuch (um 1350), welches ich 'Zeitschr. f. celt. Phil.' 13, 64—86 gedruckt habe, sowie die ältesten volkssprachlichen Traumbuchdrucke in deutscher (Berlin Inc. 2540), französischer (Brit. Mus. C. 36. a. 8) und italienischer Sprache (Brit. Mus. I. A. 27920; C. 62. b. 8; 1073, i. 43); wohl auch jene *Songes Daniel,* welche Gröber, Grdr. II 1, 1031 aus einer Handschr. des 14. Jahrhunderts nachweist.

[4]) So z. B. in dem deutschen Traumbuch des Nürnberger Druckers F. Gutknecht (Berlin Na 4823).

[5]) Einige Beispiele bot ich in der 'Zeitschr. f. celtische Phil.' 13, 88 ff.

[6]) S. ebenda S. 90 f. Sehr richtig läßt Berta Ruck in ihrem amüsanten Roman *Sir or Madam* (Tauchn. S. 238) eine Dame zu ihrer bei einem Gartenfest wahrsagenden Freundin bemerken: '*Fortune*' *means* '*Anything about Love*' *for most of them.*

einem »Äthiopier«, dem typischen Haremseunuchen des byzantinischen Hofmilieus, im Bette zu liegen?[1])

* * *

Ganz ähnlich steht es mit der Geschichte der modernen Traumlunare, d. h. Deutungen der Träume je nach der Mondphase, in der sie erfolgt sind. Auch das Traumlunar ist eine schon in byzantinischer Zeit nachweisbare griechische Gattung[2]). Einen byzantinischen Text aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts (cod. Paris. gr. 2511) hat uns jetzt Fr. Drexl zugänglich gemacht[3]), und zahlreiche andere werden gewiß noch in den Handschriften verborgen liegen. Irgendeine byzantinische Fassung ist dann ins Lateinische übersetzt, wo diese Gattung ungemein stark gewuchert hat und in Handschriften weitverbreitet ist. Mir liegen Photographien, Abschriften oder Drucke von folgenden zwölf mittellateinischen Traumlunaren vor, die ich nach dem Alter der Überlieferung anordne:

1. Wi = Wien, Hofbibliothek, Nr. 271, fol. 71[b] (Anf. 10. Jh.), nur Fragment (bis *Luna x*).
2. T = Titus D. XXVI, fol. 9[a] (zwischen 1035—1052 geschrieben).
3. W = Corpus Christi College, Cambridge, Nr. 391, pag. 718—720) (Ende 11. Jh.); vgl. über diese Hs. unten S. 77).
4. Tb. = Tiberius III. A., fol. 35[b]—36[a] (Ende 11. Jh.). Diese Version ist weiter unten S. 67 samt ihrer altenglischen Interlinearversion zum Abdruck gebracht. Vgl. über diese Hs. unten S. 66.

---

1) Im *Llyfr Breuddwydion* (ca. 1910) steht auf S. 88 zu lesen: *Gweled dy fod mewn gwely gydag Ethiopiad*, *neu rhyw ddyn du arall, anfoddlonrwydd, trafferth*, *a chlefyd yw* ['Dich im Bett mit einem Äthiopier oder anderem schwarzen Mann sehen, bedeutet Unzufriedenheit, Unruhe und Krankheit'].

2) Ob die Gattung nicht schon babylonisch-assyrisch war, so daß auch hier, wie beim alphabetischen Traumbuch babylonischer Einfluß auf das Griechische vorläge, vermag ich nicht zu sagen. Für möglich möchte man es aber immerhin schon halten, wenn man den außerordentlich großen Umfang der Mondomina und der Traumdeutung in Babylonien betrachtet. Vgl. M. Jastrow, Religion Babyloniens und Assyriens (Griessen 1912) II 457—577 u. 954—964. Leider harrt das reiche Traumdeutungsmaterial der Babylonier immer noch der Bearbeitung.

3) Fr. Drexl, Ein byzantinisches Traumlunar, in 'Bayerische Blätter für das Gymnasialschulwesen', Jahrg. 1923, S. 214 f.

5. R = Rom, Vat. lat. 642, fol. 91 (Anf. 12. Jh.).
6. H = Cod. Arnamagnæanus 544, fol. 107^b^ (Anf. 13. Jh.), gedruckt in 'Hauksbók', udgiven [durch Finnur Jónsson] . . . af det K. Nordiske Oldskrift-Selskab (Kopenhagen 1892—96), S. 469. Ein zum Teil unleserlicher Text.
7. K = Cod. Arnamagnæanus 194, fol. 50^b^—51^b^ (i. J. 1387 in Westisland geschrieben), gedruckt bei Kr. Kålund, Alfræđi Íslenzk (Kopenhagen 1908), S. 87 f.
8. C = MS. des (verstorbenen) Prof. August Conrady in Leipzig, fol. 1^b^ (Anf. 15. Jh.).
9. Z = Zürich, Stadtbibliothek, C. 101/467, fol. 161^b^ (15. Jh.).
10. L = Leipzig, Universitätsbibliothek, cod. 936, fol. 152^b^ (15. Jh.).
11. Ma = München, Staatsbibliothek, Clm. 15613, fol. 195^b^ bis 196^a^ (Ende 15. Jh.).
12. Mb = München, Staatsbibliothek, Clm. 26639, fol. 42^a^ (um 1500).

Keines dieser zwölf lateinischen Traumlunare stimmt nun mit dem einzig bisher zugänglichen byzantinischen einigermaßen überein. Daß gleichwohl auch hier Übersetzungen aus dem Griechischen vorliegen müssen, beweißt die Tatsache, daß wenigstens die Tiberius-Fassung in fünf Nummern ganz (Nr. I) oder teilweise (Nr. II, IV, VI, VII, XXV) Wort für Wort mit dem byzantinischen Texte gehen. Also wird es eine griechische Fassung gegeben haben, die einigermaßen zu der Urform der älteren mittellateinischen Versionen gestimmt hat.

Andererseits gehen jene zwölf lateinischen Traumlunare, wie aus dem weiter unten S. 67 ff. zur Tiberius-Version verzeichneten Varianten[1]) hervorgeht, in Form und Inhalt soweit auseinander, daß es zweifelhaft ist, ob sie alle auf ein und dieselbe Quelle zurückgehen und nicht zum Teil wenigstens unabhängige Übersetzungen verschiedener griechischer Fassungen darstellen. Immerhin lassen sich zwei anscheinend zusammengehörige Handschriftengruppen aus der Masse absondern. Besonders nahe stehen sich die beiden Münchener Handschriften *Ma* und *Mb*, die klärlich eine gemeinsame Vorlage haben,

---

[1]) Kleinere Abweichungen, z. B. in der Wortstellung, sind dabei nicht vermerkt.

welche ihrerseits wiederum zu *L* und *Z* in so nahen Beziehungen steht, daß die vier Handschriften *Z L Ma Mb* aus einer Urform geflossen sein müssen. Eine völlig andere Fassung repräsentieren die Handschriften *T Tb R W C K*, die zwar untereinander wiederum sehr stark auseinanderfallen, aber trotzdem doch wohl aus einer gemeinsamen Quelle abgeleitet werden können [1]), wie namentlich ihr Zusammengehen unter Nr. XXIV zeigt. Sonach möchte ich es für wahrscheinlich halten, daß die obigen zwölf Lateintexte zwei gesonderte Fassungen widerspiegeln, die aus zwei verschiedenen griechischen Traumlunaren übersetzt sind.

Von unseren Lateintexten reicht einer, das Wiener Fragment, in den Anfang des 10. Jahrhunderts, drei weitere (*T W Tb*) in das 11. und ein dritter (*R*) in den Anfang des 12. Jahrhunderts zurück. Damit sind aber die frühmittelalterlichen Lateintexte noch nicht erschöpft, da, wie wir weiter unten (S. 66) sehen werden, auch noch zwei altenglische Übersetzungen die Existenz von zwei weiteren Lateinfassungen für den Anfang des 11. Jahrhunderts voraussetzen. Auch diese zu supponierenden Lateintexte werden aber, wie gleich zu zeigen ist, zu derselben Gruppe wie *T Tb W R Wi*, unserer obigen zweiten Übersetzung, gehört haben. Beachten wir nun, wie außerordentlich stark diese halbdutzend erhaltenen oder anzunehmenden Lateintexte des 10. und 11. Jahrhunderts voneinander abweichen, so kommen wir zu dem Schluß, daß zwischen der in ihnen entfalteten Textzerspaltung und ihrem gemeinsamen Archetypus eine nicht unerhebliche Zeit verstrichen sein muß, da nur bei jahrhundertelanger Textüberlieferung ein derartiges Auseinanderfallen eintreten kann. So, glaube ich, ist die Annahme berechtigt, daß der lateinische Archetypus dieser Gruppe ins 8. oder spätestens 9. Jahrhundert n. Chr. zurückzudatieren ist. Wie das *Somniale Danielis* mag daher auch dieses lateinische Traumlunar etwa im 7. oder 8. Jahrhundert und zwar vielleicht, wie die Mehrzahl der mittellateinischen

[1]) Innerhalb dieser Gruppe gehören offenbar *W* und *R* nahe zusammen (vgl. Nr. I, VIII, XI, XIII, XVI, XVIII). Auch *Tb* und *T* (Nr. VII, XVII, XVIII) scheinen Beziehungen zueinander zu haben. *H* und *Wi* sind zu mangelhaft überliefert, um ihre Einreihung sicher zu ermöglichen. Doch scheint das Wiener Fragment zur zweiten Fassung zu gehören, ja (nach Nr. I und VI) sogar der Gruppe *WR* nahe zu stehen.

astrologischen Übersetzungen aus dem Griechischen, in Südgallien entstanden sein.

* * *

Recht früh muß das Traumlunar seinen Weg in die Volkssprachen gefunden haben. Beweisen können wir das nur für den angelsächsischen Kulturkreis, wo wir schon für das 11. Jahrhundert drei verschiedene Texte in altenglischer Sprache und und sogar zum Teil in mehrfacher Überlieferung vor uns haben. Wahrscheinlich haben wir solch frühe Übersetzungen aber auch für andere Länder[1]) anzunehmen; denn das Fehlen der Belege beweist in diesem Falle um so weniger, als diese ganze, offizieller christlich-orthodoxer Billigung sich ja entziehende Literaturgattung mit noch größeren Schwierigkeiten der Erhaltung zu kämpfen hatte als das sonst bei mittelalterlicher Literatur der Fall ist.

In England sind uns, wie gesagt, drei verschiedene Traumlunare in altenglischer Sprache erhalten, die in mehreren Handschriften des 11.—12. Jahrhunderts auf uns gekommen sind. Sie sollen im folgenden auf Grund ihrer gesamten handschriftlichen Überlieferung zum Abdruck gebracht werden.

Alle drei englischen Texte müssen auf lateinische Vorlagen zurückgehen. Dies ergibt sich bei der ersten Version aus der Art ihrer Überlieferung als zwischenzeilige Übersetzung eines lateinischen Traumlunares. Für die beiden anderen Versionen haben wir eine lateinische Vorlage bestimmt vorauszusetzen auf Grund der Erfahrungen, die wir sonst mit dieser ganzen Literaturgattung gemacht haben[1]).

Und wie verhalten sich nun die drei altenglischen Versionen zueinander? Sie sind inhaltlich wie formell zu stark voneinander verschieden, als daß sie sich aus einer gemein-

---

[1]) Aus späterer Zeit nenne ich ein italienisches Traumlunar in einem Frühdruck eines italienischen Alphabet-Traumbuches, *Insonio de Daniel* (um 1550), wo es heißt: *Lo primo di de la luna tutto quello che tu te insognerai si tornera in bene. Lo secondo di lo sonno tuo non hauera effetto* usw. [Exemplar im Brit. Mus. 1073. i. 43]. Weiter gehören hierher das mittelkymrische Traumlunar des 15. Jahrhunderts, sowie das neukymrische des 20. Jahrhunderts, das ich weiter unten S. 92 bespreche.

[1]) Vgl. meine Zusammenstellungen in ANS. 110, 346ff.; 120, 43ff.; 296ff.; 121, 30ff.; 125, 39ff.; 127, 31ff.; 128, 55ff.; 285ff.; 129, 16ff.; 134, 264ff.; Z. f. celt. Phil. 13, 47f,; 55ff.; Arch. f. Religionswissenschaft 11, 477ff.

samen altenglischen Urform ableiten ließen. Sie müssen vielmehr drei unabhängige Übersetzungen von drei verschiedenen Lateintexten darstellen. Dabei ist auffallend, daß unter den oben genannten zwölf lateinischen Traumlunaren sich kein Text findet, der die Vorlage der zweiten oder der dritten altenglischen Version gewesen sein könnte. Wir müssen vielmehr als Vorlage für diese zwei bisher noch nicht aufgetauchte Lateinfassungen annehmen. Diese beiden neuen Lateintexte müssen aber gleichfalls zu der Gruppe von *Tb T W R* gehört haben; und zwar scheinen sie, wenn wir auf die Übereinstimmungen in Nr. IX und XII Wert legen dürfen, speziell der Gruppe *R W* nähergestanden zu haben als *Tb T*. So erklärt es sich wohl auch, daß die 2. und 3. altenglische Version mehrfach zusammenstimmen (Nr. III, V, VII, IX, X, XI, XII, XIII, XIV), wo *Tb* andere Wege geht. Zu einer genaueren Bestimmung der Textverhältnisse müßten aber viel mehr lateinische und griechische Versionen herangezogen werden, als mir zurzeit zur Verfügung stehen.

a) Erste Version.

Unter den altenglischen Traumlunaren nenne ich an erster Stelle die Fassung, welche uns als Interlinearversion eines lateinischen Textes überliefert ist. Sie findet sich in dem bekannten volkskundlichen Sammelkodex Tiberius A. III (fol. 35[b] bis 36[a]), dessen erster hier in Betracht kommender Teil (fol. 3 bis 56) gegen Ende des 11. Jahrhunderts — B. Fehr, Hirtenbriefe, S. XVII sagt sogar »um 1100« — geschrieben ist und zwar vermutlich in dem Kollegiatstifte der Kathedrale zu Canterbury. Eine Inhaltsangabe des Kodex bot ich ANS. 121, 31—45, wozu Fehr ANS. 129, 219 f. einige Nachträge geliefert hat. Inzwischen sind eine Anzahl Texte daraus neugedruckt oder besser identifiziert, was an der Hand der Nummerierung der einzelnen Stücke, wie ich sie a. a. O. gebraucht habe, hier nachgetragen sei:

2. Erstes alphabetisches Traumbuch, ed. ANS. 125, 47—70; 4. Erstes Traumlunar, s. unten S. 67—74; 6. Nativitätslunar, ed. ANS. 129, 18—21; 7. Krankheitslunar, ed. ANS. 129, 32—34; 9. Zweites Traumlunar, s. unten S. 79—86; 10. Zweites alphabetisches Traumbuch, ed. ANS. 134, 270 bis 293; 11. Tagwähllunar, ed. ANS. 129, 43; 12. Krankheits-

lunar, ed. ANS. 129, 34—36; 16. Nativitätslunar, ed. ANS. 129, 21—26; 24. '*Be misdæda*' (ed. A. 11, 3) ist eine Beichtvorschrift (§ 40) aus der ae. Version des 'Modus imponendi pœnitentiam' (ed. Thorpe, Anc. Laws II 276); 27. Vgl. unten S. 78 Nr. 2 u. 3; 29. Lat. Aderlaßlunar, kollationierte ANS. 129, 36 f.; 32. Lat. Krankheitslunar, kollationiert ANS. 129, 32—34; 41. Zu trennen: 41.a (= fol. 96a—b): '*Be dædbetan*', nach anderer Hdschr. bei Thorpe, Anc. Laws II 282 ff., § 15 bis 19; 41.b (= fol. 96b—97a): Einleitung und § 1 des Confessionale Ecgberti (ed. Thorpe, Anc. Laws II 130 ff.); 43. Steinbuch, ed. Garrett, Precious Stones (Leipzig 1909), S. 35 f.; 45. Lat.-ae. Regula S. Benedicti cap. IV, kollationiert von G. Caro, ES. 24, 161 ff.; 46. Zwei Kapitel (XIV u. XXIV) aus der ae. Version der Ps.-Alkuinschen Schrift De virtutibus et vitiis, ed. ANS. 122, 257—261; vgl. eb. 129, 49; 48. Ælfrics zweiter ae. Brief an Wulfstan (Fragment, nur § 1—62), ed. Fehr, Hirtenbriefe, S. 147—171; 52. Interlinearversion eines Auszugs aus des Franzosen Benedict von Aniane 'Manuale qualiter in monasterio conversare debemus', ed. Napier, EETS. O. S. 150, S. 119—128; 54. Kapitular Ludwigs d. D. (817): oft gedruckt, am besten (unter Benutzung unserer Hs.) von A. Werminghoff, Concilia aevi Carolini (MG) I 464—466.

swa-wæt-swa þu ȝesihst on blisse
[I] Luna prima quicquid uideris, in gaudium
bið ⁊ ȝif þu ȝesihst þe beon ofercumene[1])
erit; *et* si uideris te uinci, tu tamen
ofercymst ealle feond þine ȝeunnendum ȝode[2])
uinces omnes inimicos tuos annuente deo.

Lateinvarianten: C = MS. Conrady, H = Hauksbók, K = Arnamagn. 194, L = Leipzig 936, Ma = München Clm. 15613, Mb = Clm. 26639, R = Rom Vat. lat. 642, T = Titus D. XXVI, W = C. C. C. C. 391, Wi = Wien 271, Z = Zürich C. 101/467.

I. f. H ‖ *quidquid*] *quod* Wi ‖ *uideris*] *uideris in somno* Wi, *videris, non dubites quod* Mb, *videbis in sompno, non dubites quia* ZL *(in som. uideris)* Ma *(in s. videbis . . . quod)*, *videris in sompnio siue bonum siue malum* K, *in somnis videris siue bonum siue malum, non est dubium quod* R, *venit siue bonum siue malum* C ‖ *in*] *ad* CT ‖ *gaudio*

---

1) Lies *ofercumenne*.

2) Wieder ein Beispiel für die sklavische Nachahmung der lateinischen absoluten Ablativ-Konstruktion.

ʒif þu ʒesihst swefnu nane
[II] Luna .ii.[da] si uideris somnium, nullum
ʒefremminʒe hefđ na on mode þu asete ođđe ʒod
effectum hab*et*; nec in animo ponas siue bonum
ođđe yfel
siue malum.

ealswilc swilce se ođer
[III] Luna .iii.[a], qualis *et* secunda.

ʒode ʒefremminʒe hæfđ naht
[IV] Luna .iiii.[ta] bonum effectum hab*et*; nichil
ne derađ
noc*et*.

RWi ‖ *erit*] *peruenerit* C, *pertinet* T, *vertetur* K, *conuertetur* R, *convertitur* W, *conuertit neque malum* Wi ‖ *in gaudium erit*] *bonum est somnium* Z, *bonum est* MaMb, *sompnum bonum est* L ‖ *et si* bis *deo* fehlt den übrigen Handschr.; dafür in K: *et tamen conserua consilium tuum, quod psalmista ostendit: 'Beatus uir, qui non abiit'* [Ps. I 1]; die Psalmenstelle auch in WR. Wörtlich stimmt unser Angelsachse zum Griechischen: *Τῇ πρώτῃ ἡμέρᾳ τῆς σελήνης ὅπερ ἂν ἴδῃς, εἰς χαρὰν ἀποβήσεται· κἂν σεαυτὸν ἴδῃς ἡττώμενον, τὸν ἐχθρόν σου πάντως νικήσεις.*

II. Dafür: *Luna secunda non dicas sompnium* C, *Luna 2. praeuide consilium tuum, quod psalmista demonstrat: 'Astiterunt reges terre'* [Ps. II 2] K. Dieselbe Psalmstelle am Ende auch in WR ‖ *Luna* f. L ‖ *secunda*] *secunda exeunte* Ma, *secunda et tertia* WiHRT, *secunda, luna tertia* W ‖ *si uideris somnium*] *quidquid videris* R, f. WTMaMbLZKWiH ‖ *nullum* (f. W) *effectum habet (habebit* H, *habent* W*)*] *affectus erit* T, *uanum est* R, f. ZLMaMbKWi ‖ *nec (nihil* L*) in animo (in anima* Wi, *an. tuo* Z*) ponas (pones* ZL*)*] *sompnia nihil* Ma, f. TH ‖ *siue bonum siue malum*] *neque malum neque bonum* Wi, *quia falsum est sompnum* LMbZ*(*f. *som.), omnia quia falsa* Ma, f. TRWH ‖ Das Griechische stimmt nur in der ersten Hälfte wörtlich zum Angelsachsen: *Τῇ δευτέρᾳ οὐδεμίαν ἕξει ἐνέργειαν, οἷον ἂν ὅραμα ἴδῃς· ἀγαθὴν δ'ἐλπίδα διατελέσει.*

III. zu II WWiRHT, zu IV u. V (wie das Griechische) ZLMaMb ‖ dafür in C: *Luna tercia roga Deum, ne tibi contingat malum,* in K: *Luna 3. sollicitus sis, quod propheta dicit: 'Tu autem in sancto habitas'* [Ps. XXI, 4]. Eine andere Psalmstelle in WR: *'Tu autem domine, susceptor'* [Ps. III 4].

IV. *quarta*] *quarta et quinta* WRLH, *tertia, quarta et quinta* ZLMbMa ‖ *bonum eff.* bis *nocet*] *bonus et affectus erit* T, *effectum, spem et remedium et actus futurum significat* R, *sompnium tuum bonum significat* C, *efficitur quod (quicquid* Z*) vidisti* LMbZ, *hoc est verum* Ma ‖ *bonum* f. WWiK ‖ *habent* W ‖ *sed nihil nocent* W ‖ Psalm III 4 in K, außerdem V 6 in RW. Der Anfang stimmt zum Griechischen: *Τῇ τρίτῃ, τῇ τετάρτῃ καὶ τῇ πέμπτῃ ὃ ἐὰν ἴδῃς, γενήσεται.*

eallswa se feorþa
[V] [L]una .v.ta, sicut *et* quarta.

æfter þam þe þu ȝesihst
[VI] Luna .vi.ta, *secundum* quod uideris,
swa þe ȝewyrð diȝle ȝeþeaht utlendisc[1])
ita tibi fi*et*. Secretum consilium extraneis
nelle þu areccan
noli proferre.

swahwætswa þu ȝesihst æfter
[VII] Luna .vii.a quicquid uideris, post
lanȝum timan hit ȝewyrð
multum tempus fi*et*.

ȝewisse sint ealle
[VIII] Luna .viii.a, certa sunt omnia.

binnan twan[2]) *daȝum ȝelimpð*
[IX] Luna .viiii.a, inter duos dies euenit.

V. *sicut quarta* C, *similiter ut tertia* K; in TWi zu VI, sonst zu iv ‖ Psalm V 6 K.

VI. *sexta*] *sexta et septima* LZMbMaKHR, *quinta et sexta* T, *quinta, luna sexta, luna septima* Wi ‖ *secundum* (f. WRKWi; *sicut* C) *quod (quidquid* WRK, f. C*) videris* (*videbis* C + *in sompnio* K)] f. HMaMbZL ‖ *ita tibi fiet*] *fiet* T, *eveniet* C, *orienti commenda* R, *certissimum* WWiH, *certum erit* K, *certum est sompnium* LZMb, *verum sompnium* Ma ‖ *secretum* bis *proferre*] *cautus es consilio tuo utere* W, *non dicas* C, *custodi eum nec dicas alicui* Z, *ne (nec* Mb, *nulli tamen* Ma*) dicas (+ alicui* L*), sed roga Deum (dominum* Mb*), ut tibi bonum contingat (te in sompnio bene dirigat* Ma*)* LMbMa, *et in tribulationem vertetur* K, f. TRWiH ‖ Ps. VI 7 WKR (+ Ps. VII 7). Die 2. Hälfte des Angelsachsen stimmt zur 2. Hälfte der griechischen Prognose zur vorhergehenden Mondphase: *μόνον μὴ τὸ μυστήριον πρός τινα ἄλλον εἴπῃς, εἰ μὴ τῇ ἀνατολῇ καὶ μόνῃ.*

VII. zu VI RHKZLMbMaWi ‖ *quicquid videris* f. CW ‖ *post multum tempus fiet* (= Griechisch zu XII—XIII: *ὃ καὶ μετὰ πολὺν χρόνον γενήσεται*)] *certissimum* W, *verum erit* C ‖ Ps. VII 7 W.

VIII. f. HK ‖ *octava*] *octava et nona* TWRWiZLMbMa ‖ *certa sunt omnia*] *cito uidebis* T, *cito eueniet* C, *fiet, quod videaris* Wi, *cito fient, que (fiet quidquid* R*) uideris (+ in somnio tuo* R*)* WR, *sunt (+ sompnia* L*) vera et bona* ZMbL, *exeunte verum erit sompnum* Ma ‖ in K nur Ps. VII 7; Ps. VIII 9 und IX 10 in RW.

IX. f. HK ‖ zu VIII TWRWiZLMbMa ‖ *inter duos dies euenit*] *cito videbis* C ‖ in K nur Ps. IX 10. Zur Zeitbestimmung des Erfolges vgl. Nr. XVII—XIX, XXIII, XXV—XXVI, XXIX, sowie griech. *ἐντὸς ἐνιαυτοῦ*

---

[1]) Das *c* aus *t* korrigiert. Lies *utlendiscum*.

[2]) Lies *twam*.

swahwætswa þe swefnast[1]) *nane*
[X] Luna .x. quicquid somniaueris, nullum
ȝefremmiȝe[2]) *yfele hæfđ*
effectum malum hab*et*.
lease sint ealle
[XI] [fol. 36ª] Luna .xi.ª, falsa sunt omnia.
ȝewisse sint ealle
[XII] Luna .xii.ª, certa sunt omnia.
eallswilc
[XIII] Luna .xiii., qualis .xii.
ȝefremminȝe hæfđ scortes
[XIV] Luna .xiiii., effectum hab*et* breuis
timan
temporis.

ἢ καὶ πλέον . . . ἀποβήσεται (XIV), *ἀποβήσεται ἐντὸς ἡμερῶν ὀκτώ* (XVII), *συμβήσεσθαι ἐντὸς ἡμερῶν ἐννέα* (XXV), *ἐντὸς ἡμερῶν πεντήκοντα τὸ ὁραθὲν ἀποβήσεται* (XXIX).

X. f. Ma ‖ *quicquid somniaueris*] *q. uideris in sompnio* K, *q. uideris* T, f. RWWiHCZLMbMa ‖ *nullum effectum malum habet*] *nullum malum est* T, *effectum habet, sed nichil nocet* W, *effectum non habet* H, *sompnium non habet effectum* ZLMb, *uanum erit* K, *vanissimum est* Wi, *uanum est, sed nec in animo ponas et pro periculo ducas* R, *nihil significat* C ‖ Ps. XI 3 in WRK.

XI. Von hier ab fehlt der Text in Wi ‖ *falsa sunt omnia*] *somnus tuus sine periculo* T, *quarto die fiet somnium* H, *intra quatuor (tres* R, *septem* W*) dies fiet* (*verum erit* Ma, *evenit L*) *somnium* (*quod somniasti* Mb, + *tuum* WR, f. Ma) ZLMbMaWR, *vsque sex dies non dicas* C ‖ Ps. XII 2 in WRK.

XII. *XIIª*] *XII et XIII* H ‖ *certa sunt omnia*] *cum omni gaudio fiet somnus tuus* T, *cum gaudio uidebis* C, *quicquid uideris in somnio, scies quia certum est* (*certissimum esse scias* W) RW, *efficitur et* . . . . . H, *fiet quod videbis* L, *secundum quod vides, fiet somnium* Mb, *erit sompnum verum, ut videbis* Ma, f. Z. (dafür Prognose der 13. Mondphase) ‖ in K nur Ps. XIII 3, am Schluß auch in WR.

XIII. *XIII*] *XIII et XIIII* Z ‖ zu XII in H ‖ *qualis XII*] *infra* (*intra* W, *quicquid videris, intra* R) *dies septem* (*nouem* KWR, *quatuor* C, *tres* LZMbMa) *fiet* (*eueniet* CMb, *euenit* Ma, *videbis* L) *somnus* (*consilium* K, + *tuus* T, + *tuum* KMb, f. W) TRWKCZLMb ‖ dazu Ps. XIV 2 KRW.

XIV. f. T ‖ *XIIII*] *XIIII et XV* RWH, *XIII et XIIII* Z ‖ *effectum*

---

[1]) Konstruktionsvermischung aus möglichen *þe swefnađ* und *þu swefnast* (Bosworth-Toller).

[2]) Die auch sonst belegte (Bülbring § 561; M. Förster in ANS 125, 63, A. 8) Reduktion des Suffixes *-ing* zu *-ig*. findet sich mehrmals in unserer Tiberius-Handschrift: *cynicg* (A. 13, 379; 447), *cyniigas* (ANS 120,

eallswilc
[XV] Luna .xv.ᵃ, qualis .xiiii.ᵃ
æfter lanȝum timan hit ȝewyrđ
[XVI] Luna .xvi.ᵃ, post multum tempus fi*et*.
æfter daȝum endlufon hit ȝelimpđ[1])
[XVII] Luna .xvii.ᵃ, post dies .xı. eueni*et*.
binnon twentiȝum daȝum
[XVIII] Luna .xviii.ᵃ, inter .xx.ᵗⁱ dies
hit[2]) *ȝetimađ*
conting*et*.

---

habet breuis temporis] ***effectum habet*** (+ ***et in breui tempore fiet*** W) RW, ***efficitur*** H, ***infra semptem dies fiet quod uideris*** K, ***infra octo dies eueniet*** C, ***sompnum in tempore evenit et uidebis*** L, ***in breui tempore somnium*** (+ ***tuum*** Mb) ***fiet*** ZMb, ***infra breue tempus verum erit sompnum*** Ma ‖ dazu Ps. XV 7 in KRW (+ Ps. XVI 3).

XV. zu XIV WRH ‖ ***qualis XIIIIᵃ***] ***nullum bǫnum effectum <h>abes*** T, ***breuem habebit effectum***, ***emenda cogitationem tuam*** C, ***effectum habet in sompnium, emenda te ipsum*** K, ***post multum*** (***multa*** L, ***longum*** Mb), ***tempus*** (***temporis*** Z, ***tempora*** L, + ***tamen*** Ma) ***somnium*** (+ ***tuum*** Mb) ***videbis*** (***fiet*** Mb, ***erit verum*** Ma) ZLMbMa ‖ dazu Ps. XVI 3 in K.

XVI. *XVIᵃ*] *XVI. et XVII. et XVIII.* H ‖ ***post multum tempus fiet***] ***post aliquot tempus fiet*** R, ***p. m. t. f. somnium tuum*** KT (***somnus tuus***), ***post tempus fiet, dolus erit*** W, ***post multum eueniet*** C, ***efficitur sompnium tuum*** H, ***sompnium*** (***quidquid somniasti*** Mb) ***cito eueniet*** (***euenit*** LMa) ZLMbMa ‖ Dazu Ps. XVI 14 in WRK.

XVII. zu XVI in H ‖ ***post dies novem eueniet***] ***similiter*** T, ***similiter erit post multum tempus*** K, ***quicquid uideris, fiet*** (***certissimum est*** R) WR, ***quicquid tibi sompniabit in mente, tibi fiant*** L, ***quicquid somnies, fit vt in XIII*** Mb, ***quidquid somniasti, fiet*** Ma, ***infra viginti*** (***duos*** Z) ***dies eueniet*** (***sompnium fiet*** Z) CZ ‖ Dazu Ps. XVII 16 in RWK.

XVIII. *XVIIIᵃ*] *XVIII. et XIX.* WT, zu XVII in H ‖ ***inter viginti dies continget***] ***infra*** (***intra*** W) ***dies X*** (***XX*** R) ***fiet*** (***erit*** K) ***somnum tuum*** (***som .t.*** f. W) RWK, ***infra X uel XX uel XXXᵃ dies eueniet et erit bonum*** C, ***somnium infra X uel XX in bono explebitur*** Z, ***infra quindecim dies sompnium*** (f. Ma) ***uidebis*** (***fiet*** MbMa) LMbMa ‖ Dazu Ps. XIX 3 in KRW (+ Ps. XX 10).

---

297 Z. 31; vgl. ANS 125, 55, A. 5), ***lettig*** 'Hinderung' (ANS 125, 60, Z. 417), ***trymniig*** und ***trimnig*** 'Sicherung' (lies ***trymmig***, ANS 125, 59, Z. 381; S. 65, Z. 585), ***awendiicg*** 'Veränderung' (ANS 120, 51, Z. 39), ***gemunicg*** 'Erinnerung' (A 13, 378), ***penegas*** (A. 13, 413; ANS 125, 69, Z. 729; ANS 120, 303, Z. 14).

[1]) Hs. ***gelipđ*** (ohne Balken).

[2]) Hs. ***hiđ***.

binnon dazum feower hit zelimpð
[XIX] Luna .xix., inter dies .iiii.or eueni*et*.
ne þu seze swefn þin binnon
[XX] Luna .xx., ne tu dixeris somnium tuum intra
dazum seofoðan[1] *ac bezim zewiss*[2]
dies .vii.tem, sed obserua certitudinem.
eallswa uizessima[3]
[XXI] Luna .xx.mai.ma, sicut *et* .xx.ma
swahwætswa þu zesihst
[XXII] Luna .xx.maii.da quicquid uideris,
zewiss his[4] *to blisse be-cuman*
certum est ad gaudium p*er*tinere.
sacful zeflit binnon
[XXIII] Luna .xxiii.a, rixalis contentio inter
dazum þrim zelimpð
dies .iii. eueni*et*.

XIX. zu XVIII WT || *XIX*] *XIX et XX* H || *inter dies quatuor eueniet*] *ante dies X fiet somnium tuum apud ipsum quem meretur* R, ... *sed effectum non habet* H, *infra novem dies eueniet* C, *in 24 vel 10 diebus bonum ac verum apparebit* Z, *infra tres* (*decem* Mb, *quatuor* Ma) *dies sompnum evenit* (*fiet* MbMa) LMbMa, *roga Deum de inimicis tuis, ut orationem tuam exaudiat* K || Dazu Ps. XX 10 in K.

XX. f. T, zu XIX H || *XX*] *XX et XXI* WK, *XX exeunte* Ma || *ne tu dixeris* bis *certitudinem*] *usque tres dies non dicas* C, *incertum est somnium tuum* R, *ne cogites quid videris* W, *spera in Deo* K, *somnium non* (*nullum* Ma) *habet effectum* (+ *et uigorem* L) ZLMbMa || Dazu Ps. XXI 9 in R, XXI 9 und XXI 22 in WK.

XXI. f. L || zu XX WK, zu XXII TR || *sicut et vigesima*], *certissimum sompnium, sed post paulum(?) stingit* (lies *contingit*) *sompnium* H, *usque novem dies erit et verum erit* C, *sompnum est* (*non* Mb) *contingens* ZMbMa ||

XXII. *XXII*] *XXI et XXII* TR || in Z Zählung der Mondphasen von hier ab eine Nummer voraus || *quidquid* bis *pertinere*] *quicquid uideris, certissimum est* R, *certissimum est, quod uideris* W, *ad gaudium pertinet* (*perueniet* C) TC, *somnium tuum in gaudium convertetur tibi, caue consilium tuum* K, *certum est somnium* (*somnium est uerum* L) *et cito euenit* (*eueniet* Mb) ZLMbMa || Dazu Ps. XXIV 4 in KWR (+ XXI 22).

XXIII. *XXIII*] *XXIII. et XXIV.* RW || *rixalis* bis *eueniet*] *rixam habebit et contentiones sine ulla detractione* T, *uanum est et incertum*

---

[1]) Falsche Glossierung für das Ordinale *seofon*.

[2]) Ae. *gewiss* 'Gewißheit' (Toller, Suppl.).

[3]) Statt der ae. Glosse ward die lat. Auflösung der Abkürzung gesetzt.

[4]) Lies *is*. Andere Beispiele für etymologisch unberechtigtes *h* siehe ANS 125, 50, Anm. 4.

swahwætswa þu ȝesihst be
[XXIV] Luna .xxiiii^a. quicquid uideris, de
hele þine hit bið
salute tua erit.

æȝe towyrd binnon daȝum
[XXV] Luna .xxv., m*et*us futurus inter dies
ehta
.viii.

binnon daȝum twentiȝum
[XXVI] Luna .xxvi., inter dies uiginti
hit ȝelimpð
eueni*et*.

eallswa
[XXVII] Luna .xxvii. sicut *et* .xxvi.

ealle
[XXVIII] Luna .xx.^ma viii.^ua *et* .xxix., omne

R, *(u)anissimum est* W, *rixalis(?) conceptio infra paucos dies* C, *certum est sompnium* ZLMb, *est etiam certum* Ma ‖ in K nur Ps. XXIV 12; am Ende von RW Ps. XXIV 12 und XXV 1.

XXIV. zu XXIII RW ‖ *quicquid* bis *erit*] *aliquam salutem promittit* T, *sompnia promittent de salute hominum* C, *aliquid de salute promittit* K, *sompnia peruenient et promittent de salute* L, *sompnum bonum est* ZMa, *somnium non habebit effectum* Mb ‖ Dazu Ps. XXV 1 K.

XXV. zu XXVI TWRK ‖ *metus* bis *octo*] *metum futurum significat infra paucos dies* C, *infra septem dies sompnia uidebis* (*somnium fiet* Mb) LMb, *infra quinque dies euenit* Ma, *in quarta vel quinta somnium eueniet* Z ‖ Zum Angelsachsen stimmt einigermaßen das Griechische: *Τῇ εἰκοστῇ πέμπτῃ καὶ τῇ εἰκοστῇ ἕκτῃ φόβον καὶ δειλίαν σοι σημαίνει συμβήσεσθαι ἐντὸς ἡμερῶν ἐννέα.*

XXVI. *XXVI*] *XXV et XXVI* TWRK ‖ *inter dies viginti eueniet*] *infra dies .x. fiet somnus tuus* T, *infra dies .ix. erit* W, *per omnes peregrinos cito continget* R, *significat tibi futurus infra dies novem* K, *uera erunt sompnia* C, *somnium est certum* (*bonum vel certum* Z) ZLMbMa ‖ Dazu Ps. XXVI 8 und XXVII 4 in WRK.

XXVII. *XXVII*] *XXVII exeunte* Ma, *XXVII et XXVIII* W, *XXVII, XXVIII et XXVIIII* RTK ‖ *sicut et XXVI*] *ad gaudium pertinet* T, *quicquid uideris, in somnio nichil nocebit, spem actuum significat* R, *effectum habet, non nocet* W, *sompnium tuum et fratrum dat, sed effectum non habet* H, *bonum significat* C, *domine gaudeat perniciei* K, *sompnium non* (*nullum* Ma) *habet effectum* ZL(f. *non*)MbMa ‖ Dazu Ps. XXIX 6, XXX 2, KRW (+ XXX 12).

XXVIII. zu XXVII TWRK ‖ *omne* bis *aufert*] *sompnum bonum* (*est b. et* L, f. Mb) *habet* (*habebit* MbMa) *effectum* ZLMbMa ‖ in C: *Luna XXVIII bonum significat et affectum habebit. Luna XXVIIII certum erit sompnium.*

blisse *tacn*[1]) *⁊* *ealle* *anʒsumnysse* *bliþe*
gaudium significat *et* omnem angustiam[2]) hilaris
aflemð
aufert.

þinnon þrim daʒum ʒewyrð
[XXIX] Luna .xxx.ma, infra triduum fi*et*
swefn *þin* *butan* *frecendnysse*[3])
somnium tuum sine periculo. Am*en*.

b) Zweite Version.

Eine zweite Fassung eines altenglischen Traumlunars ist uns ziemlich übereinstimmend gleich in drei Handschriften überliefert, — ein Zeichen ihrer Beliebtheit. Sie findet sich nämlich in:

1. C = Cotton MS. Caligula A. XV (fol. 131b—132a) des Britischen Museums. Es ist dies ein, wie oft bei der Cottonischen Sammlung, aus mehreren Handschriften zusammengebundener Kodex, dessen zweiter in England geschriebener Teil mit fol. 120 (nach neuerer Zählung) beginnt und meist Computistisches, teils in lateinischer, teils in altenglischer Sprache, enthält. Der sorgfältige, sich der französischen Kanzleischrift stark nähernde Schreiber des lateinischen Computus (= fol. 120a—125a), der in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts und zwar wahrscheinlich mehr nach dem Ende hin zu setzen sein wird, hat auf fol. 125b—132a allerhand Volkskundliches und Computistisch-Astronomisches beigefügt. Uns interessieren davon folgende Stücke, die, soweit nicht anders angegeben, in altenglischer Sprache abgefaßt sind:

XXIX. *infra* bis *periculo*] *infra duum fiet somnus sine periculo* T, *infra dies tres fiet somnium tuum* R, *in triduum fiet somnum, caue* W, *sompnium sine periculo erit infra duos dies* K, *infra duos vel tres dies eueniet, non dicas* C, *bonum est sompnium tuum* H, *infra quattuor dies somnium habebit effectum* (*fiet* Mb, *eueniet* Ma, *videbis* L) ZLMbMa || Dazu Ps. XXX 24 in RWK.

---

1) Lies *tacnað*.

2) Hs. *angustium*.

3) Eine Kontamination von *frīcednysse* und *frīcennysse*. Vgl. übrigens in Vesp. D. xiv *untōdǣlendlīce* neben *untōdǣledlice* und *ālīsendnysse* neben *ālīsednysse*. Ae. *frīcendlīce* (neben *frīcedlīce*) erscheint schon bei Ælfric (Bosworth-Toller, Suppl.).

1. fol. 125^b: eine lateinische "Sphaera Apuleii" ed. Cockayne, Leechdoms 3 (1866), 150 und vollständiger M. Förster, ANS. 129, 45 f.
2. fol. 125^b—126^a: ein Krankheitslunar mit danebenstehender lateinischer Fassung (= Wanley III), ed. Lchd. 3, 150 f. und ANS. 129, 32—34.
3. fol. 126^b: Dauer des Mondscheins in den einzelnen Mondphasen, mit danebenstehender, ausführlicherer Lateinfassung (= W. IV), ed. Lchd. 3, 222—224.
4. fol. 127^b: ein (ungedruckter) altenglischer Satz (= W. V) in einem lateinischen Abschnitt über Schalttage, welcher folgendermaßen lautet: *Bissexto man sceal symle healdan ær þam fif ytemestan þæs mondes kl. Febr.; ⁊ on þone æftran dæʒ healde man þone mæssan-dæʒ sancte Mathia*, offenbar eine Wiedergabe des vorhergehenden: "In primo .vi. kl. erit bissextus; & in sequenti .vi. kl tenetur festiuitas *sancti* Mathie ap*osto*li."
5. fol. 129^a: Drei lateinische Heilsprüche mit altenglischen Überschriften (= W. VI), a) *wið ʒedrif* (Fiber), b) *wið poccas*, c) *wið ʒeswell*, ed. Lchd. 3, 295.
6. fol. 130^a: Die zwei Unglückstage jedes Monates (= W. VII), ed. Lchd. 3, 224. Derselbe Text nach Vit. E. XVIII fol. 9^b bei Hampson, Medii Ævi Kalendarium II 76. Zur Sache vgl. Bouché-Leclerq, L'astrologie grecque, S. 459 ff. und M. Förster, ANS. 110, 352.
7. fol. 130^a: Berechnung des ersten Advent-Sonntages (= W. VIII), ed. Lchd. 3, 226^1—7.
8. fol. 130^b: Berechnung des Osterfestes (= W. IX), ed. Lchd. 3, 226^8—12.
9. fol. 130^b: Altenglische Fassung der sog. dies Aegyptiaci (= W. X—XIII), ed. Lchd. 3, 152^1—154^7; derselbe Text auch in Vit. E. XVIII fol. 13^a. Eine ganz abweichende Version, nämlich eine altenglische Übersetzung aus dem fälschlich sog. Bedaschen Aderlaßbuch (ed. Giles VI 350), in Harl. 585 (ed. Lchd. 3, 76 und Leonhardi S. 152 f.), Vit. C. VIII fol. 20 (ed. Hampson II 107) und C.C.C.C. 391 pag. 718. Zur Sache M. Förster, ANS. 110, 352 ff.; 120, 213 Anm. 1.

10. fol. 131^{a}: Über die drei Horoskoptage jedes Monats (= W. XIII), ed. Lchd. 3, 154^{8-14}, nach Ps.-Bedas *De nativitate infantium* (Migne XC 960). Derselbe Text auch in C.C.C.C. 391 pag. 718. Zur Sache vgl. M. Förster, ANS. 110, 354 und E. Bischoff, Babylonisch-Astrales im Weltbild des Talmud (Leipzig 1907), S. 117 ff.
11. fol. 131^{a}: Berechnung von Kirchenfesten (= W. XIV XV, XVI, XIX), ed. Lchd. 3, 226^{14-22} und 226^{31}—228^{4}.
12. fol. 131^{a}—131^{b}: Schalttage des Sonnenjahres und Mondalter (= W. XVII, XVIII, XX), ed. Lchd. 3, 226^{23-30} und 228^{5-20}.
13. fol. 131^{b}: Drei Fasten-Freitage (= W. XXI), ed. Lchd. 228^{21-25}; derselbe Text in Tib. A. III fol. 44^{a} (ed. Napier, A. 11, 3^{66-71}) und Reg. 2 B. V fol. 196^{b} (ed. Roeder, Regius-Psalter, S. XII). Zur Sache vgl. M. Förster, ANS. 121, 37.
14. fol. 131^{b}—132^{a}: Traumlunar (= W. XXII), ed. (fehlerhaft) Lchd. 3, 154—156 und weiter unten S. 79—86.
15. fol. 132^{a}: Geburtslunar (= W. XXIII), ed. Lchd. 3, 156—158 und ANS. 129, 21—26.

Hieran schließen sich, ehemals zu einer anderen Handschrift gehörend, jetzt an: 16. fol. 132^{b}—139^{a}: altenglische und lateinische Klosterannalen (= W. XXIV) aus Christ Church in Canterbury neben einer Ostertafel von 988—1093, zum Teil gedruckt bei F. Liebermann, Ungedruckte Anglonormannische Geschichtsquellen (Straßburg 1879), S. 3—8; 17. fol. 139^{b}: Weltzeitalter (= W. XXV), ed. Napier, A. 11, 6 f., Z. 1—19 und Förster, Luick-Festschrift (1925) 192 f.; 18. fol. 139^{b}: Notizen aus Gesprächbüchern (= W. XXVI—XXVII), ed. Napier, A. 11, 7, Z. 20—34; 19. fol. 140^{a}: lateinische Zaubersprüche mit altenglischen Einleitungen (= W. XXVIII), ed. Lchd. 3, 288—290; 20. fol. 140^{b}: Messevorschriften des Papstes Damasus (= W. XXIX), ed. Napier, A. 11, 7 f.; 21. fol. 142 ff.: Kap. 4—11 der altenglischen Version von Bedas De Temporibus (= W. XXX—XXI), in Varianten benutzt Lchd. 3, 244—276, nebst Anhang über Epakten und Mondjahr (fol. 143^{a-b}), ed. Lchd. 3, 282.

2. T = Cotton Ms. Tiberius A. III fol. 37^{b}—38^{a}). Näheres über diese Handschrift oben S. 66 f.

3. W = Ms. 391 (früher K. 10) des Corpus Christi College zu Cambridge (pag. 720—721), das gegen Ende des 11. Jahrhunderts im Marienkloster zu Worcester geschrieben ist. Für letzteres spricht einmal der Vermerk auf S. 1: *Liber* sa*nc*t*e* *Marie Wygorne*ns*is* *ecc*lesi*e* *per* sa*nc*tu*m* *Oswaldum;* weiter die Tatsache, daß dieselbe Hand, welche um 1200 herum so viele Worcesterer Handschriften mit Glossen versehen hat, am Ende unserer Handschrift (pag. 721) den Anfang des Ps.-Bedaschen Aderlaßbuches, der 4 Seiten vorher (pag. 718) zu lesen stand, folgendermaßen wiederholt hat: *þreo dawes beoþ on tweolf moneþ, þet beoþ swuþe unhalewende monne oþer nutene blod on to forletene oþer dr<e>nc to drinkene*: *þet is þe æftemeste monandai*[1]). Endlich weisen darauf auch manche anglische Einschläge in der Sprache hin, wie häufige unsynkopierte, unumgelautete Präsensformen[2]), der Gebrauch der Präposition *in*[3]) sowie manches Lautliche[4]). Diese Handschrift, ein umfangreicher Quartkodex von 733 Seiten (22,5 × 14 cm), ist ein lateinisches Missale, dem einige theologische und volkskundliche Beigaben in lateinischer wie in altenglischer Sprache angefügt sind.

---

[1]) Die altenglische Fassung unserer Handschrift lautet: *Đry daʒas synd on .xii. mondum, þa synd swiđe unhalwende monnum ođđe nytenum blod on to for-lætene ođđe drenc to drincane: þæt is se æfte-mæste monandæʒ on Aprilis* usw. Der Glossator hat den Text also in seine fortgeschrittene frühmittelenglische Sprachform und zwar in südwestliche Mundart umgesetzt. Vgl. übrigens eine ähnliche Eintragung des Worcester-Glossators in Hatton 115 fol. 154ª (weiter unten S. 89, Anm. 1), sowie in Junius 121 fol. VI (Fehr S. XXI).

[2]) 3. sg. praes.: *cumeđ* ANS. 120, 47, 48 (*cumđ* eb. 47, 48); *weorđeđ* 'wird' ANS. 129, 34; *ārīseđ* ANS. 129, 34 (3×), 35 (8×), 36; *scīneđ* ANS. 128, 65 (3×); 129, 35; *swelteđ* ANS. 129, 34. 36; *winneđ* ANS. 129, 34, 35; *drinceđ* Aderlaßbuch pag. 718; *ʒebīdeđ* eb.; *forlǣteđ* eb.; *swinceđ* ANS. 129, 35; unsynkopiert und darum mit *h*-Ausfall: *beflīđ* 'flieht' 129, 36.

[3]) *in* ANS. 88, 362 (2×), 363; 129, 24 (2×), 25.

[4]) *beorenne* 'tragen' ANS. 88, 362; *odbeoređ* ANS. 128, 65; *þæh* 'doch' ANS. 129, 36; *ætēowde* unten Z. 78; *ætēowed* unten Z. 141; *ætēwd* unten Z. 51; *unhēore* ANS. 129, 24; *bēcnađ* 120, 46 (3×), 47, 48 (5×); *gehēred* ANS. 120, 46 (2×), 47; *ʒedēʒed* 'entrinnt' ANS. 129, 34; *ald* ANS. 129, 21 (2×), 22, 23 (3×), 34, unten Z. 165; *all* ANS. 129, 24; *hal(d)sum* ANS. 129, 25; *arm* ANS. 129, 26; *efter* unten Z. 165; *wēpned-* ANS. 128, 299; *þēra* ANS. 128, 300; *mētinʒ* unten Z. 117; *forsæwen* ANS. 129, 26; *slæge* 'Schlag' ANS. 88, 361; *sæcgađ* ANS. 88, 362; *scēp* ANS. 120, 48.

Altenglisch sind darin folgende Texte:

1. S. 601—603: ein Beichtgebet, ed. Zupitza, ANS. 84, 327 f.; derselbe Text noch in Reg. 2. B. V fol. 6b und Tib. A. III. fol. 46b, ed. H. Logeman, A. 12, 499.
2. S. 611—615: lateinische Meßgebete mit altenglischer Übersetzung für die Vesper zu Allerheiligen, ed. Zupitza, ANS. 88, 361—364; teilweise auch in Tib. A. III. fol. 58a.
3. S. 617—618 von späterer Hand, wohl erst aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, nachgetragen: lateinische Kreuzgebete mit altenglischen Einleitungen und rituellen Anweisungen, ed. Zupitza, ANS. 88, 364 f.; der gleiche Text auch in Tib. A. III. fol. 59a—b.
4. S. 713: Sonnenscheinbuch (Anfang fehlt), ed. ANS. 128, 65 f.; derselbe Text vollständig in Hatt. 115 fol. 149b—150a, ed. Lchd. 3, 166.
5. S. 713—714: Wochentagsbrontolog, ed. ANS. 120, 46.
6. S. 714: Horenbrontolog des Nachtoffiziums, ed. ANS. 120, 47.
7. S. 714: Himmelsgegendbrontolog, ed. ANS. 120, 47 f.
8. S. 714—715: Horenbrontolog des Tagesoffiziums, ed. ANS. 120, 48. Lateinische Fassungen, die ich früher nicht nachweisen konnte, fand ich seitdem in Cod. Hertensis fol. 93a—b und Wien 2248 fol. 68b—69a.
9. S. 715: Wochentagsgeburtsprognosen, ed. ANS. 128, 297—300.
10. S. 716: Geburtslunar, dieselbe Fassung wie in Cal. A. XV fol. 132a, Tib. A. III fol. 41a-b und Hatt. 115 fol. 148b, alle ed. ANS. 129, 21—26.
11. S. 717: Krankheitslunar, ed. ANS. 129, 34—36.
12. S. 718: Drei Horoskoptage; derselbe Text in Cal. A. XV fol. 131a, ed. Lchd. 3, 154; zur Sache s. oben S. 76, Nr. 10.
13. S. 718: Altenglische Übersetzung aus dem Ps.-Bedaschen Aderlaßbuch; derselbe Text in Harl. 585 (ed. Leonhardi, S. 152) und Vit. C. VIII fol. 20 (ed. Hampson II 107). Über eine andere Fassung s. oben S. 75, Nr. 9.
14. S. 718—720: Ein lateinisches Traumlunar, kollationiert oben S. 67—74.

15. S. 720—721: Ein altenglisches Traumlunar, abgedruckt hierunter.

Von den drei Handschriften, die offenbar alle aus einer Quelle geflossen sind, stehen sich *C* und *T* näher: nicht nur, daß sie beide zumeist *W* gegenüber übereinstimmen, sondern sie weisen in Nr. XV klärlich zwei gemeinsame Fehler auf. *C* und *T* werden daher auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, so daß man das Handschriftenverhältnis auf folgende Formel bringen kann: x = (C + T) + W. Trotz mancher Fehler steht *C* doch wohl dem Original am nächsten, wie namentlich die Lesarten in Nr. IV zeigen. *C* würde daher bei einem kritischen Text zugrunde zu legen sein. *W* dagegen entfernt sich offenbar am weitesten vom Original.

C	*[I]*	On anre nihta eald[1]) monan, swa·hwæt·swa
T		On anre nihte ealdne monan, swa·hwæt·swa
W		þonne se mone bið anre nihte eald, swa·hwæt·swa
C		þe mæteð, þ*æt* cymð to ȝe-fean.
T		þe mæteð, þ*æt* cymð to ȝefean.
W		þu ȝe-sihst, p*æte*[2]) kymð to ȝe-sean[3]).
C	*[II]*	On tweiȝra nihta .eald[4]) monan ⁊ on þreora,
T		On tweiȝra nihte monan ⁊ on þreora,
W		On twam nihtum ⁊ on .iii.,
C		næfþ*æt*[5]) swefen næniȝe fremednesse
T		næfþ þ*æt* swefen næniȝe fremednesse
W		ne bið on þam swefne ne

---

[1]) Die korrektere Ausdrucksweise würde *on anre nihte ealdne monan* verlangen, wie auch *T* tatsächlich liest.

[2]) So die Hs. hier und Zeile 138. Der Kopist meint wohl beidemal ein *þætþe*, das syntaktisch durchaus möglich wäre.

[3]) Man könnte das *s* hier zur Not auch als fränkisches *f* lesen. Da aber der Schreiber sonst nur die insulare Form für *f* gebraucht und später am Schluß in *srecednesse* (Z. 171) unzweifelhaft *s* für *f* verschreibt, ist es wohl geratener auch hier ein *s* anzunehmen.

[4]) Richtiger *ealdne*, s. Anm. 1 oben.

[5]) Cockayne bessert dies stillschweigend in *næfð þæt*, wie keine Hs. liest.

C ʒódes ne yfeles.
T ʒodes ne yfeles.
W ʒód ne yfel.

C *[III]* On feower nihta ⁊ on fifa, þ*æt* biđ
T On feower-nihtne [1]) ⁊ on fifa, þ*æt* byþ
W On .iiii. ⁊ on .v., þ*æt* biđ

C ʒód [2]) swefen; wite þu, þ*æt* ʒeorne on
T ʒod swefen; wite þu, þ*æt* ʒeorne on
W ʒod ; wite þu, þ*æt* on

C þinre heortan.
T þinre heortan.
W þinre heortan.

C *[IV]* On .vi. nihta , þ*æt*þe þonne
T On syx nihta , þ*æt*-þe þonne
W On .vi. nihte monan, þ*æt*-đe þonne

C · þ*æt* þu ʒe-seo, þ*æt* beo
T þince, þ*æt* þu ʒeseo, þ*æt* beo
W đynce, þ*æt* þu ʒe-seo, sy þ*æt*

C fæst on þinum breostu*m*; wite, þ*æt* þin
T fæst on þinum breostum; wite, þ*æt* þin
W fæst on þinum breostum; heald þe ʒeorne,

C þanc ne losiʒe.
T ʒeþanc ne leose [3]).
W þ*æt* đu þone ʒeþanc ne forleose.

---

[1]) Der Tiberius-Schreiber setzt hier also das Adjektiv *feower-nihte* 'fünfnächtig' ein, das auch zweimal in der Bedaübersetzung (Schipper 564, Z. 310 und 313) erscheint, wo ebenfalls in der Überlieferung die beiden Konstruktionen *on feowernihtne monan* und *on feower nihta ealdne monan* nebeneinander stehen. Über ähnliche Adjektiva s. ANS 129, 22, Anm. 2 und 4.

[2]) So, nicht *ʒod* (wie Cockayne druckt), ließt die Handschrift.

[3]) Für *losian* 'entkommen' setzt *T* ein *lēose* ein, das sonst als Simplex nicht belegt ist und auch mit seiner Bedeutung, die doch wohl 'verlieren' sein müßte, in die Konstruktion nicht hineinpaßt. *W* ändert daher die ganze Konstruktion und gebraucht das bekannte *forlēosan*.

C *[V]* On .vii. nihta , swa-hwæt-swa þe
T On .vii. nihta , swa-hwæt-swa þe
W On .vii. nihte monan, swa-hwæt-swa þe

C on eaȝe byređ, æfter tide
T on eaȝe byreþ, æfter tide
W þonne on eaȝe ȝebyređ, æfter lanȝre tide

C cymđ seo endunȝ.
T cymđ seo endunȝ.
W cymđ seo ȝe-endunȝ.

C *[VI]* On .viii. vihta ⁊ on .ix. , sona þ*æt*
T On .viii. nihte ⁊ on .ix. , sona þ*æt*
W On .viii. ⁊ on .ix. nihte, sona þe

C ypeđ[1]), swa-hwæt-swa þe ȝeswefnađ[2]);
T ypeđ[1]), swa-hwæt-swa þe ȝeswefnaþ;
W æt-ewđ, swa-hwæt-swa þe ȝe-swefnađ;

C ȝif þu unrotnysse ȝe-sawe, wend þin heafod
T ȝif þu unrotnesse ȝesawe, wend þin heafod
W ȝif þu unrotnesse ȝeseo, wend þin heafud

C east, bide þe Ȝod are.
T east, bide þe Ȝod are.
W eas<*t, bi*>de[3]) Ȝod are.

C *[VI]* On .x. nihta þin swefen aȝæđ butan
T On .x. nihta þin swefen aȝæþ butan
W On .x. nihte þin swefen aȝæđ butan

C frecednysse.
T frecnesse.
W frecednesse.

---

[1]) Da *w* und *p* im *CT* nicht sicher zu scheiden sind, könnte auch *ywed* gelesen werden, wie *w* voraussetzt, wo das Sätzchen bedeutet: 'sobald er [der Mond] sich zeigt'. Jedoch erheischt *þæt* als Subjekt *swefen*, welches ein Prädikat *yppan* 'eröffnen' verlangt.

[2]) Das Kompositum *ȝeswefnian* 'träumen' ist nur hier belegt.

[3]) Das Pergament zeigt hier ein Loch, so daß die drei Buchstaben verloren gegangen sind.

C	*[VIII]*	On .xi. *þæt* swefen aʒæđ [1]) mid
T		On .xi. nihta [2]) *þæt* swefen aʒæþ mid
W		On .xi. nihte [2]) *þæt* swefen kymđ to
C		ʒe-fean.
T		ʒefean.
W		ʒeafean.
C	*[IX]*	On .xii. nihta ⁊ on .xiii. binnan
T		On .xii. ⁊ on .xiii. nihta binnan
W		On twelf nihte ⁊ on .xiii. binnan
C		þrim nihton þu ʒe-sihst, *þæt*-þe ær on
T		þrim nihton þu ʒesyhst, *þæt*-þe ær on
W		.iii. nihtum þu ʒe-sihst, *þæt*-đe on
C		swefne ætywde.
T		swefne ætywede.
W		swefne æt-eowde.
C	*[X]*	On .xiiii. nihta, næfđ *þæt* næniʒe fremednysse
T		On .xiiii. nihta, næfđ *þæt* næniʒe fremednesse
W		On .xiiii. nihte, nafađ *þæt* nane fre*m*minʒe
C		ʒódes ne yfeles.
T		ʒodes ne yfeles.
W		ne ʒodes ne yfeles.
C	*[XI]*	On .xv. nihta , sceort-wyrplic [3])
T		On .xv. nihta , sceort-wyrplic [3])
W		On .xv. nihte monan, scorte ful-fremmednesse

---

[1]) Cockayne druckt fälschlich *æʒæđ*.

[2]) *nihta* ist wohl nur versehentlich in *C* ausgefallen.

[3]) Das Adjektivum *scort-wyrplic* ist nun hier belegt. Etymologisch muß es doch wohl mit ae. *wyrp* 'Umschwung, Besserung' und *gewyrpan* 'sich erholen, genesen' zusammenhängen, so daß man etwa eine Bedeutung 'schnell Besserung bringend' — vom Traum *(þæt)* ausgesagt — erwarten möchte. Dann wurde freilich die Lesart von W — *scorte fulfremmednesse hafađ þæt swefen* 'schnelle Erfüllung wird der Traum haben' — einen anderen Sinn bieten, der in die ganze Umgebung vielleicht besser paßte. Wohl aus diesem Grunde wagen Cockayne-Sweet für *scort-wyrplic* den Bedeutungsansatz 'of early fulfilment' und Toller-Hall 'shortly coming to pass'. Aber ich sehe nicht recht, wie man semantisch eine solche Bedeutungsentwicklung rechtfertigen will.

C þæt biđ[1]).
T þæt byþ.
W hafađ þæt swefen.

C *[XII]* On .xvi. nihta æfter lanȝre tide
T On .xvi. nihta æfter lanȝre tide
W On .xvi. nihte monan æfter lanȝere tide

C hit aȝæđ.
T hit aȝæđ.
W þæt swefen aȝæđ.

C *[XIII]* On .xvii. ⁊ on .xviii. ⁊ on .xix. nihta,
T On .xvii. ⁊ on .xviii. ⁊ on .xix. nihta,
W On .xvii. ⁊ on .xviii. ⁊ on .xix. ,

C þæt swefen biđ ȝod ⁊ on maneȝum daȝum
T þæt swefen byþ ȝod ⁊ on maneȝum daȝum
W þæt swefen biđ ȝod ⁊ on maneȝum daȝum

C ȝe-endađ.
T ȝeendađ.
W ȝeendađ.

C *[XIV]* On .xx. ⁊ on .xxi. nihta þæt tacnađ
T On .xx. nihta ⁊ on .xxi. þæt tacnaþ
W On .xx. ⁊ on .xxi. nihte

C ceapunȝe ⁊ hwearsunȝe.[2])
T ceapunȝa ⁊ hwearfunȝa.
W ceapunȝe ⁊ hwearfunȝe *[pag. 721]* ⁊[3])

C
T
W ȝetacnađ.

---

[1]) Cockayne druckt fälschlich *bid.*

[2]) Auch hier hat der Kopist insulares *f* für *s* verlesen, s. S. 79, Anm. 3.

[3]) Das Zeichen ⁊ steht hier in *W* fälschlich für die Abkürzung von *þæt.*

C	*[XV]*	On .xxii. ⁊ .xxiii. nihta, seo mætinȝc
T		On .xxii. ⁊ on .xxiii. nihta, seo mætinȝ
W		On .xxii. ⁊ .xxiii. , seo metinȝ
C		bið ȝe-cornes [1]) ⁊ ȝe-flitnes [2]) ⁊ eall
T		byþ ȝecornes [1]) ⁊ ȝeflitnes [2]) ⁊ eall
W		bið ȝeteres ful ⁊ ȝe-flites ⁊
C		costunȝe full; ne bið þ*æt* na ȝód swefen.
T		costnunȝe [3]) full; ne biþ þæt na ȝod swefen.
W		costunȝe ; ne bið þ*æt* ȝod swefen.
C	*[XVI]*	On .xxiiii. nihta, þ*æt* tacnað
T		On .xxiiii. nihta, þ*æt* tacnaþ [4])
W		On .xxiii. [5]) nihte, þ*æt* ȝe-tacnað
C		ȝe*[fol. 132^a]*synto ⁊ hælo.
T		
W		ȝefean ⁊ hælo.
C	*[XVII]*	On .xxv. ⁊ on .xxvi. nihta, þ*æt* tacnað
T		
W		On .xxv. ⁊ .xxvi.,
C		to-weardlice [6]) firhto ⁊ broȝan
T		toweardlice firhto ⁊ broȝan
W		towardlice fyrhtu ⁊ broȝan þ*æt* ȝe-tacnað,

[1]) Das nur hier erscheinende Substantiv *ȝecornes* ist nicht deutbar (Cockaynes Übersetzung 'gambling' ist natürlich unmöglich). Also wird wohl ein Schreibfehler vorliegen. Die leichte Änderung in *ȝecorennes* 'Auserwähltheit' gibt keinen passenden Sinn. Daher möchte ich Verschreibung für *ȝeteres* annehmen — mit eingefügtem *n*, wie bei dem folgenden *ȝeflitnes* (s. Anm. 2) —, wie ja *W* uns überliefert hat. Ae. *geter* ist in der übertragenen Bedeutung 'Zwietracht' des öfteren gesichert (Bosworth-Toller; dazu Napier, OEGl. 3946; Verc.-Hom. fol. 23^{a}).

[2]) Das überlieferte *ȝeflitnes* ist eine unmögliche Bildung, da nur Adjektiva sich mit dem Abstraktsuffix *-ness* verknüpfen lassen. Also wird Schreibfehler für *ȝeflites* 'Streites' vorliegen, wie die Überlieferung in *W* ja auch lautet.

[3]) Da *costnian* neben *costian* 'versuchen' steht, ist sowohl eine Bildung *costnung* 'Versuchung' wie *costung* möglich. Beide Formen sind dazu hinreichend belegt. Cockayne übersetzt es falsch mit '*wrong*'.

[4]) Von diesem *tacnaþ* ist *T* auf das *tacnaþ* der nächsten Mondphase übergesprungen und hat so eine ganze Zeile ausgelassen.

[5]) *.xxiii.* in *W* ist natürlich für *.xxxiiii.* verschrieben.

[6]) Das End-*e* in *C* unklar, so daß es auch als *c* gelesen werden kann.

C	⁊ on .ix. daʒum oþþe on .x. *þæt* bið
T	⁊ on niʒon daʒum oððe on .x. *þæt* byþ
W	⁊ on .ix. daʒum oððe on .x. *þæt*e bið

C	ʒe-ypped; ac wend þin heafod east;
T	ʒeypped; ac wend þin heafod east;
W	æt-eowed; ac wend east;

C	bide þe are.
T	bide þe are.
W	bide Ʒod are.

C *[XVIII]*	On .xxvii. ⁊ on .xxviii.
T	On .xxvii. ⁊ on .xxviii.
W	On .xxvii. ⁊ þe bið ⁊ on .xxvii.[1]) ⁊ on

C	nihta, *þæt* tacnað ealdne[2])
T	nihta, *þæt* swefen tacnaþ ealne
W	.xxix.[3]) , *þæt* swefen tacnað ealne

C	ʒe-fean; ⁊ ealle[5]) anʒnysse[5]) ⁊
T	ʒean[4]); ⁊ ealle[5]) anʒsumnesse[5]) ⁊
W	ʒefean; ⁊ eʒhwylcere[5]) aʒnesse[5]) ⁊

1) *XXVII* in *W* ist verschrieben für .xxviii.

2) *ealdne* in *T* verschrieben für *ealne.*

3) Da *W* auch die 29. Mondphase gleich mit hier hereinzieht, fehlt ihm die ganze folgende Nr. XIX.

4) Schreibfehler für *ʒefean.*

5) Da ein Adverb *ange* 'ängstlich' (neben dem Adj. *enge*) existiert, ist sowohl *angness* 'Bangigkeit', 'Angst' wie *angsumness* möglich (neben *engness* ANS 134, 284). Weitere Belege für *angness* s. ANS. 134, 284, Anm. 2. Das *aʒnesse* in *W* ist natürlich Schreibfehler für *anʒnesse.* — Übrigens ist der Satzbau hier nicht ganz klar. Unmöglich kann *anʒnesse* Genetiv sein, wie es der Kopist *W* (wegen *eʒhwylcere*) auffaßt. Ebensowenig kann man es als Akkusativ zu dem vorhergehenden *tacnaþ* ziehen, wie es Cockayne tut, der sich aber, um dann einen Sinn herauszukriegen, genötigt sieht, davor den Ausfall von so etwas wie *the removal of [all anguish]* anzunehmen. Ich vermag mir den Zusammenhang nur so zu deuten, daß der angelsächsische Übersetzer sagen wollte: 'und alle Angst und Schwermütigkeit werden Heiterkeit und Fröhlichkeit verheißen.' Dann wäre allerdings das überlieferte *ealle* in *eall* zu ändern. Nominativisches *-nesse* statt korrektem *-nes* ist ja auch sonst in späterer Zeit belegt (Sievers § 258, Anm. 1).

C		un-eađnysse smyltnysse ⁊ ʒlædnesse
T		uneađnesse smyltnesse ⁊ ʒlædnysse
W		unеđnesse smyltnesse ⁊ ʒlædnesse
C		ʒe-hatađ.
T		ʒehateþ. *[fol. 38a]*
W		ʒehatađ.
C	*[XIX]*	On .xxix. nihta, eall swa þ*æt* ærre.
T		On .xxix. nihta, eall swa þ*æt* ærre.
W		*[fehlt W; s. Anmerk.]*
C	*[XX]*	On .xxx. nihta , ær
T		On .xxx. nihta , ær
W		On .xxx. nihte aldne monan, efter
C		tweʒra nihta[1]) fyrste þ*æt* swefen aʒæđ butan
T		tweiʒra nihta[1]) fyrste þ*æt* swefen aʒæđ butan
W		tweʒra daʒa fyrste þ*æt* swefen aʒæđ butan
C		frecnum þinʒum.
T		frecnum þinʒum.
W		srecednesse[2]).

c) Dritte Version.

Die dritte Fassung haben wir in der Oxforder Handschrift Hatton 115 (früher Junius 23), fol. 148a. Dieses Hatton-Ms. besteht in seiner Hauptmasse (= fol. 1—139) in einem altenglischen Homiliar des ausgehenden 11. Jahrhunderts, das aus Worcester stammt und meist Ælfricsches enthält. An dasselbe sind zwei Lagen von späteren Kopisten angefügt. Zunächst eine Lage von 4 Bogen (= fol. 140—147), die in einer großen, flüchtigen Hand (um 1100) eine anscheinend sonst nicht überlieferte altenglische Homilie bietet. Dann folgt eine Lage von 3 Bogen (= fol. 148—153), die in gleichmäßiger französischer Kanzleischrift geschrieben ist, wenn auch die insularen Zeichen für *þ, đ, w, ʒ* und *r* und vereinzelt auch für *f* noch beibehalten sind. Der Schriftduktus des dritten Schreibers erinnert stark an das Ms. Vespasianus D. XIV und wird, wie dieses, in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts, etwa um 1130,

---

[1]) *nihta* in *C* und *T* (für *daga* W) ist wohl durch das vorhergehende *nihta* veranlaßt worden.

[2]) Lies *frecednesse*, s. S. 79, Anm. 3.

zu setzen sein. Er hält sich enger an seine Schreibvorlagen[1]), wohl Handschriften des 10.—11. Jahrhunderts. Denn im Gegensatz zum Vespasianus bewahrt er ziemlich getreu die altenglischen Flexionsendungen. Nur vereinzelt hat er die in seiner Aussprache wohl sicher schon vollzogene Reduktion der Endungsvokale zu *e* auch graphisch zum Ausdruck gebracht[2]), wie auch nur vereinzelt falsches *a* für *e* in Endungssilben erscheint[3]). Auch die altenglischen Diphthonge sind graphisch meist richtig bewahrt, wenn auch einige Entgleisungen beweisen, daß der Kopist in seiner Aussprache bereits an Monophthongierung gewöhnt war: so wenn er *e* oder *æ* für *ĕa, ĕo* schreibt[4]) oder umgekehrt die Graphiken *ea, eo, io* (*yo*) für einfaches *æ, e, y* (*i*) gebraucht[5]). Nur für die Schei-

---

[1]) Das schließt nicht aus, daß dem an insularen Schriftduktus wohl nicht gewöhnten Kopisten nicht selten recht arge Verschreibungen passiert sind, wie ***wespnas*** st. *wæstmas* ANS. 128, 56; ***eagnes*** st. ***engness*** ANS. 134, 284; ***lef*** 'Brot' st. *(h)lāf* ANS. 128, 56; ***meæ*** st. ***mete*** ANS. 134, 291; ***ʒe*** st. ***he*** ANS. 129, 43; *swysa* st. *swyna* ANS. 134, 291; *franlic* st. *framlic* ANS. 128, 300; *fam* st. *from* ebd.; *sweþer* st. *hweþer* Lchd. 3, 162; *ǣtmette* st. *ǣmette* Lchd. 3, 166. Verwechslungen der insularen Buchstabenformen liegen vor in *þēofas* st. *þēowas* ANS. 134, 285; *hēses* st. *hēres* ANS. 134, 278; *ost* st. *oft* ibd. 271; *forg* st. *sorg* ANS. 134, 287; *wynce* st. *þynce* ANS. 134, 273; *wewer* st. *(h)weþer* ANS. 128, 300. Sonderbar ist das mehrmalige *ʒ* st. *þ* in den Verbalformen *findæʒ* ANS. 134, 274; *meteʒ* ANS. 134, 276. 278; *þinceʒ* ANS. 134, 272. 273. 278 (2×); *ʒesēoʒ* ANS. 134, 273.

[2]) Im Superlativ *lēofest* 'liebster' ANS. 129, 45, Plur. *hādes* ANS. 134, 272, Gen. *Friʒen-* ANS. 128, 299, 3. sg. *tacneđ* ANS. 134, 292; Lchd. 3, 168 und im Infinitiv *healden* Lchd. 3, 166.

[3]) *gestrēonađ* sg. ANS. 134, 271; *burnat* 'es brennt' ANS. 134, 276; *þeora* für *þāre* unten Z. 5; *cynigas* Gem. ANS. 129, 44; *stelađ* 'stiehlt' ANS. 129, 44.

[4]) *rēf* 'Gewand' ANS. 129, 44; *rēd* 'rot' ANS. 134, 284; *frēnd* ANS. 129, 44; *cēsan* 'wählen' ANS. 129, 44; *hē* plur. ANS. 129, 43; *betwēnan* ANS. 134, 272; *lǣd* 'Blei' ANS. 134, 275; *scǣwiene* ANS. 129, 45; (*n*)*ǣwest* 'Nähe' ANS. 134, 292; *æld* 'alt' ANS. 128, 57; 129, 44; *ælle* 'alle' ANS. 134, 278; *cwælm* Lchd. 3, 168; *gere* 'bereit' ANS. 129, 44. Als Falltonformen mit Umspringen des Akzentes fasse ich *scarp* ANS. 128, 298 und *onward* Lchd., 3, 166. Kompromißschreibungen sind wohl *æac* 'auch' ANS. 129, 44; *æal* ANS. 128, 57; *æa* Lchd. 3, 166; *læasung* ANS. 134, 290; *tōwæard* ANS. 134, 276.

[5]) *deag* 'Tag' Lchd. 3, 164; *feasten* 'Fasten' Lchd. 3, 166; *creafti* 'kundig' ANS. 128, 300; *begēate* 'erhältlich' Lchd. 3, 166; *ēahtent* 'verfolgend' ANS. 134, 290; *sweofn* 'Traum' unten Z. 2, 20; *geoscilt* 'geschützt' Z. 8; *þēo* 'dir, dich' ANS. 129, 44. 45; unten Z. 8, 13; relat. ANS. 129, 44; *þeore* fem. 'der' ANS. 128, 56; unten Z. 15. 17. 19. 20 (verschrieben als

dung von *æ* und *e* scheint er, vielleicht an französische Graphik gewöhnt, jedes Gefühl verloren zu haben; denn er setzt häufig *e* für *ǣ̆*[1]) sowie mehrmals umgekehrt *æ* für *ē̆*[2]).

Sprachlich betrachtet bietet uns der letzte Hatton-Kopist ein spätes Westsächsisch, jedoch mit Beimischung reichlicher dialektischer (anglischer) Eigentümlichkeiten. Vor allem gebraucht er häufig unsynkopierte und nicht-umgelautete Präsensformen[3]). Dazu bietet er einige anglische Lautformen[4]). Und endlich verwendet er *in* noch als Präposition[5]).

þore Z. 3), *þēora* Z. 5; *hēo* 'er' Z. 5. 25. 27. 29. 32. 34; *blēod* 'Blüte' Lchd. 3, 166; *beotwēonan* ANS. 134, 272; *sēo* 'See' ANS. 128, 56; 129, 44; *gelēod* 'führe' ANS. 129, 44; *byoð* für *bið* 'ist' ANS. 128, 56. 57 (2×); 129, 44; Lchd. 3, 164 (3×), unten Z. 3. 7, auch *bioð* ANS. 134, 286; unten Z. 13 und *beoð* 'ist' ANS. 129, 45; Lchd. 3, 166.

1) *deg* 'Tag' ANS. 128, 299; 129, 43; Lchd. 3, 162 (4×). 166; 168; *deig* ANS. 128, 298; *weter* ANS. 134, 273 (2×); *messe-* Lchd. 3, 162 (2×). 166 (3×); *seternes-* Lchd. 3, 164; *westmas* Lchd. 3, 164. 166; *festen* 'Fasten' Lchd. 3, 166 (3×); *festnesse* unten Z. 14; *hebbe* 'habe' ANS. 134, 279; *þes* 'des' ANS. 129, 43 (2×). 45; 134, 271; *þēre* 'der' ANS. 128, 56; unten Z. 9. 13; *ðēre* ANS. 128, 56. 57 (3×); unten Z. 21; *þēr* 'dort' ANS. 129, 44; *blēd* 'Gedeihen' ANS. 134, 276; *ondrēdan* ANS. 128, 300; *gesēlig* ANS. 129, 22; *mētan* 'träumen' ANS. 134, 276; 278; 284—286; 291—293; unten Z. 12. Bei diesen Beispielen ließe sich das *e* auch als dialektisch auffassen. Jedoch erscheint *e* ebenso auch bei dem *i*-Umlaut von urgm. *ai*, was beweist, daß doch nur graphische Vertauschung vorliegt: *þēm* 'dem' ANS. 129, 43; 134, 274; Lchd. 3, 164; unten Z. 24; *nēnig* ANS. 129, 44; *hēman* 'beischlafen' ANS. 134, 281; *lēwde* ANS. 128, 298; *lēsse* Lchd. 3, 164; *clēne* Lchd. 3, 164; *sē* 'See' Lchd. 3, 166.

2) *æle* 'Öl' ANS. 129, 44; *sættenne* 'setzen' ANS. 129, 45; *wær* 'Mann' ANS. 128, 300; 134, 285; *wæledi* 'reich' ANS. 128, 299; *clæroc* 'Kleriker' ANS. 128, 298; *weordæð* 'wird' ANS. 134, 280; *leofæð* ANS. 128, 297; *findæȝ* ANS. 134, 274; *onwendædlic* Lchd. 3, 164; *frǣcne* 'kühn' ANS. 134. 285; *frǣcness* unten Z. 35; *fǣran* 'fahren' ANS. 129, 43. 44.

3) 3. sg. praes. *weordæð* 'wird' ANS. 134, 280; *meteð* ANS. 134, 285; *gemeteð* unten Z. 13; *ȝefèð* 'giebt' ANS. 129, 43; *cumeð* ANS. 134, 280 (neben *cymeð* 134, 275); *burnat* 'brennt' ANS. 134, 276; *stelað* 'stieht' ANS. 129, 44; *scīneð* Lchd. 3, 164 (2×). 166 (10×); *oferfæreð* ANS. 134, 273; *findest* ANS. 129, 45; *gewaldest* ANS. 129, 43. Kompromißformen sind wohl *stant* 'steht' Lchd. 3, 166; *forstand* ebd.

4) Vgl. etwa *āwerget* 'verflucht' ANS. 128, 300; *ālēsan* ANS. 129, 43; *begēate* Lchd. 3, 166; *gefeð* 'giebt' ANS. 129, 43; *þu meht* ANS. 129, 43; *gewalden* ANS. 129, 43; *gewaldest* ebd.; *ȝewald* ANS. 134, 278; *all* ANS. 128, 300.

5) Präposition *in* ANS. 129, 44; Lchd. 3, 164. 166; unten Z. 21. 24; *ine* unten Z. 15.

Nun habe ich schon in meiner Arbeit über den 'Vercelli-Codex CXVII' (Halle 1913), S. 34 darauf hingewiesen, daß ein ähnliches Gemisch von westsächsischen und anglischen Formen sich in den im Marienkloster zu Worcester hergestellten Abschriften der Predigten des Bischofs Wulfstan von Worcester findet und also wohl, wenn auch nicht als Ortsdialekt, so doch als Schulorthographie der Diözese Worcester aufgefaßt werden darf. Und nach demselben Marienkloster weist nun auch unsere Hatton-Handschrift hin. Zwar scheint der Hauptteil des Manuskriptes, das Homiliar, nicht in Worcester geschrieben zu sein, weil es einen sehr reinen westsächsischen Dialekt aufweist, wie das von Crawford daraus abgedruckte Hexameron Ælfrics (Bibl. d. ags. Prosa X, Hamburg 1921) erkennen läßt. Jedoch muß der Kodex zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich im Worcester Marienkloster befunden haben, weil er dieselben zittrigen lateinischen Glossen über schwierigen, altenglischen Wörtern enthält, wie sie ein offenbar alter Insasse dieses Klosters um diese Zeit in mehrere nach Worcester weisende Handschriften eingetragen hat[1]). Da die Sprache unseres dritten Hatton-Kopisten zur Worcester Schulorthographie paßt, wird man somit schließen dürfen, daß die letzte Lage von Hatton 115 im Marienkloster zu Worcester geschrieben ist und hier dem Homiliar angefügt wurde, das dann bald nach 1100 nach Worcester gelangt sein müßte.

Inhaltlich bietet diese letzte Lage, mit einer einzigen Ausnahme (Nr. 7), ausschließlich volkskundliche Stoffe. Denn sie enthält:

1. Ein Traumlunar (fol. 148a), ediert von Cockayne, Leechdoms 3, 158^{21}—160^{17} und von mir weiter unten S. 90ff.;

---

[1]) MacLean in Anglia 6, 437. 444; W. Keller, Litterar. Bestrebungen von Worcester (Straßburg 1900) S. 20; B. Fehr, Die Hirtenbriefe Ælfrics (Bibl. d. ags. Prosa IX, Hamburg 1914) S. XXI; Crawford, Hexameron (Hamburg 1921) S. 5. Von diesem alten Mann rühren auch folgende zwei frühmittelenglischen Sätze her, die am Ende des Bandes (auf fol. 154a) eingetragen sind: *Drihtnes nome is Helend*, *þ*et *is Ihs ; ⁊ þe bit on Helendes nome, þe þet bit, þ*et-*þ*et *bilimpeþ to soþre hæle. Ȝif eni bit, þ*et-*þ*et *him nout ne freomeþ, ne bit he nout on þæs Helendes nome.* Dann folgt von derselben Hand noch die Glosse: *fordwinaþ* (mit insularem w) '*euanescit*'. Über ähnliche Eintragungen desselben Glossators s. oben S. 77.

2. ein Nativitätslunar (fol. 148^{b}), ed. Lchd. 3, 160^{18}—162^{5} und ANS. 129, 21—24;

3. eine Wochentags-Geburtsprognose (fol. 148^{b}—149^{a}), ed. Lchd. 3, 162^{6-24} und ANS. 128, 297—300;

4. eine Bauernpraktik (fol. 149^{a-b}), ed. Lchd. 3, 162^{25} bis 164^{12};

5. ein Windbuch (fol. 149^{b}), ed. Lchd. 3, 164^{13-27} und ANS. 128, 56—58;

6. ein Sonnenscheinbuch (fol. 149^{b}—150^{a}), ed. Lchd. 3, 164^{28}—166^{16}:

7. Bußäquivalente (fol. 150^{a}), ed. Lchd. 3, 166^{17-25};

8. ein Wochentagsbrontolog (fol. 150^{b}), ed. Lchd. 3, 166^{26}—168^{7};

9. ein Pseudo-Danielsches Traumbuch (fol. 150^{b}—152^{b}), ed. Lchd. 3, 168^{8}—176^{13} und ANS. 134, 270—293;

10. ein Tagwähllunar (fol. 152^{b}—153^{b}), ed. Lchd. 3, 176^{16}—180^{8} und ANS. 129, 43—45.

Wie eben gezeigt, gehört dieser volkskundlich interessierte Mönch in das Kathedralkloster zu Worcester.

[I] Đære æresten nyhte, þonne niwe mone byđ ecymen[1]), þ*æt* mon þonne in sweofne ʒe-sihþ, þ*æt* cymeđ to ʒefean.

[II] þære æfteran niht ⁊ þore[2]) đriddan nyht, ne byođ þ*æt* nađer ne ʒod ne yfel.

[III] Đære feorđan nyht ⁊ þeora[3]) fiftan wene heo ʒodre ʒe-fremednesse.

[IV] þære syxtan niht, þ*æt* þu ʒe-syx*t*[4]), swa hyt byođ, ⁊ þeo wyđ eorfoþu ʒeo-scilt[5]).

[V] þere seofođan nyht, þ*æt* þu ʒe-sixt, swa hyt byđ, ⁊ æft*er* mycelre tyde aʒæđ.

---

[1]) Das Partizipium *ecymen* ließe sich als Fehlschreibung für *ʒecymen* auffassen. Wahrscheinlich schwebte dem Kopisten aber schon die Reduktion des Präfixes *ʒe-* zu *i-* vor, wie er tatsächlich an anderer Stelle, im Traumbuch (*isīo* 'er sehe' ANS. 134, 287), auch wirklich schreibt.

[2]) Verschrieben für *þīore* = *þīre*, vgl. S. 87, Anm. 5. Cockayne druckt fälschlich *þone*.

[3]) Hs. *þeora* (für *þīre*) mit durchstrichenem *þ*, wie es sonst für *þæt* gebraucht wird.

[4]) Hs. fälschlich *ʒe syx*; doch vgl. *ʒesixt* Z. 9, *ʒesihst* Z. 11. 16. 25.

[5]) D. i. *ʒescylt* s. S. 87, Anm. 5.

[VI] þære .viii. niht ⁊ þere niʒoþan, raþe [1]) þu ʒe-sihst swefn, *þæt* biđ able [2]) ođþe treʒa.

[VII] þere niʒodan [3]) niht *þæt* þeo ʒe-meteđ, *þæt* biođ butan festnesse.

[VIII] *[fehlt.]*

[IX] þeore .xii. niht ⁊ þeore .xiii. niht ine þrim daʒu*m* þu ʒe-sihst þin swefn.

[X] þeore .xiiii. nihti [4]) ne hafađ þat [5]) nane ʒe-fremednesse.

[XI] þeore .xv. niht hit hafađ litle ʒe-fremædnesse.

[XII] þeore .xvi. niht æft*er* mycelre tide aʒæđ þin sweofn.

[XIII] Đere .xvii. niht ⁊ .xviii. ⁊ niʒontene in .iii.-⁊-.c.-um [6]) daʒa biđ go*d* [7]) swefn.

[XIV] Đonne se mona biđ .xx. niht ⁊ .i.-⁊-.xx. niht, *þæt* biđ scir ođþe ceap in þem swefne toweard.

[XV] þonne heo byđ .ii.-⁊-.xx. niht eald, *þæt* þu ʒe-sihst, hit lenʒeđ [8]) to ʒode [9]) ʒefean.

---

[1]) Dies *(h)raþe* steht vielleicht für volleres ae. ***swa hraþe swa*** (Ælfric, Hom. II 526) und bedeutet dann 'sobald als'.

[2]) Verschrieben für ***adle***, mit analogischem ***-e***, wie auch im Traumbuch ***þæt byđ adle*** ANS. 134. 281.

[3]) ***niʒodan*** ist verschrieben für ***teodan***. Für die 11. Mondphase fehlt eine Angabe.

[4]) Sonst bedeutet Endungs-***i*** bei unserem Kopisten das Suffix ***-iʒ*** (***dysi*** und ***creafti*** ANS. 128, 300; ***weledi*** ANS. 129, 21; 128, 299; ***windi*** Lchd. 3, 162; ***moni*** Lchd. 3, 162; ***hunii*** 'Honig' Lchd. 3, 162). In unserem ***nihti*** liegt aber wohl bloße Verschreibung für ***niht*** vor.

[5]) Dies ist der einzige Fall, wo unser Kopist schon den (zuerst, wie hier, im Fallton eingetretenen) Wandel des ***æ*** in ***a*** graphisch andeutet. Häufiger schon erscheint ***a*** bei dem wohl gleichaltrigen Schreiber ***A*** von Vitellius A. XV (s. M. Förster, Beowulfhandschrift, Leipzig 1919, S. 25).

[6]) Zu lesen als ***in þrim-and-hundum,*** mit flektiertem pluralischen ***hund,*** wie es auch im Rushworth- und Lindisfarne-Evangeliar belegt ist (Mk. 6, 37; Jo. 12, 5), sowie in Ælfreds Orosius (Sweet S. 182 [19]) und in den altkentischen Gesetzen (Lieberman I 9) vorkommt.

[7]) Hs. ***god.***

[8]) Lediglich auf dieser Stelle beruht der Ansatz eines Verbums ***lènǧan*** mit der Bedeutung 'zugehören' (vgl. ae. ***gelènge*** 'zugehörig', ***lènge*** 'nahe', ***gelang*** 'zur Hand liegend', ae. ***langian*** 'zugehören', ne. ***belong*** und nhd. ***entlang*** = ae. ***andlang,*** ne. ***along***) neben ***lènǧan*** 'lang machen; lang sein'.

[9]) Cockayne bessert ***to ʒode and ʒefean.*** Mir scheint aber 'zur guten Freude' ein zwar nicht sehr tiefsinniger, aber doch möglicher Ausdruck

[XVI] þonne heo bið .iii.-⁊-.xx. nihta eald, þ*æt* bið cid[1]) ⁊ ȝe-flit.

[XVII] Ðonne[2]) heo bið .iiii.-⁊-.xx. nihta eald, ⁊ .v.-⁊-.xx. ⁊ .vi.-⁊-.xx. nihta eald, þ*æt* bið weorð-lic eȝe; on niȝon daȝu*m* oðþe on .x. þin swefn aȝæð.

[XVIII] þonne heo bid .vii.-⁊-.xx. ⁊ .viii.-⁊-.xx. nihta eald, ealne ȝe-fean þ*æt* bicneð.

[XIX] þonne heo bið .ix.-⁊-.xx. ⁊ fulle .xxx. nihta eald, þ*æt* bið æfre buton fræcnesse.

* * *

Noch heutzutage in Gebrauch ist die Gattung der Traumlunare in Wales. Dies lehrt ein ohne Ort und Jahr und Verlegerangabe ca. 1910 erschienenes neukymrisches Traumbuch mit dem Titel "*Llyfr Breuddwydion, Casgledig o Weithiau y Prif Ddoethion a'r Astronomyddion, hen a diweddar*" (d. i. 'Buch der Träume, gesammelt aus den Werken der ersten Weisen und Astronomen, alter wie moderner'), welches auf S. 60—62 ein veritables Traumlunar in modernem Kymrisch bietet, wie schon der Anfang lehrt:

Breuddwydion neillduol yn ol dyddiau'r mis (d. i. 'Träume gesondert nach den Tagen des Monats').

[1] *Gweled breuddwydion ar y dyddiau cyntaf o'r lloer, sef y dydd y crewyd Adda, daioni a llawenydd yw* ('Träume sehen an den ersten Tagen des Mondes, nämlich dem Tage, an dem Adam geschaffen ward, bedeutet Gutes und Freude').

]2] *Gweled breuddwydion ar y ail ddydd o'r lloer, sef y dydd y crewyd Efa, gofid a blinder a arwyddocâ i ti* ('Träume sehen am zweiten Tage des Mondes, nämlich dem Tage, an dem Eva geschaffen ward, bedeutet Kummer und Unruhe für dich').

[3] *Gweled breuddwydion ar y trydydd dydd o'r lloer,*

---

zu sein. Auch das folgende *weordlic ege* 'ein ausgezeichneter Schrecken' klingt recht sonderbar.

[1]) Das in den Wörterbüchern (Hall, Sweet, Bosworth-Toller) fehlende Simplex *cid* 'Streit', das aber schon Somner gebucht hatte, ist außer in unserem Traumlunar auch im Tiberiustext des zweiten Traumbuches als *cyd* (ANS. 134, 272[13]) belegt, wo unsere Hatton-Hs. aber *gecid* liest. Die Belege für das Kompositum *gecid* habe ich ANS. 134, 272 Anm. 2 zusammengestellt.

[2]) Mit *Ðonne* macht die Hs. einen neuen Absatz, der aber inhaltlich durch nichts gerechtfertigt erscheint.

sef y dydd y ganed Cain, ni ddaw i neb yn wir ('Träume sehen an dem dritten Tage des Mondes, nämlich dem Tage, an dem Cain geboren wurde, kommt für niemanden wahr [heraus]').

[4] *Gweled breuddwydion ar y pedwarydd dydd o'r lloer, sef y dydd y ganed Abel, heddwch a daioni yw* ['Träume sehen am vierten Tage des Mondes, nämlich dem Tage, an dem Abel geboren war, bedeutet Frieden und Gutes'] usw.

Auch in Wales war die Gattung schon im Mittelalter vertreten. Denn zwei Handschriften der National Library of Wales zu Aberystwyth, nämlich Llanstephan 3, S. 448—451 (aus dem 15. Jahrhundert) und Peniarth 26, S. 71—73 (um 1455) bieten ein mittelkymrisches Traumlunar unter dem Titel *Dyall breuddwyt herwydd y lloer* ['Traumdeutung nach dem Mond']. Ich vermag davon nur Anfang und Ende zu zitieren (nach Evans' Report on Welsh Mss. II 423 und ähnlich I 353): *Y dydd kyntaf or lloer, or gwely ureuddwyt, llewenyd a arwyddocaa* ['der erste Tag des Mondes, wenn du einen Traum siehst, bedeutet Freude']. *Yr eil dydd or lloer, or gwely vreuddwyt, blinder a arwyddocaa* [der zweite Tag des Mondes, wenn du einen Traum siehst, bedeutet Unruhe'].... *Y decuet dydd ar hugeint or lloer y breuddwyt a welych, diogel vydd; mae yn llewenyd ydaw* ['der dreißigste Tag des Mondes, der Traum, den ihr seht, wird sicher sein; er bringt Freude']. Aber selbst aus diesen wenigen Zeilen ersieht man, daß hier ein Traumlunartext vorliegt, der einigermaßen zu unseren mittellateinischen Fassungen stimmt, wie etwa in Tb: *Luna prima quidquid videris, in gaudium erit . . . Luna .xxx., infra triduum fiet somnium tuum sine periculo.*

München. Max Förster.

VORSTUFEN ZUR STAATLICHEN EINHEIT BRITANNIENS BIS 1066.

1. Insellage überschätzt. 2. Brythonen. 3. Römer. 4. Drei Gegenkaiser. 5. Romanisierung; britische Kirche. 6. Britanniens Trennung von Rom. 7. Brythonen nach 410. 8. Keltische Staaten seit 5. Jahrhundert. 9. Walliser Traum der Führung Britanniens. 10. Germanische Angriffe auf Britannien. 11. Eroberung nicht einheitlich. 12. Zerspaltung der Inselgermanen. 13. Einheit im Kleinstaat. 14. Englische Kirche im Einzelstaat, (15.) als Band der Nation. 16. Northumbriens großbritannische Politik; der Bretwealda. 17. Wie Kleinstaaten verschmolzen. 18. Frühest mediatisierte Staaten. 19. Triarchie; Offa; Egbert. 20. Schottland. 21. Spaltungen durch Dynastiezwist und Magnaten; (22.) durch die Denalagu. 23. Anglisierung der Dänen. 24. England im nordischen Imperium. 25. Wessex Vormacht der britischen Inseln. 26. Englands Staatssystem überragt 1066 teilweise das Festland, (27.) teilt in Zukunft dessen Gefahren.

1. Die politische Einheit Britanniens erklärt sich nicht aus der Insellage. Leichter als ein Binnenland, so meint zwar der Geschichtsphilosoph, mag eine Insel politische Einflüsse von außen abhalten. Tatsächlich aber erlitt Britannien fünf Eroberungen vor 1067 durch fremde Völker über See. — Wer auf eine Insel auswandert, so sollte man annehmen, im Gegensatz zum Überschreiten bloß einer Festlandsgrenze, scheidet sich schärfer von der Heimat und verbindet sich eher dem neuen Nachbar. In Wahrheit aber blieben die ältesten Brythonen den Galliern in Kultur und Politik verknüpft, schieden die britischen Romanen nur ungern zögernd vom Römerreiche, und erhielten die Wikinger auf den britischen Inseln ein Vierteljahrtausend lang Zuzug aus Skandinavien, um zuletzt Britannien einem nordischen Imperium einzugliedern. Die Angelsachsen allerdings lösten sich politisch von der Heimat gänzlich los; und dennoch schlossen sie sich erst nach dreihundert Jahren zusammen zu einem Oberkönigtum über England, keineswegs ganz Britannien. — Der Herrscher

auf einer Insel sollte nach staatsmännischer Theorie den Ausdehnungsdrang zunächst auf ihre völlige Unterwerfung richten. Römische Befehlshaber aber, obwohl ihnen Nordbritannien gar nicht und der Westen nur dem Namen nach gehorchte, griffen nach Gallien, und die Northumbrer, die nicht einmal allen Engländern geboten, nach Irland hinüber; Cnut, der Kumbrien an Schottland überließ, breitete seine Macht nach Norwegen und Schweden aus. — Erst lange nachher, als der Frankonormanne dem Angelsachsen verschmolzen und England zum Einheitsstaat und zu Seemacht gelangt war, genoß es freilich einen mächtigen politischen Vorteil durch seine Insellage. Bis 1067 dagegen schreitet die staatliche Einung voran, wie auf dem Festland, durch Eroberung oder Verbindung der Dynastien.

2. Ob die von den keltischen Einwanderern vorgefundenen Bewohner Britanniens Einer Rasse angehörten, ihnen als Ein Volk gegenübertraten oder den geringsten Ansatz zu staatlicher Einheit zeigten, ist völlig unbekannt. — Die Kelten zerfielen viele Jahrhunderte vor Christo ohne politischen Zusammenhalt in zwei Sprachenzweige, nicht etwa zwei Staaten, Brythonen und Goidhelen. Diese verbanden als Ganzes sich nie staatsrechtlich miteinander. Die Brythonen behielten von Gallien, wo sie herkamen, teilweise Stammesnamen, Sprache, Sitten, Kultus und Kultur bei. Einige ihrer Stämme leisteten Gallierfürsten Huldigung, Tribut und Kriegshilfe, die dann erwidert wurde; und ein Suessionenfürst erlangte kurz vor Caesar ein Oberkönigtum über Teile Britanniens. — Caesar scheidet die Stämme des Innern völkisch von denen der Südostküste. Alle befehdeten einander; ihre Fürsten prägten unabhängig Münzen; bloß einige schlossen nur vorübergehend gegen gemeinsamen Feind einen Bund unter einem Oberkönig. Ein solcher, Kassivellaun, errichtete doch keine dauernde Herrschaft, auch nur über Südbritannien; selbst der ›Britenkönig‹ Kunobelin erstreckte seine Macht nicht über Ostengland. Nichts weiter als nur das einheitliche Rassegefühl spricht aus Boudiccas Aufruf an die Briten als Eines Namens und Stammes. Die Stämme in ihrer Verschiedenheit überlebten teilweise die Römerherrschaft. Keine der (schon vor Caesar bestehenden) Städte zentralisierte Britanniens Nationalkult oder politische Verwaltung; im Verkehrs-

mittelpunkt London saß keine Staatsregierung, geschweige ein Oberkönig.

3. Es ist das Römerreich, dem allein in der Weltgeschichte das heutige British Empire sich vergleicht. Durch kein logisches Band aber verknüpft sich das mit der Tatsache, daß jenes Römerreich den ersten Schritt zur politischen Einung Britanniens getan hat. Die Insel ganz zu erobern, beabsichtigten Caesar, die lulischen Kaiser, Agricola, wahrscheinlich Severus und jene Literaten, die Roms in Wahrheit durch die Wälle begrenztes Machtgebiet übertrieben, als dehnte es sich bis zu Britanniens Nordspitze aus. Solche Ruhmposaune dröhnte ein Jahrtausend nach: als Schottland 1174 dem Engländerkönig huldigte, schreibt Girald, diese Vereinigung der Insel zu einer Monarchie sei seit Claudius nicht vorgekommen. Das Freibleiben des Nordens und Westens von römischer Durchdringung trug dazu bei, daß noch heute Gaelisch und Welsch auf Britannien gesprochen wird. Englands Grenze aber gegen Schottland und Wales bildete sich erst lange nach der Römerzeit und unabhängig von ihren Gedanken. — Rom ließ anfangs den Fürstentitel einigen gefügigen Stammeshäuptern, sowie eine gewisse lokale Autonomie den territorialisierten Stämmen, den römischen Kolonialstädten und den früh romanisierten Munizipien mit Magistraten lateinischen Namens. Aber alle umschloß nur Ein politisches Band, die Untertanenschaft unter Rom. Das Land stellte also nicht etwa einen Vasallenstaat dar und entbehrte, nach dem ersten Jahrhundert und dessen Aufständen, eines Monarchen. Rom setzte ihm in früher Kaiserseit einen Statthalter und teilte es später in mehrere Provinzen. Deren keine jedoch errang staatliches Eigenleben oder hinterließ in späteren Landesgrenzen eine Spur. Nur hieß die Insel gemäß dieser Provinzenvielheit seit dem 3. Jahrhundert oft pluralisch *Britanniae*. — Rom hob aus dem Britenvolke Soldaten aus und fand sie tapfer, behielt aber Heeresorganisation und Befehlsposten wie die Spitzen der Zivilverwaltung Römern vor; die angebliche Entwöhnung von den Waffen dichten spätere Historiker den Briten vielleicht nur an, um deren Unterliegen vor den Germanen zu erklären. — Nach Konstantin regierte ein Vicarius zu York Britannien, wie je ein anderer Gallien und Spanien; der ihnen übergeordnete Präfekt zu Trier gebot von Kale-

donien bis zum Atlas. Damit stand also die Insel nur mediatisiert unter Rom. — Als einheitliches Glied des Reiches wird sie bezeichnet durch die Münzaufschrift *Britannia* und Britanniens religiöse Personifizierung.

4. Drei Militäraufstände gegen Rom gingen zwar im 3. bis 5. Jahrhundert von Britannien aus, abgesehen davon, daß die Usurpatoren Bonosus und Magnentius Briten waren. Carausius erscheint auf Münzen als von Britannien ersehnt; er schuf ihm eigene Seemacht gegen Piraten, Schutz gegen Kaledonier und Zentralmacht über lokalen Gewalten. Aber dieser Gallier ohne besonders brythonischen Zug beherrschte auch Teile Galliens, nannte sich Augustus neben den Kaisern und hielt Heer, Flotte und Verwaltung in römischen Formen, betrachtete also sein Gebiet als einen Teil des Römerreichs, dem es gleich nach ihm denn auch wieder mit Personalunion des Herrschers unterstand. — Der Usurpator Magnus Maximus beanspruchte, weit entfernt von einem britischen Sonderstreben, des Reiches ganze Westhälfte, führte romanobritische Truppen zur Eroberung Galliens und galt später als schuld an der Entblößung der Insel von Wehrkraft gegen die Barbaren. Auch der Soldatenkaiser Konstantin (407—11) focht in der Hauptsache nicht für Britannien, sondern in Gallien, wo dann seine britischen Truppen verblieben. Diese Gegenkaiser beweisen die Selbständigkeit nur des Römerheeres auf Britannien, das freilich in den Hilfstruppen sich aus Briten rekrutierte, aber nicht eines Britenheeres oder einer britischen Zivilmacht, geschweige der britischen Nation.

5. Rom wollte Britannien wie Italien, Spanien und Gallien, im Gegensatz zu Ländern des Hellenismus, von Anfang an romanisieren. Es zerstörte, um Keltengeist an der Wurzel auszurotten, das Heiligtum auf Mona. Ein vorzügliches Straßennetz, Grenzbefestigung und ein Flottenschutz im Kanal gegen die Barbaren, Handelsverkehr mit römischer Geldwährung, agrarische und städtische Einrichtungen, Prachtbauten römischer Art knüpften die Insel kulturlich ans Weltreich. Vor allem aber die Sprache lautete lateinisch bei Regierung, Heer, fremden Einwanderern und bald auch Brythonen höherer Stände, besonders allen gelehrt Gebildeten. — Auch die Kirche fesselte die Brythonen an die lateinische Welt. Zwar drang sie unmittelbar eher aus Gallien

als aus Rom hinüber und erlitt wie anderswo Verfolgung von Behörden Roms, laut mehrerer früher Martyriumslegenden. Aber sie wählte zu Bischofssitzen die führenden Römerstädte London, Caerleon und York, sie beteiligte sich an Konzilien des Festlands und blieb mit dessen führenden Dogmatikern in so enger Berührung, daß gegen die Irrlehre des Briten Pelagius Germanus zuerst 428 hinüberreiste. Der Papst, so hieß es alsbald, habe ihn gesandt; und vielleicht schon damals entstand, damit Roms Kirche als Mutter der britischen glänze, die Fabel, ein Vorgänger, Papst Eleuther, habe einem Britenkönig Lucius das Christentum geschenkt. — Die britische Kirche vertilgte wie jede den Rest nationalen Heidentums. Aber im Gegensatz zur angelsächsischen unterließ sie es, ihrem Volke in heimischer Sprache Nationalgeschichte oder Dichtung aufzuzeichnen oder Lehrbücher oder Übersetzungen klassischer Werke zu übermitteln; sie entbehrt auch des anderen Verdienstes der englischen Kirche um die nationale Sache, nämlich der Wegweisung zur staatlichen Einung. Vielleicht lag das daran, daß sie keinen Metropoliten hatte, wie solche von Canterbury aus so erfolgreich für England wirkten. Die brythonische Kirche versäumte ferner, was ihre keltische Schwester, die skotische, erfolgreich unternahm, die germanischen Nachbarn auf Britannien zu bekehren, vielleicht weil sie sie haßte als barbarische, rechtswidrige Verdränger ihres Volkes aus dessen Besitz und Kultur. So überließ sie dem Papsttum den Ruhm, die Kirche Englands zu begründen, und den neubekehrten Angelsachsen und Skoten die Mission Deutschlands und des Nordens. Sie stand im 6.—8. Jahrhundert abseits von der lateinischen Kirchenneuerung in Osterberechnung und Ritualien: dies genügt teilweise und wahrscheinlich vollkommen, um zu erklären, weshalb sie vom Papsttum keinerlei Dank empfing für die Bewahrung des Christentums und anfänglich der lateinischen Kultur trotz furchtbarster Bedrängnis durch Heiden und Barbaren. Und doch rühmte sie, nur ein halbes Jahrhundert vor Gregor I., durch den Mund eines romano-britischen Mönches, die Insel habe um 410 als *Romania* gegolten. Das ist wohl Übertreibung des schwülstigen Rhetorikers: denn nie war Britannien so tief romanisiert wie Gallien, vermutlich weil die römische Eroberung ein Jahrhundert später begann und nie nach dem Norden

und nur schwach nach dem Westen drang, sodann weil Italien ferner lag und weniger Einwanderer abgab, vor allem weil Roms Kolonisationskraft in der Kaiserzeit erlahmte.

6. Als die römische Regierung Truppen und Beamte aus Britannien zurückzog, gab sie es nicht rechtsförmlich auf. Noch 537, als es schon an die Barbaren, nach festländischem Irrtum ganz, in Wahrheit halb, verloren war, meinte sie, es vergaben zu dürfen. (Dagegen die vom fränkischen Hausmeier 668 nur argwöhnisch vermutete, vielleicht gar nicht wirkliche, Legation des Griechenkaisers an Britanniens Könige braucht nur völkerrechtlichen Bund, nicht obrigkeitlichen Befehl zu bedeuten.) Das Papsttum aber kümmerte sich 596 nicht um Roms Anspruch auf Britannien. — Die Briten ihrerseits, wenn sie auch, wohl aus Wut über drückende Staatslasten, römische Beamte vertrieben, trennten sich vom Reiche nicht in freiwilligem Abfall oder gar aus Abneigung gegen fremde Kultur. Sie hießen noch um 500 *cives,* in der Volkssprache nun erst *Cymro:* »Mitbürger«. Latein hinterließ Spuren in Eigennamen und Lehnwörtern und blieb die Sprache der Kirche und der Literatur; der Klerus sah im 6. Jahrhundert noch in Britannien einen Reichsteil. Wenn das Volk schnell wieder keltisch wurde, so lag das daran, daß es aus dem am meisten romanisierten Südosten der Insel, den die Germanen zuerst und am gründlichsten kolonisierten, zurückgedrängt wurde in die von Römern weniger durchsetzten, städtearmen Berge des Westens, die die Zuflucht der nationalen Sache schon seit Caratac, dem Sohne Kunobelins (45), waren. Von einer politischen Spaltung etwa zwischen lateinisch gebildeten Bürgern und nur vulgarsprachlichem Landvolke verlautet nichts.

7. Roms großartiges Beispiel von Staatskunst und Bürgerzucht spornte das wirkliche Handeln der Brythonen nicht politisch zum Einheitsstaat an. Nur an *civitates,* Gaue, nicht an ein nationales Staatsoberhaupt der Briten, schrieb der Kaiser zum Abschied. Der Konvent dieser Gaue wählte nun, vielleicht nicht einmal auf Lebenszeit, einen Oberführer; der hieß bei den Lateinern nicht Caesar, Augustus, Imperator, sondern nur wie der dem Höchstkommandierenden Roms, dem *Comes Britanniae,* Nachgeordnete: *dux Britanniae.* Fraglich bleibt, ob die gleiche Würde ununterbrochen bis 634 fortlebte,

und vollends, ob der Oberkönig dieser Zeit jenem einstigen entsproß. Jedenfalls dauerten die Fehden der Kleinkönige zu allen Zeiten fort; jener gallische Bischof Germanus, der die Romano-Briten gegen den germanischen Eindringling angeblich siegreich führte und gewiß anfeuerte, soll auch deren König als schweren Sünder verdammt haben: sicher ein Nachklang inneren Zwiespalts der britischen Gesellschaft trotz dringendster äußerer Not.

8. Wales zerfiel dauernd in mehrere einander feindliche Kleinstaaten. Es wurde im 6. Jahrhundert durch Vorstöße der Angelsachsen von seinen beiden Stammesgenossen getrennt: südlich lag unabhängig Cornwall (mit Devon), das im 7. Jahrhundert eigene Fürsten besaß, im 10. an Wessex fiel, aber noch im 18. an einigen Stellen kornisch sprach. Nördlich von Wales bildeten die Kumbrer unabhängige Kleinstaaten. — Die Skoten breiteten sich von Argyle her im 6. Jahrhundert auf Kosten der Pikten aus; als ihr König den Piktenthron bestieg, entstand Schottland. — Während die Ansiedlungen britischer Soldaten in Gallien durch die römischen Feldherren wahrscheinlich nicht national geschlossen blieben, erhielt das romanisierte Aremorika im 5. und 6. Jahrhundert so starken Zuzug aus Britannien von Flüchtlingen vor den Angelsachsen, daß es fortan Bretagne hieß und noch heute, im *bretonnant* Teil, bretonisch spricht. Die Bretonen pflegten Jahrhunderte lang kulturliche Beziehungen zur Inselheimat. Die Freundschaft der englischen Könige des 10. Jahrhunderts mit bretonischen Grafen hing aber nicht hiermit zusammen. Erst im 12. Jahrhundert, im Gegensatz zu Frankreich, erinnerte England zu politischem Zwecke, daß die Bretonen Britannien entstammten. — Alle diese keltischen Rasseverwandten, obwohl im Hasse gegen den »Sachsen« einig, brachten gegen ihn keinen Bund und, ausgenommen Schottland, nicht einmal einen größeren Staat zustande.

9. Die Idee eines politisch einigen Britanniens unter Führung der Brythonen lebte in deren Köpfen als Erbschaft aus Römerzeit dennoch nach. Sie fand Ausdruck beim Kymren Nennius; auf die zur Verwirklichung nötige Austreibung der Barbaren hoffte er noch im 9. Jahrh., als sie unmöglich wurde. Denn schon sperrte Offas Graben die Walliser ab, der (mit einigen Abschnürungen hier germanischer,

dort welscher Gegenden) bis heute die Rassen schied, ohne doch das stetige Wachsen des politischen und kulturlichen Einflusses von England auf Wales zu hemmen; zweitens waren bereits Einheitsstaaten begründet in England und Schottland. Erst Jahrhunderte später vollendeten die Walliser ihre Geschichtsfabel, Britanniens Krone mit London als Mittelpunkt sei an die Sachsen verloren nicht vor dem Falle jenes Königs von Nordwales, der 634 (s. o. 7) einige Monate Staat und Volk Northumbriens, des bisherigen Oberkönigtums der Engländer, zertreten hatte.

10. Der germanischen Staatengründung, auf die in ungebrochener Linie Britanniens politische Einheit zurückführt, ging eine mehr als hundertjährige Periode vorauf, in der die Küsten Britanniens und Nordgalliens von Westgermanen beunruhigt wurden. Da diese alle als Sachsen galten, hieß der gegen sie von Rom aufgestellte Kommandant *Comes littoris Saxonici.* Franken aber wurden durch Constantius von Britanniens Südküste vertrieben und 290 von den Römern nahe bei London angesiedelt. Burgunder und Vandalen ferner verwendete der Kaiser 277 gegen Aufständische; und Vandalen griffen Britannien 407 an. Für die Staatsentwicklung jedoch macht Epoche erst die Festsetzung unabhängiger Stämme, die eigene Kleinstaaten bildeten, ohne an vorherige zerstreute Kolonien ihrer Rassegenossen anzuknüpfen. Die Überlieferung mag richtig sein, daß die Besiedlung Kents mit einer Landgabe des dortigen Britenkönigs an einen germanischen Kriegsführer begann, der ihm Hilfe gegen den Feind leistete. Aber Rom wenigstens scheint von den Germanen der Insel nie als Obermacht anerkannt worden zu sein. Die verständnislosen Barbaren zerstörten viele Bauten, besonders die Herrschaftsvillen und Städte, oder sie ließen diese und die Straßen verfallen. Auch wo eine Stadt wie London zwar bewohnt blieb, erstarb ihr munizipales Leben; die Gilde dort knüpfte nicht an römische Einrichtungen an. Daß etwa York eine römische Rechtsschule bis zu Aldhelms Zeit hinab bewahrte, daran ist nicht zu denken. — Die Germanen kannten daheim keinen Großstaat; Rom nachahmend, Beamten- und Steuerdruck auf sich zu nehmen, hätten sie verabscheut; sie blieben auch auf der Insel ein halbes Jahrtausend lang agrariseh.

11. Nicht etwa die Nation der Deutschen oder gar der

noch ungeborene deutsche Staat entsandte Kolonisten, um die Heimat zu erweitern. Wie die älteste Überlieferung der Insel berichtet, letzthin grundlos angezweifelt, geschahen die Landungen (im Gegensatz zu den Eroberungen durch Rom, Swen und Wilhelm) nicht an Einem Ort oder zu Einer Zeit, nicht nach Einem Plane oder zu Einem Ziele der Eroberung Britanniens, durch Teile mehrerer Germanenstämme, die noch nach einem Jahrhundert nur etwa die Hälfte der Insel unterworfen, aber auch in dieser (besonders im Westen und Norden) nicht überall die Brythonen vertilgt hatten. Nur Festländer wähnten, die Insel sei auf einmal und ganz einem Sachsenvolke erlegen. Daß spätere Ankömmlinge nicht in eine Flußmündung einliefen, an der bereits Germanen saßen, ist ohne weiteres klar. Auch spricht gegen einen Einheitsplan, daß vom kleinen Jütenstamm, der in der Hauptsache Kent nahm, ein Teil Wight besetzte, daher durch Sachsen von dort getrennt wurde. Wie sich das Weichen der Briten nach Westen und Norden, wenn auch infolge schwerer Kämpfe, vor einer schlechter bewaffneten ortsunkundigen Minderzahl erklärt? Durch Zwist ihrer Kleinstaaten und Bedrängnis auch von Pikten und Skoten.

12. Nicht einer der späteren Kleinstaaten trägt, im Gegensatz zu brythonischen, aus Gallien mitgebrachten Lokalbezeichnungen, einen Ortsnamen der Heimat, die sie »Altsachsen« nannten. So völlig lösten sich die Auswanderer von ihr politisch los, obwohl sie der Blutsverwandtschaft bewußt blieben. Mancher Staat übernahm den Namen der Römerzeit: Bernicia, Deira, Humbrer, Lindsey, Kent, Wight; andere zeigen, daß die Ansiedler sich Angeln, andere, daß sie sich Sachsen nannten: Mittel- und Südangeln, Ost-, Mittel-, Süd- und Westsachsen. Angeln, Jüten und Sachsen auf Britannien bildeten eine Dreiheit, geschieden dialektisch und in Rechtsgewohnheit, aber nie drei Staaten, deren jeder nur diesen Einen Stamm umfaßt hätte. Glaublich ist, daß zuerst nur der abenteuernde Fürst mit kleiner erlesener Kriegsgefolgschaft landete und dann bäuerliches, aber landwehrfähiges Volk nachkommen ließ. Von einem Freistaat oder einer Demokratie der Germanen auf Britannien besteht keine Spur. Vielmehr schon im 6. Jahrhundert, zu dem die Überlieferung hinaufreicht, schieden sich (über Sklaven und Halbfreien,

darunter gewiß vielen Brythonen) auch die freien Germanen dem Blute, später auch dem Grundbesitz und Amt nach. Und über je einer Kleinvölkerschaft, nicht aber über allen Sachsen oder über allen Angeln, stand ein Königshaus, das sich Wodan entstammt rühmte. Solcher Königtümer gab es im 6. Jahrhundert etwa acht bis zehn, vielleicht nie eine Heptarchie. In manchem, vielleicht jedem, wohnten kleinste Stämme, möglicherweise in Gericht und Verwaltung autonom; samt ihren zahlreichen Namen wird die Schätzung ihres Hufenbesitzes überliefert; aber wo sie saßen, bleibt größtenteils unbekannt. — Alle Inselgermanen insgesamt blieben sich der Rassegemeinschaft so weit bewußt, daß sie ihr ganzes Land und Volk (also mit Einschluß von Kent, von Jüten und Frisen) »England« (Angeln) oder »Sachsen« oder »Angeln und Sachsen«, oder erst im 9. Jahrhundert Angel-Sachsen, ihre Sprache, obwohl sie erst nach 900 einen Dialekt zur gemeinsamen Schrift wählte, »Englisch«, seltener »Sächsisch«, ganz vereinzelt »Deutsch« nannten. (Nur bei den Kelten heißen sie alle seit Römerzeit Sachsen.) Sie waren, mindestens nach 300 Jahren, des Meeres so entwöhnte Landratten, daß sie die ihnen feindlichen Wikinger »See- oder Schiffsleute« nannten. Den kriegerischen Drang richteten jene Königtümer gegeneinander oder gegen Kelten, an welche nur Northumbrien, Mercien und Wessex grenzten. Diese drei, in denen vermutlich der König eine kraftvolle Gefolgschaft mit Aussicht auf Beute anlocken konnte, und schließlich nur die beiden letzteren, rangen um die Monarchie über England. Diese Beschränkung auf die Inselpolitik, die die Einwanderer früh übten, führte also nicht schon zur Volks- und Staatseinheit: ein Gegensatz etwa zur Normandie 911 oder zu England 1035 und 1204.

13. Der einzelne Kleinstaat der Inselgermanen erfaßte das politische Leben der Bürger seit jeher in Gericht, Heer und Volksversammlung. Er dehnte seine Hoheit aus nur durch die wachsende Macht des Königtums. Das Fürstenhaus vom höchsten Adel, vielleicht, wie später zur Christenzeit, auch von religiöser Weihe umglänzt, führte stets die persönlich verpflichteten Gefolgskrieger sowie die Landwehr und saß Gericht und Witanrat vor. Es erweiterte in neuen Verhältnissen seine Tätigkeit: es schuf durch Beute und erobertes

Land, durch Besteuerung Unterworfener und durch Justizertrag sich und mindestens teilweise dem Staate Domanialbesitz und Geldeinkommen, es entwickelte ein Beamtentum, es wahrte den Landfrieden, es schützte Handel und Verkehr, es erließ Verordnungen und mit den Witan Gesetze, es durchbrach das strenge Recht der Gewohnheit und des Geburtstandes durch Billigkeit und Rangerhöhung kraft Königsgnade. Im Gegensatz zum König vertrat der Adel das zentrifugale Element; sein Großgut mit abhängigen Leuten und später sein Privileg, dort staatliche Hoheitsrechte zu üben, verbanden sich nur zu leicht zur Landesherrlichkeit; und in solche verwandelte sich auch ein ursprüngliches bloßes Amt, das ja damals immer zur Erblichkeit tendierte. Der Adel aber stellte die Witan, die den König wählten. Dem Königtum nämlich gebrach es an einer festen Thronfolgeordnung. Die Witan entschieden, wer oder oft vielmehr, daß mehrere Prinzen des Königshauses, die alle *rex, (sub)regulus, patricius* hießen, folgen sollten. Der Regierungsanteil wurde sogar oft territorialisiert, so daß also eine Rückbildung in noch kleinere Staatssplitter drohte, besonders wenn der Teil sich mit einer einst selbständigen Völkerschaft deckte. Meist jedoch regierten die Verwandten den ganzen Kleinstaat gemeinsam, so Brüder in Essex und Kent. Die Thronwechsel erfolgten damals häufig: viele Könige, vorn fechtend in unaufhörlichen Kriegen, fielen; andere gingen nach Rom oder ins Kloster oder wurden vertrieben oder ermordet infolge von Thronzwist unten den Prinzen; dieser berief sich bisweilen auf Bastardie eines Bewerbers, die erst 786 eine Synode von der Krone ausschloß: Germanenkönige lebten, auch als Christen, nicht immer monogam. Die Macht, die hierdurch die Zentralregierung einbüßte, wuchs dem Adel zu; Merciens Magnaten ohne König vertrieben die Northumbrer; in Wessex, dann in Sussex teilten sie die Staatsgewalt unter sich. — Während der Gemeinfreie, mehr und mehr mediatisiert, nur durch Gericht und Landwehr dem Staate verknüpft blieb, bestimmten neben dem König die Witan sowohl Außenpolitik wie Verleihung höchster Ämter und Grundeigen-Überbuchung zu privilegiertem Erbrecht. Der einzelne Magnat der möglichst viel öffentliche Rechte vom Staat für seine Familie erraffte, hemmte dessen Wachstum. Dagegen das

Witenagemot, besonders seitdem der Klerus es geistig und materiell stärkte, bildete dessen Einheitskern. Es überlebte den kurzlebigen König und die Dynastie, wenn sie ausstarb oder vertrieben oder vom Nachbarstaate mediatisiert wurde; es tagte dann weiter als ein der Einung Englands widerstrebendes Organ. Die Könige taten sich bisweilen zu politischem Bunde oder Sonderzwecke wie Primaswahl zusammen; und die Prälaturen verschiedener Länder berieten, auch mit Fürsten und Magnaten, in einer Synode ganz Englands. Zu einem gesamtenglischen Witenagemot dagegen kam es erst unter der Hegemonie von Wessex.

14. Durch die Kirche schritten der Kleinstaat, dessen Regierung und Witan, Nationalgefühl und Kultur des englischen Volkes und endlich dessen und Britanniens Einung mächtig voran. Da König und Witan das Christentum einführten, erschütterte dessen Zwist mit dem völkischen Heidentum den Staat nicht; durch das neue Heil wuchs das Ansehen jener beiden. Jeder Kleinstaat hielt in der Regel ein eigenes Bistum für sein Gebiet mit dem Sitze in einer Römerstadt, die in fünf Fällen Königsresidenz wurde. Da die Kirchenlehre die Menschen von Geburt gleich achtete, so förderte der Klerus im Volke die Einheit durch Versöhnung zwischen Rassen, Sprachen und Ständen; er sorgte für den im Lebenskampfe Schwachen, glich Streit aus und lehrte Moral, half also dem Landfrieden. Durch Einführung der Schrift ermöglichte er urkundlichen Verkehr und literarische Überlieferung. Der Regierung gab er das Beispiel, Landgüter und Gelder zu verwalten, Ämter zu organisieren, Wirtschaft und Recht dauernd zu formulieren. Aus den Freibriefen, die er einführte, zog freilich er selbst auf Kosten des Staats Vorteil und wirkte auch sonst, insofern er die Adelsrechte erlangte, als Hemmnis der Staatszentralisation. Aber er allein stellte dem Königtum solche geschäftskundigen Beamte und den Witan solche weitsichtigen Räte, welche eine abstrakte Staatspersönlichkeit berücksichtigten und diesen Begriff ins Denken des germanischen Barbaren erst einführten: der war bisher nur bereit, für den sichtbaren Heerführer oder Sippegenossen das Leben oder für die Bezirksgemeinde ein wirtschaftliches Gut zu opfern. Dem Königtum verlieh der Klerus religiöse Weihe und den Ansporn zur Erwerbung von Volkesdank und

Nachruhm; denn er führte (fürs 8. Jahrhundert in mindestens vier Staaten) die geschichtlichen Jahrbücher; und darin maßte er sich an, Namen »perfider« Regenten zu tilgen und deren Regierungsjahre den Perioden frommer Fürsten hinzuzufügen. Der König besetzte die Abteien wie Eigenkirchen, mit den Witan verfügte er auch über die Bistümer; andererseits half der Staat der Kirche ihre geistlichen Gebote und materiellen Forderungen erzwingen; beide Mächte verquickten sich in Angelsachsenzeit immer enger, die Hierarchie leitete innere wie auch äußere Politik. Mancher König stritt von früh auf um Personen und Güter der Prälaten, aber keiner vor Anselms Zeit um Ideen.

15. Die Engländer des 7.—9. Jahrhunderts verehrten das römische Papsttum herzlich, das ihnen den Missionar gesandt und sie als rechtliche Besitzer ihres Landes anerkannt hatte, obwohl ihre heidnischen Urgroßväter doch die christlichen Romano-Brythonen daraus vertrieben hatten. Zu dem idealen Bande kirchlicher Gemeinschaft trat für die englische Nation ein sichtbares hinzu in der von Gregor I. bestimmten Hierarchie. In teilweiser Anlehnung an Roms weltliche Einteilung der Insel setzte er zwar neben dem südenglischen Metropoliten einen zweiten zu York ein; und dieser Dualismus hat (wie späterhin mehrfach) auch zur Angelsachsenzeit einmal die Staatseinheit bedroht: 943 stand der Yorker Erzbischof zu seinem nordischen Fürsten gegen den englischen König. Zumeist aber gab Canterbury für die Religion der englischen Christen den anerkannten Mittelpunkt und damit ein wichtiges Nationalband; ihre heidnischen Vorfahren hatten eines solchen entbehrt. Canterbury versammelte zur Synode, meist nicht in Kent, alle Prälaten südlich des Humber und oft die Könige und höchsten Adligen mehrerer Kleinstaaten. Man verhandelte dort vieles, was auch den Staat anging. Auf Wunsch des Königs von Northumbrien ward hier dessen Bischof abgesetzt. Auf diesen Synoden gab die Kirche den Regierungen Englands das erste Beispiel einer Gesetzgebung für die ganze Nation. — Der Klerus, im Gegensatz zum ruhm- und beutegierigen Laienadel, haßte den Krieg zwischen den Kleinstaaten als unchristlich und ahnte, kraft Kenntnis von Altertum und Ausland, den materiellen und moralischen Segen des befriedeten Großstaats einer mächtigen Nation in

weitem Gebiet. Die Geistlichen, besonders Bischöfe und Äbte, waren in ihrem Amtssprengel in vielen Fällen nicht geboren oder erzogen, reisten viel zu Synoden oder anderen kirchlichen Zwecken auch in Nachbarlande und konnten kraft ihrer Amtswürde und ihrer Lateinsprache als Boten und Vermittler sich zum auswärtigen Staatsfeinde und Rassefremden wagen. Erhaben über den Partikularismus der Laien, schufen sie für ganz England eine geschichtliche Überlieferung, eine gemeinsame Erziehung für Gebildete und in Vulgarsprache eine bedeutende Literatur. Im Christentum Englands drohte nur Mitte des 7. Jahrhunderts ein Schisma, das, weil geographisch begrenzt, die Nationaleinheit gefährdete. Jene keltische Abweichung von Roms ritueller Neuerung war nämlich durch Skoten in Norden und Mittelland Englands eingeführt worden. Die romano-englische Kirche des Südens wußte dort ohne Gewalt sie zu besiegen, und im 8. Jahrhundert gaben auch die Kelten Rom nach. Weit übers Gebiet ihrer Kleinstaaten hinaus erwirkte alsdann die junge Kirche der Angelsachsen ewigen Kulturgewinn durch Bekehrung Deutscher und half Britanniens Einheit vorbereiten, indem sie Bistümer bei Pikten und Skoten, deren eines auf Irland, gründete.

16. Northumbrien zuerst unter den Staaten der Inselgermanen trieb großbritannische Politik. Der König residierte in der einstigen römischen Hauptstadt York. Einer führte in Anknüpfung an römische Herrschaft vielleicht den Titel *dux* (s. o. 7) und Insignien; andere beherrschten Pikten oder Skoten oder verheirateten eine Tochter dem Piktenkönig; Egfrid schickte ein Heer nach Irland. Erst seit dessen Tode, sagt Beda, erlangten Pikten, Skoten, Briten die Freiheit wieder [von Nordhumbriens Oberherrschaft]. Er sieht also mit 685 gescheitert die seinem Vaterlande zugedachte Aufgabe der politischen Einung der Insel unter *Britanniae imperator*, wie Oswald heißt. Seine Liste von sieben Hegemonen der Inselgermanen, die vor 500 beginnt, endet mit drei Herrschern seines Königshauses. Da aber die zwei frühesten, die Könige von Sussex und Wessex, Heiden waren, so schreibt selbst Beda nicht die Einungsidee der Kirche zu; vielmehr von Rom war sie vielleicht ererbt. Er versteht unter dem *ducatus, imperium* mehr als bloß tatsächliche zeitweise Übermacht über Nachbarfürsten. Schwerlich ohne

rechtsförmliche Anerkennung durch letztere konnte Kent seinen Bischof an die Grenze der Westsachsen und Hwiccas senden oder Nordhumbrien die Bistumsbesetzung Südenglands überwachen. Vielleicht ist die Liste, zu Anfang aus der Zeit, da die Inselgermanen noch nicht schreiben konnten, unvollständlig und zur heiligen Siebenzahl nur gelehrt komponiert. Oder die Würde des Oberkönigs bestand nicht dauernd, wachte nur zeitweise wieder auf. Der zweite nämlich, den sie nennt, lebte 50 Jahre nach dem ersten; der letzte war ebenso lange tot, als Beda sie 731 aufzeichnete; nach dem Kenter führt sie den Ostanglier auf, den jener noch erlebte; mindestens zwei geboten, wie Beda selbst sagt, nicht über alle Germanen. Als er schrieb, gehorchten aber alle, mindestens südlich vom Humber, Mercien, das er gar nicht erwähnt, vielleicht aus northumbrischem Nationalismus. Da nun nur Northumbrien neben Germanen- auch Keltenstaaten beherrschte und mit Fug »Gebieter Britanniens« oder »der Briten« heißen durfte, so schuf es im 7. Jahrhundert vielleicht den (uns aus dem Süden nach 850 erst bezeugten) Titel *Bret*(oder *Breoten-*)*wealda*, den das 10. Jahrhundert übersetzt durch *rector* (= *curagulus*, *propugnator*) *Britanniae* oder *Bretonum*. Nicht vor 800 datiert *Brytencyning* eines Dichters. — Die Würde des Bretwealda gehörte jedenfalls nicht Einer Dynastie, fehlte dem 8. Jahrhundert ganz und schuf keine dauernde Einung der Inselgermanen oder gar Britanniens.

17. Nicht durch jene Idee national gesinnter Geistlicher oder durchs persönliche Ansehen einer kurzfristigen Oberherrschaft, noch weniger etwa durch eine weitsichtige Politik eines Witanrates oder gar des überall nur passiven Volks verminderte sich die Vielzahl der Kleinstaaten. Und während der Skotenkönig, indem er den Piktenthron erbte, Schottland begründete, kam die Verbindung englischer Kleinstaaten auch nicht zustande durch Heirat eines Königs mit der Erbtochter des Nachbarfürsten, obwohl diese Abkömmlinge Wodans sich häufig verschwägerten (was aber so wenig wie Blutsverwandtschaft mörderische Fehden untereinander hinderte), und obwohl die Frau sowohl Grundeigen erben wie die Regierung führen konnte. [Die Walliser Fabel, um patriotisch schmeichelnd zu erklären, weshalb der Brite Kent an den Germanen verlor,

macht diesen zum Schwiegervater jenes; sie ist vielleicht ers um 800 aus gelehrten Fetzen zusammengeflickt, ohne die Verhältnisse der Abfassungszeit zu spiegeln.] Vielmehr durch Sieg in offenem Kriege oder durch zweifellose Übermacht zwang ein König den Nachbarstaat, nicht bloß ihm zeitweise als dem Bretwealda im Kriege zu folgen, sondern rechtsförmlich ihm und seinen Erben zu huldigen (und vielleicht Tribut zu zahlen). Das Königtum des Unterworfenen lebte fort, bisweilen mit seinem Titel, bisweilen zum Unterkönigtum mediatisiert; und erst bei Aussterben der Dynastie trat Personalunion beider Staaten ein. Doch auch dann behielt der annektierte Staat Stammesbewußtsein, Namen, Verwaltung, Polizei, Gericht, Recht, Adelsversammlung samt Gesetzgebung in einiger Selbständigkeit, die durch Jahrhunderte nur allmählich sank und Spuren nach 1066 hinterließ. Der fremde König verfügte nur über Domänen, Kriegsgefolge, Hofdienerschaft, Amtsbesetzung, Justizertrag des früheren Herrschers. Bisweilen löste sich der unterworfene Kleinstaat aus der Union und fiel einem anderen Nachbar anheim. Zumeist aber wandelte sich die personale in Realunion. Dennoch, selbst als Wessex über ganz England gebot, nannten Königstitel und Krönungsritual gesondert die ihm angegliederten Großstämme, die einst unabhängigen Staaten.

18. Die beiden nördlichsten der Kleinstaaten, Bernicia und Deira, verschmolzen zu Northumbrien. — An dieses verlor Lindsey die Unabhängigkeit, um später Mercien anheimzufallen. — Aus »Nord- und Südvolk« erwuchs Ostanglien, das im 8. Jahrhundert von Mercien abhing, im 9., nach Untergang des Königshauses einem Dänenstaate wich und endlich durch Eadweard I. von Wessex den Angelsachsen zurückgewonnen wurde. Wie der heilige Edmund, so fiel wahrscheinlich von manchem anderen Kleinkönigshause der letzte Sproß durch die Dänen; denn die Ealdormen ganzer Stämme im 10. Jahrhundert sind nicht immer mediatisierte Fürstennachkommen. — Das Königreich der Hwiccas stand, soweit bekannt, stets unter Mercien. — Diesem mußten auch die Ostsachsen sich unterwerfen, bis sie Egbert von Wessex unterlagen. Ihre Hauptstadt London stand im 7. Jahrhundert unter Kent, im 8. und 9. unter Mercien. — Kent zerfiel

hierarchisch und bisweilen politisch in Ost und West, aus denen es vielleicht erwuchs. Es ward schon 687 von Wessex bedroht, stand bald darauf in Personalunion mit Essex, hing samt dem Erzbistum Canterbury im 8. Jahrhundert vom Mercierkönig ab und erhielt dessen Bruder, dann, als es von Wessex im 9. Jahrhundert erobert war, einen westsächsischen Prinzen zum Unterkönig; sein Witenagemot überlebte das 10. Jahrhundert. — Von Surrey, das wohl 568 mit Kent den Westsachsen erlag, ist nur ein König bekannt; er war Schwiegersohn dessen von Mercien, dem es dann unterstand, bis es Egbert von Wessex huldigen mußte. — Die Südsachsen unterwarfen sich Wessex um 675, dann erst 823; ihr König heißt im 8. Jahrhundert bisweilen nur *dux*. — Selbst Wight hatte einst ein eigenes Königtum. — Innerhalb von Mercien und Wessex saßen ferner mehr als fünf politisch organisierte Stämme, einige, wie die Dunsæte, ohne monarchische Spitze, andere, wie die Hecani, unter einem Prinzen, später vielleicht nur einem adligen Beamten, einige unter einem angestammten Fürsten, so die Gaini.

19. Nach den Regierungsjahren nur der vier Könige von Northumbrien, Mercien, Ostanglien und Kent — da Wessex damals oligarchisch regiert ward — datiert eine Synode Canterburys schon von 680. Northumbrien verfiel in den drei folgenden Menschenaltern durch Thronstreit; und einen vertriebenen König setzten Kaiser und Papst 808 wieder ein, allerdings nur durch diplomatische Mittel, aber doch im Widerspruch zur Unabhängigkeit dieses Staats und Britanniens, der freilich keine Folgen zeitigte. Northumbrien blieb autonom genug, um 1065 einen ihm von der englischen Regierung vorgesetzten Herzog vertreiben zu können. — Northumbrien, Mercien und Wessex bildeten in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts eine so anerkannte Triarchie, daß die Namen dieser drei Reichsteile im Krönungsritual und Titel des Monarchen Englands im 10. Jahrhundert stehen blieben; s. o. 17. — Mercien erstrebte dann die Hegemonie und drückte das im Königstitel seit 742 aus; Offa, der Wales endgültig bändigte, erschien, zuerst seit Römerzeit, dem Auslande als Vertreter ganz Britanniens. Sein Silberpfennig lief alsbald weit über die Insel hinaus um. Nach Kent und Ine gab Offa zuerst wieder Gesetze, die dann Alfred zitiert. Seine Urkunde

über Land des äußersten Südens bezeugten die Könige von Wessex und Kent, offenbar ebenso wie Ostanglien und Essex abhängig. Aber er gebot nicht nördlich vom Humber und, was wichtiger, er zerfiel mit dem Metropoliten von Canterbury. Dessen Provinz ließ er durch den Papst, dem er eine Rente (die Grundlage des Peterspfennigs) bewilligte, verkleinern zugunsten einer für sein Land besonders gestifteten Metropole, die ihn aber nicht überlebte. — Das Kriegsglück erhob ein Menschenalter nach ihm Wessex von der Vasallität unter Mercien auf die Dauer zu Englands Hegemon; und Egberts Urenkel konnte die Sprossin des mercischen Königshauses ins Kloster senden. Der südenglische Fortsetzer der Bedaschen Bretwealda-Liste, die in Northumbrien ausklang, fügte, als hätte 150 Jahre lang keine Obermacht bestanden, mit Verschweigung des Nebenbuhlers von Mercien, Egberts Namen als achten hinzu; wirklich nennt Egbert im Urkundendatum, neben den Jahren seiner Regierung über Wessex, auch die seines *ducatus*. Egberts Imperium, auf persönliche Siegerkraft wie das kurzfristige des einstigen Bretwealda oder Offas gegründet, überdauerte ihn, weil sein Enkel und die diesem nächsten drei Generationen erfolgreich regierten. Die Historik 12. Jahrhunderts anerkannte diese Epoche: sie setzte unter jenes Verzeichnis der angelsächsischen Oberkönige noch Alfred und Edgar (eine Ungerechtigkeit gegen Alfreds Sohn und Enkel) und datierte — geschichtswidrig — den Beginn der westsächsischen Monarchie über England ins 7. Jahrhundert hinauf. — Mit Mercien und Kent kamen unter die Herrschaft von Wessex Englands größte wirtschaftliche und kirchliche Macht: die Stadt London und die Metropole Canterbury, die wenige Jahre zuvor ihre Synode unter dem Mercierkönig abgehalten hatte. Egbert setzte das Streben Offas so deutlich fort, daß er nicht durch Karls d. Gr. Beispiel erst erklärt zu werden braucht.

20. Kurz nach Egbert entstand das andere Einheitsreich auf Britannien, Schottland. Es wurde zwar wie Wales vom mächtigeren England oft besiegt und seit 10. Jahrhundert, doch mit zeitlichen Unterbrechungen und in nicht eingreifender Bedeutung, zur Huldigung gezwungen. Aber ausgenommen eine drohende Staatsspaltung in Wikingerzeit (wie sie in Irland wirklich eintrat), blieb es unter e i n e m König und konnte

sich vergrößern auf Kosten brythonischer Kumbrer und angelsächsischer Northumbrer; schließlich gewann es die Herrschaften der nordischen Jarle über Britanniens Nordspitze, die Orkneys, die Hebriden und Man. Der König erwarb nämlich als Vasall Englands im 10. Jahrhundert Strathclyde (das noch im 11. Jahrhundert einen eigenen König behielt) und 1018 den nördlichen Teil Bernicias bis zur heutigen Grenze, dem Tweed, und außerdem in Personalunion, wohl nie fürs Reich Schottland, die Herrschaft über Cumberland und Northumberland, die erst Wilhelms I. Sohn und Urenkel zurücknahmen. Im Gegensatz zu Wales verband sich das bisher keltische Schottland also mit einem germanischen Lande, das politisch entwickelter, kultivierter und reicher war, auch Städte besaß. Da Eadmunds II. Enkelin als Königin von Schottland Hof, Kirche, Kultur und Regierung des Landes anglisierte, da ferner Politik und Adel den Anglonormannen folgten, so trat seit dem 12. Jahrhundert Schottland, anders als Wales, in die Reihe der germanisch-romanischen Staaten ein.

21. Im Königtum des durch Egbert geeinten England drohten Familienzwist und Prinzenversorgung oftmals den Staat zu spalten. Egbert verlieh Kent als Unterkönigtum dem Thronfolger, ebenso sein Sohn Æthelwulf; gegen diesen lehnte sich der Unterkönig auf. Das 10. Jahrhundert erlebte einen Kronprätendenten, die wirkliche Zweiteilung des Reiches unter Brüdern und den Verwandtenmord an einem König, damit dessen Halbbruder folgte. Diesem, Æthelred II., widerstand dann wieder der Kronprinz; und sein anderer Sohn ward von der Familie der Gemahlin bald beherrscht, bald bekämpft. Und wie die Söhne Cnuts, dem letztere verwandt war, um den Thron Englands gestritten hatten, so mußte Harold II., keine drei Wochen, bevor er bei Hastings fiel, den landesverräterischen Bruder erst fällen. Diese Zwiste in der Dynastie hatten nur kurz vorübergehende Staatsspaltung zur Folge. Weit gefährlicher konnte der Einheit des Staates die Übermacht einzelner Magnatenhäuser werden. Im Großstaat England nämlich regierte mancher Adlige (nicht mehr wie im Kleinstaat bloß eine Grafschaft [s. o. 13], sondern) ein ganzes, aus einem früheren Stamm, ja Staat bestehendes Herzogtum, z. B. Wessex, Mercien, Northumbrien, Ostanglien, Kent mit dem besonderen Einheitsbewußtsein der Eingesessenen

gegenüber dem Gesamtstaat wie den Nachbarterritorien. In Magnatenfamilien vererbten Herzogtümer, und manche besaß mehrere. Schnell fühlten Grundeigner, Kleinadel und Freibauer, die diesen Vorgesetzten sahen, während England ihnen eine abstrakte Idee blieb, ihn als angestammten Fürsten (s. o. 17), auch wenn etwa erst dessen Vater das Herzogtum nur als Staatsamt bekommen hatte. Die Stellung des Herzogs wuchs noch, wenn er ein Prinz war, obgleich die Dynastie wohl sich gegen den Adel zu stärken wähnte, indem sie ihren Verwandten höchste Ämter verlieh. Manches Herzogtum erkaufte gleich unabhängigem Staate vom Landesfeinde Frieden fürs eigene Gebiet. Daß bei solchem System die Monarchie zur Oligarchie zerfalle, begriff vor Wilhelm I. vielleicht kein Herrscher; die Cnut zugeschriebene Tetrarchie, die jedoch höchstens 1017 bestand, brachte keine neue Idee, braucht also nicht Deutschland nachzuahmen. Von den zwei Magnatenhäusern, die, bisweilen einander feindlich, zuletzt den König beherrschten, gewann ein Herzog des einen, obwohl halbfremdem Blute und nicht Wodan entstammt, die Krone, während doch Edgars Mannesstamm noch vorhanden war.

22. Das politisch jugendliche Volk der Nordgermanen, das Britanniens Küste schon im 8. Jahrhundert seeräuberisch heimgesucht hatte, schränkte im 9. Egberts Enkel zeitweise auf einen kleinen Teil von Wessex ein. Es erhielt dann von ihm Ostanglien samt Essex als Vasallenkönigtum, nahm sich Merciens Osten und Norden, stiftete den Fünf-Städte-Bund und ein nordisches Königreich zu York. Dadurch war das noch englische Bernicia vom Süden abgetrennt und verlor dann für immer die Nordhälfte an Schottland (s. o. 20). Zwar waren es vorzüglich Gebiete der Angeln, die also den Nordleuten anheimfielen; aber die Angeln fühlten sich nicht mehr als Einheit, noch erlagen sie ihnen ganz; die Tatsache darf also nicht etwa damit erklärt werden, daß die Angeln, weil sie den Skandinaven auf dem Festlande ein halbes Jahrtausend vorher näher als die Sachsen gewohnt hatten, jenen besonders blutsverwandt erschienen seien. — Die Denalagu trat nicht der *Lagu* der Westsachsen allein, sondern auch der der Mercier, also auch Angeln, seit dem 10. Jahrhundert gegenüber, als je ein geographisches Gebiet mit eigener Rechtsgewohnheit. Die Dreiteilung lebte zwar noch

unter Heinrich I., griff aber nie ins Staatsleben tiefer ein und bedrohte die politische Einheit Englands nicht, weil keines der drei Gebiete je einem Herzog oder Amte gehörte; auch gab es in jedem kleinere Kreise besonderen Rechts. Im 11. Jahrhundert blieben bisweilen die Mercier unerwähnt, und traten anderwärts, als viertes Rechtsgebiet, Briten, d. h. wohl Kornwalliser und Kumbrer unter England, hinzu.

23. Die neu bekehrten Nordleute anglisierten sich rasch; die Kirche stand (außer o. 15) auf englischer Seite und erhob einen Wikingsohn zum Metropoliten von Canterbury; sie versöhnte die Rassen überhaupt. — Auch verbanden sich jene nordischen Staaten nie zu dauerndem Reiche, sondern nur zeitweise, dann manchmal auch mit den Skandinaven in Nordbritannien, auf den Inseln und in Irland, wie mit Kelten. Sie fühlten sich ferner geteilt als Dänen und Norweger, nicht als eine Völkerschaft. Durch Alfred und seine Nachkommen bis Edgar wurden sie sämtlich England, jedoch mit innerer Autonomie, angegliedert oder als Vasallenstaaten unterstellt. Die Anglodänen bildeten auf Britannien fernerhin ein politisch starkes Bevölkerungselement; in Ostengland bewahrte es den Freibauernstand; in Englands Recht, Heer- und Städtewesen sowie in die Sprache führte es manches Nordische ein; unter den Witan seit Edgar spielte es eine führende Rolle, auf die die Einheimischen immer eifersüchtiger blickten. Vielleicht zeitigte Edgars Versöhnungspolitik ebenso wie die äußere nur einen Scheinerfolg; denn die innere Schwäche Englands erhellte alsbald daraus, daß es (wie einst die Romano-Briten den Germanen) den eben noch feindlichen Wiking zur Abwehr anderer Bedränger in Sold nahm. Immerhin galt der staatliche Zustand von etwa 970 noch 1018 als Ideal äußerer Stärke wie inneren Friedens (und auch noch 1042 laut einer Nachricht um 1135).

24. Im 11. Jahrhundert gewann das dänische Königtum die größere Hälfte Englands nach Verjagung des Königs tatsächlich, dann durch Vertrag mit des letzteren Nachfolger auch rechtsförmlich und schließlich die Krone Englands ganz, um sie einem nordischen Imperium einzugliedern. Von diesem Bande befreite sich die Insel schon bei Cnuts Tode mehrere Jahre und endgültig 1042 beim Ableben seines Sohnes Harthaknut, Königs von Dänemark. Fortan schrieb kein britischer

König an seine Untertanen, wie Cnut getan, an Dänen und Engländer. Die Dänen drohten zwar noch über ein Menschenalter mit ihrem Anspruche auf England, brachten ihm aber keine ernstere Gefahr. — Während umgekehrt seit Cnuts Zeit englische Einflüsse in des Nordens Kirche, Regierungstechnik und Wirtschaft gewaltig wirkten, führte er auf der Insel, nach anfänglicher Bevorzugung von Dänen, immer bewußter Edgars Kirchenstaatssystem weiter, unter Versöhnung der Anglodänen mit den Angelsachsen, unter Geschenken oder Verleihungen an drohende Mächte, indem er schwerlich für die zukünftige innere Festigung des Staates so klug wie für seinen persönlichen Herrscherglanz sorgte. Er ließ Schottland sich auf Englands Kosten vergrößern und förderte die staatzerstörenden Hoheitsrechte der Herzogshäuser und der Kirche. Freilich besaß er nun mächtige Vasallen, die aber nur dann dem Vorteil der Krone sich unterordneten, wenn diese ein Staatsmann außergewöhnlicher Größe trug. Da er Kaiser und Papst eng befreundet war, erhielt er England den Frieden, der ermöglichte, daß die vor ihm gepflanzten Staatsstützen des Urkundenwesens, des lokalen Regierungsamtes, der Finanz und Münzwährung unter ihm erstarkten.

25. Wessex also hatte die Führung Englands und Vormacht auf Britannien, die Northumbrien und Mercien im 7. und 8. Jahrhundert besaßen, im 9. übernommen und im 10. nordische Vasallenstaaten so kräftig aufgesogen, daß es dem dänischen Eroberer seine nationale Politik aufzwang; seine Königs- und Bischofsstadt Winchester bildete für ein Vierteljahrtausend Englands Staatsmittelpunkt. Inzwischen dehnte es sich auf Kosten der Brythonen weiter aus. Im Südwesten erwarb es Devon und Cornwall. Es berücksichtigte um 700 noch »Walliser«, d. h. Brythonen, unter seinen unmittelbaren Untertanen; vor 900 scheinen diese anglisiert. Schon Alfred und seinen Nachkommen huldigten walliser, kumbrische und schottische Fürsten. Edgars Ausgreifen nach Schottland, Man und Irland brachte freilich nicht dauernd unmittelbaren Machtzuwachs, besonders da Irlands Fürsten im 11. Jahrhundert ihre Insel unabhängig machten; aber es förderte doch die Idee der Staatseinheit der britischen Inseln unter England. Ein prinzlicher Historiker erschaute Britannien unter Egberts Dynastie geeint; und England trauerte um Ead-

weard III. (unter dem Harold die Walliser zurückgeworfen hatte), da er neben Engländern *Walum, Scottum, Bryttum* geboten habe. Der Anspruch des Königs der Westsachsen, auch über die nichtsächsischen Engländer, die Kelten, die Nordleute Britanniens und sämtlicher Nachbarinseln zu herrschen, drückt sich im feierlichen Titel, den er in Urkunden 10. Jahrhunderts führt, aus: da nennt er als sich untergeben erstens »Engländer« gleich »Angelsachsen« oder »Westsachsen, Mercier, Nordhumbrer«, bisweilen neben »Heiden« gleich »Wikingern«, zweitens »Briten« (oder neben jenen obigen Walliser, Kumbrer und Kornwelsche) gleich »Britannien« (s. o. 16) oder »Albion« oder »diese samt umliegenden Inseln». Wird er daneben *imperator, casere, basileus* genannt, so lebt darin gewiß nicht ein Titel aus Römerzeit fort, die er beerben möchte; sondern entweder betont sich die Unabhängigkeit vom Universalreich, das der Römische Kaiser Deutscher Nation prätendierte, oder aber es prunkt leerer antiquarischer Flitter der pseudogelehrten Kanzlei.

26. Der Besitz hoher Titel, der Anspruch auf Dank der Nation für politische Erziehung und Errettung aus Feindesgefahr, endlich der Empfang feierlicher Huldigung durch inländische oder nachbarliche Fürsten, die doch die Hoheit des Reiches zu ihren Gunsten möglichst einschränkten, boten, wie Deutschlands und Frankreichs Beispiel zeigte, keine Gewähr für eine feste Einheit des Staates, fähig, auch eine Zeit schlaffer Regierung zu überdauern. Vielmehr im inneren System hatte der Staat Englands einen Vorsprung über jene Reiche vor 1066 gewonnen, freilich nicht dank einer weiseren politischen Theorie oder größeren Zahl von weitsichtigen Staatsmännern, sondern weil glückliche Umstände oder eiserne Nöte von kräftigen Königen und klugen Prälaten fürs Gemeinwohl der Nation benutzt wurden, wobei der Adel in Krieg und Außenpolitik half, doch die innere Zentralregierung schwächte, das Volk aber nur leidend, d. h. in der Landwehr dienend, zahlend und arbeitend, mittat. — Offas Politik folgend, blieb Egberts Haus zum Papsttum in enger Freundschaft und erhob den Peterspfennig zur Reichsgewohnheit. (Rom, stets als Politiker auf seiten der Übermacht, schützte dennoch nicht zum Danke Eadmunds II. Sohn und Enkel gegen Cnut und Wilhelm.) Der Metropolit von Canterbury weihte fortan in eigens ge-

formtem Ritual den König, und zwar, damit ganz Englands Kirche vertreten sei, unter Yorks Teilnahme. Der Monarch hieß Christi Stellvertreter, was die Verquickung von Staat und Kirche gut ausdrückt. Die Prälaten betätigten sich, abgesehen von ihren Eigenschaften als Klerus und Adel, deren Interessen oft vom Staatsvorteil abwichen, doch auch als Beamte der Regierung, die sie einsetzte und schützte, in königlichem und nationalem Sinne. Besonders zeigten sie das im Witenagemot ganz Englands (s. o. 13), dem neben der Krone einzigen Staatsorgan, das öfter und zahlreichere politische Gegenstände als der deutsche Reichstag beriet, auch um 880—1030 durch häufigere Gesetzgebung das Recht einheitlich festlegte, freilich nicht ohne manche Stoffe, wie z. B. das Beweisverfahren, partikular zu belassen. — Die Krone des Großstaats steigerte ihre Macht, nur stärker als die des Kleinstaats (s. o. 13). Sie erlangte nun vasallitische Huldigung von allen Witan und behandelte bald jeden von privater Herrschaft freien Staatsbürger als Königsmann. Und da sie alles kraft Privilegs frei verfügbare Großgrundeigen an sich knüpfte, so standen vor 1066 schon beide Grundlagen des Lehnwesens, die persönliche und dingliche, fest, allerdings noch ohne sich dazu zu vereinigen. Die Krone machte den einstigen Volksfrieden (die landrechtliche Ordnung) zum Königsfrieden; sie vereinheitlichte Münze, Maß, Gewicht; sie beaufsichtigte Markt, Handel und Auslandsverkehr. Des Königs Regalien, Handfrieden, Schutz und Gnade als Vorrechte dehnten sich immer mehr aus. Die Verletzung einer dieser zahlreichen Prärogativen samt wachsender Menge von Kriminalfällen galt als Kronprozeß, d. h. warf ihren Justizertrag samt Gütereinziehung der Krone ab, gleichgültig, welchem Vogteipächter oder feudalen Richter Person, Gegenstand oder Ort des Prozesses unterstand. — In der Provinz, auch wenn ihr die Krone einen Magnatenherzog vorsetzte, behielt sie als Staatsbeamte den Bischof und Vogt, bisweilen neben dem oder statt jenes Adligen, für Gerichtsvorsitz, Landwehrführung, Polizei- und Einkünfteverwaltung. — Mit ausgebildetem Urkundenwesen überspann die Zentrale alle Landesteile; viele Jahrhunderte vor dem Festlande lauteten Urkunde und Gesetz landessprachlich. Den Briefschreiber schon für Egberts Sohn kennt man bei Namen; unter Eadweard III. hieß er fränkisch Kanzler; lange

vor diesem gab es das Siegel, aus dessen Differenzierung späterhin sich die Behörden organisierten. Seit etwa 1000 folgte der schriftliche Regierungsbefehl fester Formel. — Wie Preußen der Franzosenzeit die Landwehr, so verdankte vielleicht England dem dänischen Drängen um riesenhaften Tribut und Sold die das sonstige Abendland überragende Finanz. Behufs Erhebung des Dänengelds und der Rente aus den Staatsdomänen und Kronämtern entstanden im Menschenalter nach 1066 Domesdaybuch und Exchequer, Englands früheste organisierte Staatsbehörde, teilweise auf angelsächsischen Vorstufen.

27. Dennoch drohte dem Staate England 1066 der Verlust nördlichen Gebiets, ferner das mögliche Erstarken des höchstens vasallitisch gebundenen westlichen Nachbarlandes (wie das wirkliche Gegengewicht Schottlands ihm seit 1173 jahrhundertelang Gefahr brachte), endlich, besonders bei zweifelhafter Thronfolge, der Zerfall in fast unabhängige Herzogtümer, also die Parallele zum Unglück Deutschlands, das deutsche Teile Lothringens und Alemanniens verlor, die nachbarlichen Slawen von Vasallität sich befreien sah und in Landesfürstentümer sich spaltete. Solche Gefahren zu beschwören und die Vorzüge des angelsächsischen Systems auszubauen, beschenkte das Glück England mit Staatsmännern gleich genial im Verstehen der wirklichen Mächte wie im Planen des politisch Möglichen und im starken Organisationswillen: Wilhelm I., Heinrich II. und Edward I.

Berlin. F. Liebermann.

GRAMMATISCHES.

1. Die Endung der 1. Sgl. Ind. Präs. im Altenglischen.

Bekanntlich wird das *-u* der 1. Sgl. Ind. Präs. im Süden des altenglischen Sprachgebietes früh durch *-e* verdrängt, was nach Sievers als Ersatz durch die Optativendung anzusehen ist. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 24f., sieht dagegen in dem Eintreten des *-e* eine lautliche Schwächung. Ich möchte nun, von den schwachen Verben ausgehend, nicht bloß Einfluß des Optativs Präs., sondern auch des Präteritums annehmen, da hier drei Formen auf *-e* der einen auf *-u* gegenüberstanden, nämlich der Sgl. Ind. und Opt. Prät. *(neriu : nerie : nerede : nerede)*. Daß hier leicht das *-e* durchgeführt werden konnte, ist einleuchtend; nachdem nun die 1. Sgl. Ind. Präs. der schwachen Verba auf *-e* gebildet war, konnte dies auch auf die starken übertragen werden. Zu vergleichen ist die spätere Verdrängung der Endung *-eth* des Pl. Ind. Präs. im Mittellande durch das *-en* des Opt. Präs. und des Ind. und Opt. Prät.

2. Mittelengl. *me* 'aber'.

In den frühme. Legenden von der h. Katharina, Juliana und Margareta sowie in den Old Engl. Homilies, in der Ancren Riwle und Hali meidenhad findet sich öfter die Partikel *me* in der Bedeutung 'aber'; vgl. Mätzners Wörterbuch III, 397, wo man zahlreiche Belege findet. Daß es vom frz. *mais* komme, scheint mir geradeso ausgeschlossen wie Mätzners Zusammenstellung mit afries. mnl. mnd. *men* < as. *ni-wan* — wie sollte wohl ein solches Formwort so früh vom Festland entlehnt worden sein? Da im Ae. *ni wan* m. W. nicht wie im As. gebraucht wird, ist eine einheimische Parallelentwicklung auch ausgeschlossen. Die Vergleichung mit frz. *mais*[1]) < lat.

[1]) Vgl. dazu Tobler, Verm. Beitr. III², 78; E. Richter, Ztschr. f. rom. Phil. 32, 656; Melander, Étude sur *magis*, Diss. Upsala 1916.

magis bringt uns aber auf die richtige Spur, denn *me* dürfte dasselbe Wort sein, wie ae. *mǣ* = *mā* 'mehr', das seinen Umlaut vom Superl. *mǣst* bezogen hat, bei dem offenbar Einfluß des Gegenteils *lǣst* vorliegt.

3. Ne. *sta(u)nch.*

Ne. *sta(u)nch:* afrz. *estanchier* beruht auf vlat. * *stanticāre* nach G. Tilander, *Remarques sur le Roman de Renart,* Göteborg 1923 (vgl. G. Biller, Neuphilolog. Mitteilungen, Nr. 5/6, XXIV, Helsingfors 1923, S. 119). Dazu gehört dann auch ne. *tank* < afrz. *estanc* und das Adjectiv *staunch* (zu vl. * *stanticus*).

4. Ne. *skew.*

Das seit 1561 belegte cant-wort *skew* 'cup, wooden dish' st gewiß dasselbe wie *skew* 'Giebelstein', das im NED. richtig auf afrz. *escü* < lat. *scūtum* zurückgeführt wird; vgl. it. *scudella,* frz. *écuelle,* span. *escudilla* usw. 'Schüssel', alle nach Meyer-Lübke Nr. 7756 auf vl. *scūtella* statt *scŭtella* unter Einfluß von *scūtum* 'Schild' beruhend. Man muß also annehmen, daß afrz. *escü* nach *escüelle* auch die Bedeutung 'Schüssel' erhielt, indem letzteres als Deminutiv davon gefühlt wurde. Die Ähnlichkeit einer flachen Schüssel mit einem Schilde liegt auf der Hand; daher bedeutet ne. *shield* auch 'an ornamental piece of plate offered for competition' (NED. *shield* 4).

Kiel. F. Holthausen.

DIE ENTWICKLUNG DES MITTELENGLISCHEN KURZEN *u* IM NEUENGLISCHEN.

Ein Abschnitt aus der neuenglischen Lautgeschichte.

Wenn ich hier die Geschichte eines Lautes im Ne. herausgreife, so geschieht dies, obgleich ich mir bewußt bin, daß man die Geschichte eines Lautes nicht loslösen darf aus der Geschichte der Laute überhaupt, daß vielmehr die Entwicklung eines Lautes erst klar wird, wenn man die Richtung der gesamten Lautentwicklung einer Sprache erkannt hat. In der folgenden Darstellung der Entwicklung des me. *u* im Ne. fasse ich das kritisch zusammen, was mir bekannt ist von den einschlägigen Tatsachen und den Auffassungen, zu denen sie Veranlassung gegeben haben[1]).

Die Schreibung des *u*-Lautes wird hier nicht behandelt, auch nicht der Einfluß der Schreibung auf die Aussprache.

* * *

Dem me. *u* entspricht heute *ʌ* (*nut* = *nʌt*), d. h. ein Laut, der sich von *a* unterscheidet durch stärkere Hebung der Hinterzunge nach dem weichen Gaumen zu. In der Londoner Mundart wird für *ʌ* ein *a* gesprochen.

Die Entwicklung von dem Anfangspunkt *u* bis zum Endpunkt *ʌ* führt durch eine lange Reihe von Zwischenstufen hindurch. Die Verschiebung hat schon früh begonnen.

Die Schreibung *o* für *u* tritt in gewissen Fällen (*son*, *come*, *love*) schon im Me. auf und hat bekanntlich mit der Verschiebung des *u* nichts zu tun. Aus ganz vereinzelten Schreibungen mit *a* im 15. und 16. Jahrh. darf man nicht,

[1]) Die schallanalytische Methode steht mir nicht zu Gebote. Sievers findet mit ihrer Hilfe in Shakespeares Zeit einen Unterschied zwischen englischer und irischer Aussprache des me. *u*; vgl. Anglica (Brandl-Festschrift), Leipzig 1925, II 183.

wie man gewollt hat[1]), auf hohes Alter der heutigen Aussprache schließen; es handelt sich da eher um gelegentliche Verschreibungen als um phonetische Wiedergaben[2]).

Bei den älteren Sprachlehrern dürfen wir genaue Bestimmungen der verschiedenen Stufen, die *u* auf dem Wege nach *v* durchlaufen hat, nicht erwarten, wenn wir bedenken, wie schwer der heutige Laut zu beschreiben ist.

Am frühesten haben Ausländer die Verschiebung des *u* erkannt. Das Zeugnis des Wallisers, der (um 1500?) den englischen Marienhymnus mit einer kymrischen Umschrift versehen hat, ist nicht recht klar; doch scheint es auf beginnende Verschiebung hinzudeuten[3]). — Durchsichtiger sind die Vergleiche des englischen Lautes bei Franzosen mit Lauten ihrer Muttersprache[4]). Bellot 1580 vergleicht engl. *u* in *up, upon*[5]) mit dem frz. *o* („*u* se prononce quasy comme les françois sonnent leur *o*"); dagegen umschreibt er *buck* mit *bouc*[6]); das Alphabet Anglois 1625 bietet die Gleichung engl. *u* = frz. *o*. — Der Italiener Florio 1611 vergleicht engl. *u* mit it. *o*, und zwar mit dem geschlossenen *o* von *rosa* 'Rose', das er deutlich unterscheidet von dem offenen *o* in *honóro*. — Auch deutsche Sprachlehrer am Ende des 17. Jahrh. (Nicolai 1693, Tiessen 1696) und im 18. Jahrh. setzen engl. *u* dem kurzen *o* ihrer Muttersprache gleich; der Verfasser der *High-Dutch Minerva* 1680 umschreibt deutsches *Gott* mit

---

[1]) Vgl. R. E. Zachrisson, Pronunciation of English Vowels 1400—1700, Göteborg 1912, S. 81 und zweifelnd Engl. Stud. 52, 319[1]; ihm folgt H. C. Wyld, History of Modern Colloquial English, London 1920, S. 233 (vorsichtiger sind seine Ausführungen in: Kurze Gesch. des Engl., Heidelberg 1919, S. 127).

[2]) So urteilt auch R. Jordan, Handbuch der me. Grammatik, Heidelberg 1925, I 234; auch Ekwall, Engl. Stud. 55, 399 will aus den spärlichen Schreibungen keine Schlüsse ziehen. — Die Handschriften der Texte, aus denen die Belege bei Zachrisson und Wyld stammen, müßten genauer untersucht werden; Vertauschung von *u* und *a* kommt auch noch in Handschriften der Elisabethanischen Zeit vor; vgl. L. Kellner, Restoring Shakespeare, Leipzig 1925, S. 36 ff.

[3]) Vgl. H. Sweet, History of English Sounds, § 791; Williams, Anglia 32, 199; Viëtor, Phonetik[6] § 47, Anm. 47 und Anm. 7.

[4]) Zusammenfassende Untersuchung bei Th. Spira, Die engl. Lautentwicklung nach frz. Grammatiker-Zeugnissen, Straßburg 1912.

[5]) Ungünstiges Beispiel wegen Schwachtonigkeit des *u*.

[6]) Zu Mason vgl. Zachrisson S. 104.

englischen Zeichen als *gutt, kommen* als *cum-men*. Der für Deutsche schreibende Engländer Lediard 1726 sagt deutlicher, der englische Laut sei ein »obskurer Laut oder Mittel-Klang zwischen dem Teutschen kurtzen *u* und kurtzen *o*«. — Ähnlich lehren skandinavische Sprachlehrer des 18. Jahrh. einen Laut »zwischen *å* und *u*«, oder »zwischen dän. *o* und *u*«[1]).

Die Engländer deuten die Verschiebung des *u* erst später an als ausländische Sprachlehrer. Die ältesten englischen Sprachlehrer stehen stark im Bann des Schriftbildes; die Bestrebungen der frühesten Sprachlehrer gehen übrigens auch nicht wie die der Ausländer in erster Linie darauf hinaus, die Aussprache zu lehren, sie wollen vor allem die Schreibung verbessern. Zuerst bezeugt Hodges 1644 mittelbar eine Verschiebung des alten *u*: er schreibt *u̥* in *bu̥sh, bu̥l, pu̥l, o̥* in *wo̥lf*, wo das alte *u* heute noch bewahrt ist, dagegen *u* in *buck, gun, mut, sun, ǫ* in *cǫmę, lǫvę, sǫmę*, wo das *u* heute als *v* erscheint. Wie der mit *u* bezeichnete Laut gesprochen wurde, erfahren wir nicht. Zwischen diesem *u* und dem *u*, das vor *r* zum palatovelaren Laut *ə* verschoben wird, macht übrigens Hodges — ähnlich wie viele spätere Sprachlehrer — keinen Unterschied: er hat dasselbe Zeichen in *buck, cǫmę* wie in *cur, fur, wǫrm, wǫrth*. Auch Cooper 1685 macht einen Unterschied zwischen *u* in *pull* und *nut*, ohne zu sagen, worin er besteht. — Eine Beschreibung und Vergleichung des verschobenen Lautes versucht zuerst Wallis 1653. Auch er macht wie Hodges keinen Unterschied zwischen dem Vokal in *but, cut* und *bur, curst*. Er beschreibt: "*u* vocalis effertur sono obscuro." Er vergleicht: "Hunc sonum Galli efferunt in ultima syllaba vocis *serviteur*. Differt a Gallorum *e* feminina, non aliter quam quod ore minus aperto efferatur," und weiter: "Cambro-Britanni ubique per *y* scribunt." Die Vergleiche des Wallis deuten auf einen irgendwie dem *ə* ähnlichen Laut[2]). Eine genaue Bestimmung ist nicht möglich.

Der Vergleich des engl. *u* mit frz. *o* wird bei den Sprach-

---

[1]) Holthausen, Göteborgs Högskolas Årsskrift I 24.

[2]) Die Gleichsetzung mit keltischem *y*, die wir schon aus der Umschrift des Marienhymnus kennen, begegnet im 17. Jahrh. auch in wallisischen Lehrbüchern, vgl. Coopers *Grammatica Linguae Anglicanae*, hrsg. von J. D. Jones, Halle 1911, S. 52*.

lehrern durch das 17. und 18. Jahrh. meist beibehalten[1]). Ein Englisch sprechender Franzose bei Smollett spricht engl. *but* wie *bot*[2]). Noch in der neuesten Zeit wird Franzosen die Aussprache *moch* für 'much', *cot* für 'cut' und dgl. beigelegt[3]). Neben der Vergleichung mit frz. *o* treffen wir die mit frz. *eu*. Miege 1685 stellt das schwachtonige *u* und nur dieses dem frz. *eu* gleich: *us, faculty*, Endsilbe *-us*; das starktonige *u* vergleicht auch er mit frz. *o*, und die anderen frz. Sprachlehrer weisen bei starktonigem *u* nicht auf frz. *eu* hin[4]). Siret-Parquet 1796 hat in seinen Umschriften neben gewöhnlichem *o* gelegentlich *e*: *botte, bette* 'but'; dieselben Umschriften verwendet er auch für den ə̄-Laut.

Bei deutschen Sprachlehrern taucht im 18. Jahrh. neben *o* auch *ö* als Wiedergabe für engl. *u* auf[5]). Diese mangelhafte Gleichsetzung wurde bis in die neueste Zeit beibehalten.

Eine Sonderstellung nimmt das Zeugnis des Portugiesen de Castro 1751 ein. Jespersen[6]) schließt aus seinen Angaben, daß der heutige *ɒ*-Laut schon in der Mitte des 18. Jahrh. gesprochen worden sei. De Castro vergleicht engl. *u* mit port. *a* und umschreibt *rub, gun, custom* mit *rǻb, gǻn, cǻstam*. Nun lautet starktoniges port. *a* dem englischen *ɒ* ähnlich, während schwachtoniges *a* dem engl. *ə* verwandt ist: port. *kasa* = *kɒzə*. So weit scheint das portugiesische Zeugnis sehr beachtenswert zu sein. Aber seine Beweiskraft wird beeinträchtigt, wenn man beachtet, daß de Castro nicht nur die englische Weiterentwicklung des *u* dem port. *a* gleichsetzt, sondern auch die andersartigen Weiterentwicklungen des me. *o* und des me. *au*. Die Vergleichungen dieses Sprachlehrers sind also recht ungenau[7]).

---

1) Zur Identifizierung von *u* mit frz. *o* vgl. Zachrisson, Anglia 38, 423 f., Engl. Stud. 52, 318 ff., und Ekwall, Engl. Stud. 55, 399.

2) Roderick Random (Tauchnitz Ed.) I 122, 124.

3) Engl. Stud. 52, 320[1].

4) Spira § 371.

5) W. Müller, Arnolds englische Grammatiken, Diss. Marburg 1909 (auch N. Spr. 17), S. 46. — Ein Deutscher spricht bei Thackeray *moch* für 'much', *lof* für 'love', vgl. Gießener Beitr. II 125.

6) Jespersen, Modern English Grammar, 11. 62.

7) Die Umschrift *ouann* für *one* bei den Franzosen Miège 1750 und Siret-Parquet 1796 (Spira § 734) muß nicht eine Vorstufe des heutigen *wɒn* darstellen, sondern kann die Lautung *wǫn* andeuten (Hist. ne. Gr. § 96, 1).

Zu den Zeugnissen der Sprachlehrer, die den englischen Laut mit Lauten anderer Sprachen vergleichen, kommen Lehnwörter, die das Englische aus anderen Sprachen oder andere Sprachen aus dem Englischen aufgenommen haben. Engl. *rubber* erscheint im Deutschen als *Robber* 'im Whistspiel zwei hintereinander gewonnene Partien' [1]), im Ndl. als *robber,* im Frz. als *robre;* engl. *tub* ist ins Frz. aufgenommen worden als *tôb,* der Schiffsname engl. *cutter* ins Frz. als *cotre* neben *cutter,* ins Ndl. als *kotter.*

In neuerer Zeit ist der Name der Würze *curry* als *karri* ins Norwegische und Dänische gedrungen.

Umgekehrt erscheint frz. *o* im Englischen als *u*: frz. *golfe* = engl. *goulf* im 15. Jahrh., *gulf* seit dem 16. Jahrh.; frz. *drogue* = engl. *drug* 'Droge, Arzneiware' seit dem 15. Jahrh. So sind wohl auch andere Formen zu erklären, z. B. frz. *estoffe* = engl. *stuff*, frz. *étoc* = engl. *tuck* 'Rapier' seit dem 16. Jahrh.; engl. *cutlet* frz. *côtelette* wird durch *cut* beeinflußt sein. Ital. *coglione* erscheint im Engl. als *cullion* 'Schlingel', span. *rosca* als *rusk* 'Zwieback', ndl. *grof* 'grob' als *gruff,* zunächst in der Handelssprache (beeinflußt von *rough*?).

Aus den Angaben der Sprachlehrer und der Geschichte der Lehnwörter lassen sich folgende Anhaltspunkte für die Geschichte des *u* gewinnen: Den Ersatz des frz. *o* durch engl. *u* finden wir in Lehnwörtern schon im 15. Jahrh. Bei Sprachlehrern treffen wir den Vergleich des engl. *u* mit *o* zuerst 1580, und zwar bei einem Franzosen, später auch bei Italienern und Deutschen. Dieser Vergleich wird lange beibehalten in unphonetischen Lehrbüchern bis in die neuere Zeit hinein [2]). Dabei bleibt die Wandlung unberücksichtigt, die der Laut in dieser langen Zeit durchgemacht hat. Der Vergleich mit kontinentalem *o* kann die verschiedensten Stufen der Entwicklung bezeichnen, vom ersten Anfang der Verschiebung bis zu einer sehr weit vorgeschrittenen Stufe der Entwicklung. Zum mindesten offenes oder etwas gesenktes *u* war nach Ausweis der Lehnwörter schon im

---

[1]) DWb.: Beleg aus 1838.

[2]) Wyld, Colloquial English, S. 232: "... in a French Grammar which I used as a boy, it was definitely stated that *bonne* is pronounced like the English word *bun*!"

15. Jahrh. vorhanden. Wenn Lediard 1726 und skandinavische Sprachlehrer des 18. Jahrh. einen Laut zwischen *u* und *o* beschreiben, so scheinen sie damit einen Laut anzudeuten, der sich noch nicht allzuweit von seinem Ausgangspunkt entfernt hatte. Im 18. Jahrh. taucht bei deutschen Sprachlehrern neben dem Vergleich mit *o* auch der mit *ö* auf, was wohl auf eine weitere Verschiebung des Lautes hindeutet. Demgegenüber vergleicht schon Wallis 1653 den Laut mit frz. *eu* und *e* féminin.

Die Sprachlehrer in ihrer starken Abhängigkeit von der Lehrtradition hielten noch an *o* fest, nachdem die Entwicklung schon längst über diese Stufe hinweggegangen war. Dasselbe gilt von *ö*. Dieser Vergleich wurde bis in die neueste Zeit von unphonetischen Lehrbüchern verwendet, obwohl deutsche Kellner, die in England die lebendige Sprache ohne Lehrbuch lernen, engl. *mʌtn* (mutton) unbefangen als *matn* nachsprechen.

Aus den Zeugnissen der Sprachlehrer läßt sich nicht klar erkennen, welche Entwicklungsstufen *u* auf dem Weg nach *a* durchlaufen hat: eine Reihe *u* — *ụ* — *o* — *ö* — *ʌ* — *a* würde in die Entwicklungsrichtung nicht in allen Stücken hineinpassen. Da bieten uns die heutigen Mundarten eine wichtige Hilfe. Die verschiedenen Stufen, die *u* im Hochenglischen nacheinander durchlaufen hat, sind heute in den Mundarten noch nebeneinander anzutreffen: in nordenglischen Mundarten ist *u* bewahrt, in manchen mittelländischen Mundarten ist ein offenes *u* mit geringer Rundung zu hören, in den übrigen Gegenden sind *ʌ*-Laute verschiedener Art zu Hause, in der Londoner Mundart schließlich wird *a* gesprochen. Alle diese Laute sind aus *u* entstanden durch stetig fortschreitende Senkung und Entrundung. Das Hochenglische ist bei *ʌ* stehengeblieben, d. h. bei einem *a*, das von dem einstigen *u* noch eine gewisse Hebung der Hinterzunge beibehalten hat. Diese Lautung des *ʌ* ist also aus der geschichtlichen Entwicklung gut zu verstehen: es handelt sich um ein *u*, das auf dem Weg der Entwicklung zu *a* begriffen ist, dieses Ziel aber noch nicht ganz erreicht hat. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß die vorgeschrittene Stufe *a* der Londoner Vulgärsprache die zukünftige Aussprache des Hochenglischen ist.

Das Tempo der Entwicklung ist verschieden in verschiedenen Gegenden und bei verschiedenen Gesellschaftsklassen. Sprachlehrer der gleichen Zeit, die verschiedene Stufen der Entwicklung wiedergeben, entstammen vielleicht verschiedenen landschaftlichen Gebieten oder sozialen Schichten.

In der Reihe der mundartlichen Entsprechungen des *u* hat *ö*, mit dem die Sprachlehrer den hochenglischen Laut wiedergeben, keinen Platz. Es werden jedoch in Mundarten Laute gesprochen, die einem *ö* mehr oder weniger ähneln. Nordenglische Mundarten haben Laute, von denen ein phonetisch nicht geschulter Beobachter sagt: "in all these sounds there is a slight approach to the German *ö* and the French *eu*"[1]). Das in den Mundarten weit verbreitete offene *u* mit geringer Rundung erinnert im Klang an *o*[2]). Einen ähnlichen Laut mögen die ersten Sprachlehrer gemeint haben, die engl. *u* mit frz. oder deutschem *o* verglichen. Auch gebildete Sprecher gebrauchen heute in manchen Gegenden, besonders in Lancashire, einen *o*-artigen Laut mit geringer Rundung[3]). Ein ähnlicher Laut begegnet auch in Irland für *v*[4]); es handelt sich da, wie auch sonst gerade in Irland, um eine zurückgebliebene Stufe der Entwicklung. Sievers findet auf Grund einer schallanalytischen Untersuchung bei einem aus Irland stammenden Zeitgenossen Shakespeares statt *v* einen ›gerundeten, mehr *o*-ähnlichen Laut‹[5]).

u hat der Senkung und Entrundung widerstanden in den Typen *full, good*. Auch dieses *u* neigt heute zur Entrundung[6]). Das ist der Anfang einer Wiederholung desselben Vorgangs, der die Verschiebung von me. *u* zu *v* zur Folge gehabt hat.

* * *

---

1) Ellis, On Early English Pronunciation V 638.

2) J. Wright, Engl. Dialect Grammar § 15; A. Hargreaves, Dialect of Adlington, S. 4; Ellis V 290. Die Mundart von Lorton (Cumberland) hat etwas gesenktes und entrundetes *u* vor Dentalen; vgl. B. Brilioth, A Grammar of the Dialect of Lorton (Cumberland), London 1913.

3) M. Montgomery, Types of Standard Spoken English, Straßburg 1910, S. 58; H. C. Wyld, The Teaching of Reading, London 1908, S. 37; H. Sweet, The Sounds of English, Oxford 1908, § 82.

4) Montgomery S. 66[1]: "Acoustically it resembles German *o*, and it is clearly somewhat rounded."

5) Anglica (Brandl-Festschrift) II 183.

6) H. C. Wyld, The Growth of English, London 1907, S. 80.

Von den Fällen des kombinatorischen Lautwandels will ich nur einen besprechen:

u + l.

1. Labial + *u* + *l*.

a) Oraler Labial + *u* + *l*. Zwischen *b, p, f, w,* und *-l*, *-l* + Labial bleibt *u* bewahrt: *bul* 'bull', *pul* 'pull', *ful* 'full', *wul* 'wool' = me. *wulle; bulwək* 'bulwark', *pulpit* 'pulpit', *wulf* 'wulf'. Nach *u* ist *l* velar, auch wenn ein Vokal folgt; daher ist auch hier *u* nicht zu *v* gewandelt: *pulit* 'pullet' Hühnchen.

Vor *l* + Velar schwankte früher die Aussprache zwischen *u* und *v*: für das heutige *bvlk* 'bulk' bestand auch eine Aussprache mit *u* (Hodges 1644, Walker 1791). Der Eigename *Fulke* hat *u*.

Vor *l* + *s* schwankt die Aussprache in *fulsəm, fvlsəm* 'fulsome'. Für *pvls* 'pulse' hat schon Hodges 1644 die Vorstufe des *v* (s. unten).

Vor *l* + *dž* haben wir *v* in *bulge* (afrz. *boulge*) 'Anschwellung'.

Vor *l* + *d* oder *t* ist eine besondere Entwicklung eingetreten (s. unten).

In Fremdwörtern, die spät aufgenommen wurden oder nicht in die Sprache des Alltags Eingang fanden, wird nach dem Schriftbild *v* gesprochen: *bulb* 'Zwiebel', *fulgor, fulminate, pullulate, pulverise*. Elphinston 1765 macht einen Unterschied zwischen *bul* 'Stier' und *bvl* 'decree'. Gehört auch *pvls* 'pulse' hierher?

Anmerkung: Me. *bulge* bedeutet seit dem 17. Jahrhundert auch 'Schiffsbauch'. In dieser Bedeutung wurde es durch *bilge* ersetzt, das schottischen Ursprungs zu sein scheint (Schiffsbau am Clyde!); vgl. *bull* > *bil* in schottischen Mundarten.

b) Nasaler Labial + *u* + *l*. Zwischen *m* und *l* ist die Verschiebung des *u* zu *v* nicht verhindert worden: *mvl* 'mull' Abfall, Müll, *mvlit* 'mullet' Meerbarbe, *mvlin* 'mullein' Wollkraut, *mvlbəri* 'mulberry' Maulbeer.

c) Dental oder Velar + *u* + *l*. Auch zwischen Dental oder Velar und *l* ist *u* zu *v* geworden: *dvl* 'dull' = ae. **dull* neben *doll, gvl* 'gull' Möwe im 15. Jahrh. aus dem Keltischen, *kvl* 'cull' aus frz. *cueillir*.

Ein Seitenstück zu der Bewahrung des *u* zwischen Labial und *l* bietet das Altenglische: germ. *u* vor *a* der Endsilbe erscheint als *o*, dagegen als *u* in *full, wulf*; zwischen Labial und *l* + Velar oder Dental steht *o*: *folc, bolt.*

2. *u* + *l* + *d*, *t*.

Vor *l*, dem ein *d* oder *t* folgt, zeigt *u* eine besondere Entwicklung: me. *bulte* = ne. *boult* 'bolt, boult' sieben, me. *culter* = ne. *koultə* 'colter, coulter' Pflugschar, me. *pulte* = ne. *poult* 'poult' Hühnchen, me. *pultes* = ne. *poultis* 'poultice' Kräuterpflaster, me. *shulder* = ne. *šouldə* 'shoulder' Schulter. Ne. *poulkæt* 'pole-cat' Iltis scheint auf frz. *poule* + *cat* zurückzugehen.

Die Beispiele zeigen, daß die Entwicklung erfolgt ohne Rücksicht darauf, ob ein Labial oder ein anderer Konsonant vorausgeht.

Vor *d* und *t* wurde das velare *l* wohl mit geringerer Hebung der Hinterzunge gesprochen als sonst. Deshalb hinderte es nicht die Senkung des *u* bis zur Stufe eines *o*-artigen Lautes: *culter* > *colter*. Die Lautgruppe *ol* vor *d, t* wurde dann zu *oul* wie in *coult* aus *colt*. Cooper 1685 lehrt den Diphthong *ōu,* Miege 1685 den Monophthong *ǭ*.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein zeigen sich im Hochenglischen Spuren von einem anderen Lautwandel, den auch heutige Mundarten aufweisen: *ul* vor *d*, *t* zu *aul*. *u* wurde gesenkt zu einem *ɒ*-artigen Laut, der sich mit dem Gleitlaut *u* zu einem Diphthong vereinigte, der schließlich *au* ergab[1]). Die Vorstufe des *au* wird bezeugt von Bulloker 1580, Writing Scholar's Companion 1695 u. a. *An Essay on the Science of Pronunciation* 1850 bemerkt zu *poult*: "Poulterers and cooks pronounce 'poult' *pout,* instead of *polt,* rhyming with *bolt, colt,* etc. and this corrupt sound is too often heard in better company."

Gießen. Wilhelm Horn.

[1]) E. Koeppel, Spelling-Pronunciation, Straßburg 1902, S. 58 ff. mit anderer Erklärung.

ZU NE. *HALFPENNY.*

Die lebenden Mundarten, um deren Erfassung sich nach Ellis namentlich unser Jubilar so hohe Verdienste erworben hat, haben schon mancherlei Aufhellung geliefert. Im folgenden sei auf einen Fall verwiesen, in dem ihre Hinweise geeignet sind, mittelenglische Erscheinungen, die an sich leicht übersehen werden könnten, ins richtige Licht zu rücken und beide vereint zu einer Erklärung führen.

Gegenüber *half,* d. i. [*hāf*], steht in der neuenglischen Gemeinsprache *halfpenny,* d. i. [*hēipəni*], mit einer Lautung, die sonst me. *ā* wiedergibt. Mustern wir die Bestände der lebenden Mundarten, so zeigt sich, worauf schon Horn, Untersuch. 17, hingewiesen hat, daß in ihnen auch das Simplex *half* mit dem Reflex von me. *ā* vorkommt, wie eine Durchsicht von Ellis' Wortlisten (in denen *half* als N° 133 erscheint) und der Formen in Wrights Dial. Gram. S. 471 dartut. (Vgl. auch Horn, Untersuch. 18). Aber die Entsprechung von me. *ā* findet sich auch in *calf, walk* und *all,* in folgenden bei Ellis bezeugten Dialektformen, die in seiner Transskription belassen sind: [kêɐf] Distr. 15, S. 194 (vgl. [gêɐt] 'gate' ebenda); — [k*ee*f] Distr. 4[6], S. 90 (vgl. [s*ee*m] 'same' ebenda); — wohl auch [kíɐf] 16[5], S. 224, obwohl in dem dürftigen Material kein Seitenstück von [íɐ] für me. *ā* vorkommt; — [wéɐk] Distr. 15, S. 192 (vgl. [téɐk] 'take'); — [w*í*ɐk] Distr. 30[1], S. 524 (vgl. [t*í*ɐl] 'tale'); — [jal] Distr. 30[1], S. 524 (vgl. [jak, jal] für me. nordengl. *āk, hāl* 'oak, whole'). — Ferner erscheint *halm, palm* in West-Somerset mit einem *eə*-Diphthong, der sonst auf me. *ā, ai* oder *ę* und in einigen Fällen auf *ă* zurückgeht. (Kruisinga 53), aber in diesen Wörtern nichts anderes als *ā* voraussetzen kann. Ebenso bieten die Listen in Wrights Dial. Gram. manche Lautungen, die kaum auf anderes als auf me. *ā* zurückzuführen sind: *keəf* n. Bck., *kiəf* Ess. (wohl identisch

mit Ellis' [kiɐf] 16[5]), *weək* nm. Bck., *wiək* m. Yks., *eəl* nm. Yks., *iəl* sm. Yks., *kjel* e. Stf., *geəl* w. Sm. Meine frühere Erklärung dieser Erscheinung (Angl. 16, 475), die sie mit den individuellen Verhältnissen des Wortes *halfpenny* in Zusammenhang brachte, ist daher hinfällig. Auch Horns Erklärung (Untersuch. 18), die nur auf *calf, half* anwendbar ist, kann nicht richtig sein. Es muß vielmehr Umstände gegeben haben, unter denen die Folge *al* schon in spätmittelenglischer Zeit zu *ā* werden konnte.

Wenn wir uns nun in unserer Überlieferung umsehen, so stoßen wir tatsächlich auf Spuren dieser Entwicklung. Im 16. Jahrhundert kommt die Schreibung *hapenny* vor in einer Eintragung vom Jahre 1579 in den Nottingham Borough Records (vgl. NED), die nach einer freundlichen Auskunft ihres Herausgebers, W. H. Stevensons, 'contemporary' sind. Ähnlich bieten die Loseley-Handschriften aus dem 16. Jahrhundert (Diehl, Angl. 29, 135) *hafe, amost, hales, hayll* (offenbar = *hāle*), andere Briefe aus der Zeit *smale* (a. a. O. 143, 142). Auf einen noch früheren Beleg hat mich schon vor Jahren M. Förster aufmerksam gemacht: in Lydgates Fabula Duorum Mercatorum (ed. Schleich QF 83) v. 877 *Of al my good halvendeel is youre* bietet die Handschrift R aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts die Lesart *hauendeel.* Noch deutlichere Hinweise finden sich auf nordhumbrischem Boden. Die Cotton-Hs. des Cursor Mundi schreibt V. 11422 *wakand* und V. 13115 *tak,* in dem letzteren Falle auch zwei andere Handschriften *take.* Im Wallace, der um 1470 entstanden ist und in einer Niederschrift von 1488 vorliegt, finden wir v. 655 die Schreibung *wak* für *walk* im Reim auf *mak* (ae. *ȝemaca*) und andererseits IX 233 die umgekehrte Schreibung *slalc* für ae. *slacian* im Reim auf *walk* (Heyne 31). Anders zu deuten ist möglicherweise IX 979 *walk : salk* für *wake : sake*[1])

[1]) Bei diesem Reim ist zu beachten, daß es im Schottischen für *wake* offenbar schon früh ein *[wauk]* gab, das nach den Schreibgewohnheiten der Zeit durch *walk* wiedergegeben wurde und sich deutlich in heutigen Dialektformen widerspiegelt (vgl. Murray, Dial. South. Counties S. 77, Anm.). Belege für die Schreibung *walk* finden sich schon in der Handschrift des Bruce von 1487 (vgl. v. VII, 179) und sind später sehr häufig. Woher diese Form stammt, ist eine schwierige Frage. Mutschmann will die entsprechende Erscheinung in *waken* durch seine 'Vokalisierung' erklären (North-Eastern Scotch Dial. S. 62), gegen die Ritter, Engl. Stud. 46, 11 gewichtige Einwände erhebt. Seine Vermutung, daß sich in solchen Fällen zwischen dunklem Vokal

(Heyne 31). Im 16. Jahrhundert bietet ein Druck des schottischen Alexander von 1580 *faill* für *fall* (Herrmann 41) und eine Aberdeener Urkunde von 1595 *waillis* für *walls* (Paul Müller 31), Schreibungen, die auf den Lautwert des me. *ā* weisen.

Unsicher sind die früh-neuenglischen Schreibungen *quame* (1565), *quaime* für *qualm*, weil die Herkunft des Wortes ungeklärt ist.

Weiterhin ist aber bemerkenswert, daß sich ganz entsprechende Erscheinungen auch in der Folge *ol* + Kons. zeigen. Die Cotton-Hs. des Cursor Mundi bietet (worauf schon Klein, Dialekt von Stokesley S. 91 hingewiesen hat) die Schreibung *fok* v. 4646, 12838, und *foke* 12054, und die Ashmole-Hs. der Wars of Alexander (ed. Skeat, EETS. XLVII) aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts v. 3053 *foke*, 5311 *fokke*. Und damit scheint aufs beste übereinzustimmen, daß dies Wort in mehreren lebenden Mundarten die Entsprechung des me. *ǭ* aufweist, während sonstiges *ou* aus *ol* einen Diphthong (*ou* oder *au*) ergibt. Aber es ist an die Möglichkeit zu denken, daß *ou* aus *ol* vor *k* durch Absorption der zweiten Komponente vor artikulationsverwandten Konsonanten zu *ǭ* wurde und dieser Laut sich der Entwicklung des me. *ǭ* anschloß. Wo dagegen *folk* allein die Sonderstellung einnimmt und *yolk* mit den anderen *ol*-Wörtern geht, ist dieser Sachverhalt ausgeschlossen, und wir stehen auf sicherem Boden. Dies ist nun tatsächlich der Fall im Dialekt Murrays; wir haben hier eine sichere Fortsetzung von me. *fǭk*.

Die vorgeführten Schreibungen sind ja nicht zahlreich: für sich genommen, könnte man sie für Versehen halten. Aber im Zusammenhang mit den angeführten neuenglischen Lautungen gewinnen sie an Bedeutung.

Es muß also im späteren Mittelenglischen unter gewissen Umständen in der Folge *al* und *ol* + Kons., bevor noch der *u*-Gleitlaut sich entwickelt hatte, Ausfall des *l* und Ersatzdehnung des *a* und *o* erfolgt sein, und zwar nach der Verteilung in den lebenden Mundarten zu schließen, schwerlich lokal be-

---

und Guttural ein *u̯*-Gleitlaut entwickelt habe (S. 20), wäre ansprechender. Wie immer die Erklärung sein wird, die Tatsache, daß ein *[wauk]* für *wake* zu Ende des 15. Jahrhunderts bestand, ist nicht zu leugnen. Es ist also möglich, daß der Schreiber des Wallace bereits diese jüngere Form kannte und dadurch veranlaßt wurde, in dem Reimwort *sake* ein *l* einzuführen.

grenzt. Unter welchen Umständen dies geschah, ist bei der Spärlichkeit des Materials namentlich aus alter Zeit kaum zu ersehen. Vermutlich handelt es sich um eine satzphonetische Erscheinung, von der heute nur noch Reste vorliegen. Sievers hat erkannt, daß lautliche Veränderungen häufig an bestimmte melodische Voraussetzungen gebunden sind, die nur in gewissen Stellungen eintreten, und so sich zunächst Doppelformen ergeben, die in einem späteren Stadium wieder ausgeglichen werden. Danach ist es denkbar, daß von einem tatsächlich einmal erfolgten Lautwandel überhaupt nur ganz wenige Belege übrigbleiben. So könnte es sich auch bei diesen seltsam von der Hauptmasse sich abhebenden Fällen verhalten. Ich vermag also noch keine wirkliche Erklärung zu geben. Aber der Weg, auf dem wir sie zu suchen haben, scheint mir durch das Vorgebrachte gewiesen zu sein: wir bedürfen weiterer Beobachtung und Sammlung vom Material.

Wien, Juli 1925. K. Luick.

'*MASTER*' ALS HÖFLICHKEITSWORT IN SHAKESPEARES DRAMEN.

Während *gentleman* dem Wesen seiner Bedeutung nach (vgl. Verf. GRM, IX 358 ff.) eine auf Anerkennung des Freibürtigen beruhende Bezeichnung aller edlen Ausflüsse menschlicher Vorzüge in englischer Auffassung darstellt und eine demokratische Einstellung des Sprechers voraussetzt, entspringt *master* als Rang- oder Höflichkeitstitel dem Gefühl ausgesprochener Überordnung in sozialer oder kinetischer Sphäre. Typischerweise überwiegen auch bei Shakespeare von allen konkreten Bedeutungsschattierungen die Beispiele, in denen »Herr« im Gegensatze zum »Diener« zugrunde liegt, mag es sich um einen König [*All's Well* IV 5, 75[1]), *Lear* II 4, 4], um einen Geistesfürsten (*Tempest* I 2, 181 und passim), um einen Gefolgsherrn (*Cymbeline* V 5, 96; 403 usw.), um einen Handwerker oder selbständigen Hirten (*Shrew* IV 3, 159 usw.; *Winter's Tale* IV 4, 181) oder um einen Diener haltenden Privatmann (*Wives* III 1, 32 usw.), ja um den Geliebten im Verhältnis zu der ihm dienenden elisabethanischen Frau (z. B. *Errors* II 1, 74), oder gar um übertragene Verwendung (*Winter's Tale* I 2, 157) handeln.

Aus dieser im Sinne der Zeit noch stark aristokratischen Tönung fließen auch die an Zahl überraschend geringen Anwendungen von *master* in Verbindung mit einem Familiennamen: akademischer Titulatur könnte die vom Beschwörer Bolingbroke (*B Henry VI.*, I 4, 3 usw.) für den Priester verwendete Anrede: 'Master Hume' entstammen; alle übrigen Beispiele führen uns aber in den Kreis der Landstadt-Honoratioren, der begüterten Ackerbürger, in die Umwelt der *Merry*

[1]) Zitate nach der Globe-Edition.

Wives of Windsor: '(gentle) Master Slender, (gentle, good) Master Fenton, Master Page, Master Ford, (good) Master Brook' und 'Master Shallow', letzterer ausdrücklich gleich zu Beginn als 'Robert Shallow, Esq.' (I 1, 1—4) gekennzeichnet. Und aus dem Charakter der Sprechenden ist zu ersehen, daß die ursprüngliche devote Anrede des Dieners (Mrs. Quickly usw.) schon einer allgemeinen Höflichkeitsbezeichnung durch Gleichgestellte (Shallow, Page usw.), Außenstehende (Fallstaff und Mrs. Page) Platz gemacht hat. Dem Unverheirateten gegenüber ist in schon modern anmutender Vertraulichkeit vereinzelt die Verbindung mit dem bloßen Taufnamen möglich: 'Master Abraham' [i. e. Slender] (*Wives* I 1, 58). Ähnlich nennt derselbe Sprecher, Evans, diesen ungefährlichen Rivalen 'young Master Slender' (ib., I 1, 77 f.), eine Bezeichnungsweise, die auch verächtlichen Beigeschmack haben kann, wenn Kent sie bei Herausforderung Edmunds (*Lear* II 2, 49: 'Come on, young master') wagt. Aus der Spottszene Launcelot Gobbos mit seinem kurzsichtigen alten Vater (*Merchant* II 2, 34 ff.) geht aber klar hervor, daß 'young Master Launcelot' doch nur einen Jüngling besserer Stände bezeichnen konnte, während des alten Gobbo erste Anrede 'Master young man' bei seiner Augenschwäche kaum anders zu fassen ist als ein Verlegenheitswort des sich unsicher fühlenden und daher lieber nach der Seite allzu großer Höflichkeit hin übertreibenden Alten (ebenso aber steigernd sein 'master young gentleman', Z. 40). Wie sich Shakespeare hier und in *Winters Tale* V 2, 137 ff. über Titelsucht und unrichtige Titelanwendung seitens Ungebildeter weidlich lustig macht, so geißelt er das korrekt sein wollende bornierte Beamtentum auch in Dogberrys wirklichen Verhältnissen hohnsprechender Häufung 'master gentleman Conrade' (*Much Ado* IV 2, 17).

Reine Standesbezeichnungen sind noch 'master' in *Tempest* I 1, 2 usw; *B Henry VI.* IV 1, 12 usw. und *Othello* II 1, 211 (= shipmaster); 'master constable' (= 'Master Elbow', *Measure f. M.* II 1, 272) im Munde des hohen Beamten Escalus, dasselbe als respektvolle Anrede Dogberrys seitens seiner Untergebenen (*Much Ado* III 3, 17 usw.); 'master mayor' für den Bürgermeister von York (*C Henry VI.* IV 7, 20 usw.); 'master steward' (*Timon* IV 2, 1) für Timons Haushofmeister; 'master tapster' (*Measure f. M.* II 1, 223) für Pompey —

schließlich alle auf 'Meister seines Berufes' in sozialer und dynamischer Hinsicht zurückzuführen.

Akademische Standesbezeichnung verrät sich bei den Anreden 'Master Parson' (*Wives* I 4, 54 und passim; *L.L.L.* IV 2, 84 usw. im Munde Untergeordneter und Gleichgestellter) und 'Master Doktor' (*Wives* I 4, 3 und passim; *Errors* IV 4, 125), während 'master schoolmaster' (*L.L.L.* IV 2, 87) ebensowohl in diese Sphäre gehören kann (vgl. *Shrew* III 1, 57; IV 2, 56 usw. 'masters' als Anrede der verkleideten Lehrer Biancas) als auch eine komische Titelhäufung seitens der Bauerndirne Jacquenetta bedeuten mag. Letzterer Kategorie ist sicher Gobbos 'master Jew' (*Merchant* II 2, 35) und wohl auch des Wirtes 'master guest' (*Wives* II, 3, 76) zuzurechnen.

Bunter und reichhaltiger mutet uns die Musterkarte an, die wir aus Shakespeares Verwertung der Mehrzahl-Titulatur 'masters' gewinnen. Enge Standesgrenzen lassen sich hier nicht stets ziehen, da eine größere Menge Angesprochener sich oft genug aus verschiedenartigen Elementen zusammensetzt.

Das Standesmäßige ist noch unzweideutig betont in den gegenseitigen Anreden der Handwerkermeister in *MSND* (I 2, 16; III 1, 30 usw.); in der Betitelung der verkleideten Privatlehrer in *Shrew* (III 1, 57 usw.); in der Ansprache der Mitbeschwörer durch den Priester Hume in *B Henry VI.* (I 4, 3); in der der aus dem Gewerbestand hervorgegangenen Stadtverordneten von St. Albans durch den Herzog von Gloucester im selben Drama (II 1, 72; 135); in der Gesamtbezeichnung der genossenschaftlich organisierten Schauspieler durch den Prinzen in *Hamlet* (II 2, 440); in der Anrede der fachlich gebildeten Musikanten in *Othello* (III 1, 1 usw.) — aber der Wettbewerb mit 'gentlemen' (vgl. Verf., *GRM* a. a. O. passim) macht sich hier schon geltend und legt uns nahe, namentlich bei Sprechern tieferer Bildungsstufe (Handwerker, Clown), eine vielleicht in der Sprache der epischen oder dramatischen Quellen Shakespeares begründete altertümliche Gebrauchsweise anzunehmen, wofern nicht gar auch in diesen Fällen milieugebende Bezeichnung beabsichtigt ist.

Die letztere scheint zu überwiegen, wenn Personen gemischter Lebensstellung oder dem Sprechenden unbekannten Standes mit 'masters' angeredet werden: so beim Gerichts-

beamten, der Antipholus von Ephesus als seinen Gefangenen aus den Händen ihm nicht näher bekannter Leute für sich beansprucht ('Masters, let him go'. *Errors* IV 4, 114); so bei Dogberry, der trotz der Erkenntnis des Gentleman-Standes seiner Gefangenen Conrade und Borachio an der ihm geläufigen Titulatur (*Much Ado*, IV 2, 18; 62) festhält; so bei Grumio, der gegen die Schläge seines Herrn die Hilfe Unbekannter 'masters' in Padua anruft (*Shrew* I 2, 18); so bei Malvolio, der die Radaumacher, Toby, Aguecheek und den Clown, in dieser Bezeichnung zusammenfaßt (*Twelfth Night* III 2, 93); so bei Fallstaff, der für die Einbeziehung des Prinzen in seinen fragwürdigen Kreis bei der Gesamtanrede kaum ein anderes Wort als 'masters' zur Verfügung haben konnte (*A Henry IV.* II 2, 80 usw.), wie die Wirtin wiederum die sozial tieferstehenden Kellner und Fallstaff, den Ritter, mit diesem Höflichkeitstitel in eine Gruppe stellt (*B Henry IV.* II 4, 113); so bei König Heinrich, der die Gefolgsleute des Kardinals und Gloucesters nach ihrem aufrührerischen Scharmützel so verabschiedet (*A Henry VI.* III 1, 44); so beim Bittsteller, der seine ihm nicht näher bekannten Genossen vor der Audienz so anredet (*B Henry VI.*, I 3, 1); so bei Warwick, der Adelige und Soldaten beim Überfall auf König Edwards Zelt damit aufmuntert (*C Henry VI.* IV 3, 24); so bei Lear, der Wache und Befehlshaber zusammen anredet (*Lear* IV 6, 204), wie die Wachmannschaft und die Offiziere auch in *Othello* (II 3, 160; 176) auf diesen Anruf hören; so bei Imogen, die Belarius und seine Pflegesöhne nicht anders zu betiteln weiß (*Cymbeline* III, 6, 46).

Auszeichnende Höflichkeit ist schon hier, z. T. in archaisierendem Sprachgefühl, zum Ausdruck gebracht. Noch offenkundiger jedoch, wenn Personen niederen Standes untereinander diese Anrede gebrauchen, so Dogberry und die Wächter auf letztere bezogen (*Much Ado* III 3, 90; 113), oder, ganz ähnlich, die Zeltwache in *C Henry VI.* (IV 3, 1) oder die Schildwachen in *Ant. und Cleop.* (IV 3, 19 usw.). Es läßt sich kaum entscheiden, ob nicht auch die Handwerkertitel in *MSND* als Anreden ohne Gattungsbezeichnungen unter diesen Gefühlswert fallen: Stubbes (*Anatomie of Abuses*, p. 123 f., ed. Furnivall) hat die Höflichkeitsansprache 'master' diesem Stand noch verwehrt! Wo ernsthafte Praxis gerade in der rasch-

lebigen elisabethanischen Zeit aufhört und übertriebene schmeichlerische Anwendung dieses, ähnlich wie 'gentleman', umstrittenen Titels beginnt, läßt sich nicht stets klar entscheiden.

Als rhetorisch-demagogisches Stilmittel kennt Shakespeare den Gebrauch von 'masters' unzweifelhaft: Menenius und der Volkstribun Sicinius sprechen so zur Plebs, die auch bei weitester Liberalität der Auffassung unmöglich zur Führung dieser Bezeichnung als einer für alle ihre Glieder nach dem Ehrenkodex der Zeit gültigen berechtigt sein konnte: *Coriolanus* I 1, 63; II, 3, 163 usw. Und es ist charakteristisch, daß Coriolanus selbst dieses kleine Zugeständnis in der Ansprache des für ihn Pöbel bleibenden Pöbels verschmäht, während es dem schlauen Mark Anthony derselben Masse gegenüber glatt von den Lippen fließt (*J. Caesar* III 2, 126).

Macht man sich klar, daß der »Herren«-Begriff doch noch stark in dem Worte lebte (in der Anrede tritt er zutage beim alten Adam, auf die Brüder Orlando und Oliver bezogen; *As You* I 1, 66; bei Aufidius und einem andern Volsker Edlen auf Lords bezogen, *Coriolanus* V 6, 133 und 135; bei Othello in der Ansprache an die Senatoren (*O.* I 3 77); ja sogar beim Herzog von Bedford an die Peers gerichtet, *A Henry VI.* I 1, 152), so sind alle Anwendungen auf gleich- oder untergeordnete Personen entschieden hoch anzuschlagen.

Unser rascher Überblick lehrt jedoch, daß weder die Standesbezeichnung noch der Anredetitel noch etwa gar die moralisch bewertende Bedeutung von 'master' ernstlichen Wettbewerb mit 'gentleman' aushalten kann. Ist erstere mit etwa einem halben Hundert gegen die über 450 zählenden Beispiele von 'gentleman' stark im Hintertreffen, so würde selbst bei deutlicher Feststellung der zweiten und dritten Kategorie und vor allem der ernst oder komisch gemeinten Verwendung die Statistik ähnlich unverhältnismäßig verschiedene Zahlen ergeben. Während die Untersuchung von 'gentleman' gelehrt hat, daß sich an diesem Wort schon in der Shakespeare-Zeit ein allgemeiner, wenn auch keineswegs eindeutiger und vielfach noch nicht moderner Idealbegriff emporzuarbeiten beginnt, sind kleine Ansätze dieser Art bei 'master' nur vereinzelt und, wie der heutige Sprachzustand lehrt, im ganzen nicht folgenschwer festzustellen.

Im wesentlichen ist es milieufärbend, und zwar für mitt-

lere und untere Stände sei es der Redenden, sei es der Angeredeten, sei es beider, von Shakespeare angebracht: daher die bezeichnende Szenenliste aus: *Merry Wives*, *Errors*, *Much Ado*, *MSND*, *Shrew* und den Bürgerszenen von *Coriolanus*. Hätten wir eine gesicherte Kenntnis von Shakespeares Quellen, so ließe sich mutmaßlich eine Art Tradition aufstellen. Wie die Dinge heute liegen, wird eher eine genaue Untersuchung des Sittenlustspiels, besonders Ben Jonsons und Middletons, die über den Rahmen dieser Skizze hinausgegangen wäre, mehr Licht in die an manchen Punkten noch ungeklärte Praxis Shakespeares bringen.

Graz. Albert Eichler.

JESPERSENS LEHRE VON DEN 'THREE RANKS'.

Inhaltsübersicht.

Jespersen hat die Lehre von den "*three ranks*", den drei Rangstufen, zuerst in seiner *Modern English Grammar* [M] (II. Bd., 1914) zur Darstellung gebracht, und in seinem jüngsten Werke *The Philosophy of Grammar* (1924) [P] hat er sie, wenn auch mit etwas abweichender Terminologie, wiederum verwertet. Bei der Besprechung dieses letzteren Buches[1]) konnte ich auf den mit dieser Lehre verknüpften Fragenkomplex nicht ausführlicher eingehen, sondern behielt mir vor, darüber anderwärts zu berichten. Der Zweck folgender Zeilen soll nun sein, etwas eindringlicher zu untersuchen, ob J.s neue Terminologie ihre Aufgabe namentlich in semasiologischer Hinsicht zu erfüllen geeignet ist.

Es sollen zunächst die Grundgedanken der Lehre nach J.s Ausführungen in M dargelegt und hierbei auch die in P vorgenommenen Abänderungen in Rücksicht gezogen werden[2]). Daran will ich dann eine kritische Betrachtung der ganzen Frage knüpfen. Bei dem mir zur Verfügung stehenden Raum ist eine Beschränkung auf das Prinzipielle unerläßlich.

§ 1. Der Leitgedanke in J.s These ist etwa folgender: Die grammatischen Kategorien *Substantiv, Adjektiv, Adverb, Verb* usw., die man gewöhnlich als 'Redeteile' bezeichnet, sind im wesentlichen nach f o r m e l l e n Kriterien zu bestimmen,

---

[1]) Zeitschrift 'Litteris' (ed. Liljegren, Lund).

[2]) Als Grundlagen benutze ich im allgemeinen: M (§§ 1·21 bis 1·87), P (pp. 96—132), werde aber gelegentlich auch andere Stellen heranziehen.

sie sind 'purely grammatical'; betrachtet man nun die sprachlichen Gebilde zusammenhängender Rede, etwa Wortgruppen, von Seite ihrer Bedeutung, so läßt sich auch in dieser Hinsicht unter den Redegliedern ein Unterschied feststellen, der zwar des öfteren mit den Formkategorien zusammenfallen kann, aber im Prinzip sich mit ihnen nicht decken muß[1]). Für diese semasiologischen Differenzen der eine Wortgruppe bildenden Wörter sucht nun J. nach einer möglichst einheitlichen Terminologie, die davor bewahren soll, die 'logischen' Verhältnisse mit den grammatischen Kategorien zu vermischen.

J. geht hierbei von mehrgliedrigen sprachlichen Ausdrücken aus, die eine Vorstellung in der Seele des Hörers wachrufen[2]). Z. B. *a furiously barking dog*, 'ein wütend bellender Hund'. In einer solchen Gruppe fände sich ein Wort von besonderer Gewichtigkeit *('one word of supreme importance')*[3]), zu dem die anderen als 'subordinates' gefügt seien; dieses besonders bedeutsame Wort werde durch ein zweites näher bestimmt[4]), und dieses könne wiederum durch ein drittes eine nähere Bestimmung erfahren usf. So ergäben sich verschiedene Rangstufen *('ranks')* von Wörtern, entsprechend ihrer wechselseitigen Beziehung als bestimmt oder bestimmend *(defined or defining)*.

Für diese '*ranks*' hat J. nun in M folgende Terminologie geprägt: in der ebenerwähnten Gruppe ist *dog* das primary (word) oder principal, gewissermaßen als Träger des Hauptgedankens[5]), *barking* das secondary oder adjunct, *furiously* das tertiary oder subjunct.

Es sei zwar die Möglichkeit gegeben, meint J., daß ein tertiary wiederum durch ein weiteres Wort bestimmt werde; doch hätte es keinen Zweck, diese Untergliederung weiterzuführen, 'as there are no formal or other traits that distinguish words of these lower orders from tertiary words'. So stünden in einer Wortgruppe '*a certainly not very cleverly*

---

[1]) M (1'31; 1'33); P p. 81 u. ö. passim.

[2]) M (1'21): 'a picture or idea'; in P (p. 96) spricht er von 'any composite denomination of a thing or person'.

[3]) P p. 96.

[4]) 'defined, modified' (M); 'defined, qualified, modified' (P).

[5]) J. spricht bei einem Beispiel 'extremely hot weather' davon, daß '*weather*' *evidently the chief idea* sei; P p. 96.

worded remark' ('eine sicherlich nicht sehr geschickt ausgedrückte Bemerkung') die einzelnen Wörter *certainly, not, very,* wenn sie auch jeweils das folgende Wort «definierten», grammatisch auf derselben Stufe wie *cleverly,* seien also tertiaries [1]).

Diese Ordnung der Rangstufen ist nach J. in 'logischer' Hinsicht gegründet auf das Prinzip der Begriffsspezialisation. In der Gruppe *a furiously barking dog* (oder *a very poor widow,* 'eine sehr arme Witwe') sei *dog (widow)* der speziellste Begriff (idea); *barking (poor)* könnte auf mehr Wesen Anwendung finden als *dog (widow)* seinerseits; *furiously (very)* sei in der Verwendungsmöglichkeit noch weniger beschränkt. So kommt J. zum Schluß: 'the word defined by another word, is in itself always more special than the word defining it, though the latter serves, of course, to render the former more special than it is in itself' [2]).

J. hat sich nun bereits in M nicht bloß darauf beschränkt, diese 'ranks' bei Ausdrücken in Anwendung zu bringen, die Vorstellungen bedeuten (wie die ebengenannten), sondern er versucht sie auch bei anderen Gruppenbildungen einzuführen: So sei etwa das 'logische' Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat ein analoges demjenigen eines *principal* und *adjunct,* weshalb J. vom Verbum finitum in der Gruppe *the dog barks furiously* als von einem *kind of adjunct* und vom Prädikatsnomen in *the rose is red* als von einem *mediate adjunct* spricht [3]). Auch auf andere Satzglieder, so auf das verbale 'Objekt' oder 'Nebensätze', wird die Bezeichnung der '*ranks*' ausgedehnt. Doch wollen wir dies später genauer betrachten.

In P hat J. nun seine Terminologie etwas modifiziert. Statt *principal* spricht er nur mehr von primary, für secondary words gebraucht er jetzt bei einer Wortgruppe wie *a furiously barking dog* die Bezeichnung adjunct wie früher, wogegen er das Verbum finitum *(the dog barks f.)* adnex nennt. Hingegen wird für tertiary words, gleichgültig

---

[1]) M (1'21); P p. 96.

[2]) M (1'24 u. ö.); P p. 75 ff. Die an letzterer Stelle angegebene Kontroversliteratur ist mir leider nicht zugänglich.

[3]) M (1'43 resp. 1'51).

in welcher Art von Gruppe, der Ausdruck subjunct beibehalten [1]).

Wir haben also nach J.s neuester Terminologie zu scheiden: primaries, adjuncts resp. adnexes und subjuncts; ich werde hierfür gelegentlich die Kürzungen I, II resp. IIa, III gebrauchen. Z. B.: a furiously (III) barking (II) dog (I): the dog (I) barks (IIa) furiously (III)

Hiemit glaubt J. also eine 'purely logical' Rangordnung gefunden zu haben, die gegenüber den grammatisch-formellen Redeteilen die gedanklichen Verhältnisse zum Ausdruck bringen könnte. Diese Terminologie benützt er u. a. für Fälle wie engl. *the cannon* gegenüber *the cannon ball* ('Kanone', 'Kanonenkugel'); das erste Wort ist Substantiv und I, *cannon* in der zweiten Gruppe zwar auch Substantiv, aber II; oder in einer Gruppe *the poor people* ist *poor* Adjektiv und II, dagegen in *the poor* 'die Armen' ist es Adjektiv, aber I usw [2]). M. a. W.: "*Ranks*" und grammatische Redeteile decken sich nicht, wenn auch Substantiva, Adjektiva, Adverbia, Verba in entsprechender Folge meist mit den Rangstufen I, II, III, IIa zusammenfallen mögen. In P hat J. noch besonders hervorgehoben [3]), daß die Betrachtung der Redeglieder nach 'ranks' für die zusammenhängende Rede, für die Verbindung von Wörtern zu Gruppen in Frage käme, wogegen die Klassifikation nach grammatisch-formellen Redeteilen (Substantiv, Adjektiv usw.) die einzelnen Wörter *an und für sich* beträfe.

§ 2. Indem wir uns nun der Kritik dieser Lehre zuwenden, müssen wir die verschiedenen damit in Zusammenhang stehenden Fragepunkte voneinander scheiden und mit jenem Problem den Anfang machen, das J. (wenigstens in M) als die eigentliche 'logische' Basis seiner Klassifikation betrachtet [4]).

Das ist die Ansicht, daß der grammatischen Subordination

---

[1]) P p. 97.

[2]) Vgl. etwa M (10·86); P 98 ff.

[3]) P p. 96; 107.

[4]) Für einzelne von mir gebrauchte Termini, die Martys Werken entstammen, verweise ich auf mein Buch *Innere Sprachform* (1924). Ich möchte nur betonen, daß ich das Wort 'Funktion' im Sinne der Dienstleistung gebrauche, die ein sprachlicher Ausdruck für **den Zusammenhang** der Rede in semasiologischer Hinsicht erfüllt.

nach Seite der Bedeutung eine Rangordnung mehr und weniger spezieller Begriffe entspräche. J. hat hier zunächst solche Wortgruppen wie *a furiously barking dog* im Auge; in P hat er dieser Frage besonders bezüglich des Verhältnisses der Bedeutung von grammatischen Substantiven und Adjektiven längere Ausführungen gewidmet[1]). Hier legt er weniger Gewicht darauf, daß das 'Substantiv' einen spezielleren Begriff bedeute als das »Adjektiv«, obwohl uns auch hier dieses Argument wiederholt begegnet[2]), sondern er betont noch mehr, daß durch ein 'Substantiv' ein größerer Komplex von Qualitäten bezeichnet werde als durch das 'Adjektiv', das nur e i n e Qualität heraushebe.

Eine ganze Reihe von Gesichtspunkten läßt sich nun gegen diese Meinung J.s geltend machen. Ich will die wichtigsten hier kurz in drei Gruppen zusammenfassen: A) Die Begriffsspezialisation und der Substanzbegriff; B) Die Funktion des Adjektivs; C) Widersprüche in J.s eigenen Ausführungen.

A) Wenn J. meint, in einer solchen Gruppe, wie früher angeführt, sei *dog* der 'speziellste' Begriff, *barking* hingegen weniger 'speziell' usw., so ist damit nach seinen eigenen wiederholten Hinweisen unter 'mehr oder weniger speziell' der Umfang jener Begriffe zu verstehen, die durch die betreffenden Wörter bedeutet würden; *dog* könnte auf eine geringere Anzahl von Wesen angewendet werden als *barking*, m. a. W. dieses bedeute einen allgemeineren Begriff als jenes. Der Versuch eines derartigen Vergleichs kann nur auf der Ansicht beruhen, als ob jedem dieser Wörter semasiologisch so etwas wie ein Begriff entspräche. Im obigen Beispiel trifft dies aber nur für *dog* zu: dieses Wort bedeutet die begriffliche Vorstellung der Tiergattung 'Hund', es ist s e l b s t b e d e u t e n d im Sinne Martys, ist ein N a m e; dagegen sind *barking* und *furiously* bloß m i t b e d e u t e n d, sie rufen a n u n d f ü r s i c h gar keine begrifflichen Vorstellungen wach, sondern üben eine gewisse Funktion erst im Redezusammenhang aus.

---

[1]) p. 75 ff.; auf J.s Definition der Redeteile gehe ich hier nicht ein, möchte aber Gelegenheit nehmen, auf ein demnächst erscheinendes Buch aus A. M a r t y s Nachlaß 'W o r t u n d S a t z' (Stiepel, Reichenberg; 1925) hinzuweisen.

[2]) P p. 75, 78, 79, 108.

Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich gar kein solcher Vergleich von 'verschiedenen' *Begriffen* rechtfertigen. Übrigens wird das Prinzip der Anwendbarkeit solcher angeblicher Begriffe auf eine größere und kleine Anzahl von Dingen von J. selbst vorübergehend wiederum in Frage gestellt[1]).

Weiterhin spielt aber bei diesem Problem noch die Frage nach dem Substanzbegriff herein. 'Substantiva' seien, meint J., nach der gewöhnlichen Auffassung Träger von Substanzbegriffen, wogegen 'Adjektiva' Qualitäten bezeichneten[2]). J. bleibt nun bezüglich der Berechtigung, einen Substanzbegriff als solchen anzuerkennen, in schwankender Stellung[3]) und begnügt sich damit, zu betonen, daß ein 'Substantiv' einen größeren Komplex von Qualitäten bezeichne, während das 'Adjektiv' nur *eine* Qualität heraushöbe. Wenn er nun von dieser Stellung aus die Adjektivfunktion als 'more general', die Substantivbedeutung als 'more special' bezeichnet, so sind diese Termini in ganz anderem Sinne verwendet als früher, wo es sich um den Vergleich der Umfänge angeblicher Begriffe handelte. Jetzt würde die Terminologie auf den Begriffs*inhalt* Bezug haben, sofern wiederum eine solche Vergleichbarkeit zugegeben wird. Ich möchte hier nur noch betonen, daß jedenfalls J.s Stellung zum Substanzbegriff — die an J. St. Mill gemahnt — ihn dazu geführt hat, das semasiologische Verhältnis von Substantiven und Adjektiven derartig zu bestimmen. Hingegen muß bei der Annahme des Substanzbegriffes *diese* Scheidung der beiden Wortklassen fallen, ganz abgesehen davon, daß nur *einem* Teil der Substantiva und Adjektiva die Funktion zukommt, Dinge (nach J. einen Komplex von Qualitäten) und Akzidentien zu bezeichnen.

B) Diese letzte Bemerkung führt uns sogleich zu einem weiteren Einwand gegen den Versuch einer derartigen semasiologischen Abgrenzung. Es ist unrichtig, daß dem *Adjektiv*

---

1) P p. 75 (Note 2).

2) Es ist gewiß sehr richtig, wenn J. die grammatikalischen 'Abstrakta' vom Bereich der substanzbezeichnenden Substantiva ausschaltet (P p. 74); er behandelt sie später als *nexus-words*; doch gehört dies nicht zu unserem gegenwärtigen Problem.

3) P p. 75 u. 80; unrichtig an J.s Bemerkungen ist, daß die neuere Philosophie den Substanzbegriff fallen lasse. Auch Brentano und Marty haben gegen die Skeptiker Stellung genommen.

stets die Funktion zukäme, eine Qualität des durch das regierende Substantiv Bedeuteten hervorzuheben. In vielen Fällen kann nur der Sprecher des Alltags zu einer derartigen Annahme verleitet werden, weil es in der Tat *oftmals* zutrifft, daß Adjektiva so fungieren; aber in Beispielen wie 'die italienische Reise' (= die Reise nach Italien), 'der gewesene Minister', 'the late King' (wo das Adjektiv im eigentlichen Sinne modifizierend ist), 'der gute Mensch', 'die schöne Frau' (wo das Adjektiv *keine Qualitäten*, sondern *in Verbindung mit dem Substantiv* eine Vorstellung bedeutet, in der ein Werturteil steckt) haben wir es mit ganz anderen Funktionen der Klasse Adjektiv zu tun. Auch bloß pleonastisch kann ein Adjektiv stehen, wie z. B. in 'runder Ball', wo durch 'rund' gar nichts Neues angesagt wird, was nicht ohnehin schon in der Begriffssynthese 'Ball' liegen würde.

Jedenfalls sind die sogenannten grammatischen Redeteile semasiologisch nach mancherlei Richtung vieldeutig.

C) Schließlich muß noch auf einige Widersprüche hingewiesen werden, die sich in J.s Ausführungen gerade zu diesem Fragepunkt aufweisen lassen:

1. In M (1·25) und P (p. 77 unten) erklärt J., es könnte ein Eigenname niemals als *adjunct* gebraucht werden, weil das nomen proprium stets einen Individualbegriff bedeute, was der These widerspräche, daß das bestimmende Wort weniger 'speziell' sei als das bestimmte. Jedoch später (13·85) heißt es, der Gebrauch von *proper names* als *adjuncts* sei "still very common", und es folgen zahlreiche Beispiele. Ebenso lesen wir in P (p.98) unter den Belegen, die Substantiva als *adjuncts* aufführen: '*Shelley's poems*', '*St. Paul's Cathedral*'; da spricht J. ganz allgemein von dem "old established way of using a substantive as an adjunct by putting it in the genitive case". Es wird also hierdurch das in M besonders zu Anfang betonte »logische« Grundprinzip der Rangstufen durchbrochen. 2. Schwerwiegender erscheint mir noch folgendes: wir haben gehört, daß J. eine weitere Untergliederung der 'ranks' als in *subjuncts* für zwecklos findet, da sich keine formellen noch sonstigen Züge aufweisen ließen, welche die Stufe III in sich noch weiter klassifizieren könnten; so stünden in der Wortgruppe 'a certainly not very cleverly worded remark' die Glieder *certainly, not, very, cleverly* im Subordinationsverhältnis von subjuncts

(M 1·21; P p. 96). Nun spricht aber der Gelehrte an anderer Stelle in P (p. 105) davon, daß ein Hauptsatz als solcher oftmals gar nicht den Hauptgedanken enthalte, sondern daß dieser auch in einem Adverb geborgen sein könnte; '*it is true that he is very learned*' sei gleichwertig wiederzugeben mit '*certainly he is very learned*'.

Diese Bemerkung ist völlig richtig; wir haben es bei den grammatischen Adverbien oftmals mit Worten zu tun, die ganze Urteile enthalten, und die in die Gruppe der von Marty 'logisch nicht begründete Synsemantika' genannten Redeglieder fallen. Aber diese Erkenntnis bringt die an den beiden anderen Stellen von J. gemachte Behauptung zu Falle, daß *certainly* im ersten Beispiel das folgende Wort, nämlich *not*, ebenso bestimme wie etwa *very* das Adverb *cleverly*. M. a. W. die von Jespersen als *subjuncts* bezeichnete Gruppe ist in sich wiederum hinsichtlich ihrer Funktion nicht einheitlich.

Das Gesagte dürfte genügen, um klarzumachen, daß sich bei J.s 'ranks' die besonders in M betonte logische Fundierung als keineswegs einwandfrei erweist. Die semasiologischen Verhältnisse sind in Wahrheit mannigfacher und lassen sich nicht auf so einfache Formeln bringen.

§ 3. Wie schon beiläufig bemerkt, hat J. in P gerade bei Besprechung der Ranggliederung den Gedanken der Begriffsspezialisation mehr zurücktreten lassen; hingegen spricht er hier von dem Verhältnis der Subordination schlechtweg: 'there is a certain scheme of subordination in connected speech which is analogous to the distribution of words into *parts of speech,* without being entirely dependent on it.'

Wir müssen uns fragen: Wird durch den Terminus *Subordination* nach der semasiologischen Seite das Funktionsverhältnis von Wörtern einer Gruppe eindeutig bestimmt oder nicht? Oder handelt es sich hierbei auch um formelle Probleme, die nur die äußere Sprachform betreffen? Wie überhaupt die grammatische Terminologie in *dem* Sinne meist vieldeutig ist, daß man darunter bald bloß äußerlich Formelles, bald wiederum bloß Gedankliches versteht [1]), so gilt auch von 'Subordination' oder von Rektion, daß damit bald ein bloßes

[1]) Vgl. etwa den Terminus 'Satz'.

Sich-begleiten von sprachlichen Formen, bald ein gedankliches Verhältnis gemeint sein kann.

So *kann* es der Fall sein, daß in einer Wortgruppe die formelle und gedankliche Struktur sich in gewissem Sinne decken. In Fällen wie '*ein evident urteilendes Wesen*', '*ein vernünftig denkender Mensch*' kann man sagen, daß das Substantiv jeweils den Substanzbegriff, die Adjektiva Akzidentien desselben darstellen und die Adverbien wiederum diese letzteren akzidentell bestimmen. Man könnte also für derartige Gliederungen allenfalls J.s Schema III, II, I in Anwendung bringen.

Es wäre aber ein großer Irrtum, zu meinen, daß die semasiologischen Verhältnisse stets der formellen Struktur entsprechen würden. Um gleich ein einwandfrei deutliches Beispiel zu nennen, so wäre es völlig verkehrt, eine Gruppe '*sehr heißes Eisen*' ebenso wie die ebengenannten Fälle zu beurteilen. Hier wird der Begriff '*Eisen*' durch '*sehr heiß*' determiniert, wogegen '*heiß*' seinerseits keineswegs durch »*sehr*« eine akzidentelle Bestimmung erfährt. In der Funktion von '*sehr heiß*' liegt vielmehr eine einheitliche Bestimmung und dazu noch der Gedanke eines Vergleiches; man könnte sich dahin ausdrücken: die ganze Gruppe bedeutet einmal die begriffliche Vorstellung der akzidentell modifizierten Substanz Eisen und einen Vergleich mit derselben Substanz, die aber einen geringeren Grad von Hitze aufweist. Wenn man also in einem solchen Falle davon spräche, daß 'sehr' dem Adjektiv 'heiß' subordiniert sei, so kann damit nicht das gedankliche Verhältnis, sondern bloß die äußere sprachliche Struktur gemeint sein.

In der Tat scheint es mir nun, als ob bei J.s Ranggliederung in sehr bedeutsamem Maße derartige und ähnliche *formelle* Gesichtspunkte hereinspielen würden, die doch ganz in den Hintergrund treten müßten, wenn es sich um eine 'purely logical' Klassifikation handeln soll.

So wird von J. selbst eine Gruppe 'extremely hot weather', 'a very poor widow' so behandelt, als ob 'extremely' und 'very' jeweils Determinationen zu den folgenden Wörtern wären.

Weiterhin finden wir bei ihm den Gedanken deutlich aus-

gesprochen, daß bei derRanggliederung auch die äußere Form eine Rolle spiele.

Schon die von uns bereits zweimal berührte Begründung J.s, eine weitere Untergliederung der 'ranks' als in *subjuncts* sei unnötig, weil sich keine formellen oder sonstigen Züge fänden, die dies erheischten, zeigt, daß hier auch der Gedanke an die äußere Sprachform beteiligt ist; weil also — so können wir uns für diesen erwähnten Fall ausdrücken — *certainly* eine analoge grammatische Gestaltung aufweist wie etwa *cleverly*, so müßte es wie dieses als subjunct bezeichnet werden, wogegen uns doch die semasiologische Analyse gezeigt hat, daß *certainly* ein ganzes Urteil über das im Satze Bedeutete enthält.

Dasselbe gilt, wenn J. (M 1·51) sagt, dasjenige Wort, welches zu einem Verbum hinzugefügt werde, um es näher zu bestimmen, stünde gewöhnlich *'in the form of a subjunct'*; m. a. W. die dem subjunct typische Form sei fürs Englische ein Adverb auf — ly. Und so muß er es auch in Fällen, wo die Formgebung schwankt, dahingestellt sein lassen, ob wir es mit einem adjunct oder subjunct zu tun haben: 'in other cases it is almost immaterial whether an addition be treated as a mediate adjunct to the subject or as a subjunct to the verbal idea, as in *'the rose smells sweet (predicative adjective) or smells sweetly (adverbial subjunct)'* [1]). Oder wie sollen wir einen Fall beurteilen 'the meat smells bad (badly)' [2])? Der Gedanke ist jedesmal der gleiche; eine auf 'logischer' Grundlage aufgebaute Terminologie müßte *bad*, *badly* gleich benennen und könnte nur hinsichtlich der Formgebung einen modifizierenden Zusatz geben.

In noch weit stärkerem Maße zeigt sich aber J. von formellen Gesichtspunkten beherrscht, wenn er ganze Gruppen seiner 'ranks' nach der äußeren Struktur der Wortverbindungen klassifiziert.

Ich hebe nur einzelnes heraus [3]):

I. Fälle von '*shifted — subjunct — adjuncts* [4])'.

---

[1]) M (1·52).

[2]) Krüger (§ 617).

[3]) Die Gruppen in M (12·11 ff.) bieten hierfür reichliche Belege; auch 1, 45 gehört hierher.

[4]) M (12·21).

a slow walker ('ein langsamer Fußgänger'), *a close observer* ('ein genauer Beobachter'), *an eternal talker* ('ein ewiger Schwätzer') u. a. Es genügt, an zwei Fällen zu zeigen, worum es sich handelt. *A slow walker = a person who walks slow (ly):* der Gedanke ist bei beiden Ausdrücken derselbe; die Funktion von slow(ly) ist ebenfalls vollkommen identisch. Wenn nun J. bei der Gruppe von grammatischem Adjektiv + Substantiv *slow* 'shifted — subjunct — adjunct' nennt, so kann damit nur gemeint sein, daß nunmehr das 'Subordinationsverhältnis' ein anderes sei, als wenn das Wort bei dem Verbum stünde. Das trifft aber nicht zu; vielmehr handelt es sich darum, daß das Wort, trotzdem es dieselbe Funktion ausübt, in Verbindung mit verschiedenen grammatischen Redeteilen (hier Substantiv, Verb) verschiedene Formen annehmen kann. Dies tritt bei '*slow*' nicht so deutlich zutage, weil da in der Umgangssprache gewöhnlich Adjektiv- und Adverbialform dieselbe ist; ganz klar ist der Fall bei '*eternal*', wo '*an eternal talker*' und '*a man talking eternally*' zwei Gruppen darstellen, in denen rein grammatische Verbindungen der Anlaß sind, einmal die Form 'eternal', das anderemal 'eternally' zu gebrauchen, während die Funktion des Wortes in beiden Fällen die gleiche bleibt. J. hätte also hier nicht von 'shifted — subjunct — adjunct' reden dürfen, sondern nach seiner Terminologie nur davon, daß wir es beim Substantiv mit einem '*adjectival subjunct*', beim Verb mit einem '*adverbial subjunct*' zu tun haben.

Deutlich ist also hier *adjunct* im Sinne von Adjektiv gebraucht, welch letzteres nach J. als Redeteil vornehmlich bloß formell bestimmt ist. Wir sehen somit, daß in solchen Fällen die äußere Struktur der Wortgruppe J. veranlaßt, auch eine entsprechende gedankliche Struktur anzunehmen, was er durch eine geänderte Terminologie zum Ausdruck bringen möchte.

II. Aber nicht bloß die Einordnung von Wörtern in *verschiedene 'ranks'*, sondern auch in ein und dieselbe Rangstufe ist in weitem Ausmaß durch formelle Kriterien bestimmt. Sprechende Beispiele bieten hierfür die zahlreichen Belege von *adjuncts*, die in M (12·11 ff.) aufgeführt werden. Ich brauche nicht im einzelnen darauf einzugehen, weil das, was hierzu zu sagen ist, im Prinzip schon früher bemerkt

wurde, als ich betonte, daß die grammatischen Adjektive keineswegs nur Qualitäten bezeichnen. So werden z. B. *a strong snorer* und *a probable winner* gleichwertig unter die 'shifted — subjunct — adjuncts' (12·21) gezählt; während für die erste Gruppe das eben früher Bemerkte gilt (vgl. Punkt I), gehört *probable* in der zweiten Verbindung der Funktion nach zum Typus *certainly*, d. h. es rückt das in *winner* Bedeutete in die Sphäre des Beurteilten. Wenn ich sage: 'Er wird wahrscheinlich gewinnen', so ist der Gedanke: 'Es ist mir wahrscheinlich, daß er gewinnen wird'. Rein äußerlich ist ferner in der Gruppe 'partial adjuncts' (12·312) die Einreihung von Fällen wie *cheap tripper, wireless operator, painless dentist*, bei denen ich — um nur einige Fälle zu nennen — nicht einsehe, weshalb sie nicht unter die 'shifted — subjunct — adjuncts' gezählt werden. Desgleichen sind die 'compositional adjuncts' (12·41 ff.) unter sich ebenfalls keineswegs analog: '*a deaf-and-dumb-teacher*', '*the poor doctor*', in denen das 'adjunct' ureigentliche Kasusfunktion hat — es handelt sich um Korrelationen —, stehen auf ganz anderer Stufe als '*a sick room*', '*a lunatic asylum*', wo es sich zunächst um Determination handelt.

Dies nur einiges, um zu zeigen, wie vieldeutig J.s terminus '*adjunct*' in sich ist, und wie wenig das sicherlich, wenn auch unabsichtlich dabei hereinspielende Argument der adjektivischen Form eine einheitliche semasiologische Klasse verbürgt.

Ein anderer Fall, wo das formelle Moment über die eigentliche Bedeutung täuschen kann und auch getäuscht hat, liegt vor in gewissen Relativsätzen jener Type, die J. als *non-restrictive* bezeichnet (P. p. 117 f.). Der Relativsatz in '*he gave the letter to the clerk, who then copied it*' ist nur grammatisch oder der Form nach ein Nebensatz oder nach J. ein *adjunct*; der Bedeutung nach haben wir es mit einem selbständigen Urteil zu tun, das nur sprachlich in die Form eines mitbedeutenden Redegliedes gekleidet ist. Nicht mit Unrecht gilt die alte Regel, daß Relativsätze dieser Art der Bedeutung nach gleichwertig durch koordinierte Hauptsätze wiedergegeben werden könnten; es ist ein typischer Fall 'relativer Anknüpfung'.

Wir sehen also aus dem in diesem Abschnitt Beobachteten: dieRanggliederung J.s ist in weitem Ausmaße

nicht von 'logischen', sondern von formellen Gesichtspunkten beherrscht.

§ 4. J. hat insbesondere in P ausdrücklich betont, daß die Betrachtung der Redeglieder nach '*ranks*' für die zusammenhängende Rede ('connected speech') gelte. Trotzdem treffen wir bei seiner Lehre auf Fälle, wo offenbar von diesem Grundsatz abgegangen wird und das einzelne Wort, ja auch eine Gruppe, aus dem Zusammenhang gelöst erscheint. Ich möchte diese Fälle kurzweg als Isolierung bezeichnen.

Der Ausgangspunkt für die ganze Terminologie waren, wie früher bemerkt, Wortgruppen, die Vorstellungen bedeuten: z. B. *the barking dog*. In dieser Gruppe ist nach J. *dog* '*primary*'; d. h. es bedeute als Einzelwort den speziellen Begriff gegenüber *barking* — eine Ansicht, die wir bereits zurückweisen mußten — oder es sei Träger des Hauptgedankens (so in P). Halten wir zunächst nur daran fest, daß die ganze Wortgruppe isoliert ein Vorstellungsausdruck ist. Etwas ganz anderes ist es aber nun, wenn das Wort '*dog*' als Subjekt eines Satzes '*the dog barks*' erscheint; hier ist es nicht mehr bloßer Vorstellungsausdruck, sondern Teil eines Urteilsausdruckes. Wenn es auch hier mit I bezeichnet wird, so besagt dieser Terminus semasiologisch etwas von jenem ersten Fall Verschiedenes[1]). Ganz eindeutig und auch für den Grammatiker gewiß sogleich erkennbar zeigt sich weiter in folgendem die Verwendung der gleichen Terminologie bei funktionell verschiedenen Wörtern im Satzzusammenhang, während sie höchstens für deren isolierte Stellung hätte Gebrauch finden dürfen. Ein typischer Fall hierfür ist J.s Ansicht, daß das verbale Objekt I sei[2]); also in '*I see the dog*' sei *dog* ebenfalls *primary*. Wir kämen demnach in diesem grammatischen Satz zu einer Rangstufenordnung I (I) see (II a) the dog (I); der Satz enthielte zwei *primaries* und das Verb als *adnex*. Niemand, glaube ich, wird bezweifeln können, daß Subjekt und Objekt ihrer Funktion nach grundverschieden sind. Nach J.s eigener Terminologie könnte man m. E. die Rangstufen in diesem Satze nur als I (I) see (II a)

---

[1]) Ich verweise auf den eben erschienenen II. Bd. von Brentanos *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (Verlag Meiner; philos. Bibliothek 1925): Register unter 'Urteil', Punkt 3 (zweigliedrig).

[2]) M (1·61 ff.); P 97, 102f.

the dog (IIIa) bezeichnen, wobei III als *subnex* zu fassen wäre (wobei die Vieldeutigkeit dieses Terminus jetzt nicht zur Frage steht). Ebenso werden die Objektgruppen in '*we met* [*the kind old Archbishop of York*'] und 'I *spent* [*Sunday afternoon*] *at home*' als I bezeichnet. J. selbst aber spricht in M (1·65) von *relation* zwischen Verb und Objekt, woraus doch hervorgeht, daß es sich da um eine eigenartige gegenseitige Abhängigkeit oder Beziehung handelt. Und der Widerspruch wird ganz offenkundig, wenn J. gegenüber Sweets Behauptung, daß durch die oblique Kasusform ein Substantiv in ein Adjektiv verwandelt werde, bemerkt: 'the oblique cases are devices for turning the substantive, which in the nominative is a primary, into a secondary word (adjunct) or tertiary word, but it remains a substantive all the same' (P p. 107).

Meines Erachtens liegt die Sache so: weil derartige 'Objekte', wie wir sie in den angeführten Beispielen sahen, Wörter oder Gruppen von solchen darstellen, bei denen die Anwendung der Terminologie '*primary*' in isolierter Stellung möglich wäre, so wird nun auch diese Terminologie auf den Satzzusammenhang übertragen, ohne die nunmehr ganz anders geartete gedankliche Struktur zu berücksichtigen[1]).

§ 5. Schließlich möchte ich noch als letzten Gesichtspunkt, der bei der Einreihung in die 'ranks' eine Rolle spielt, das Prinzip der Stellvertretung hervorheben. Das betreffende Redeglied wird daraufhin beurteilt, welche Wortklasse in üblicher Verwendung ihm Ersatz bieten könnte. Mitunter vermischt sich damit noch die Isolierung. Es handelt sich also hier im Grunde um formelle Fragen (vgl. § 3); soweit das Moment der Isolierung in Betracht kommt, um das in § 4 Ausgeführte.

Ganz klar scheint mir der Stellvertretungsgedanke vorzuliegen, wenn die Gruppe '*after dinner*' in '*his* [*after dinner*] *pipe*' als II, in '*he smokes* [*after dinner*]' hingegen als III

---

[1]) Dies ist um so auffälliger, als J. andrerseits für Gruppen an sich, ob sie im weiteren Satzzusammenhang nun im Rangverhältnis I, II oder III stehen, wiederum die Rangstufen [mit dem Zusatz *group*-primary usw.] gelten läßt (P 102 f.).

bezeichnet wird[1]). Diese Änderung der Terminologie rührt m. E. daher, daß im ersten Fall 'after dinner' die formelle Stellung eines Adjektivs hat, das für J. den Rang eines *adjunct* einnimmt, während im zweiten ein einfaches Adverb Ersatz sein könnte, das gewöhnlich als *subjunct* angesprochen wird. Tatsächlich liegt der Fall semasiologisch analog wie bei 'a dog barks furiously' und 'a furiously barking dog', wo J. *furiously* gewiß immer als III aussprechen würde; auch in unserem gegenwärtigen Falle bringt 'after dinner' in beiden Gruppenbildungen dieselbe zeitliche Relation zum Ausdruck; nur das formelle Bild hat sich geändert, indem der Zeitausdruck einmal beim grammatischen Substantiv, das anderemal beim Verbum steht.

Stellvertretung und Isolierung zeigen sich, wenn '*butcher's* in '*the butcher's shop*' als II, aber in '*I bought it at the butcher's*' als I bezeichnet wird. Ich sehe davon ab, daß im zweiten Falle *butcher's* im Satzzusammenhang schon deshalb nicht als I gelten kann, weil doch die Gruppe [*at the butcher's*] der Bedeutung nach eine Ortsbestimmung ist und als solche das Verbalurteil näher determiniert; es könnte von diesem Gesichtspunkt aus höchstens *subjunct* oder *subnex* benannt werden. Der eigentliche Grund der Bezeichnungsänderung ist aber, daß im zweiten Falle *butcher's* die Gruppe *butcher's shop* vertritt[2]). Noch auffälliger ist: *Shelley's (II) poems (I)*; aber '*I prefer Keat's* (II) *poems* (I als Objekt) *to Shelley's* (I)' [3]). In diesem Satz hätten wir also drei *primaries*: I (I), poems (I), Shelley's (I); ich bin mir nicht klar, wie da noch vom Verhältnis der 'Subordination' oder 'logischen' Gesichtspunkten in zusammenhängender Rede gesprochen werden könnte, wenn drei ihrer Funktion nach so verschiedene Satzteile mit dem gleichen Terminus benannt werden.

Weitere Fälle sind etwa: '*he did not stay for* [*long*]'; *long* soll hier Adverb und I sein, offenbar weil dafür *long time* stehen könnte; '*he left* [*there*] *at two o'clock*' mit *there* als primary, weil dafür gewöhnlich ein Städtename steht, und weil es Objekt (= I) zu *left* ist[4]).

Der Stellvertretungsgedanke, der beim Gebiete der 'Nebensätze', wenn richtig in Anwendung gebracht, einen guten

---

[1]) P p. 102. [2]) M (1·31); P 98. [3]) P 98. [4]) P 100/1.

Sinn hat, kann aber auch da zu Irrtümern führen. So ist der grammatische Relativsatz in '*Who steals my purse steals trash*' kein das Subjekt determinierendes Redeglied (und in diesem Sinne von J. hier *primary* genannt), sondern wir haben es hier mit einer hypothetischen Periode zu tun. Der Gedanke ist: 'Wenn jemand (= wer immer, wer) meine Börse stiehlt, so stiehlt er wertloses Zeug'. Hier hat die Form des Relativsatzes und die Meinung, daß er das Satzsubjekt (nach J. I) vertrete, dazu geführt, die Bezeichnung *primary clause* zu verwenden. Ich kann die Beispiele J.s auch nach dieser Richtung nicht erschöpfen. Es muß genügen, das Wesentliche hervorgehoben zu haben.

§ 6. Fassen wir nun unsere Betrachtungen nochmals kurz zusammen, so läßt sich sagen: J.s Lehre von den 'three ranks' ist in ihren Grundlagen nicht konsequent und einwandfrei von semasiologischen Gesichtspunkten beherrscht, sondern es spielen sehr bedeutsam formelle, grammatische Probleme herein. Dazu kommt, daß die Lehre offenbar von isolierten Wortgruppen ihren Ausgangspunkt nahm, weshalb dann im Satzzusammenhang Unstimmigkeiten in terminologischer Hinsicht eintreten. Die Folge ist, daß die Terminologie der 'ranks' eine vieldeutige und verschwommene bleiben muß; es werden bei *primaries*, *adjuncts* und *subjuncts* jeweils mannigfache semasiologische Erscheinungen unter **einen** Namen gebracht.

§ 7. Nachdem wir nun versucht haben, die Rangstufenlehre einer Kritik zu unterziehen, die vorwiegend negativ gerichtet sein mußte, soll nun noch kurz gezeigt werden, ob und in welcher Richtung sich doch ein wahrer Kern herausschälen läßt.

Ich muß zunächst zu meinen Bemerkungen in § 2 zurückkehren. Wenn J. in einer isolierten Wortgruppe, die dem Vorstellungsausdruck dient, das den 'Hauptgedanken' tragende Wort *primary* nennt, so liegt hierin der Gedanke beschlossen, daß in solchen Gruppen Worte sich fänden, die in gleicher Form und ohne die anderen Gruppenglieder bereits eine begriffliche Vorstellung eines Realen bedeuten könnten. In '*a furiously barking dog*' ist *dog* ein solches Wort; im

Sinne der Terminologie Martys ist es ein Vorstellungssuggestiv, und zwar ein Name, und gehört unter die größere Gruppe der Autosemantika oder der selbstbedeutenden Ausdrücke. Diesem Wort gegenüber sind die anderen Gruppenteile relativ unselbständig, sie bedeuten an und für sich (d. h. außerhalb des Redezusammenhanges) keine selbständigen Begriffe, sondern üben ihre Funktion nur im Redezusammenhang aus; diese sprachlichen Glieder nennt Marty Synsemantika oder mitbedeutende Ausdrücke.

Dieser Gesichtspunkt ist es nun in Wahrheit, der zum größeren Teil J.s Scheidung von *primaries* und den anderen 'ranks' zugrunde liegt. In englisch *cannon ball* ist *cannon* grammatisch gewiß Substantiv, aber synsemantisch; dagegen in *the cannon* ist es autosemantisch; ebenso *top* und *top branch* u. a. m. Dasselbe gilt bei der sogenannten Substantivierung des Adjektivs: *the poor men* und *the poor*; im ersten Falle ist *poor* synsemantisch, im zweiten autosemantisch, wobei es dem Grammatiker unbenommen bleibt, das Wort beide Male vom Standpunkt der Form ein Adjektiv zu nennen. Auch das prop word '*one*' kann hier angeführt werden (M 10·84): *the fat one, the top one* usw. Ich würde *one* in diesen Fällen ein determinables Autosemantikon nennen; das soll heißen, es bedarf des Zusammenhanges, um zu verstehen, welche Individualvorstellung solche Wortgruppen bedeuten; aber es ist mir kein Zweifel, daß 'one' als Mittel dient, um ein Synsemantikon zu einem Autosemantikon zu machen. Es ließe sich eine Fügung the good'n (vgl. M 10·7) fast einem neuen schwachen Adjektivtypus vergleichen, von dem man fürs Altgermanische eine ursprünglich ähnliche autosemantische Funktion annimmt wie für die neuenglische 'one'-Gruppe. Ähnliches wie von 'one' gilt von den meisten der sogenannten Pronomina. *I, you, he, she, this, that* u. a. m. sind an und für sich Autosemantika; aber erst der Zusammenhang macht klar, welche Individualvorstellungen im einzelnen Fall bedeutet werden sollen.

Neben dieser fundamentalen Scheidung auto- und synsemantischer Sprachmittel kann für die Ranggliederung von Gruppen, die dem Vorstellungsausdruck dienen (wie 'a furiously barking dog'), noch darauf hingewiesen werden, daß J. auch

der Gedanke vorschwebte, gedankliche und formelle Struktur könnten sich unter Umständen decken (vgl. Bemerkungen zu Eingang § 3). So richtig dies in manchen Fällen sein kann, so muß doch andrerseits vor der Annahme eines allgemeingültigen Parallelismus eindringlichst gewarnt werden, was J. selbst bei vielen anderen Problemstellungen berücksichtigt hat.

Wo hingegen J. sich größeren sprachlichen Einheiten zuwendet und ihre Untergliederung versucht, da zeigen sich besonders die terminologischen Schwierigkeiten. Ein grammatischer Satz '*the dog barks*' ist nur an und für sich allein ein gedanklich geschlossenes Ganze, ein Urteil mit Subjekt und Prädikat; als Ganzes ist er autosemantisch, und in diesem Sinne als Ganzes könnte man hier von *primary group* reden. Hingegen sind grammatisches Subjekt und Prädikat bereits, weil nur in ihrem gegenseitigen Verhältnis zur Funktion des Ganzen beitragend, für das Ganze mitbedeutend. Und dasselbe gilt für alle übrigen Satzglieder und satzähnlichen Untergruppen in noch höherem Maße. Ein 'Objekt' oder 'eine adverbielle Bestimmung' u. a. kann von diesem Gesichtspunkte niemals, auch wenn sie grammatische Substantiva enthalten, als *primary* bezeichnet werden; man müßte sie denn aus ihrem höheren Verband lösen, isolieren und zur Funktion eines bloßen Verstellungsausdrucks (wie etwa 'the barking dog') bringen.

In diesem Sinne ist J.s Schema viel zu einfach, um den tatsächlichen Verhältnissen Genüge zu leisten; gerade aber in der Einfachheit liegt sein Hauptmangel. Das Streben nach Trennung von Form und Bedeutung, so wünschenswert es ist, konnte hierbei doch nur sehr teilweise erfüllt werden, und das Formelle, gelegentlich mit anderen Gesichtspunkten zusammen, hat zu sehr seinen Einfluß walten lassen, um der semasiologischen Seite vollauf gerecht werden zu können. Ich verkenne die Schwierigkeiten gewiß nicht, die solchen terminologischen Versuchen drohen; aber ich fürchte, daß ein derartiges Zerschneiden des gordischen Knotens auf sprachlichem Gebiete neue Unklarheiten wird nicht vermeiden lassen.

Prag, Juni 1925. Otto Funke.

DIE SCHREIBTRADITION DER DIALEKT-SCHRIFTSTELLER VON LANCASHIRE.

Keine englische Grafschaft weist eine so reiche Dialektliteratur auf wie Lancashire. Hier hat sich wie in Schottland eine literarische Tradition herausgebildet. Das erste Dialektwerk, *View of the Lancashire Dialect,* ein komischer Dialog des Schulmeisters John Collier aus Milnrow bei Rochdale aus dem Jahre 1746, lebt bis auf den heutigen Tag und ist immer wieder den späteren Dialektschriftstellern unnachahmliches Vorbild. Später allerdings lernt man auch den Dialekt für naiv erscheinen sollende politische Streitschriften verwenden, man schafft Dialektlyrik nach schottischem Vorbild und kurze Heimatserzählungen nach der Art von Dickens' Londoner Skizzen oder Washington Irvings' *Sketch Book* und *Bracebridge Hall.* Die humoristische Erzählung aber ist weitaus am reichsten entwickelt, und sie verwendet mit ganz besonderer Vorliebe die Figur des dummen Bauernjungen und seine Abenteuer, wie dies Collier getan [1]).

Collier hatte deutlich die Absicht, nicht nur eine komische Erzählung zu schaffen, sondern, wie schon der Titel seines Werkes sagt, den Dialekt darzustellen. Seine antiquarischen Interessen, die er mit so vielen Geistlichen und Schullehrern der damaligen und heutigen Zeit teilte, mögen ihn auf diesen Gedanken gebracht haben, vielleicht auch die ähnliche Publikation der *Exmor Courtship* und des *Exmor Scolding* im Juni und Juli 1746 im Gentlemen's Magazine. Daß er an Dialektdarstellung dachte und weniger an den Inhalt des Gebotenen,

---

[1]) Vgl. meine *Dialektliteratur von Lancashire*, Wien 1920, Publikationen der Hochschule für Welthandel.

zeigt auch das Glossar und seine Bemerkungen in der Einleitung, in der er einige gute Beobachtungen über den Dialekt in verschiedenen Teilen der Grafschaft mitteilt[1]).

Die Dialektschriftsteller stammen alle mit einer einzigen Ausnahme (J. P. Morris, drei Skizzen im Furness-Dialekt 1867 und Glossar 1869, siehe Bibliographie des Dial. Dict. S. 13) aus dem südlichen und mittleren Lancashire, also südlich der Linie, die nach der Dialekteinteilung von Ellis (*On Early English Pron. V*) die Hauptgrenze zwischen süd- und nordenglischen Mundarten bildet (Linie der Verdumpfung des ae. ā) und Lancashire etwas nördlich des Ribble durchschneidet, so daß Garstang südlich, Lancaster nördlich von ihr bleibt. Es ist anzunehmen, daß die Schriftsteller, besonders wenn sie ihre Werke direkt in einem Orte lokalisieren, auch den Dialekt der betreffenden Gegend darstellen wollen. Aber auch in diesem südlichen und mittleren Lancashire ist der Dialekt durchaus nicht einheitlich. Außer kleineren örtlichen Verschiedenheiten hebt sich die Gegend von Rochdale, Oldham und Manchester, Ellis District 21, deutlich von dem mehr westlichen, Ellis District 22, ab. Während District 21 eine Reihe von Eigentümlichkeiten hat, die auch in benachbarten Teilen von Cheshire und Yorkshire erscheinen, geht District 22 seine eigenen Wege. Über den District 23 (Gegend von Garstang) ist bisher zu wenig Material veröffentlicht, als daß man ein halbwegs genaues Bild gewinnen könnte. Nach der Einteilung in Wrights *Dialect Grammar* deckt sich District 21 mit s und se Lanc., District 22 mit sw, ms, sm, em Lanc., District 23 mit m Lanc. Über die tatsächlichen Dialektverhältnisse in diesen Gegenden sind wir außer durch die Angaben bei Ellis und Wright noch orientiert durch: A. Hargreaves, *A Grammar of the Dialect of Adlington* (nördl. von Wigan), Heidelberg 1904, Anglist. Forschungen 13, dann durch K. G. Schilling, *A Grammar of the Dialect of Oldham*, Diss. Gießen 1906 und endlich durch J. Sephton, *Notes on a Lancashire Dialect*. Otia Merseiana III, p. 4—22, die eine Darstellung des Dialektes

[1]) Die einheimische Kritik ging an dieser philologischen Absicht Colliers fast stets vorbei und faßt ihn als reinen Humoristen, außer Peter Haworth, *The Language of Tim Bobbin*, Manchester Quarterly, April 1920, S. 113—126.

des "Moss-country" im Südwesten, zwischen Wigan, St. Helens und Prescot bieten. Außerdem gewinnt man einiges neues Material aus den *Dialect Collections* von Ellis Hauptmitarbeiter Th. Hallam, die handschriftlich unter Nr. 32059—207 auf auf der Bodleian Library in Oxford liegen. Einige Dialekttexte habe ich in *Neusprachliche Studien,* Festgabe für Karl Luick, Beiheft 6 der »Neueren Sprachen«, Marburg i. H. 1925, S. 47—59 veröffentlicht.

Versuchen nun die Dialektdichter und -schriftsteller ihren Heimatdialekt, soweit dies durch die Mittel der englischen Orthographie möglich ist, genau darzustellen, oder hat sich etwa in Lancashire eine lokale Dialektdarstellungstradition herausgebildet, die ähnlich wie die literarische vom ersten Dialekttext ausgeht, sich zu etwas mehr oder minder Feststehendem entwickelt hat, von dem man nur geringfügig abweicht? Die Frage ist von einiger prinzipieller Bedeutung, da sie uns, wenn eine solche Tradition wirklich erweisbar ist, zeigt, daß auch ohne Schreibschule eine einmal eingeführte Darstellungsform weiterleben kann und spätere Schriftsteller eher ihr folgen, als sich der Mühe zu unterziehen, selbst eine Orthographie zu schaffen. Dies würde Rückschlüsse auf Beurteilung von Schreibungen in der Zeit nicht feststehender Orthographie, also etwa des Me. und Ae. zulassen, freilich nur mit aller Vorsicht, da man ja für die damalige Zeit doch auch mit englischen Schreibschulen zu rechnen hat.

Für diese Untersuchung greife ich aus der großen Zahl der Dialektschriftsteller als typisch heraus:

View of the Lancashire Dialect von Tim Bobbin (T B), Pseudonym für John Collier, Text der ersten und sechsten Auflage nach *The Works of John Collier in prose and verse,* by H. Fishwick, Rochdale 1894 (siehe meine Dialektliteratur S. 8—12).

Plebeian Politics by Tim Bobbin the second (Pseud. Robert Walker), 1801. Autor stammt aus Littlemoss bei Ashton-under-Lyne, siehe Dial.-Lit. S. 13f. (P P).

O ful, tru un pertikler okeawnt etc. be a Felley fro Rachde (Oliver Ormerod aus Rochdale) 1851, S. 1—36. Siehe Dial.-Lit. S. 20f. (F R).

The Bowton Luminary an Tum Fowt Telegraph, un Lancashire Lookin-Glass vol. 5, Nr. 1, 2 (Juli 1855). Dialekt-

zeitschrift, hg. von James Taylor Staton aus Bolton; siehe Dial.-Lit. S. 21 (B L).

The Dialect of South Lancashire or Tim Bobbin's Tummus and Meary ed. Samuel Bamford, 2nd ed. London 1854, S. 1—51. Die revidierte Ausgabe des Collierschen Dialoges, siehe Dial.-Lit. S. 51, Anm. 9 (S B).

Edwin Waugh, *The Chimney Corner* 1879, S. 1—186 mit Ausnahme der schriftenglischen Stellen. S. Dial.-Lit. S. 30 (E W).

(Ben Brierley) *Ab'-o'th'-Yate in London*, Letter 1, 2, 3, S. 12—52 der Ausgabe: *Ab'-o'th'-Yate Sketches and other stories*, ed. J. Dronsfield, Oldham 1896, vol. 1. Siehe Dial.-Lit. S. 39 (B B).

Samuel Laycock, *Collected Writings*, 2nd ed. 1908, (Poems and Songs in the Lanc. Dialect S. 1—47, Sketches in Prose S. 259—288). Laycock stammte aus Marsden in Yorkshire und lebte in Stalybridge; siehe Dial.-Lit. S. 33 f (S L).

Owd Jerry's Cracks as narrated in the Lancashire Dialect by Jim Crossley. Manchester 1901. Siehe Dial.-Lit. S. 48. (J C).

The Original Tum Fowt Sketches by Teddy Ashton (Ch. Allen Clarke). Author's own selected and revised edition Nr. 1, Blackpool 1907. Der Autor stammt aus Bolton und spricht dortigen Dialekt; siehe Dial.-Lit. S. 48ff. und Neusprachl. Studien S. 58f. (T A).

Aus der großen Fülle des aus diesen Werken zu gewinnenden Materials kann ich im folgenden nur einiges für die Zwecke der Feststellung der Dialektschreibung Typisches herausgreifen, ohne ungebührlich lang in der Aufzählung von Schreibformen zu werden. Ich beschränke mich vor allem auf die betonten Vokale, da in der Bezeichnung der abgeschwächten unbetonten Vokale absichtliche Verballhornungen, in denen die Schriftsteller originell sein wollen, sehr häufig sind und auf der Hand liegen, anderseits Abweichungen des Konsonantismus und der Flexion ohne besondere Schwierigkeit auch mit den Mitteln der englischen Orthographie darstellbar sind, also unabhängig in gleicher Weise geschehen können, für die Syntax endlich Beobachtungen am lebendigen Sprachmaterial fehlen.

Zu phonetischen Transkriptionen verwende ich die Zeichen der Ass. phon. int. in einfachster Form und drucke sie kursiv; die in Klammern beigefügten Formen sind zur Erklärung die der Schriftspr., die sich in den Dialektwerken nicht finden; nebeneinander vorkommende Schreibungen, wie solche bei der Inkonsequenz der Dialektschriftsteller häufig sind, werden unter »neben« angeführt.

1. me. *a*, schriftengl. *æ*, dial. *a*. Die Schreibung *a* der Schriftspr. wird in betonten Silben stets beibehalten; nur in unbet. (satznebentonigen, wie has, have, had, that usw.) wird von TB, PP, FR, EW, JC auch *u*, *o*, *e* statt *a* geschrieben, nicht aber von BL, SB, BB, TA.

Besonderheiten: *e* für schriftengl. *æ* in Saturday, siehe Dial. Gram. Index: Setterdy bei PP (hier auch bed, gethurt f. gathered), Seturda FR, Setturdays BL, Setterday BB, Setterda' JC, Setterday TA. SL bloß gether't (gathered), Saturday nicht belegt.

Dial. *e* für schriftengl. *a*: vor s und sp, st: Nach Dial. Gram. § 26 häufig in nördl. und ostmittelengl. Dial., in Lanc. selten; allgemein aber in *gres* (grass) und *es* (ashes): TB schreibt a in lass (neben loss, Druckfehler?), mass neben miss (mass), ess (ashes), kest (cast) und heasty (hasty). PP a (fast, glass, last, mass, past). FR a (brass, cast, glass, lass, last, wasp); e in festen (fasten). BL a in basket, brass, classes, glass, last, aber e in kest (cast), ai in plaistert (plastered). SB a brass, castle, fast, lass, last, vast, wasps, aber e in kest (cast), grese (grass). EW a überall außer kest (cast). BB überall a, grass und cast allerdings nicht belegt. SL a außer in kest (cast), grass nicht belegt. JC a (grass, cast nicht belegt). TA a (grass, cast nicht belegt), aber ess (ashes), plester (plaster).

master lautet in Adlington (Hargreaves § 58, 7) *mɛistər*, in Oldham (Schilling S. 89) *mestər*, *mesþər*. TB schreibt measter, meastor (ist damit das *meəstə* des sw. Yorks gemeint? Siehe Dial. Gram. Index), nach ihm PP measter, meastur neben mester; FR mestur und maistur; BL mestur; SB mester und measter; EW maister; SL mester, mestur, mesthur, mesther; JC meyster (aber mastered), TA mestur (Auspr. *mɛstə*, siehe Neuspr. Stud. S. 58). In den untersuchten Stellen von BB nicht belegt.

dial. *e* für *o* in wash (allgem. in Lanc. siehe Dial. Gram. Index): TB washt (washed), PP nicht belegt, FR wesh'd, weshin (washing), BL wash, SB wesht, EW wesh, BB wesherwoman (washerw), SL wesh, JC nicht belegt, TA washin neben weish, weishin (vgl. Dial. Gram.).

dial. *a*, schriftengl. *o* nach w: nach w steht in Lanc. *a*, nur in satznebentonigen Wörtern *o*. Die Dial.-Schriftsteller schreiben a wie in der Schriftsprache, in letzteren aber vielfach o, so TB swallut (swallowed), swarm, watching, aber whot neben what und was. PP swallot (swallowed), quart, warm, whot neben what, summot (somewhat) neben summat. FR quallite, qualluty, qualuty (quality), quarturs (quarters), warm, watch, wasp usw., aber auch what, hingegen swollud (swallowed). BL quality, quarrel usw., aber swollow und wot (swallow und what). SB watchin' (watching),

swallud (swallowed), aber whot, wot (what). EW swallow, neben swollow, watched, whatchin', und auch what. BB stets a (swallow, watch, what), SL swallow, watch, what neben whot. JC nur a (watch, what), TA ebenso quality, quarrel, what. o-Schreibungen bei swallow sind auffällig, da der Dialekt auch bei diesem Wort, soweit zu ersehen ist (Dial. Gram. Index, Schilling, Oldham, S. 82) nur *a*-Formen kennt.

schriftspr. *æ*, dial. *o* vor n und m. Neben o-Formen kennt der Dial. bei allen einschlägigen Wörtern in größerer oder geringerer Verbreitung auch a-Formen. Das gleiche Bild bieten die Schreibungen: TB an, an' (and), angurt (angered), began, ran, thankt (thanked), tramp, want neben on (and), ony (any), con (can), condle (candle), hond (hand), Loncasher (Lancashire), lond (land), mon (man), ston (stand), thonks (thanks), in unbet. Wörtern auch i: thin (than) und u: cun. many ist meeny. PP ebenso: a in an (and), any, kandles (candles), manners, ran, thank, want u. a., o in o (and), kon (can), hommert (hammered), hont (hand), mon (man), stond (stand); auch hier thin (than) und meeny (many). FR band, bank, kanduls (candles), lamps, mannurs (manners), thank, want u. a.; aber ony (any), con (can), hond (hand), hondle (handle), lond (land), mon (man), mony, monny (many), pon (pan), ston (stand) u. a. BL any, band, grand, lamb, manners, Manchester, ramble, understand, than, thank, want, aber con (can), hommer (hammer), hond (hand), lond (land), mon (man), stond (stand). SB ebenso: and ist an und on, any steht neben onny, ony, bank neben bonk, can neben con, land neben lond; nur a in candle, ran, scant, than, thank, want, nur o in mon (man), hond (hand), stond (stand), monny, mony (many). EW a-Formen seltener. can neben con, bank, began, candles, flannel, handkerchief neben hond, grand neben gronfaither (grandfather), ran, than, want, hingegen stets o in ony (any), hommer (hammer), hondle, hondsome (handsome), lond (land), mon (man), mony (many), sond (sand), ston (stand). BB ist konsequenter, er schreibt stets a in and, band, brandy, can sb., cannon, bank, grand, ham, handle, Manchester, plan, scramble, thank, want, aber o in ony (any), con (can vb.), hont (hand), lond (land), mon (man), mony (many), stond (stand). SL ähnlich, a in anchors, and, band, began, blankets, can vb. neben häufigerem con, fancy, grand, ham, Manchester, lamb, lamp, Lancashire, thank, plant, want; aber o in ony (any), hond (hand), lond (land), mon (man), mony (many), pon (pan), stond (stand). JC gewöhnlich a (and, blank, can sb., hand, lambs, land vb., many, stand, thank, wander, want), o nur in can vb., ony (any), mon (man). TA a in and, anny (any), bank, began, husband, hankitcher (handkerchief), lambs, land vb., landlord (neben londlord), landlady, language, mantlepiece, mangle, thank want u. a., o in can vb., hond (hand), mon (man), stond (stand).

me. ong, ang, schriftengl. *ang, ong*. Die Lanc. zusammen mit dem übrigen engl. Mittellande und Westen eigentümliche Form ist *ang (ung)*, das in einigen Wörtern auch in die Schriftsprache eingedrungen ist. Vgl. Horn, hist. ne. Gramm. § 60, Wright, elem. hist. NE Grammar, § 66, 2. Vereinzelt findet sich dial. auch *ang* (die regelmäßige Form in n und nw Lanc.) und *ong* (schriftsprachlich ?), TB schreibt: a mit der Schriftsprache: hang, thwang, aber auch hong. a für o der Schriftspr. wrang, rang, rank (wrong), u für o der Schriftspr. lung (long), omung (among), strung

(strong), aber auch long. PP. ebenso: rang, rank (wrong), amung (among), lung (long), strung (strong). FR in denselben Wörtern, aber auch wrung (wrong) neben wrang. BL hat kein a außer in hang, kennt bloß wrung (wrong), nicht wrang. SB wie PP (a in wrang, sonst u), aber hong (hang). EW hat hang, wrang (neben wrong), amung, lung, strung neben among und long. BB dieselben u-Formen, allerdings neben long und strong, keine a-Formen (hang nicht belegt, wrong ist wrung). SL hang, amung, lung, wrung neben among und wrong. JC vermeidet Abweichung von der Schreibung der Schriftspr. außer wrang für wrong. TA hat hang, sonst u: amung, lung, tung (tongue), wrung.

me. er und ar ausl. oder vor Kons. (frühne. ar); schriftengl. *aː*, dial. *aː*, *ɛː* und *əː*. TB immer ar (arm, cart, part usw.) jedoch yort (yard) und heardly (hardly, aber hard), ebenso die anderen Schriftsteller; doch hat PP auch yord (yard) und schreibt pasil für parcel (r-Ausfall vor s, vgl. Wright, elem. hist. NE. Gram. § 189), FR einmal stayrt neben häufiger start. BL entsprechend seinem Heimatdialekt (Ellis a. a. O. S. 344, Dial. Grammar *ɛː* im sw und *əː* in ms; vgl. auch die Texte bei Sephton a. a. O. und Hargreaves, § 30, 2) gewöhnlich er: erms (arms), cherge (charge), lerge (large), pertin (parting), sherp (sharp) usw., selten aber auch ar (arms, parsons), dann wie TB usw. yort (yard). SB hat nur ar außer in yort und yorn (yarn). EW, BB, SL, TA nur ar (auch in yard, yarn).

me. a vor ausl. und gedecktem l, schriftsprachl. *ɔː* und *aː* (vor Labialen), dial. stets *ɔː* außer in half in Adlington (häufiger *eːf* neben seltenerem *ɔːf*) und Oldham (gelegentlich *eːf* neben häufigerem *ɔːf*, Schilling S. 13 Anm. Nach ihm ist die Form *əːf* die Rochdale eigentümliche). l fällt stets außer gelegentlich im Auslaut. TB schreibt fast stets aw: awtert (altered), baws (balls), fawse (false), sawt (salt), tawk (talk), hawfe (half), kawve (calf), aw (all), faw (fall) usw., nur gelegentlich daneben auch o (o f. all, ko f. call, boh f. ball, hoh. f. hall) und einmal hoave f. half. always ist allus und olus. PP zieht au vor: fauss (false), maut (malt), saut (salt) usw., hat aber aw in hawv (half), awreddy (already), awlus (always), awdert, awthert (altered), sawt (salt), tawk (talk) und auslautend immer o, oe : o', o (all), ko, koe (call), auch in abgeleiteten Formen: kode (called), koes (calles). Ebenso FR: inl. au in chauk (chalk), fause (false), tauk (talk), wauk (walk), hauve (half), ausl. o, oe : o (all), bo (ball), ko, koe (call), koed (called), einmal aber auch all und smaul (small). BL hat stets aw außer in alteration und balls sb. SB neben aw o im Auslaut: o (all), foe (fall), coe (call), hoe (hall), und in scode (scald), oready (already), aber waw (wall) neben waugh. called ist code, coad und im prt. plur. cawd'n. oa schreibt er wie TB in hoave und dann in coad (called) und foan (fallen). EW schreibt, wo eine Änderung unnötig, mit der Schriftsprache chalk, talk, walk, bei Abweichung des Dialektes von der Schriftsprache gewöhnlich au (saut f. f. salt, daneben aber auch salt, awter't neben alter't, awteration, cauve, hauve), aber auch aw (hawve) und im Auslaut o (o' f. all, auch o'ready, olez f. always, bo f. ball, co' f. call, auch ole f. all, wole f. wall). BB ebenso talk, walk, bei Abweichung von Dial. und Schriftspr. inlautend au: autered (altered), maut (malt), aulus (always), auslautend o : o (all), co (call), auch in coin' (calling), coed (called), wo' (wall), bo's (balls), neben

balls. SL ebenso, jedoch statt au im Inlaut aw: talk, walk, hawve, awter (alter), o (all), fo (fall), co (call), smo (small). walls bleibt, all reimt als ole mit coal, always ist allus. JC hat, wo er nicht die Schreibung der Schriftsprache beibehält (außer talk, walk auch tall, calm, small), stets aw, auch auslautend: bawd (bald), cawd (called), haws (halls), aw (all), baw (ball) usw., nur hauve (half.). TA fast ausnahmslos o, auch wo Schriftsprache und Dial. übereinstimmen: o' (all), co' (call) hofe (half), wo' (wall), coed (called), und auch woke (walk, als sb. auch walk), toke (talk).

schriftengl. laugh lautet in den verschiedenen Teilen des Landes sehr verschieden. Neben *lax* im Nordosten und *laf* in der ganzen Grafschaft findet sich *lɒɪf* in Darwen (eigene Beobachtung), *leif* in Oldham neben *louf* und *lɒuf* in anderen Teilen des mittleren Lanc. und *læf* im Süden (Dial. Grammar Index, Ellis a. a. O., Schilling § 37). Die Schreibungen trachten alle diese Lautungen wiederzugeben: TB leawghing und leawght neben laight (laughed), PP laight, FR laff, lafft, FR lowfin, lowft (laughing, laughed), BL leawgh aber laight, EW mit der Schriftspr. laugh, ebenso SL und JC, BB laafin', TA lowf. Hier geht also jeder Schriftsteller eigene Wege.

2. me. e, schriftengl. *e*, dial. *e*. Die Schriftsteller schreiben stets e, mit einigen Ausnahmen, die zum Teil durch die tatsächlichen Dialektlautungen zu erklären sind, zum Teil allerdings bloß durch das Streben, merkwürdige Wortformen erscheinen zu lassen. Auf dial. Besonderheiten gehen zurück: a-Schreibungen in very, dial. *vari* in vielen Teilen des Landes (siehe Dial. Gram. Index): TB varra, vary neben very, ebenso varra neben verra bei SB, JC (neben very); PP, FR. BL, EW, BB, SL und TA haben bloß e-Formen. Ebenso *prati*, der gewöhnlichen Form für pretty (Dial. Gram. Index) mit a bei TB (neben protty? Druckfehler), PP (neben pretty), FR, BL, SB, EW BB, SL, TA (neben pretty), nur pretty hat JC. Ebenso mit a: sattle (settle) bei TB, FR, SB, EW, hingegen e bei PP, SL, TA, nicht belegt bei BL und BB.

Besonderheiten: me. er ausl. und vor Kons. fällt dial. mit ar auch dort zusammen, wo dies in der Schriftspr. nicht der Fall ist. Daher ar-Schreibungen für schriftengl. er: TB sartinly (certainly), yarb (herb), marcy (mercy), parfect, parfit (perfect); hingegen bleibt heart. Unnötig ist die Änderung clerk zu clark, her zu ur, hur. earnest ist yearnst, earth-yeorth, early-yarly. Ebenso PP: sartinly, sarvants (servants), parsekutet (persecuted), presarve (preserve), sarjent (sergeant), hur (her); hier aber auch hart (heart). er bleibt in Fremdwörtern: tlergy (clergy), verses, sermont (sermon), dann auch her neben hur, persekutet (s. oben). earth ist erth, learning = leearnink, parson mit r-Ausfall pas'n, pa's'n. FR: ar für er: sartin, detarmined, dissarves (disserves), Jarmuny (Germany), marchunt (merchant), sarmon (sermon), sarve (serve), aber vers. Außerdem harty (hearty), larn (learn). earth ist yerth, far = fur. BL hat entsprechend seiner Schreibung er für ar (siehe vorn) er in der Regel beibehalten; doch ist certain = sartin neben certain, concern = consarn und nerves = narves. Für heart schreibt er hert, für learn = lern; earth bleibt unverändert; far ist auch hier fur. SB ist hingegen TB und FR ähnlich: ar für er ist Regel: sartin (certain), consarn (concern), marcy, karnil (kernel),

parfit (perfect), sarmun (sermon), auch clark, larn (learn), arly (early), heart bleibt, aber heark ist hark, hearthstone = harstone. Earth ist yearth, earnest = yearnst, her wie oben hur, ur. EW: ar für er in consarn, desarve, sartin (certain), sarmon, sarve, sarvant, sarvice. er, ear bleiben in merciful, her (neben hur), person, clerk, heart, hearth; aber learn ist larn, herb = yarb. BB hat ar in sartin, sarve, consarn, behält -er, -ear bei in determine, her, verse, earth, hearth, hearken, heart. SL hat ar bloß in sarvice, sarve, sarmon, larn (learn), er bzw. ear in certain, determine, her; clerk und heart; earth. JC hat ar in sartin, consarn und larn, aber nicht in service, deserve. early und earth sind wie in der Schriftspr. TA hat sartin neben certain, detarmine neben determine, sarve neben serve, sarvant und obsarve (observe), hingegen convert, person, permanent, term, verse, concert, clerk, earth, search; herb ist yerb.

me. or für ae. eor nach w fällt dial. auch mit me. ar zusammen; so in work, world. TB schreibt entsprechend: wark, warld (hingegen work vb.: warch, wortch). Ebenso FR, PP (auch hier work vb. wortch), hingegen BL werk neben work sb., vb. worked, world. SB hat wieder wark, ward (für world), work vb. ist worch. Ebenso EW work sb. wark, work vb. worch, aber world unverändert. BB wark sb., wark vb., world ist wo'ld. SL wark für sb. und vb., neben work in waterworks, world unverändert. JC work sb. wark neben work, world bleibt. TA wark für work sb. neben work; work vb. stets unverändert, world nicht belegt.

burst hat, wie in vielen Dial., auch in Lanc. Metathesis wie im an. und Formen, die auf allerlei Mischungen der verschiedenen Flexionsformen zurückgehen. Siehe NED unter burst. TB schreibt barst (Druckfehler für brast?) inf. neben brasts 3. präs. ind., bross'n und brastit pp. PP, BL brast präs. SB barst inf. (? Druckfehler nach TB), aber brosen, brast, brasted pp. EW brast präs., ebenso BB (neben burst), JC und TA (hier pp. brasted). FR, SL kein Beleg.

fetch ist dial. vielfach *fotʃ* (me. fotchen, siehe NED) wie in Nachbardialekten, vgl. Dial. Grammar, Index. Daher schreibt TB, PP fotch, FR fot, BL kein Beleg, SB fotch, EW fotch und fot, BB fotch neben fetch, SL fetch, TA fotch.

devil hat verschiedene, nicht nur lautgesetzlich zu erklärende Formen, siehe Dial. Gram. Index, Schilling S. 31 *(divl, diıl, deıl, djuıl)*. TB hat deel und dule, BL divvel und dule, SB dule, EW devil, divil und dule, JC devil (in devilments) und divil, bei den anderen nicht belegt.

left hat entsprechend ae. lyft wie in vielen anderen Dialekten die Form *lift*. lift wird geschrieben von TB, FR, EW, sonst nicht belegt.

yellow ist dial. *jalə* und stellenweise *jolə* (siehe Dial. Gram. Index). yollo schreibt FR und EW, yallow SB.

guess wird von TB und PP geawse geschrieben.

errant hat ar- bei TB, PP und SB (arnt), EW (arran' vor folgendem to), JC (arrand).

3. me. o, schriftengl. *ɔ*, dial. *ɔ*. Abweichungen von der normalen o-Schreibung sind selten und vielfach unnötig. TB in cunstable, cumfort, Crummil (Cromwell); naw (neben not), sawfly (softly). PP kunstable, naw,

na neben not, koolar (collar), loyt (lot). FR sauft (soft), laust (lost), poand (pond), surry (sorry), Rachda (Rochdale). BL bloß buddy (body) in Zusammensetzungen wie anyb., someb., usw. EW Rachda (für Rochdale). SL droop (drop). TA stummack (stomach).

Stellenweise dial. *u* für *ɔ* vor *g* (Dial. Grammar § 82) ist in den Schreibungen bloß im BL und bei TA angedeutet. (Beide stammen aus Bolton): BA clugs (clogs), dug (dog). TA bloß clug, hingegen dog.

me. o vor gedecktem oder auslautendem l ergibt *ou*- Diphthonge, die heute als *ou, au, əu* mit örtlichen kleineren Unterschieden erscheinen. l ist inlautend stets gefallen. Die üblichste Schreibung ist ow: TB cowt (colt), fowd (fold), gowd (gold), stown (stolen), mit erhaltenem l strowl (stroll), rowlt (rolled), ohne Änderung resolve (Fremdwort). Ähnlich PP: fout (fold), strowlers (strollers), aber resolv't (resolved). FR Bowtun (Bolton), gowd (gold), ebenso BL (aber stroll, dissolved); SB wie TB; EW cowd (cold), gowden (golden), fowd (fold), howd (hold), towd (told) usw., aber rowl (roll), strowl (stroll), doll. SL Bowton, fowd, gowd. JC rowl, strowl, stown (stolen). TA Bowton, rowl aber dissolve.

Vor gutt. k entsteht kein *ou*-Diphtong (oder geht früh verloren). Der Laut ist heute mit dem aus me. ǭ entstandenen identisch *(uə)*, soweit nicht schriftsprachliches *ɔı* erscheint. l fällt wie in der Schriftspr. folk wird geschrieben: TB fok; PP foak, foke; FR foke; BL foak; SB fok, foke; EW, BB, SL folk, JC foak, TA foak, folk.

me. o vor gedecktem oder ausl. r ergibt dial. gelegentlich *uə*, wie me. ǭ, neben häufigerem *ɔı*. TB behält gewöhnlich die Schreibung der Schriftspr. bei, außer far, fur (for), infarm (inform), hurn (horn), thurn (thorn). *uə* ist dargestellt durch oo in boort (board), ooa in spooart (sport), oa in foarst (forced), moarning (morning), stoart (stored). PP ebenso or bis auf booard (board), fooarst, foorst (forced), hurn (horn) und haws (horse, mit r-Ausfall vor s). FR schreibt stets or bis auf soart (sort); ur in fur (for), nur (nor), ur (or) und atturney (attorney); BL booard, sonst stets wie die Schriftspr.; SB or außer in corn, horn, thorn (curn, hurn, thurn), dann wo in acword (accord), cword (cord), fworst (forced), pwork (pork), swort (sort), spwort neben spooart (sport); oa in stoart (stored pp.) neben store sb. horse ist auch bei ihm hawse; EW hat nur or; BB daneben ur in curn (corn), nur (nor), oa in soart (sort); horse schreibt er hoss, plur. hosses; SL ebenso stets or bis auf nur (nor), soort, sooart (sort) und befoor (before). Yorkshire ist Yawshur. JC hat ähnlich stets or bis auf affooard (afford), sooart (sort), spooart (sport), pooark (pork), afoor und afoar (afore); TA desgl. bis auf sooart, soart (sort). horse ist hoss, board bleibt wie in der Schriftspr.

Für o vor auslautendem *x*: cough cowf bei SB und BL, cough, trough unverändert bei PP und EW.

o vor *xt* (brought, thought usw.) EW, ergibt in Lanc. dieselben ou-Diphthonge wie o vor ged. l. Die Schreibungen sind gewöhnlich ow, ou, auch ough wie in der Schriftsprache: TB bowt (bought), dowter (daughter), sowt (sought), thowt neben thought, aber nur brought; PP bowt, dowter, brout, fout (fought), thout, neben thought; FR hat stets au: braut, baut, dauter, thaut; BL bowt, browt, dowter, thowt (neben thought); SB bowt,

dowtter, thowt neben thought, thaught; sowght (sought); EW schreibt wie die Schriftspr. bis auf dowter (neben daughter). BB stets ow, aber fought neben fowt; ebenso SL, aber brought neben browt; JC desgl., aber bought und thought neben thowt; TA stets ow, aber ought.

4. me. i, schriftengl. und dial. *i*. Obwohl Abweichungen von der Schriftspr. unnötig wären, ändern einige, bes. ältere Dial.-Schriftsteller die Schreibung der Schriftspr. ab; so schreibt TB e für i in unbet. Wörtern (e f. in, prethee f. prithee, weh f. with), dann auch gee f. give, weiter u für i in suse f. six, endlich bisness, bizzy neben business und busy. PP folgt mit e (in), weh (with), geh, g'e (give); außerdem schreibt er sedeshon (sedition), ekspedeshon (expedition) als klare Verballhornungen, endlich auch wie TB bizzy, bizzness. FR e (in, if), we, wee (with), dann auch wimmen (women), Brytish (British), thyngs, thynk, bisnes, bildin (building). BL hat bloß bizness, SB schließt sich ganz TB an; EW, BB, SL, JC und TA vermeiden solche Schreibungen; doch hat JC u für i in dud (did), TA bissyness neben business, und streng für string. Deesh für dish bei BB entspricht den von Hargreaves, § 32,2 und Dial. Gram. § 72 mitgeteilten Dehnungen vor ʃ. breek für brick bei BB ist unklar.

Besonderheiten: für ir vor Vokal schreiben PP e in derektly (directly), FR in sperit (spirit), BL sperrit, ebenso BB, SL (aber hier spirited); TA hingegen spirit.

bury ändern TB, BL, SB zu berry, hingegen nicht EW, BB und TA Bury (Ortsname) schreibt FR Berry.

ir vor Kons. oder auslautend ist in Lanc. z. T. *ɔɪ*, z. T. *əɪ*. third hat auch *aɪ* (Oldham, und im Süden). Die Schreibungen der Schriftsprache sind zum Teil geändert, vielfach in ur, das aber dieselben Formen zeigt (s. u.). TB hat mit der Schriftspr. church, virtue, circumcision und whirl, hingegen ur für ir in durt, durty, stur und Sur, ar in charn (churn). Ähnlich PP durt, stur, sur, aber church, thirty, thirtheen, weiters ferm (firm): FR durt, sur, dann auch shurt (shirt, das heimische Wort ist gewöhnlich serk, TB sark von an. serkr), thurty, thurd, aber church, circular ist serkiter; BL nur durt, sir und church bleiben unverändert; SB durt, sur neben ser, stur, shurt (glossar, im Text sark), dann sarclates (circulates), charn (Glossar, im Text churn) und church, virtue unverändert; EW, BB, JC, TA ändern überhaupt nichts, SL nur stir zu stur, sonst nichts.

first hat außer der der Schriftsprache gleichen Form *fəɪʳst* (Dial. Gram. s, em) die Formen *fɔst* und *fust* mit r-Ausfall. In den Schreibungen sind diese wiedergegeben durch fust BL, BB, SL (neben first), TA; fost SB (neben first) und JC, TB, FR, PP screiben furst, PP auch fiurst, EW first.

me. ight und eght sind dial. nicht ganz gleich aufgeteilt wie in der Schriftspr.; ersteres ergibt dial. *iɪ*, letzteres *ei*; daneben finden sich auch auf ai zurückgehende Diphthonge (siehe später unter me. ī). *iɪ* stellen die Schriftsteller durch ee dar: so hat TB leet (light adj. und sb.), neet (night), heest (highest), meety (mighty), meet (might vb.), reet (right), seet (sight sb.) freetn't (frightened) aber freeot'n inf. In der Zusammensetzung sennit (sevennight). PP hat ebenso leet, meet, neet, reet, seet. might vb. ist mit. FR leet (sb. und adj.), reet, neet, seet, dazu noch freetent (frightened).

might vb. ist met. Daneben aber auch Schreibungen mit i-: brite (bright), rite (right, allerdings an einer Stelle, an der die Schriftsprache absichtlich nachgeahmt sein kann), nite (knight). BL breet (bright), leet, neet, reet und freeten, might vb. und mighty ist hier unverändert. SB leet, meet (might sb.), meety, neet, reet (neben right), seeted (sighted pp.). EW breet, freetend (frightened), leet (neben light), meet (might sb.), neet (aber fortnit f. fortnight), reet, seet. Unverändert: almighty. might vb. ist met. BB breet (bright), leet, meet, reet, seet (neben sight). might vb. ist met. SL ebenso breet, leet, reet, sight und nee (nigh); fortnight ist fortnit, might vb. met. JC leet, neet, reet (neben reight, s. u.), aber high unverändert, frittened für frightened, mud für might vb. TA breet, leet, neet, reet seet, aber highness. might vb. ist met. Hingegen weisen auf *ei*: TB. streight (straight) und vielleicht auch flaight (flight); PP feight (fight), wohl auch eight, weight in der Schreibung der Schriftspr.; FR streyt, streight (straight). feight und eightene (eighteen); BL feight, streight, weight und vielleicht height; SB feyght, streight; EW feight, weight, straight, height; BB ebenso und eight; SL feight, streight neben straight, eight; JC außer weight, feight und strait für straight auch reight neben reet (s. o.); TA außer feight, eight, weight, strait (straight) auch heigh (high).

5. me. u, schriftengl. *a*, *u*, geschrieben u, ou, o, dial. leicht entrundetes *u*. Eine besondere Darstellung in der Schrift wäre unnötig. Trotzdem schreibt TB bo, b'o boh neben but, hongry neben hungry, Hamfrey für Humfrey, häufig u für o und ou, so cullur (colour), cumpany (company), duzz'n (dozen), Lunnun (London), sum neben some, tung (tongue), wummon (woman), wundurt (wondered) und curridge (courage), tutch neben touch, yung, yunk neben young. PP ebenso boh, boah (but) häufig u für o (frunt, Lunnon, Munday, munny = money, munks, sum, tung u. a.), regelmäßig u für ou außer einmal troubled neben tru'blt. FR op (up), häufig u für o (culurt, kumpany, cuvert = covered, Lundun, sum) und stets u für ou (kuntry, tutch, yung). Auffällig pilpit (pulpit), tryst (trust, trist in Dial. Gram. Index für m. Lanc. erwähnt). BL nur Rooshan (Russian), duzzen (dozen), Lunnun und summat (somewhat), sonst keine Abweichungen von der Schriftspr. SB wie TB bo, boh, bo' neben but, hongry, und op (up), häufig u für o: cullur f. colour, cumpany, cumfort, cunstable neben constable, duzz'n, Lunnun, sum, tung, aber somewhat, honey, lover; fast stets u für ou: cuntry neben country, curridge (courage), tutch neben touch, truble neben trouble, yung, yunk (young). EW ändert bloß somewhat zu summat, tongues zu tungs; BB bloß summat, Lunnun, Lunnoners, yung; SL summat und bussom (bosom); JC bloß summat; TA außer summat noch guv'nor (governer), kuntry neben country und vor ʃ oo für u inblooshed (blushed), pooshed (pushed), rooshed (rushed), rooshes (rushes, 3. präs. ind.), wohl zur Andeutung von Dehnung vor ʃ.

l nach u fällt dial. unter Dehnung des *u* zu *uː*. In den Schreibungen ist dies öfters durch oo ausgedrückt, so TB foo neben full, pood (pulled); desgl. PP, FR pood (pulled), aber ful (full), bul (bull); BL poo (pull), aber full, bull; SB poo, aber full, fo nur in Zusammensetzungen (fearfo usw.); EW, BB, SL, JC poo, aber full, bull; TA full, pull nicht belegt.

ur vor Kons. oder auslautend fällt wie in der Schriftspr. mit ir zusammen und ergibt dial. *ɔɪr* und *əɪr*. Die Schreibung der Schriftspr. wird geändert von TB bloß in worse (wur, war, waes), worst (wurst, warst); PP wur (worse), aber worst, dann forther neben fur, furr (further); FR wor (worse), wurth (worth); BL wuss, wust, wurth (worth); SB mit TB war, wur (worse), warst (worst); EW war, warst; BB wur (worse); BB ändert nirgends, JC hat woss und wost, dann noch o für u in bornt (burned), forther (further), torn neben seltenerem turn; TA wuss, wust.

shoulder ist bei TB shilder, shildur, ebenso bei PP, BL, SB, hingegen shoolder bei EW, shooder SL, showlder JC, showder TA.

through, obwohl in der üblichsten dial. Form wie in der Schriftspr. *θruɪ* wird von TB thro', thro, PP throo, SB, SL und JC thro', thro, neben through, von TA throo neben through geschrieben, EW, BB haben bloß through.

sow ist dial. *suɪ*, demgemäß schreiben TB, PP und SB soo (TB neben sow).

much und such haben vielfach *i* statt *u;* siehe Dial. Gram. Index. Nur i haben TB, FR, BL, SB, BB; hingegen hat PP zwar mitch, aber such neben sitch, SL sowohl sich, mich wie such, much, JC much neben mich, aber nur sich, TA much und sich.

6. me. a, schriftengl. *ei*, dial. *eɪ*. Bloß für em und se Lanc. erwähnt die Dial. Grammar daneben auch *eə* wie im benachbarten Yorks. Eine Änderung der Schreibungen wäre unnötig, da ja für südengl. *ei* im Norden vielfach auch von schriftengl. Sprechenden *əɪ* oder nur schwacher Diphthong gesprochen wird. Vgl. Lloyd, Northern English, § 87. Trotzdem schreiben: TB neben häufigem a (bacon, cake, made usw.) öfters e: Ebil (Abel), ele (ale), breve (brave), gete (gate), ledy (lady), neme (name), mede (made) usw., dann auch ea: fease (face), yeats (gates), kneaves (knaves), neamt (named), pleague (plague) usw., und seltener ey: leydies, mey (make), tey (take). Ebenso PP, wenn auch seltener: fese (face), mede (made), plegue (plague), neme (name), seme (same) und mey (make), tey, tay (take), vielfach neben a-Schreibungen in denselben Wörtern. FR gelegentlich ay, ai so in laytur (later), may (make), tay (take), maid (made), naime (name), plaite (plate). Von den späteren Schriftstellern folgt hierin nur SB, der in seiner TB-Ausgabe zwar die meisten e ausmerzt, aber doch noch einige hat, wie ele, kese (case), mede, tele, stets neben den normalen Schreibungen der Schriftspr., dann behält er auch noch ea (greave, mead, pleaguy, tean f. taken), für face schreibt er einmal faes, wohl ein Druckfehler, make ist may, mey, take tey. Die übrigen Schriftsteller weichen von der Schriftsprache nur selten ab, so EW bloß mit may (make), tay (take), TA hat laybur (labor), occupayshion, raydius.

Besonderheiten: Kürze an Stelle von Länge der Schriftspr. wird ausgedrückt: 1. durch Verdoppelung des Folgekonsonanten: TB appern (apron), labber (labour), papper (paper); PP labber, papper, dann latter (later), takkink, makkink, (taking, making); FR pappur, takkin, razzurs (rasers); BL favvur (favour); labbur, papper, takkin; SB appern (apron), favvor, labbor, papper; FW favvours (3. präs. sing), labbor, latter, savvour (savour), takkin, takken (taken); BB favvor, makkin', takkin', papper,

wakkened (wakened); SL papper; JC babby (baby); TA papper, takkin; 2. durch Weglassen eines stummen End-e: TB dam, gam, shap, tak, vielleicht auch vast (vaste); PP mak, tak, dann saft (saved), nakt (naked); FR lat, shap, tak; BL tak; SB shap, tak, latt; EW gam, gav (prt. sing.), lat, shap, tak, mak; BB mak', tak'; SL desgl.; TA gam, mak, tak. JC hat für take tek, dazu tekken, tekkin', für make mek, dazu med (made).

father, rather, water haben neben *aı* in vielen Teilen des Landes *eı*, daher TB fethur, feather, rether, wetur neben water vb.; PP fethur, feathor, wetur, weatur, aber rathur; FR faythur, raythur, waytur neben watur; BL fayther, feytur, rayther, aber watter; SB feyther, feather, reyther, weater, wetur; EW wayter, rayther, raither, neben rather; BB feyther, rayther, wayter; SL fayther, wayther, rayther; JC feyther, reyther, watter; TA feyther, rayther, wayther.

lane, shame, lame haben neben *eı* auch *ɔ, oı* Formen, siehe Dial. Gram. Index. Daher TB shawmt (shamed) neben sheamt, lawm, lone; PP shawm, lone; FR lone, aber shaim neben shame; BL shoame; SB shawm neben shame, lone, lawm, hier auch tawm (tame); EW lone, aber shame, lame; BB loane; SL shawm, lone, lawm; JC shame; TA loan, aber shame.

ar vor Vokal ist *eıʳ* oder *əıʳ*, Schreibungsänderungen außer bei are (ar', ar häufig) und dare (dar) bloß bei TB zu e (kere, rere, spere), ea (reare, meary) neben a und bei SB zu e (Seroh = Sarah), ea (Meary, steare) neben gewöhnlichem a, bei FR stayre neben stare.

7. me. ę̄, schriftengl. *iı*, dial. in der Regel *iə*. Die gewöhnliche Schreibung ist eea, eeo für ea der Schriftspr. TB eeo am häufigsten: beeots (beats), cheeop (cheap), cleeon (clean), deeol (deal), meeon (mean) usw., dann meon, cheeup (cheap), reeam (cream), leeave (leave), yeear (ear), yeers (ears), reetcht (reached); leave sb. auch unverändert; PP eea: eear, leeap, meean, seeat; eeo: deeol, eeors, leeod vb., leeov, meeon; außerdem meon, unverändert beat, cream, leader, teacher; BL gew. eo: beort (beard), cleon, deol, dreom, leov (leave), meon usw., gelegentlich unverändert: clear, east, read inf., reader, tears, daneben auch teers; ye (Akzentumsprung) in yezzily (easily), myen (mean). SB außer vereinzeltem reader, reecht (reached), ear, reear (rear) stets ye: byet, byerd, dryem, yer (ear), yet (heat), myens, lyed, stryem usw., dann syeat (seat). EW behält die Schreibung der Schriftspr. bei bis auf vereinzeltes deeol (deal), yezzes (eases). BB neben ea ungefähr gleich oft eea: cleean (neben clean), leave, neben leeave, meean, aber read usw. Vereinzelt cleon, byet (beat). SL eo neben ea: creom, deol, dreom, leov (leave), meon, neben beard, deal, dream, leave, usw. Vereinzelt leeave. JC ea neben eea: heeat, leeave, neear, seeat, cleean, deeal neben least, near. TA desgl. cleean, leeast, leeave, meean, seeat, neben beach, beat, leap, mean usw. Vereinzelt: yer (ear), meon (mean), screome (scream). Abseits steht FR, derin der Regel ey schreibt: beyt (beat), deyle (deal), meyne (mean), steyme (steam), daneben vereinzelt leve (leave), reed (read), eech (each).

ei, eı erscheint in einigen Wörtern statt zu erwartendem *iə*, vor allem vor *tʃ*, vgl. Luick, Untersuchungen z. engl. Lautgesch. § 269. Solche Formen sind jedenfalls gemeint mit: TB meyn (mean), teytch (teach), reytch (reach), greyt neben great; FR greyt, doch s. oben; BL eitch, eich (each), teich, reich, greight; SB meyn, eytch, reytch, teytch, beyrt (?); greyt neben great, EW teich, reitch, greight neben great; BB raiched, great bleibt unverändert; JC reych, cleyn, great ist gret; TA reich, teich, leighnin (leaning), greit, neben greight. Unklar ist grete PP, each lautet bei TB, PP und SB auch oytch.

tea und sea lautet in weiten Teilen des Landes *teı, seı,* entsprechend tay FR, BL, EW, SL, JC, TA; sa TB, sae TA, aber sea SL.

Länge im Dial. gegenüber Kürze (*e*) der Schriftspr.: TB eea, eeo, eo, eao statt ea: heead, heeod, deeoth, deod, heaod. PP deeof, deaof (deaf), deeoth (death), yed, hyed, hyeod (head, mit Akzentumsprung bzw. y-Vorschlag). FR yed (head), dann deyd, deyth (s. o.). BL deoth, deod, yed, vielleicht auch brade (bread). SB lyend (lend), dyeth, dyed, dyef, bryed (breadth), yealth (health). EW deeod, deead, deeoth, deeof, yed, threed (thread). BB deead, yead. SL yead, deod, deof, deoth. JC deeath, deed (dead), heead, heyd (head). TA deead, deeath, yed, yead.

Kürze im Dial. gegenüber Länge der Schriftspr. wird bezeichnet durch e statt ea und gelegentlich Verdoppelung des Stammschlußkons. bei vokalisch beginnender Endung: FR shep (cheap), dazu chepper, chet (cheat), dazu chetted, chettin, clen (clean), dremin (dreaming), lev (leave); ebenso chep BL, SB, TA; chepper EW, hier noch clen, lev; sweat sb. ist swet bei SB, swat BL, FR, sweat vb. swat bei SB. Unnötig sind Veränderungen bei Kürze der Schriftspr., so: reddy PP (neben ready), BL, EW, FR.

neither, either hat *oı* im Süden (Dial. Gram. § 139). Entsprechend schreiben: noather, oather TB (neben nother), PP, FR (neben other, nother), BL, SB (auch nother), EW, BB, SL, JC (neben eyther, neyther, wohl *eı*), TA (neben nayther).

keı, kei für key wird ausgedrückt durch keigh PP, BL, EW, SL, TA; JC hingegen hat key.

e in again wird dargestellt durch e statt ai: agen TB, PP (auch ogen, aghen, again), ogen FR, SB, agen (neben again) EW, BB, SL, TA; JC aber hat ageean, agean *(iə)*.

8. me. »mittleres« ē (ae. e in offener Silbe), dial. *eı, ei,* fällt mit me. ę̄ (ae æ, ea) nicht zusammen, siehe Wright, Pauls Grdr. I²; S. 1536. Schreibung ist ei, ey, gelegentlich eigh, doch wird da und dort, nicht nur in break, das ea der Schriftspr. beibehalten. TB heyve (heave), heyvy (heavy), meyt (meat), speyk (speak), steyl (steal), weynt (weaned), dann eyght (eat), außer break aber auch eat, speak. FR heyte (eat), meyle (meal), meyte, speyk, weyve (weave), auch breyke. BL eight, meighl, meight, ˢpeighk, steighl, weighver; dann eit (eat) und breighk. SB speyke, neben speek, spyek; steyl neben steal, stealer und steyler, eyght neben eat, stets meat. EW heyt, height (eat), meight, weighver, auch breighk, aber speak. BB nur mayte, wayve, sonst a- spake (speak), ate (eat); break bleibt unverändert. Ähnlich SL eight, neben eat und ate,

wayve neben weave, mate neben meat, stale (steal), stets speak, break. JC regelmäßig ey: eyt, speyk, steyl, auch breyk. TA eit, speik, steil, auch breik. Keine ei hat bloß PP, hier stets eat, weave, neben ete, mete, speke, stele.

Vor r gilt dial. *eə* oder *əɪ*, daher keine Veränderungen bei TB, PP, BL, SB, EW, BB, SL, JC, TA (tear, swear, bear usw.). Hingegen FR ware, wayre (wear).

9. me. ę̄, dial. *iɪ* wie in der Schriftspr., nur gelegentlich *iə*. Die Schreibung der Schriftspr. ist in der Regel beibehalten; doch hat TB breeod neben breed, feer neben fear, deer neben dear, bee neben be, meh neben me, feelt (field); PP feeor neben fear, deer (dear), reed (read inf.), bee neben be, hee neben he, wee neben we, heear (here), thees (these), häufig ee für ie (beleeve, peece, seege, theef), dann seeoge (siege), peeos (piece); FR häufig e- für ee (fele, fete, fre, kepe, quene usw.), ee f. ie (beleeve, peese), pese (piece), ee f. ea vor r (deer) und reeder (reader), rede, reed (read), dann beyrd (beard), feyrd (feared); BL feort (feared), heere (here), theese; SB heer (here), meer (mere), deer (dear), cleert (cleared), feer (fear), feelt neben field, dann tey (thee), breythin (breathing), fyert (feared); EW feelt (field), TA chairs (cheers).

There, where sind dial. *ðiəʳ*, *hwiəʳ*, daher teear neben there bei TB; theear, wheear neben there, where PP; theere, wheere BL, BB, SB (neben there und thur), theer, wheer EW, SL (neben ther, wher), TA (neben there), theear, wheear, wheer neben there JC.

hear hat z. T. j-Vorschlag, z. T. auch das durch Akzentumsprung zu erklärende *jəɪʳ*, daher hyer, hyeor PP; yer, yerd FR, BL, SB (auch year), EW, BB, SL, TA (yer, aber yeard), yeard JC.

year lautet neben *jieʳ* auch (ebenso zu erklären) *jəɪʳ*, daher yeer TB, PP (neben yeor, year), yer FR, BB, TA, year EW, ye'r SL, yeear JC.

Kürze (*i*) wird, obwohl unnötig, angedeutet in been durch die Schreibung bin. TB, FR, BL, SB (auch binno f. be not), EW, BB, SL (neben been), JC, TA; in seen durch sin TB, FR, EW, JC; außerdem noch: TB ned (need), the (thee) und pleawmtre (plumtree); frends (friends) PP, FR, SB (neben friends), wick (week) BL, pil (peel) SB, thre, thri (three) EW, thi (thee) BB, SL, britches (breetches) JC.

Länge im Dial. statt Kürze in der Schriftspr. liegt zugrunde: TB eend neben end, leeond (lend), weell neben well, weet (wet), feell prt. neben fell, leet prt. (let); PP eend, leet (let inf.), weet (wet); FR weet (wet); BL eend, neest (nest), weel neben well, vielleicht auch threed (thread); SB neest, weet, weel neben well, vielleicht dreyed (dread), bryeth (breath), lyend (lend); EW weet, weel neben well, seely (silly); BB neest, weel neben well, weet; SL eend neben end, weet, neben wet, weel neben well; JC weel, weet; TA weel neben well.

were wird von TB, PP, BL, SB, EW, BB, SL wur geschrieben, von FR, JC wor, daneben weer PP, were FR, BL, EW, JC, nur were TA.

10. me. ǭ, schriftengl. *ou*, dial. *uə*, gelegentlich verwandelt in den steigenden Diphthong *wo*, bes. im Anlaut, hier auch *wu* (w-Vorschlag),

dann *oı* und selten *oi*. Die gewöhnliche Schreibung hierfür ist ooa bzw. wo, doch findet sich das oa und o- der Schriftspr. und oo häufig. Inlautend: TB ooa in booan (bone), booath (bothe), clooas (clothes), sooa neben so, sooar (sore), gooa neben go, goa, goo, geaw und gu in gut' (go to), mooast neben most, rooar; oo in moor neben more, coomp neben kom (comb), goo (s. o), snoor (snore), oa in stroakt f. stroked, dann now (no), vielfach Schreibung der Schriftspr. (stone, crope, no, loath). PP ooa in kooat, looad, gooa (aber gooink), klooas (clothes), mooast, dann nough (no), und Schreibung der Schriftspr. (more, no, so, stone, whole). FR keine ooa, sondern oa für o-: stoane, o- für oa: gote, rode, sope, wo: gwos (goes), bwoth (both), oo: moore (more), goo, gooin (going), häufig Schreibung der Schriftspr.: no, so, stone, rote, (wrote), most, loaf; dann clewus (clothes). BL mooast, looad, booans (bones), booath, mooar, gooa neben goo und gooin, no ist now; häufig wie schriftengl.: boat, road, soap, alone, rode, so, usw. SB booan, clooas, sooa aber häufiger wo: bwons, swhop, lwod, twod, bwoath, dann oo: moor, moost neben topmost, roor, soor (soar); no ist nawe und nowe; go bleibt neben gooa, goa, goo, geaw, gwost (goest), gooin, unbetont gu in gut' (go to); auch hier häufig wie in der Schriftspr. (drove, grope, rope, so, stone, groat, road usw.). EW clooas neben cloas (clothes), sonst wo: bwon, twod, gwos neben goes, go und goo (inf.), gooin; nawe (no): meistens in der Schreibung der Schriftspr. (comb, crope, drove, lonely, no, so, stone, toes, boat, road usw.). BB looad, booath, clooas, mooast, aber moore (more), goo, gooin, neben go, goin, going, häufig wie in der Schriftspr. (ghost, no, so, stone, boat, loan, road usw.). SL tooast, booath neben boath, clooas, mooar neben moor, soa, noa, goa neben go, gooas neben goes, sonst keine Änderung (hoary, road, soap, clothed, clo'es (clothes), sore, store, comb usw.). JC gooat, rooad, sooar, booans, clooas, mooar, rooaps, sooa, wrooate, mooast, pooaster und so regelmäßig außer no, boath (both) und go, neben gooa und gooin. TA wie in der Schriftspr., doch looad, booan, booath, clooas, mooar, now (no), und gooin neben go inf. Anlautend: home ist whom TB neben whoam, desgl. PP, whome FR, whoam BL, SB (neben whom), whoam EW, BB, SL, hooam JC, whum TA. one ist bei TB außer one on, won; PP one, won, wone; FR un, won; BL a; one (neben un in unbet. Stellung) SB, EW, BB, SL, TA, nur one JC. once ist wonst, wuns TB; wunse, wunce, wunst PP, wonce, wonst FR, wonst BL, once, wonst SB, once, once't EW, once SL, JC (neben 'uns), TA (neben uns). Andere Wörter sind unverändert, außer TB whoats (oats), whul (whole) SB, whuts, whots (oats) SB, worse (hoarse) SB, ooat (oats) BB.

gone ist: gooan neben gon TB; gone, gon und gan PP; gwon FR; gone, gon, gwon SB; gone JC und BB.

holyday hat a (haliday) bei TB, FR, SB, EW, SL, aber o bei TA.

sorry hat Länge als sooary, sooray bei TB, soary BL, soory SB, EW (neben sorry), aber sorry BB.

hot erscheint als wott FR, whot SB, wut, whot PP, hot BB und TA.

me. ǭ vor ld ergibt ou-Diphthonge wie me. o vor l vor Kons. Schreibung ow (howd, bowd, towd usw.) bei TB, PP, FR, BL, SB (hier auch hold

und behoud), EW, BB, SL, JC (doch hier auch cold, told neben cowd, towd), TA.

ought, nought ist owt, nowt bei TB, PP (neben ought), BL, SB, BB, SL (owt, aber nought), TA, aber aut, naut FR, aught, naught EW.

11. me. »mittleres« ō (ae. o in offener Silbe, vgl. vorn unter 8) ist in Lanc. *oɪ* und *oi*. TB hat cloyse, hoyse, hoyle neben close, hose, hole, sonst o-, ebenso SB, aber daneben bloß hole, von den anderen keine o-Formen, außerdem noch coyls (coals), und throyt als Aussprache "in some localities" neben throoat in anderen. JC hat hoyle, hoile und soyl (sole), dann ooa in hooap (hope vb.), brooak (prt.), spooak (desgl.), throoat (throat). Die anderen Schriftsteller haben keine oi-Formen, sondern immer die Schreibung der Schriftspr.

Kürze statt Länge der Schriftspr., angedeutet durch Verdoppelung des Folgekons. haben broken (brokken und dgl.), open (oppen); spoken spokken) bei TB, PP, BL (nur open), SB, EW (nur open), BB (nur open, broken), SL (open, spoken und frozzen), SL. TA.

12. me. o ist dial. wie in der Schriftspr. *uɪ*, vor r *uə*. Eine Änderung der Schreibung ist unnötig und daher selten. So schreibt TB soyne, sooyne neben soon, loyse, loas neben lose vb. doo statt do, und neben two auch teaw (? Andeutung der Aussprache *Uu* oder *uu*, siehe Ellis a. a. O. S. 292 f. u. 322): PP pooar neben poor, dann öfter oo für o: adoo. proove, doo, too neben two; FR doo, loyse neben lose, dann spewn (spoon), sune, soun (soon), rute (root), wull (wool) und too (two); BL dooin (doing), too neben two; SB soyne, loyse neben loce (lose), doo wie TB; EW loce (loose adj.), pow (pool); SL pow (pool, aber schoo' u. a. mit bloßem l-Abfall); JC loise neben looas (lose); TA loases (loses 3. präs. sing.).

Kürze wird abweichend von der Schriftspr. bezeichnet: TB buk neben book, bruck (brook), forsuth, dust, dun (neben does, done); PP blud (blood), gud (good), barfut (barefoot), dus, duz (does), dun neben done, anuther, uthur neben another, other; FR blud (blood), buke (book), gud (good), tuke neben took, luke neben look, dus, dun (does, done), uther, muther, bruther; BL buzzom (bosom), dunnot, dunnaw (do not); SB dust, dost (doest), dun, (done), dunno (do not); EW bruck (brook); BB, SL dunno (do not); JC luk, lukked, lukkin' (look usw.). tuk (took); TA buzzom (bosom).

Länge ist besonders bezeichnet: moother TB, SB (neben mother).

those ist thoose TB, FR, BL, SB, EW, BB, SL, thoss, thoos FR, those TA.

who ist whooa TB, PP (auch whoa), SB, JC, who, whoo FR, who, hooa BL, whoa BB und SL (neben who), who EW und TA.

none ist noan neben non, none PP, noane FR, BL, SB (neben none), EW, SL, TA (neben none), nooan JC.

floor ist flooar bei PP und JC, flure neben floor bei TA, sonst floor, die dial. Ausspr. ist *fluəʳ*, siehe Dial. Gram. Index.

door ist allgemein dur geschrieben, doch bei JD dooar neben door,

TA dur neben door, SL door (reimt m. boor) und dur (r. m. were). Die dial. Ausspr. ist *duər* und *dəɪʳ*, siehe Dial. Gram. Index.

me. o vor gh: Abweichungen von der Schreibung der Schriftspr. finden sich bei TB enoo neben enough, shough, shoough, shoogh, plur, shoon (shoe, ae. scoh, aus der Schreibung mit gh darf man wohl auf eine allgemeinere Verbreitung des gut. Reibelautes zu Colliers Zeit schließen, der heute nur mehr in entlegenen Teilen des nö. Lanc. gesprochen wird; siehe meine Dial. Texte a. a. O.); PP enoo, enow, enugh nsben enough, shoo, shue, shoone, shune; FR enuf, shune (bloß plur.); BL enoof, shoe, shoon; SB enough, enoof, enoo, shough, shoon (nach TB), EW enough, shoe, shoon; BB enoogh, shoe; SL enough, enoo, shoe, shoon; JC enogh, shoe, shoon; TA enoof.

13. me. ī, dial. in Weiterentwicklung des auch schriftspr. *ai, aɪ, Aɪ* und *Ai, oi;* siehe die Formenübersicht bei Ellis, a. a. O. S. 293. Außer den Schreibungen der Schriftspr. ist oi, oy häufig; auch ei, eigh kommt vor. TB droy, foyar (fire), hoyde (hide), sonst die Schreibung der Schriftspr., doch wynt (wind, Athem), tyny und für unbet., daher nicht diphthongisches i auch e, oder i statt y (be f. by, me, meh, my usw.) dann behund (behind); Ebenso PP (einzelne oy, so droyve, foyar, hoyd, e, eh in unbet. Wörtern), FR oi häufiger: besoide, loife, loines usw., auch y für i: fyne, e neben i statt y in unbet. Wörtern (me, be, mi, be, auch maw f. my und thaw f. thy), dann whole f. while, behinnd f. behind, BL (häufig oi: advoice, soide, loike u. a., keine e, i in unbet. Wörtern, aber gelegentlich eigh: dreighver, feighur usw.); SB (einzelne oy: hoyde, moyce, droy, dann e, eh, i f. y in unbet. Wörtern, y f. i in kynd und wynde sb.); EW (keine oi, y für i in chyld, wynd sb., i. f. y in unbet. Wörtern, behind ist beheend), BB (selten oi: moice, sunshoine, toime, sonst ganz wie EW), SL oi etwas häufiger: foine, loife, loine, bloint, choilt u. a., sonst wie EW und BB), JC (keine oi, aber i statt y in bi = by, dann whol f. while), TA (keine oi, aber ei in dreiver, sheine, eirons, eigh in dreigh f. dry, feighr f. fire, Heighrishmon; unbet. Wörter nicht bes. bezeichnet).

Das Pron. I wird geschrieben bei TB gew. I, daneben e, eh, bei PP I und e; FR aw und o, BL aw, SB I, eh, o, aw; EW I; BB und SL aw, bet. I; JC aw, TA I.

Kürze wird angedeutet in like bei TB im Komp. licker, Adv. lickly, likly, vb. präs. plur. lik'n, pp. likt.

Länge in ditch bei TB, PP, SB doytch, BL deitch, ebenso TB roytch (rich), BL poike (pick), EW pike.

Aussprache *iː* in machine bei FR masheens, ebenso dst. poleese, obleeght, dann BL obleege, aber machine, SL obleeged, aber machinery, TA masheenary, BB und JC machine.

14. me. ū ist bloß im südl. und sö. Lanc. Diphthong *əu,* im übrigen Lanc. außer im Norden und nordw. Monophthong *æː* oder *ɛː*. Schon TB kennt beide Lautungen; er sagt in seiner Einleitung: In some parts it is common to sound ou and ow as a : as tha' for thou ka, for cow. In other places we found the ou and ow as eu; as theaw for thou, keaw for cow, heause for house, meause for mouse. Er schreibt entsprechend

zwar in der Regel eaw (abeawt, keawnt, preawd, theaw, eawl, dreawn usw., daneben ewr f. our), aber auch a (ate f. out, tha, nah f. now, kah f. cow, awer f. our und hour, kare f. cower usw.). Bei den späteren Schriftstellern ist eaw fast Regel, auch wenn sie, wie die aus Bolton, in ihrem Heimatdialekt *ɛı* sprechen (siehe über TA meine Dial. Texte a. a. o. S. 49), so PP, FR, BL (stets eaw), SB (eaw, noch einmal dane f. down, vereinzelt aw in blawz f. blouse, awt f. out neben eawt), BB (eaw f. ow, eau f. ou), SL (gew. eaw, manchmal ohne bes. Regelmäßigkeit eau), JC, TA (gew. im Inlaut eau, im Auslaut eaw, gelegentlich ou der Schriftspr., so about, loud, mountain, spouse u. a.); nur EW hat in der Regel die Schreibung der Schriftspr., daneben nur gelegentlich eaw, so keaw, neaw, feaw (foul), sheawt usw., thou gew. thae, auch thea.

Diphthong gilt dial. auch vor Labial, daher TB reawm, steawp (stoop), weawnds (wounds); reawm PP (aber wunds), BL (aber wounded), FR; steawp (stoop), reawm, weawnd SB, reawm neben room EW, reaum, reawm BB, reawm (aber wounds) SL, reaum TA, nur JC room.

dial. Länge gegen Kürze der Schriftspr. gilt in dumb (deawmp TB), suck (seawke TB, FR, BL), thumb (theawm und thame TB, SB) und rusty (reawsty BB).

15. me. ai (ei), schriftengl. *ei*, vor r *ɛı* dial. *eı* bezw. *eə*. Eine Änderung der Schreibung wäre nicht nötig, geschieht auch nur bei den älteren Schriftstellern, so TB zu ey, e, ea, eo neben ai, ay, z. B. wey (way), day neben dey, mey (may), say neben sey, pre (pray), breans (brains), teals (tails) usw. Ebenso PP: wey, wea neben way, day neben dey, pene (plain), teles (tails), breans, brenes (brains) usw.; FR häufig a für ai, ay: da neben day, pa (pay), fare (fair), pade (paid), tale (teil) usw. SB fast immer ai, ay nur tele neben tail, tealier (taylor), fene (fain). EW stets ai, ay bis auf chens (chains); BL, BB, SL, JC, TA haben stets ai, ay wie in der Schriftsprache.

hair hat neben der normalen Form *eər* in sö., s., sw. Lanc. *jəır*, im om. und sm. Lanc. *əır* (siehe Dial. Gram. Index. Entsprechend schreiben TB, SB hure, BL, EW, BB yure, FR ure, nur SL und JC hair.

16. spätae. e vor ursprünglich vorvok. ʒ, me. eie, später ī e, im Norden ẹ̄ (siehe Luick, Unters. § 163 ff. und hist. Gram. § 407,1) ergibt in Lanc. in der Regel *iı* (wie me. ẹ̄, siehe vorn unter 9). Die Schreibung der Wörter ist gewöhnlich ee, so ist bei TB die »sterben« dee, eyes een, hingegen fly »fliegen« und lies »Lügen« sb. unverändert. Ebenso dee PP, een, teede (tied), aber fly FR; dee, flee (fly sb.), tee (tie), ee, een neben eye, eyes, aber fly vb. BL; dee, een, aber fly neben fleigh (fly vb.), lie »lügen« SB; dee, een, tee (tie), aber fly, lie »lügen« EW; dee, e'e, e'en eye, eyes, flee (flie sb.), tee (tie), aber fly vb. BB; dee, een (reimt m. seen), tee (tie vb.), aber lie sb. SL; eye neben plur. een, aber fly, lying (zu lie »lügen«) JC; dee, ee, een neben sing. eye, tee, pp. teed neben tied (tie) TA.

fly vb. hat nach Dial. Gram. und den anderen dial. Darstellungen nur ai-Formen.

Bei Wörtern, in denen in der Flexion e auch vor auslautendes h

zu stehen kam, gilt teils auch *ii*, in high aber auch *ei* (Dial. Gram. Index, zur Erklärung Luick, Unters. § 154 f.), in neighbour *ei* wie in der Schriftspr. Die Schreibungen beruhen teils auf *ii*, teils auf *ei:* TB heeigh, hee (high), dann fleigh (flea), theeigh (thigh); PP hee und nee (nigh); FR hi; BL hee; SB fleigh, aber hee, Komp. hee-er und harr; EW nee; BB hee, nee; SL high, TA heigh und high. neighbour ist unverändert bei TB, EW, SL, JC, jedoch naybur, neybur BL, neybour SB, naybour und neighbour SL, naybour TA.

stile (ae. stigel) ist dial. *stiil* (neben *stail* im sw, siehe Dial. Gram. Index); nine hat aber überall ai-Diphthong. TB schreibt steel und neen, PP, SB stele und nine; nine auch bei EW, SL, TA.

17. me. au vor Nasal und Labial in frz. Wörtern ist dial. auch in Wörtern *oi*, in denen die Schriftspr. *ei* und *ai* hat. Siehe Schilling § 36 B. Entsprechend schreiben: TB choynge (change), choance (chance), sawfe neben sefe (safe), strawnge, strawnger, daunger; dann auch awnsart neben ansart (awnswered); PP chons, strawnge, aber nur sefe, und answer; FR zwar change und chans, saife (safe), aber doancing, onsur (answer); FR zwar strange, change, aber choance, onswer (answer), dann safe und aint (aunt); SB choance, doance, dawnger, strawnge, choange, neben cheynge, choamber neben cheamber und onsert, awnsert (ansered); EW doancer, onswer, aber change, chamber, change, strange, chance; BB nur doance, sonst alles wie in der Schriftspr.; SL, JC, TA, alles wie in der Schriftspr.

18. oi ist bei allen Schriftstellern oi oder oy, auch untereinander ausgetauscht, nur BL und TA haben oft ei (eigh), so BL jeighn (join), neighse, peighnt, peighson, veighce, neben neise, appeint; TA beile, neise, eil, peint, speil, neben noise, voice.

Aus dem vorstehenden ist zu ersehen, daß in Lanc. unter den Dialektschriftstellern tatsächlich eine gewisse Schreibtradition besteht, wenn auch die einzelnen Autoren vielfach voneinander abweichen und selbständig, auf Grund ihrer Dialektkenntnis oder Beobachtung oder der Absicht, den Dialekt deutlicher darzustellen, voneinander abweichen. Diese Tradition zeigt sich darin, daß gewisse Laute für einzelne Wörter festgelegt erscheinen, auch wenn diese Laute in ihnen nicht im ganzen Dialektgebiet gelten, dann weiter in der Verwendung besonderer traditioneller Schriftzeichen für dem Dialekt eigentümliche Laute, so vor allem eea, eeo für *iə* und entsprechend ooa für *uə,* dann eaw für *eu,* schriftengl. *au,* das selbst von Schriftstellern verwendet wird, die in ihrem Heimatdialekt *e*: sprechen. Mit den von ihnen gelesenen Werken ihrer Vorgänger hat sich eben auch das geschriebene Wortbild ihrem Gedächtnis eingeprägt, das sie nur ändern, wo es ihnen entfallen war, oder wo sie absichtlich etwas Besseres an seine Stelle setzen wollten. Nach meinen eigenen Beobachtungen

bei den Dialektschriftstellern, die ich seinerzeit in Lanc. besuchte, haben sie zwar alle ein großes Interesse für die Darstellung des Dialektes und glauben stets den Dialekt am besten darzustellen, geben aber doch ihre herkömmliche Orthographie bei Versuchen, nach dem Diktat Dialekttexte niederzuschreiben, an, ja modulieren sogar ihre Aussprache beim Vorlesen nach der Dialektschreibung, so daß sie dann anders sprechen als beim unbefangenen Dialektgebrauch im Gespräch. Man kann also ganz gut von Ansätzen einer lokalen »Schriftsprache« sprechen.

Innsbruck. Karl Brunner.

JAMES JOYCES *ULYSSES*.

Der Roman *Ulysses* von James Joyce? Ein ungeheuerliches Werk. Kein englischer Verleger gab sich dazu her, es zu veröffentlichen. Die New Yorker *Little Review* druckte daraus 1919—20 Bruchstücke in ihren Spalten, wurde aber durch die Anstrengungen der *Society for the Supression of Vice* an der Weiterführung verhindert. Erst 1922 brachten Shakespeare and Company in Paris den Roman als dicken Quartband zum Preise von 200 französischen Franken in den Handel. Sollte dies nicht ein Grund sein, das Buch näher zu betrachten? Gewiß nicht. Denn die öffentliche Meinung hatte recht, und ihre Entrüstung war begreiflich. Aber gibt es nicht zu denken, wenn die höchste literarische Kritik Frankreichs sich ernsthaft mit diesem Buche beschäftigt[1]), wenn es bekannten englischen Dichtern und Kritikern glänzende Artikel entlockt[2]), wenn es in Amerika Anlaß zu begeisterten Besprechungen[3]) und zu einer Monographie über Joyce[4]) gibt, wenn Valéry Larbaud allen Einreden des irischen Literarhistorikers Ernest Boyd zum

---

[1]) Valéry Larbaud, *J. Joyce*, Nouvelle Revue Française 18 (1922) 385—409; L. Cazamian, *J. J.*, Revue Anglo-Américaine II (1924) 97 ff. (in einem sehr hervorragenden Artikel).

[2]) Ford Madox Hueffer in English Review 35 (1922) 538—48. — Arnold Bennett, Concerning J. J.'s Ulysses. The Bookman, 55 (1922) 567—70. — Ungünstig urteilt Shane Leslie in Quarterly Review 238 (1922) 219—34. (Leslie mutet nicht-irischen Kritikern auch gar wenig zu, wenn er (S. 230) sagt: *One wonders what the French Critics made of that*, nämlich daß A. E. und John Eglinton Künstlernamen sind von berühmten Iren. Das steht in jedem Handbuch.)

[3]) Vgl. etwa Gilbert Seldes in The Nation 115 (1922), 211—12.

[4]) Herbert S. Gorman, *J. J., his first forty years*, New York, Huebsch 1924. (Dieses Buch habe ich nicht eingesehen).

Trotz Ulysses für die Weltliteratur [1]) beansprucht? Und dürfen wir schweigen, wenn wir nach eigener Prüfung zum Schluß gelangen, daß *Ulysses*, selbst wenn unsere Wesensart ihn hundertmal ablehnen müßte, trotz alledem ein ›grenzenlos geniales Werk‹ ist? Man denkt an das *Satyricon* des Petronius Arbiter, an Laurence Sternes halbbewußte Enthüllungen des Unbewußten, an Byrons *Don Juan*, an Flaubert, an Baudelaire, vielleicht an Marcel Proust. Und doch bleibt neben diesen allen *Ulysses* eine Riesenstatue im Nebel, eine Sphinx in der Wüste, ein unheimlicher Komet an unserem Zeithimmel.

Ulysses ist die Geschichte eines Durchschnittstages aus dem Leben zweier Männer, Stephen Dedalus und Leopold Bloom. Von Stephen Dedalus hat Joyce schon gesprochen in *The Portrait of the Artist as a Young Man* (1916 New York, W. Huebsch, seitdem öfters, London, The Egoist Ltd). Hier erzählt er die Seelengeschichte Stephens, hinter dem er selber steht. Holen wir also zunächst aus diesem autobiographischen Roman heraus, was für das Verständnis des späteren größeren Buches wesentlich ist [2]). Stephen Dedalus wird in einer Jesuitenschule, dann in einem Jesuitenkolleg auf das Priestertum vorbereitet. In seinem Innern aber lebt eine Künstlerseele, die in der Welt draußen das stoffgewordene Bild sucht, das sie schon längst geahnt hat. Das bedentet aber, daß auch seine Sinne eines Tages erwachen, sehnsüchtig auswärts streben und gierig zugreifen. Ein Entzücken flammt durch Leib und Seele des Sechzehnjährigen.

He closed his eyes, surrendering himself to her, body and mind, conscious of nothing in the world but the dark pressure of her softly parting lips. They pressed upon his brain as upon his lips as though

---

[1]) Es sind zu vergleichen: 1. der wichtige Abschnitt 402—412 in Ernest Boyd, *Ireland's Literary Renaissance*, zweite Aufl., London Grant Richards 1923 (Joyce ist nur als Ire zu begreifen, Polemik gegen Larbauds oben erwähnten Artikel); 2. V. Larbaud, *A propos de J. J. et de "Ulysses"* (Replik zum vorhergehenden), Nouv. Revue Française 12 (1925) 5—17; 3. E. Boyd, *A propos de J. J.s et de "Ulysses"* (Duplik), ebenda 309—13.

[2]) Joyce hat außerdem geschrieben: *Chamber Music* 1907, London, Elkin Mathews, lyrische Gedichte, welche die elisabethanische Tradition weiterführen; *Dubliners* 1914, London, Grant Richards, 15 Novellen, die um 1907 schon fertig waren. Dublin in Portraits. Der Joycestil macht sich schon hier bemerkbar (starke Sensibilität, parole intérieure); *Exiles* 1918, ein Drama.

they were the vehicle of a vague speech; and between them he fel. an anknown and timid pressure, darker than the swoon of sin, softer than sound or odour (114).

Die Lebensflutungen haben ihn über sich selbst hinausgetragen und in der Ebbe wieder zurückgeworfen und Frieden zwischen Leib und Seele hergestellt. Aber die Gewalt der Umgebung, das eindringliche Wort und die Gebetsübungen seiner Seelenhüter wecken wieder alte Vorstellungen in seinem Innern. Die Häßlichkeit der Sünde lastet schwer auf ihm, und die schöne Wirklichkeit wird ihm zur Hölle. Ewige Verdammnis! In der Verzweiflung eilt er durch Dublins Straßen, sieht eine kleine Kapelle im Abenddunkel, tritt ein und beichtet. Da tröpfeln seine Sünden heraus. Er ist gerettet. Des andern Tages genießt er den Leib des Herrn. Von jetzt an ertötet er die Sinne und erlebt Läuterungsekstasen. Die Patres muntern ihn auf, in den Orden einzutreten. Schwere Entscheidung! Erregten Schrittes flieht er in der Abendstunde ans Meer, ans wilde Herz des Lebens. Er zieht die Schuhe aus und watet. Da wird er plötzlich eines wunderschönen Mädchens gewahr, mitten in der Strömung stehend, die Augen seewärts gerichtet. Lange duldete sie seinen Blick, dann wandte sie ihre Augen weg auf das Wasser, mit dem ihr Fuß zu spielen begann. Ihr Bild drang in seine Seele, und kein Wort hatte die heilige Stille gestört. Aus den Vorhöfen des Lebens war ein wilder Engel zu ihm gekommen. Er ging landeinwärts und legte sich auf einen Sandhügel nieder. Er schloß die Augen. Ihm war, als fühlte er den Kreislauf der Erde und ihrer leuchtenden Wächter.

Damit schließt das erste Buch des Lebens. Dedalus ist Mann geworden und studiert an der Universität Dublin. Seine Familie versinkt tiefer in Schmutz und Elend. Er versucht, für seine Seele einen Damm gegen diese häßliche Flut zu errichten. Ein neues Urerlebnis steigt empor. Die dichterische Inspiration hält bei ihm Einkehr, wie ein Lichtpunkt alles durchstrahlend und von ringsum den eigenen Widerglanz in sich zurückholend. Poesie! »Ich will nicht länger dem dienen, was mein Glauben ablehnt.«

Welcome, O life! I go to encounter for the millionth time the soul of experience and to forge in the smithy of my soul the

uncreated conscience of my race. Old father, old artifer[1]*, stana me now and ever in good stead* (299).

In ein triumphierendes Eingangslied ist dieses Buch des Sieges ausgeklungen.

Schon dieser Roman zeichnet sich aus durch die Neigung, die äußeren Lebenskonstanten mit den inneren Lebensflutungen zu verschmelzen. Dies kommt — in den ersten Teilen wenigstens — in der Form einer von Sphäre zu Sphäre schwirrenden Mitteilung zum Ausdruck, die wir dann in May Sinclairs *Mary Olivier* (1919) durchgehend und folgerichtig angewendet finden.

Ein Eingangslied! Aber ach, ohne Eingang. Denn dem Sieg folgt die Niederlage. Wir müssen uns nun vorstellen, daß Stephen nach Paris geht. Halten wir Joyces eigenes Leben daneben: er hat zuerst in Dublin und dann in Paris Medizin studiert, ohne abzuschließen, dazu sich mit griechischer und scholastischer Philosophie beschäftigt, ist nach Dublin zurückgekehrt, wo er sich verheiratet hat. Dann lebt er nacheinander in Zürich, Triest, Rom und wieder — als Lehrer — in Triest, treibt eifrig Philosophie und Mathematik. 1915 verläßt er Triest, kommt nach Zürich, wo er bis 1920 bleibt. Von da an wohnt er in Paris. Sieben Jahre — 1914—1921 — arbeitet er (in Triest, Zürich und Paris) an seinem *Ulysses*. Voraus geht Stephens Rückkehr nach Dublin, wo seine Mutter an Krebs stirbt. Und nun beginnt die endlose Chronik eines Tages, die sich der geduldigen Analyse immer wieder entwindet. Aber wir dürfen vor dem Versuch einer bloßen chronologischen Aneinanderreihung der Haupttatsachen nicht zurückscheuen. Möge der Leser nachsichtig sein.

Achtzehn Kapitel in drei Teilen auf 732 Quartseiten! Teil I ist die Chronik des Vormittags vom 16. Juni 1904 in Stephen Dedalus' Leben. Teil II (Kap. 4—14 umfassend) schildert denselben Vormittag in Leopold Blooms Bewußtsein und fügt die Nachmittagseindrücke hinzu. Stephens Erlebnis tritt immer wieder in diesen Bewußtseinsinhalt ein. Teil III ist die Darstellung der letzten zwei bis drei Stunden — nach 2 Uhr morgens — in Blooms, Stephens und Mrs. Blooms Lebensgang. Im ganzen ein Verlauf von 20 Stunden.

---

[1]) Eine Anspielung auf seinen eigenen Namen *Daedalus*.

Teil I, Kap. I, morgens 7^{45} bis 9 Uhr. Stephen Dedalus, der Medizinstudent Buck Mulligan und der junge Engländer Haines machen ihre Toilette und bereiten und verzehren ihr Frühstück unter primitivsten Verhältnissen auf einem verlassenen, von ihnen als Wohnraum gemieteten Wachtturm am Sandymount-Strand bei Dublin. Sie baden im Meere und trennen sich. Stephen geht in eine Schule, um zu unterrichten. Das zweite Kapitel — der Zeiger schleicht von 9 nach 10 — führt uns in die Schulstube. Erstaunte Knabenaugen blicken ihn an, da er so eigentümliche Dinge zu sagen pflegt. Er empfängt beim Direktor sein Honorar und einen Artikel, den er in einer Dubliner Zeitung, mit der er Verbindungen hat, unterbringen soll. Wir sehen ihn in Kap. III etwa zwischen 10 und $10^1/_2$ Uhr quer über den Sand in der Richtung nach Dublin gehen.

Nun kommt der zweite Teil. Wir beginnen ungefähr 8^{15} den Tag mit Leopold Bloom. Wer ist Bloom? Ein Zeitungs- und Reklameagent jüdischer Abstammung, im besten Mannesalter, etwa 42jährig, gesund, fest, groß, stark sinnlich, intelligent, mit einem bescheidenen Maß künstlerischer Neigungen und geistiger Interessen, gutmütig, menschenfreundlich, innerlich weich. Er ist mit Marion, vulgo Molly, verheiratet, einer Konzertsängerin, die, wie ihre zunehmende Rundung schon äußerlich andeutet, das Leben gemütlich nimmt und in ihren Beziehungen zum andern Geschlecht sehr frei ist. Ihr einziges Kind, die fünfzehnjährige Millicent, ist in einer anderen Stadt beschäftigt. Bloom erscheint, nachdem man die Bilanz seiner Bewußtseinswerte gezogen hat, nicht unsympathisch. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß im Gegensatz zu den überlieferten Romangestalten alles ihn Betreffende uns mitgeteilt wird bis zu den verhülltesten Empfindungen, Wünschen und Gedanken und den wildesten Regungen und Bildern, welche die Libido in ihm lebendig hält. Gewiß, dieser Mensch wird seine Instinkte nie vergeistigen. Aber ein Wesen, dem die Seele weich wird, wenn er seines Söhnchens gedenkt, das ihm im Säuglingsalter entrissen wurde, oder wenn er Armut und Elend auf der Straße sieht, der einen Blinden an der Hand nimmt und um eine gefährliche Ecke führt, der die Tiere liebt, die bettelnde Katze nicht vergißt, die schuftenden Pferde bemitleidet und die Möwen füttert, ist durchhellt von einer Menschlichkeit, die seine Animalität nie auslöschen kann. Durch das athematische Gewebe der Bloomerlebnisse zieht nun als roter Faden das zynische Motiv: wie Bloom, während er Liebesprobleme auf seine Art löst, heute zum so-undsovielten Male zum Hahnrei gemacht wird. Der

Ausübende ist dieses Mal der Konzertagent Blazes Boylan. Der Gang der Dinge ist folgender:

Kap. 4: 8^{15} bis 9^{45}. Bloom steht auf, macht Feuer in der Küche, geht zum Fleischer, um sich Schweinsnierchen zum Frühstück zu holen, kehrt zeitunglesend auf demselben Wege zurück, röstet die Nierchen, bringt seiner noch lange nicht aufstehenden Frau Tee mit Butterbrot sowie einen von der Post eingeworfenen Brief von Boylan, der ihr im Laufe des Tages das Konzertprogramm einhändigen wird, nimmt in der Küche selber sein Frühstück ein und verspricht seiner Frau, bevor er geht, ein Buch von Paul de Kock aus der Leihbibliothek zu bringen. Die Turmglocke schlägt Dreiviertelzehn. Er geht aus, schwarz gekleidet, im Zylinderhut; denn er muß um 11 Uhr an einem Begräbnis teilnehmen; sein Freund Patsy Dignam ist gestorben. — Kap. 5: 9^{45} bis 10^{15}. Er kommt an der Post vorbei, wo er einen lagernden Brief abhebt, den ihm eine gewisse Martha Clifford geschrieben hat, mit der er unter dem Decknamen Henry Flower ein Liebesspiel treibt. Etwas später steigt er die Stufen einer Kirche hinan, geht hinein und macht den Schlußteil der Messe mit. Wieder auf der Straße merkt er, daß er den Hausschlüssel und das Rezept für eine Lösung, die er beim Apotheker hier zubereiten lassen wollte, vergessen hat. Er geht dennoch hinein, bestellt die Lösung nach der Eintragung im Buch und kauft ein Stück Seife. Er wird noch Zeit haben, ein warmes Bad zu nehmen. — Kap. 6: 11—12 Uhr. Das Begräbnis. Bloom besteigt eine der vom Leichenbestatter Corny Kolleher bereitgestellten Droschken mit Martin Cunningham, Simon Dedalus und Power. Die Räder rollen. Wer geht jetzt über die Straße? Stephen Dedalus. Die Räder rollen. Wer jetzt? Blazes Boylan. Schlimmer Kunde, denkt Bloom. — Nach 12 Uhr — Kap. 7 — landet Bloom in den Räumen der Druckerei und Schriftleitung einer Dubliner Zeitung. Er geht hier seinem Beruf nach. Stephen Dedalus ist auch dabei, wir wissen warum. Geistvolle Gespräche entspinnen sich. — Bloom — Kap. 8 — durchwandelt wieder zwischen 1 und 2 Uhr die Straßen. Da trifft er eine alte Bekannte, Mrs. Breen. Er erkundigt sich bei ihr nach dem Befinden einer armen Putzfrau, Mrs. Purefoy, und erhält zur Antwort, daß die Ärmste schon seit drei Tagen unter höllischen Schmerzen im Frauenspital der Entbindung harrt. Dies gibt Bloom im Lauf des Tages immer wieder zu denken. Er nimmt in einem Speisehaus sein Mittagsmahl ein. Nun macht er sich über den Weg zum Museum — wo er eine bestimmte Statue betrachten will — auf zur Leihbibliothek. Ein Strohhut glänzt in der Sonne. Schon wieder Boylan! In der Tasche klebt die im Bad weich gewordene Seife.

Es folgen zwei die Bloomlinie unterbrechende Kapitel.

Während Bloom speist, sitzt Stephen Dedalus in einem künstlich beleuchteten Zimmer der National Library im Gespräch mit anderen: Mulligan, Mr. Best, den beiden Dichtern und Theosophen, John Eglinton und George Russell (A. E.) und dem Quäkerbibliothekar. Shakespeare ist das Thema und Stephen der Gesprächsgestalter. Sein Leitgedanke ist: Shakespeares Urerlebnis ist seine Seelenvergiftung in der Jugendzeit durch Ann Hathaway. Sie ist die für ihn verhängnisvolle Venus. Die Vergiftung versucht er immer wieder in seinen Werken abzureagieren. Shakespeare ist Hamlets Vater, der Vergiftete, ist Hamlet nur insofern, als der Vater im Sohn

weiterlebt. Müde der eigenen Schöpfung, hinter der er sich zu verbergen gesucht hat, kehrt er zur alten Wunde zurück. Da aber dem Künstler Verlust zum Gewinn wird, so geht er als unverminderte Persönlichkeit in die Ewigkeit ein: ein Geist, ein Schatten, ein Wind um Elsinors Felsen, des Meeres Stimme, eine Stimme, die nur das Herz dessen vernehmen kann, der Körper des Schattens, der mit dem Vater gleichen Stoffes ist. Wie die Disputanten beim Verlassen den Torweg durchschreiten, sehen sie Bloom vom Museum herkommend grüßen und den Weg zur Leibibliothek nehmen.

Diesem geistigen Erlebnisbild schließt sich ein Kapitel breit geschilderter Koexistenzen an, die nebeneinander vor uns hingelegt werden. Was geschieht jetzt fünf Minuten bis 3 Uhr in verschiedenen Lagen? Erstens, der Jesuitenpater Conmee macht seinen Ausgang. Zweitens, der Leichenbestatter Corny Kolleher steht vor seiner Tür, an einem Grashalm saugend. Siebentens, Miss Dunn telephoniert Boylan, ihrem Arbeitsgeber, daß Leneham ihn nachmittags 4 Uhr im Ormond-Hotel treffen möchte. Zehntens, Bloom sucht für seine Frau in der Leihbibliothek den Roman The Sweets of Sin aus. Dreizehntens. Stephen Dedalus guckt durch ein Schaufenster in einen Juwelierladen. Neunzehntens, der Vizekönig von Irland fährt durch die Straßen. Und all die Zeit schreiten gleich Automaten, einen Riesenbuchstaben auf Rücken und Bauch tragend, die fünf Männer, die das wandelnde Plakat HELY'S verlebendigen.

Jetzt geht Bloom — um 4 Uhr — ins Ormond-Hotel, wo er eine zweite Mahlzeit verzehrt, Boylan, der anfänglich auch anwesend ist, mit den Blicken meidet, dem Liederkonzert lauscht und seiner Martha einen hübschen Brief schreibt. Unterdessen fährt Boylan mit dem Programm zu Mrs. Bloom. Eine Stunde später, zwischen 5 und 6, wird Bloom in einem Wortwechsel wegen seines Judentums aus der Kneipe des Bernard Kiernan hinausgeworfen, eine Waffelnbüchse wird ihm nachgeschleudert, das Observatorium zu Dunsink registriert mächtige Störungen.

Es folgt eine zeitliche Lücke. (Wie uns nachträglich S. 681 mitgeteilt wird, ist die Zeit zwischen 6 und 8 Uhr ausgefüllt durch eine Wagenfahrt und den Besuch in Dignams Trauerhaus und durch den intimen Aufenthalt bei einer Ungenannten, S. 250, 253). Um 8 Uhr aber sehen wir Bloom am Sandymount-Strand. Zwei kleine Zwillinge spielen, bewacht von einem Mädchen, Ball. Eine Freundin schiebt einen Kinderwagen. Auf einem Felsen aber sieht Bloom eine herrliche Jungfrau sitzen, Gerty Mac Dowell. Ihre Blicke begegnen sich. Der Leser erkennt hierin eine gewollte Wiederholung des Urerlebnisses in *The Portrait of the Artist* mit zynischen Variationen. Denn Bloom sieht schließlich das Mädchen heimwärtshinken; sie ist gelähmt. Und im Priesterhaus gibt die Uhr neun Kuckucksschläge an (Cocu! Cocu!). Bezeichnenderweise wird die Szene nicht ins Künstler-, sondern ins Philisterbewußtsein verlegt. — Bloom kehrt jetzt in die Stadt zurück und erkundigt sich in der Entbindungsanstalt über Mrs. Purefoys Befinden. Er verweilt von

9 bis 10 in einem unteren Zimmer und lauscht hier geistreichen Gesprächen zwischen Stephen und Medizinern, bis die Kunde von ihrer Niederkunft kommt.

Nun geht vor Mitternacht ein wilder Hexensabbat los, eine Walpurgisnacht, als Drama mit verteilten Rollen mitgeteilt, fast ein Werk für sich bildend (etwa 60 Seiten).

Der Schauplatz hat sich nach der Tyrone Street, in das Dirnenviertel, verschoben. Gestalten lauern, Dirnen rufen, Radfahrer sausen vorbei, betrunkene Soldaten und Matrosen und zuletzt Bloom im Zylinderhut wanken heran. Wirklichkeit und Traum verschmelzen miteinander. Jede bisherige Gestalt, sogar jedes Tier, jedes Objekt gleitet in irgendeinem Moment als Geist in das Spiel hinein. Wirklich sind außer Bloom nur noch Stephen, dessen Freund Lynch, die Dirnen und Polizisten. Bloom sieht nacheinander seine Frau Molly, dann das Seifenstück als Glühkörper leuchtend, den Drogisten, der es ihm verkauft hat, seine Eltern, Mrs. Breen, Gerty, Dignam. Die Wachen halten ihn an, und er sieht sich plötzlich vor Gericht. Hundertmal wechselt er sein Wesen. Er hält Wahlreden, wird zum Präsidenten des irischen Milleniums gekrönt, gebiert Kinder, wird bald als Abgott verherrlicht, bald als Spottgestalt verhöhnt und bespuckt. Unterdessen haben ihn Dirnen hineingelockt, und die Antoniusgesichte rasen weiter. Haarsträubende Perversitäten spielen sich an Bloom ab. Er erreicht die tiefsten Tiefen tierischer Erniedrigung. Boylan springt vor ihm vom Wagen herunter, und Bloom sieht sich unter dem Gelächter der Dirnen zum Hahnrei gemacht. Die vergangenen Tage erscheinen, die Nachtstunden ziehen Stephen in einen Reigen hinein, der in einen Totentanz ausartet. Seine Mutter erscheint, wie sie war in der Sterbensstunde, als er ihr das Gebet verweigerte, ein ergreifendes Bild. Da schlägt Stephen mit seinem Stock die Lampen in Trümmer und taucht alles in Finsternis. Der Höllenlärm wälzt sich hinaus auf die Straße, alles, Soldaten, Dirnen und Geister — u. a. auch Eduard VII. und Tennyson — in sich hineinziehend. Ein betrunkener Tommy versetzt Stephen einen Schlag ins Gesicht, daß er ohnmächtig zu Boden fällt. Langsam legt sich der Lärm, während Bloom seinem Freund auf die Beine hilft.

Nun kommt der dritte Teil. Es ist zwischen 2 und 3 Uhr morgens. Der Traum ist zerstoben.

Bloom schleppt Stephen in eine Kutscherhütte, wo sie warmen Kaffee erhalten. — Dann stapfen sie müde Blooms Wohnung zu. Nun sitzen sie über einer Tasse Kakao in der Küche, die sie mit ihren Welterörterungen erfüllen. Nachdem Stephen sich wegbegeben, kann Bloom endlich um 4 Uhr das Bett besteigen. Das letzte Kapitel ist ein endloser Monolog der animalischen Mrs. Bloom, in der ihr ganzer Bewußtseinsinhalt — Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft — vor uns ausgeschüttet wird. So endet diese Chronik einer Niederlage.

Deutung.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als zerschlüge Joyce das, was wir als Einheit empfinden, in eine Unordnung von Atomen. Aber in dem Wirrwarr von Eindrücken, die das

Werk hinterläßt, lichten sich für uns drei Richtungen. Wir erkennen: ein neues Schauen, ein Wegräumen aller Konventionen, um den Blick frei zu machen für das Bewußtseinsgeschehen in seiner Ganzheit, eine Auswahl neuer Stilarten.

Raum und Zeit.

Schon Henry James und Joseph Conrad haben die Einflächigkeit, wie sie noch von Arnold Bennett und seiner Schule gepflegt wird, verlassen, um in der Mehrflächigkeit die individuelle Relativität zum Ausdruck zu bringen. Meredith und Galsworthy zeichnen auf der Erscheinungsfläche, aber immer so, daß wir auf jene unsichtbare Szene schließen, in die Browning uns unvermittelt hineinführt. Joyce wandelt zuerst mit May Sinclair, Dorothy Richardson, Wyndham Lewis auf gleichen Pfaden, um sie dann weit hinter sich zu lassen. Wie Marcel Proust [1]) verräumlicht er Zeit und Gedächtnis. Daß zwei Zeitgenossen verschiedener Rassen von demselben Problem geplagt werden, das jeder wieder auf seine Weise löst, deutet wohl doch auf ein neues Schauen im Auge des modernen Künstlers. Was heißt aber Verräumlichung von Zeit und Gedächtnis?

Ich beginne mit einer primitiven Form.

Bloom fährt mit seinen Freunden zum Begräbnis. Sie sprechen von der Konzertreise, die Mrs. Bloom mit anderen guten Sängern unternehmen wird. Bloom sagt (S. 90): *Louis Werner is touring her, O yes, we'll have all topnobbers. J. C. Doyle and John Mac Cormack I hope and. The best, in fact. — And Madame, Mr. Power said, smiling last but not least.* Ein Kompliment! Man spricht dann von Smith O'Brien, einem von der Liste gestrichenen Rechtsanwalt. Was ist wohl geschehen? Er wohnte im selben Haus wie Mollys Namensvetter. Der Gedanke ist also wieder zu Molly, d. h. Frau Bloom, zurückgekehrt. Und nun plötzlich lautet der Text: *And Madame. Twenty past eleven. Up. Mrs. Fleming is in to clean. Doing her hair,*

---

[1]) Ramon Fernandez, *La garantie des sentiments ou les intermittences du cœur* (Nouvelle Revue Française II [1924] 390 ff.). Der erste Teil dieses glänzenden Artikels wirft Proust die Verräumlichung vor. — Prousts Art der Verräumlichung wird prächtig gekennzeichnet und durch zwingende Beispiele erläutert v. E. R. Curtius, Der Perspektivismus Marcel Prousts (Wissen und Leben VIII, 1925, 278—287). Die soeben erschienene Proust-Arbeit von Curtius, »Französischer Geist im neuen Europa«, Stuttgart 1925, habe ich noch nicht gesehen. — Vgl. auch Léon Pierre-Quini, M. Proust, Paris 1925. — Proust und Joyce eignet beiden das Zurückgreifen auf frühere Schichten des Erlebens, der Perspektivismus, die Passivität. Die Art und Weise, wie diese zum Ausdruck kommen, ist bei beiden grundverschieden.

humming: voglio e non vorrei. (Stück aus dem Zerlinenduett aus Don Juan, das Mrs. Bloom mit O'Doyle im Konzert singen soll.) *No:* vorrei e non usw. Und dann heißt es von Bloom: *His eyes passed lightly over Mr. Power's good-looking face. Greyish over the ears. Madame: smiling. I smiled back. A smile goes along way* usw. Und nun wieder *They passed under the hugecloaked Liberator's form.*

Was ist hier geschehen? Das Madame-Bild ist zweimal eingeschaltet worden, das erstemal durch Assoziation als Bewußtseinsvorstellung Blooms, wo es den Fluß der durch äußere Reize hervorgerufenen Bilder unterbricht, das zweitemal unabhängig von Blooms Bewußtsein einfach als räumliche Koexistenz. Joyce bedient sich sehr gern solch augenblicklicher Einschübe. Wir finden sie auf S. 70; dann mit glänzendem ironischem Effekt im Ormond-Hotel-Kapitel (Boylan kommt heran; Bloom kommt heran und schließlich: Boylan fährt zu Mrs. Bloom, was der Leser alles nur in zuckenden Zwischenschaltungen zu sehen bekommt). Äußerlich ist diese Zwischenschaltung nichts anderes als die literarische Anwendung der Kinotechnik. (Man spricht von einer Person, man denkt an sie, oder der Zuschauer könnte leicht an sie denken, und nun wird ihr Bild in koexistenzieller Situation als Unterbrechung momentan an die Wand geworfen.)

Eine ganz andere Form zeigt folgendes Beispiel:

S. 9. Stephen Dedalus morgens auf dem Wachtturm. Ein Wortstreit mit Mulligan über dessen herzlose Äußerung anläßlich des Todes von Stephens Mutter ist vorausgegangen. Mulligan steigt die Treppe hinunter und verschwindet; seine Stimme aber bleibt vernehmbar in den drei Versen eines Liedes. Dedalus hört halbwegs, sinnt und blickt aufs Meer, und er denkt an dieses selbe Lied, das er einst seiner sterbenden Mutter sang. Er hört die Klänge, die seine eigenen Finger damals den Saiten entlockten. Und die einst und jetzt gesungenen Worte schimmern ihm dort draußen auf den Wellen. Da bedeckt langsam eine Wolke die Sonne *(A cloud began to cover the sun slowly)* und taucht die Bucht in tiefes Grün. Und wieder kehrt sein Sinnen zurück zur Sterbensstunde der Mutter.

S. 58. Leopold Bloom kommt morgens vom Fleischer zurück. Die Zeitung lesend läßt er hemmungslos seine Assoziationen spinnen. Der Spritzwagen spritzt vorbei. Wollen sie wohl den Regen locken? Da bedeckt langsam eine Wolke die Sonne *(A cloud began to cover the sun wholly slowly wholly).* Und Bloom eilt heim.

Der sich hier wiederholende Satz ist nicht Leitmotiv. Er will den Zeitpunkt fixieren in der einzig möglichen Art, im Raume, indem er uns von den auf den zwei Bewußtseinsebenen registrierten Punkten zwei Gerade ziehen läßt, deren

Schnittpunkt zwei Wesen in optische Korrelation bringt. Man denkt unwillkürlich an darstellende Geometrie. Wir nennen dies Orientierung oder Geometrisierung. Selbstverständlich hat die Wolke als Zeitzeichen neben ihrem gesellschaftlich gemeinsamen Aspekt auf den zwei Bewußtseinsebenen einen verschiedenen Wert, kraft der Verschiedenheit der Umgebung, in die sie hineinfällt: dort Erinnerung an die sterbende Mutter, hier Zeitungslektüreassoziationen.

Die dritte Art der Verräumlichung bietet uns das oben skizzierte Kapitel der Koexistenzen, auf das der Leser nochmals verwiesen sei: Hier haben wir den Eindruck von soundsovielen nebeneinander herfließenden Blickfeldern, die wir von 5 Minuten vor 3 Uhr an sich stetig in die Zukunft verjüngen sehen können. Nur gelegentlich durchschneidet in einem bestimmten Moment das eine Feld auf seinem Lauf in die Zukunft das andere. (Boylan sieht die Heely's-Plakat-Leute straßeauf gehen, Miss Dunn sieht sie straßeab gehen. Leneham uud M'Coy erblicken Bloom, der vor dem Bücherwagen eines Straßenverkäufers stehengeblieben ist.) Sonst laufen sie für sich und durchkreuzen nur ungenannte Flächen. Am Schluß aber sehen wir die Verjüngung einer Fläche, die alle bisherigen Felder nacheinander quer durchschneidet. Der Vizekönig von Irland fährt mit seinem Gefolge durch die Straßen und durchkreuzt das fließende Blickfeld jeder einzelnen Figur des Romans, wo sie nun gerade steht, des Simon Dedalus, Mulligan, Cunningham, Boylan, der wandelnden Buchstabenmänner usw., ja sogar scherzhaft die der bloß gemalten Artisten an Reklamesäulen. Sichtbar gemachte, durch den Raum rotierende Bewußtseinsflächen!

Mit dieser Form verwandt ist eine vierte. Liest man Kapitel 16 und 17 aufmerksam, wo uns der Heimgang Stephens und Blooms und ihre Gedankenwege in der Küche geschildert werden, so werden wir die Empfindung nicht los, daß jeder von beiden in einen nur ihm gehörenden besonderen Raum hineinblickt, daß die Räume bald sich einander nähern, bald wieder auseinanderstreben, und zwar im äußeren und im inneren Schauen. In jenen frühen Morgenstunden, nachdem ihr Bewußtsein sich unter der Wirkung des Alkohols verflacht und verähnlicht hat, scheinen sie beinahe in denselben Raum zu blicken. Aber zu einem Sichdecken der beiden Räume kann es doch nicht kommen,

da sie als zwei getrennte und zwei grundverschiedene Wesen Bewußtseinsinhalte erleben, der eine als Träumer und Denker, der andere als animalischer Praktikus. Deshalb wechseln Konvergenz und Divergenz ihrer Perspektiven miteinander ab. Joyce hat nun allerdings dieses Verhalten in der grotesken Parodie des Gelehrtenstils vorgeführt, so daß man einwenden könnte, die Einstellung werde hier lächerlich gemacht und dürfe deshalb nicht für Joyce beansprucht werden. In Wirklichkeit soll aber nur die umständliche Art, elementare Dinge darzustellen, getroffen werden.

Bloom hat keinen Hausschlüssel, muß über das Kellergitter klettern, um zunächst durch die Kellertür in die Küche zu dringen. Dort zündet er das Gaslicht an und begibt sich mit einer brennenden Kerze hinauf, um die Haustür zu öffnen; denn draußen wartet Stephen. Für Bloom bedeuten diese Handlungen eine Reihe bestimmter optischer Perspektiven, für den von außen schauenden Stephen wieder eine andere optische Perspektivenreihe.

(Bloom.) *Did he rise uninjured by concussion?*

Regaining new stable equilibrium he rose uninjured . . ., raised the latch of the area door . . ., gained access to the kitchen, ignited a lucifer match by friction, set free inflammable coal gas . . ., lit a high flame which, by regulating, he reduced to quiescent candescence and lit finally a portable candle.

(Stephen.) *What discrete succession of images did Stephen meanwhile perceive?*

Reclined against the area railings he perceived through the transparent kitchen panes a man regulating a gasflame of 14 CP, a man lighting a candle, a man removing in turn each of his two boots, a man leaving the kitchen holding a candle of 1 CP.

Did the man reappear elsewhere?

After a lapse of 4 minutes the glimmer of his candle was discernible through the semitransparent semicircular glass fanlight over the halldoor usw. (622).

Stephen und Bloom blicken optisch in konvergierende Räume auf dem Heimweg. *What parallel courses did Bloom and Stephen follow returning?* (619.) Es folgt als Antwort die Richtungsangabe nach Straßen usw. Die folgenden Seiten lassen uns die Konvergenz und Divergenz der inneren Räume, in die sie hineinblicken, erkennen. Man beachte die Fragen: *Of what did the duumvirate deliberate during their itinerary? Did Bloom discover common factors of similarity between their respective like and unlike reactions to experience? Were their views on some points divergent? Was there one point on which their views were equal and negative?*

Das ist Verräumlichung in Perspektiven. Sie ist nicht nur in der Parodie zu finden, sondern durch das ganze Buch hin. Jede Gestalt blickt in ihren eigenen äußeren und ganz besonders inneren, bloß vorgestellten Raum hinein.

Sukzessionsunterbrechung durch Bildeinschaltung, Geometriesierung, im Raum dahinfließende Fläche, Perspektiven,

sie sind alle nur Fadenstrecken im Knäuel des Problems der Probleme: Raum und Zeit, Nebeneinander und Nacheinander. Beide in einem, das Nebeneinander nur erlebbar im Nacheinander[1]). (»Ich gehe schrittweise, ein Räumchen Zeit durch kürzeste Zeiten von Raum« 37.) Das Nacheinander nur sichtbar im Nebeneinander. (Ich muß den Fluß der Dinge anhalten, wenn ich verstehen will.)

Was für eine Philosophie liegt hinter diesem Schauen verborgen? Geben wir uns ja nicht der Täuschung hin, wir könnten eine Philosophie finden, der Joyce sich willenlos gefügt hätte. Schulbeispiele dieser Art werden dem skeptischen Literarhistoriker selten beschert. In der Seele des Künstlers wohnen oft sich widersprechende Weltanschauungen hart nebeneinander. Bei Joyce verhält es sich nicht anders. Die Verräumlichung des Zeitlichen, die Geometrisierung erinnert zunächst an Bergson[2]), der aber darin ein notwendiges Übel erblickt, zu dem der an den Raum gebundene Verstand zu unserer Orientierung greifen muß. Diesem Tadel schließt sich Joyce nicht an. Die Perspektivendarstellung gleicht der mathematisierten Philosophie des Neurealisten Bertram Russell[3]), der jedem Einzelwesen einen privaten Raum zuweist, in dem es seine Perzeptionen sieht, während im perspektivischen oder öffentlichen, alle privaten Räume in sich enthaltenden Raum die absoluten Standorte aller von uns in Privaträumen perzipierten Dinge liegen. Jeder trägt seinen Raum, seine Welt mit sich herum, orientiert sich aber auf die festen Standorte hin. Russell betont die Kontinuität des Raumes, der Zeit, des Stoffes, der Bewegung. Ein Turm bedeutet die Möglichkeit, eine unendliche Kontinuität von Turmperspektiven zu sehen gemäß der unendlichen Kontinuität von Blickpunkten, die ein stetig marschierender Betrachter sich wählen könnte. Bei Russell kommt die Geometrie zu ihrem vollen Rechte[4]).

---

1) Man vgl. 209 *That lies in space which I in time must come to ineluctably.* Vgl. auch die Ausführungen auf S. 37: die Modulitäten des Sichtbaren und Hörbaren.

2) Vgl. Frank Grandjean, Une révolution dans la philosophie. La doctrine de M. H. Bergson, Genève et Paris 1916. — Bequeme Zusammenfassung in dem Büchlein v. J. Desaymard, La Pensée de B., Paris, o. D.

3) B. Russel, *Our Knowledge of the External World,* Chicago 1914. [*The Principles of Mathematics,* Cambridge 1903].

4) R. fing an mit einem *Essay on the foundations of geometry,* Cambridge 1897.

Aber Geometrisieren ist nicht vollgültiges Erleben; Joyce läßt den Einwand gelten, wobei es gleichgültig ist, ob er ihn unvermittelt oder auf Umwegen von Bergson oder aus sich selbst empfangen hat. Die absolute Wirklichkeit erleben wir in qualitativen, intensiven Bewußtseinszuständen als wahre Dauer, als ein über alle Kategorien erhabenes, ununterbrochenes, nach immer höheren bewußteren Zuständen schwebendes Werden, indem unsere Intuition die Zeit schöpferisch gestaltet. Nun kommt unser Verstand und zergliedert diese schöpferische, einzig wahre Zeit in konstante Elemente, die er im Raum nebeneinanderlegt und an dem, was er Zeit nennt, mißt. Diese Zeit aber ist nur Zeitphantom im Raume, nur durchlaufene räumliche Strecke, nur Zifferblatt und Zeiger an der Uhr, aber nicht Zeigerbeweguug, nur das, was Newton, ihr Wesen überschätzend, als *tempus absolutum verum et mathematicum* bezeichnet hat. Daß diese praktische Zeit nur räumliche Übertragung ist, darüber ist sich auch Joyce im klaren: Stephen Dedalus durchschreitet den bei jedem Tritt einsinkenden Sand. Drüben wartet seiner das kühle Gewölbezimmer des Turmes (44). *Through the barbacans the shafts of light are moving ever, slowly ever as my feet are sinking creeping duskward over the dial floor.* Gleich einer kosmischen Kontinuitätsbewegung scheint drüben die Sonne durch die Schießscharten. Stephen muß sie räumlich fixieren nach der Winkelstellung bei den Mauerlücken, so wie er sein gegenwärtiges Gehen westwärts auf der Erdfläche geometrisiert sieht, die ihm zum Zifferblatt seiner Zeigerfüße geworden ist.

Aber, ehe er sich's versieht, wird Joyce die Verräumlichung zu einem wunderbaren Instrument seines Humors. Er macht sich ein Vergnügen daraus, zeitlich miteinander schritthaltende andersindividuelle Bewußtseinssukzessionen in drolligem Gegensatz zueinander zu sehen und uns zu seinem Standort hinaufziehen.

Auf einem Felsblock in Sandymount sitzt die hübsche Gerty, ihren Fuß schwingend. Aus einiger Entfernung wirft Bloom bewundernde Blicke auf sie. Und sie weiß es, und sie fühlt es. Cissy, welche die spielenden Zwillinge hüten soll, versucht Blooms Blick abzufangen und auf sich zu lenken. An den rauschenden Wellen steht eine Kirche. Die Kerzen

brennen, das blaue Banner ist entfaltet. Canonicus O'Hanlon amtet am Altar, und Vater Conroy hilft ihm. Das Fenster ist offen, und Gesang und Weihrauch dringen herüber. Unwillkürlich stellt sich die sinnende Gerty die gottesdienstliche Handlung vor. Gerty nimmt die Realität in sich auf, zum Teil als sensorisch motorische Gegenwart (Bloom, Cissey, die Zwillinge, die Atmosphäre, Weihrauch, Gesang), zum Teil als intensive Qualität, in die der vorgestellte Gottesdienst und Vergangenheitserinnerungen hineingleiten. Cissy gibt sich viel stärker der Orientierung hin; der Gesang ist ihr nichts.

344. (Man beachte die Interpunktion!) »Königin der Engel, der Patriarchen, der Propheten, aller Heiligen, beteten sie, Königin des allerheiligsten Rosenkranzes. Und dann übergab Vater Conroy das Weihrauchfaß Kanonikus O'Hanlon und er legte den Weihrauch hinein und beräucherte das hl. Sakrament, und Cissey Caffrey packte die beiden Zwillinge, und es juckte in ihr, ihnen einen guten Klaps auf die Ohren zu geben, aber sie unterließ es; denn sie meinte, er[1]) könnte es sehen; aber noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so schwer getäuscht wie jetzt, da Gerty ohne hinzublicken sehen konnte, daß er die Augen nie von ihr weghob, und dann gab Kanonikus O'Hanlon das Rauchfaß dem Vater Conroy zurück und kniete nieder, indem er zum hl. Sakrament aufblickte, und der Chor fing an zu singen *Tantum ergo*, und sie[2]) schwang ihren Fuß hin und her im Takt zur Musik, die mit dem *Tantumer gosa cramen tum* an- und abschwoll. Drei Schillinge und elf Pence hatte sie[3]) letzten Dienstag für die Strümpfe bei Sparrows in George Street bezahlt, nein es war am Montag vor Ostern ... und auf sie, die durchsichtigen, hatte er[1]) den Blick gerichtet und nicht auf ihre[4]) unansehnlichen, die keine richtige Form hatten.« (Man merke: die kirchliche Handlung geht koexistenzial durch viele Seiten hindurch.)

Joyce weckt den Welthumor, wenn er gigantische Bewegungen wie den Gang der Erde und der Gestirne als Gleichzeitigkeiten mit dem lustigen Kleinmarsch unserer Alltagsorientierung in den messenden Vergleich hineinzwingt.

S. 655. (Hier kommt der parodierende Stil hinzu.) Stephen und Bloom erleichtern unter dem Sternenhimmel ihre Natur. Da sehen sie beide zugleich den Sturz eines Sternes. (Seine Sturzbahn wird ausführlich beschrieben.)

S. 688. Bloom steigt morgens 4 Uhr ins Ehebett und beantwortet schlecht und recht die Fragen seiner Frau. Wo liegen er und sie? Ihre Lage wird geographisch genau fixiert und zur Erdbewegung in Beziehung gesetzt. *At rest relatively to themselves and to each other. In motion being each and other*

---

[1]) D. h. Bloom.

[2]) D. h. Gerty.

[3]) D. h. Cissey.

[4]) D. h. Gertys.

both carried westward, forward and rereward respectively, by the proper perpetual motion of the earth through everchanging tracks of neverchanging space.

So zerbricht sich für Joyce das Weltbild in grotesk nebeneinanderlaufende Reihen.

Bewußtseinszustände.

Aber die Orientierung findet sich bei Joyce stets von der Intuition durchleuchtet und durchfärbt. Sie ist in ihrer Nacktheit selten vorhanden und als solche meistens eine Abstraktion unserer Kritik. Reize dringen von außen auf uns ein als sensorisch-motorische Gegenwart, um sich mit unseren sogenannten nützlichen Erinnerungen zu einer kommenden Handlung zu organisieren. Aber in die Handlung herein drängt sich der »Traum«, das unmittelbare Erleben, das die »unnützen« persönlichen Erinnerungen ins Bewußtsein weckt. Und zwischen Handlung und Traum, zwischen Verstandes- und Intuitionstätigkeit liegen zahllose Mitteldispositionen, auf denen unsere Seele sich abwechslungsweise bewegt und, der Höhenlage der Ebene entsprechend, mehr banal nützliche oder bildhaft persönliche Assoziationen heranruft. Für den Künstler ergibt sich daraus, daß unsere Vergangenheit in der Gegenwart weilt, entweder dunkel, kaum mehr auferstehungsfähig, oder als lebendiges Bild in Schlaf versenkt, bereit, dem Weckruf einer Perzeption gehorchend, in den »Traum« hineinzuwandeln, oder aber als motorische Erinnerung dicht unter der Oberfläche wartend, bis sie hervorbrechen und als dienstbarer Geist eine Handlung fördern kann. (392. »Das Alter der Seele wechselt wie ihre Launen. Dort sitzt Leopold. Aber er ist nicht der Agent Leopold; er ist der junge Leopold, wie in umgekehrter Anordnung, ein Spiegel innerhalb eines Spiegels.«)

Joyce möchte uns dieses Ein- und Ausschaltungssystem fühlbar machen, wonach bald die eine, bald die andere in der endlosen Abstufungsfolge von Gedächtnisebenen in Licht getaucht wird, dieses Anzünden und Abblenden hier und dort zwischen den Polen von Handlung und Traum, Spiel und Vorstellung. In dieses Wechselstromsystem ist, wie wir jetzt sehen, die Raum- und Zeitfrage miteinbezogen. Am wildesten geht es her in der Walpurgisnacht, wo Realität und Traum auf gleicher Wirklichkeitsstufe stehen (s. oben). Der Wechselgang verläuft ruhiger in den anderen Kapiteln; er ist Orien-

tierung an der sensorisch motorischen Oberfläche, die von leicht sich emporwindenden, meist nur denkbare, aber nicht ausgeführte Handlungen fördernden Assoziationen umsponnen wird und ihre Ablenkung erfährt von dem stetigen Bilderstrom, der aus der erotischen Tiefe hinauftreibt und von Bloom nie energisch zurückgedrängt wird. Joyce erkennt den ins Unbewußte hinabgestoßenen erotischen Kräften die Intensität und Ursprünglichkeit zu, die ihnen im menschlichen Innenleben eignet, ohne sich aber Freuds Traumdeutung zu verschreiben. Die erotischen Assoziationen darf er nicht ausschalten, will er uns den ganzen Menschen und nicht einfach den von der Kultur — und zwar nur in der Erscheinung — säuberlich korrigierten Menschen geben. Joyce kann aber der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er der Natur einen zu großen Zoll bezahlt hat. Natürlichkeiten werden leicht als Überflüssigkeiten empfunden, die den Blick in die menschliche Psyche kaum mehr fördern, und die, wenn sie wie gelegentlich im Ulysses in nackte Pornographie ausarten, im Grunde genommen unwahre, bloß papierne Animalität sind. Die Ungeheuerlichkeiten auf S. 531 sind einfach aus Léo Taxil, *Corruption fin de siècle* 225, 229, 232 hinübergedacht, und ich bezweifle, ob gewisse Perversionen im Bewußtsein der Mrs. Bloom realiter einen Platz haben könnten. Die Größe des Buches liegt keineswegs in diesen Auswüchsen. Wer ihretwegen zur Lektüre des Ulysses greift, ist für dieses starke Buch ebensowenig reif wie der Moralist, der sie zum Anlaß einer Verurteilung in Bausch und Bogen macht.

Wichtiger ist es, zu erkennen, wie Joyce mit dem Problem des Bewußtseinspieles auf vielen Ebenen als Sprachkünstler fertig geworden ist.

Stilarten.

Das Problem war schwierig; denn die Sprache mußte gezwungen werden, das auszudrücken, was sie ihrem Wesen nach stets zerbrechen muß, die Bewußtseinsstetigkeit. Joyce hat deshalb eine besondere Sprache zu Hilfe gerufen, die *parole intérieure*, die *rumination*[1]), der, im Gegensatz zu

[1]) Verwandte Erscheinungen finden sich kritisch scharf beleuchtet von Bally, Traité de Stylistique française, von Teil IV an und ganz besonders in VII. — V. Egger, La parole intérieure, 1881, habe ich nicht eingesehen.

ihrer Quantität gewordenen Schwester, der korrekten gesprochenen und geschriebenen Sprache, kraft ihrer affektiven, noch nicht in starre Ordnung geworfenen Intensität etwas von der feuchten Frische des Bewußtseinsstromes anhaftet, dem sie ursprünglich entstieg. Zwei Drittel des ganzen Buches wird in dieser inneren Sprache mitgeteilt. Das Verbum finitum weicht dem Infinitum, die syntaktischen Beziehungen lockern sich, die Kommas werden selten. Im letzten Kapitel, den Mrs. Bloom-Ruminationen — 42 Quartoseiten umfassend! — wird sogar auf den Punkt verzichtet.

Man müßte hier zur Erläuterung endlos zitieren. Das letzte Kapitel ist ein extremer Fall, da in einem nächtlichen Monolog die Perzeptionen als Wecker von Assoziationen fehlen. Maßgebend für Joyces Schema ist etwa die Mitteilung von Blooms Bewußtseinszuständen, wie er nach dem Besuch bei der Schriftleitung wieder der Straße entlang weiterzieht. Ein Mädchen geht vorbei. Joyce läßt Bloom ruminieren:

Good Lord, that poor child's dress is in flitters. Underfed she looks too. Potatoes and marge, marge and potatoes. It's after they feel it. Proof of the pudding. Undermines the constitution (145).

Da passiert er eine Brücke. Rauch steigt hinter der Balustrade auf. Eine Brauereibarke, die exportierten Stout führt:

Brewery barge with export stout. England. Sea air sours it, I heard. Be interesting some day to get a pass through Hancock to see the brewery. Regular world in itself. Vats of porter, wonderful. Rats get in too. Drink themselves bloated as big as a collie floating. Dead drunk on the porter. Drink till they puke again like Christians. Imagine drinking that! Rats : vats. Well of course if we knew all the things.

Bloom blickt hinunter und sieht Möwen:

Rough weather outside. If I threw myself down? Reuben J.'s son must have swallowed a good bellyful of that sewage[1]*. One and eightpence too much*[2]*. Hhhhm. It's the droll way he comes out with the things. Knows how to tell a story too.*

Nicht immer ist die Sache so einfach wie hier. Es wird viel schwieriger, wenn der verstümmelte Streifen eines Gassenhauers oder eines geflügelten Wortes oder eines Liedes aus

---

[1]) Dieser Sohn ging wegen einer Liebesgeschichte in den Liffey. Ein Schiffer aber rettete ihn vor dem Ertrinken. Dafür gab der Vater dem Retter zwei Schillinge! (Einem früheren Gespräch auf S. 91 zu entnehmen).

[2]) Diese witzige Bemerkung hatte Simon Dedalus auf der Droschkenfahrt gemacht. Er kann gut erzählen.

dem Dunkel von Stephens oder Blooms Bewußtsein emporsteigt. Wie sollen wir die verschleierten und parodierten Zitate erkennen, von denen es zeitweise wimmelt? Bloom sieht fette Polizisten und summt oder sagt vor sich hin: *A Policeman's lot is oft a happy one* (154). Dies ist die Umbiegung eines Liedrefrains aus Gilbert-Sullivans Operette *The Pirates of Pensance: A policeman's lot is* ***not*** *a happy one.* Das Doloreslied in der um 1900 beliebten Operette Florodora taucht immer wieder in Bruchstücken auf (z. B. 235). Dem literarisch unbewanderten Leser dürften Blakes Nobodaddy (197 und 377) und der Agenbite of Inwit (198) spanische Dörfer sein[1]). Vieles, vieles aber bleibt hier auch dem gewiegten Leser dunkel.

Wie aber, wenn Joyce von einem Bewußtseinszentrum ins andere springt, so daß nicht nur Vergangenheit und Gegenwart, sondern andersindividuelle Bewußtseinszustände und Außenorientierungen und Ruminationen unterschiedslos durcheinandergehen? Mögen folgende rücksichtslos gekürzte Stellen aus dem Ormond-Hotel-Kapitel dem Leser einen schwachen Begriff geben von der Methode — die Rumination, Raum- und Zeitschau und »Traum« umfaßt — und den Schwierigkeiten, die sie in sich birgt.

Miss Douce und Miss Kennedy, zwei Kellnerinnen, blicken durch die Fenster in der Bar des Ormond-Hotels. Der Vizekönig ist vorbeigefahren. 4 Uhr. Kunden tröpfeln herein.

S. 247. Miss K.: *I'ts them*[2]) *has the fine times. — A man*[3]). *Bloowho*[4]) *went by the Moulang's pipes*[5]), *bearing in his breast the sweets of sin*[6]), *by Wine's antiques*[7]) *in memory bearing sweet sinful words*[8]), *by Carroll's*[7]) *dusky*

---

[1]) Diese stehen allerdings nicht in der *parole intérieure.* — Ich notiere noch ein paar Zitate: 184 *Argal* < Shakespeares LLL; 187 *East of the Sun* usw. < W. Morris; 191, 392 Sentimentalist definiert < Meredith; 194 *Love that dare not speak its name* < O. Wildes Prozess.

[2]) D. h. der Vizekönig und sein Gefolge.

[3]) Will sagen: jemand kommt.

[4]) Joyce parodiert (studentisch?) Blooms Namen.

[5]) Ohne jegliche Vermittlung ist die Orientierung abgesprungen nach einer fernen Straße, auf der Bloom marschiert.

[6]) Name des Romans, den er in der Tasche trägt, jetzt aber doppelsinnig.

[7]) Namen von Verkaufsläden.

[8]) Der Doppelsinn wird ausgearbeitet.

pattered plate, for Raoul[1]). *The boots to them, them in the bar, them barmaids*[2]) *came*[2]). Ihr Gespräch kommt auf Bloom, den sie laut lachend Greaseaseabloom nennen. Sofort schwirrt die Orientierung ab und hüpft auf den fernen Bloom, den der Epiker selber Greaseabloom umtauft und Innenreden halten läßt. Unterdessen spaziert Simon Dedalus in die Bar hinein. (250.) *I think I'll trouble you for some fresh water and a half glass of whisky*[3]). *Jingle*[4]). *With greatest alacrity, Miss Douce agreed*[5]). Gespräch in der Bar geht weiter. (251.) *In came Leneham. Round him peered Leneham, Mr. Bloom reached Essex bridge*[6]). *Yes, Mr. Bloom crossed bridge of Yessex. To Martha I must write*[7]). *Buy paper*[7]). *Daly's*[7]). *Girl there civil*[7]). *Bloom' Old Bloom. Blue Bloom is on the rye*[8]). In der Bar liest Miß Kennedy und nimmt von Leneham keine Notiz. *Jingle jaunty jingle*[9]). Miß K. liest weiter.

Auf S. 253 finden wir dann folgende Lage. *But look this way, he said, rose of Castile*[10]). *Jingle jaunted by the curb and stopped*[11]). *She rose and closed her reading ... Blazes Boylan's smart tan shoes creaked on the barfloor where he strode*[12]). *Yes, gold from anear by bronze from afar*[13]). *Leneham heard and knew and hailed him: See the conquering hero comes*[14]). *Between the car and window, warily walking, went Bloom, unconquered hero*[15]). *See me he might*[16]). *The seat he sat on: warm. Black wary hecat walked towards Richie Goulding's*

---

1) *for Raoul* eines der letzten Worte im genannten Roman (vgl. S. 226).

2) Orientierung wieder in der Bar. Der »Jemand« kommt näher, ein frecher Cockneyjunge, der nun in grober Weise das Teegeschirr auf das Büfett wirft und die eine Kellnerin zum Zorne reizt. Man beachte das vulgäre *them barmaids*, das indirekt andeutet, daß der Cockney sich die Kellnerinnen vorstellt oder schon sieht.

3) Das ist, was Simon D. bei Miß Douce bestellt.

4) Will sagen: auf ferner Straße das Klingeln eines Droschkenpferdes, das Boylan, den Konzertagenten, zu der Bar bringen wird, der ja hier um 4 Uhr mit Leneham ein Stelldichein hat.

5) Antwort auf Simons Bestellung.

6) Schon wieder ist die Orientierung nach Bloom abgesprungen.

7) Seine Innenrede.

8) Joyces eigene ironische Anspielung auf Stephens Shakespeareerörterung, wonach *Venus and Adonis* Selbsterlebnis ist. (Im Roggen geschah es!)

9) Unterbrechung: das Rößlein bringt Boylan näher.

10) Leneham zu Miß K., die nicht hören will.

11) Boylans Kutsche hält draußen.

12) Boylan ist da.

13) Die goldhaarige Miß Kennedy sieht aus der Nähe und die sonnenverbrannte Miß Douce aus der Ferne Boylan.

14) Aus Judas Maccabaeus.

15) Unterdessen ist Bloom angelangt, er geht vorsichtig zwischen Boylans wartender Droschke und dem Barfenster.

16) Blooms Gedanke ist: wenn ich jetzt hineingehe, könnte Boylan mich sehen. Er möchte ihn gern meiden.

legal bag, lifted aloft saluting[1]. And I from thee[2] . . . *I heard you were round, said Blazes Boylan. He touched to fair Miss Kennedy a rim of his slanted straw. She smiled on him. But sister bronze outsmiled her, preening for him her richer hair, a bosom and a rose. Boylan bespoke potions. What's your cry? Glass of bitter? Glass of bitter and a sloegin for me*[3]. *Wire in yet?*[4] *Not yet. At four he*[5]. *All said four*[6]. *Cowley's red lugs and Adam's apple in the door of the sheriff's office*[7]. *Avoid*[8]. *Goulding a chance*[9]. *What is he*[10] *doing in the Ormond? Car waiting*[11]. *Wait. Hello. Where off to? Something to eat? I too was just. In here*[12]. *What, Ormond?*[13] *Best value in Dublin*[14]. *Is that so?*[13] *Diningroom*[14]. *Sit tight there. See, not be seen*[15]. *I think I'll join you*[16]. *Come on*[17]. *Richie led on. Bloom followed bag* . . . Gehen hinein. Gespräche anderer Kunden folgen. Goulding und Bloom wählen einen Tisch. (255.) *The bag of Goulding, Colles, Ward*[18] *led Bloom by ryebloom flowered tables*[19]. *Aimless he chose with agitated aim, bald Pat attending, a table near the door. Be near*[20]. *At four*[20]. *Has he forgotten?*[21] *Perhaps a trick*[21]. *Not come: whet appetite*[22]. *I couldn't do*[23]. *Wait. Wait*[24]. *Pat, waiter, waited.*

Endlich ist Bloom wie Boylan durch Zwischenschaltungen herangebracht worden. Joyce bringt sie beide wieder weg

---

[1]) Da geht aber Goulding mit seiner Anwaltstasche vorbei, grüßt irgend jemand mit der Tasche.

[2]) Ein Lied, das drinnen erklingt.

[3]) Boylan bestellt für sich und Leneham.

[4]) Boylans Frage. Das Telegramm bezieht sich auf eine Wette. B. u. L. setzen auf das Pferd Zepter.

[5]) Lenehams Antwort.

[6]) Wahrscheinlich Joyces Zwischenrede. »Alles sagt 4 Uhr.« Denn um 4 Uhr soll auch Bloom eine "she" (nicht Martha) sehen (S. 250, 253).

[7]) Unterdessen sieht Bloom draußen Cowley.

[8]) Er will ihn jetzt nicht sehen.

[9]) Vielleicht kann er sich Goulding anhängen.

[10]) Nicht Goulding, sondern Boylan.

[11]) Boylans Wagen.

[12]) Jetzt hat ihn Goulding gesehen und angeredet.

[13]) Blooms Frage.

[14]) G.s Antwort.

[15]) Blooms Rumination. (Boylan wird ihn kaum sehen).

[16]) Blooms Worte.

[17]) Gouldings Worte.

[18]) Gouldings Geschäftsname.

[19]) Die blaubeblumten Tische mit Anspielung auf »Roggen«, s. oben.

[20]) Blooms Rumunation. Gut, daß ich nahe bei der Tür bin; es ist jetzt schon 4 Uhr, und um 4 Uhr sollte ich bei ihr sein.

[21]) Von Bloom vorgestellte Rumination der "she".

[22]) Wieder Blooms Eigenrumination: das macht sie nur um so schärfer.

[23]) Blooms vorgestellte Entschuldigung bei ihr.

[24]) Sie soll warten.

durch dieselbe Methode. Boylans Abgang durchstiebt wie ein Funken Blooms Bewußtsein, flammt dann aber um so heller in unserer Vorstellung auf. Glöcklein und Hufschlag unterbrechen jetzt immer lauter Gesamtorientierung, Polylog und Rumination. *Jingle a tinkle taunted* (257). Bloom seufzt erlöst. Wir aber bekommen immer wieder, während Bloom Leber und Nierchen ißt, der Martha ein Liebesbriefchen schreibt, der Musik lauscht, das Glöcklein zu hören, zum zweiten, dritten bis achten Male (258, 259, 260, 261, 265, 266, 268). Beim siebenten Glöckchenschlag klingelt Boylans Wagen schon in Dorset Street (nahe bei 7, Eccles Street, wo Mrs. Bloom wohnt). Beim achten Klingeln — Bloom schreibt ruminierend an Martha! — blendet uns das Zwischenbild (Boylan im eilenden Wagen) plakatlaut:

(268): *If she*[1]) *found out. Card*[2]) *in my high grade ha*[3]). *No, not tell all. Useless pain. If they don't see. Woman. Sauce for the gander*[4]).

A hackney car, number three hundred and twentyfour, driver Barton James number one Harmony avenue, Donnybrook, on which sat a fare, a young gentleman, stylishly dressed in an indigoblue serge suit made by George Robert Mesias, tailor and cutter, of number five Eden quay, and wearing a straw hat very dressy, bought of John Plasto of number one Great Brunswick street, hatter. Eh? This is the jingle that joggled and jingled. By Dlugacz' porkshop[5]) *high tubes of Agendath*[6]) *trotted a gallantbuttocked mare.*

Answering an ad[7]); *keen Richie's eyes asked Bloom.*

Noch einmal hören wir die Kutsche (271). *Jog jig jogged stopped. Dandy tan shoe of dandy Boylan socks skyblue clocks*[8]) *came light to earth.* Boylan ist bei Mrs. Bloom abgestiegen und klopft: *cock carracarra cock,* ein Geräusch, das noch zweimal in weiten Abständen unterbrechend eingeschaltet wird (272, 274).

Das Beispiel mag gezeigt haben, wie bei Joyce die innere Sprache Orientierung und Kinobild lautlich umschlängelt. So

---

[1]) Mrs. Bloom, meine Frau.

[2]) Seine Visitenkarte.

[3]) *hat.*

[4]) What is sauce for the goose (Mrs. Bloom, die ihre Liebhaber hat) is sauce for the gander.

[5]) Wo Bloom heute früh Schweinsnierchen gekauft hat.

[6]) Name einer Firma in Dorset Street (S. 58).

[7]) *advertisement.* Die Orientierung wieder in der Bar. Bloom schreibt an Martha und tut Richie Goulding gegenüber, als wenn er einen Geschäftsbrief beantwortete.

[8]) *clocks*, ein Stickornament an den Socken.

viel über die *parole intérieure* im Rahmen des Gesamterlebnisses.

Sie ist aber nur e i n e Stilart unter vielen. Einer eigenartigen Abart der inneren Sprache begegnen wir in dem Kapitel, das Bloom im Zeitungsgebäude beschäftigt zeigt. Hier durchflackern Überschriften in großen Buchstaben, wie sie die englische Journalistik so geschickt in ihren Spalten verwendet, in regelmäßigen Abständen den Ruminationsverlauf. Wir sollen ja nicht vergessen, in welcher Sphäre wir uns bewegen. Alle Gespräche erhalten dadurch den Stempel der Karikatur. Kein Wunder; denn wo Weltironie und Alltagshumor die Erscheinungsvielheit in groteske Paare zwingen, wird auch der Ausdruck mit komischer Energie durchsetzt. Das Mißverhältnis zwischen dem Stilgewand und dem Körper, den es umhüllt, entzündet die Ladung und sendet ein krampfhaftes Lachen durch Wort- und Lautreihen.

Wir wenden die Blätter und sehen, wie Joyce durch ganze Kapitel hindurch mit scheinbar bitterstem Ernst die Parodie irgendeines Stiles durchführt. Im Gespräch mit den Medizinern wird der Gelehrtenstil hergenommen. Der Leser watet durch endlose Satzsümpfe:

(366) *Universally that person's acumen is esteemed very little perceptive concerning whatsoever matters are being held as most profitably by mortals with sapience endowed to be studied who is ignorant of that which the most in doctrine erudite and certainly by reason of that in them . . .* (dies ist ungefähr ein Drittel des Satzes).

Die drolligte Formparodie ist das zweitletzte Kapitel, das alle Bewußtseinsinhalte, die feinsten und die banalsten, im Stil der *Examination Papers* mit umständlichen Fragen und Antworten mitteilt. Bloom schlägt den Kopf an.

(658.) *What suddenly arrested his ingress? The right temporal lobe of the hollow sphere of his cranium came into contact with a solid timber angle where, an infinitesimal but sensible fraction of a second later, a painful sensation was located in consequence of antecedent sensations transmitted and registered.*

Trefflich ist der Ton eines gelegentlich auftretenden archaisierenden Chronikstils getroffen, der bald an die *Authorised Version*, bald an Thomas Malory erinnert.

Bloom heißt jetzt plötzlich sir oder Childe Leopold (309 ff., 369 ff.)[1]).

Der Humor schwingt den Hammer, um in kühnsten Schlägen die im Augenblick wesentlichen Attribute im einheitlichen Namen zusammenzuschmelzen. *Sparkling bronze azure* (255) nennt er für den Moment die Kellnerin Miss Douce (strahlend und bronzefarben im Gesicht und azurblau in den Augen). Die drei Worte sind hier ebensosehr zum Namen geworden wie in der Verschmelzung *Bronzedouce.* In dem gleichen Augenblick heißt Blazes Boylan plötzlich *Blazure.* Sein indigoblaues Kleid und sein Spiegelbild im azurblauen Auge der Kellnerin haben dem neuen Namen die Lautelemente geliefert. Wie sich die Stimmen der beiden Kellnerinnen (der goldhaarigen und der bronzefarbenen) zum Lachen vereinen, entgleitet dem Dichter unwillkürlich der Ausdruck *goldbronze voices* (249). Leopold Bloom verläßt den Speisesaal als *Lionelleopold* (276). Warum? Er hat an Martha geschrieben und dazu die Lionelarie aus Martha angehört und ist noch ganz entzückt davon. *Bloomusalem* (457) heißt in der Walpurgisnacht das neue Reich, das er gründen wird.

Wir sehen: auch der Stil mit seinen Parodien und komischen Pfiffen dient demselben Zweck wie Geometrisierung und Intuition, Handlung und Traum, praktische und persönliche Erinnerung und Rumination. Er erzählt, wie sie, den großen alleinzigen Gang des Weltlebens, in welchen beide, das äußere und das innere Universum, einlaufen, das Ganze aber gesehen von einem Geiste, dem es ein Vergnügen macht, sein Auge nicht auf die kosmische Harmonie zu lenken, sondern es an den grotesken Verbindungen sich weiden zu lassen, die ein blitzschneller Witz zwischen beliebigen Gleichzeitigkeiten schafft. So schwillt *Ulysses* an zum Riesenscherzbuch der Welt. Hinter den Späßen liegt etwas wie eine im Nebel verwischte Wertskala. Ihre Tiefpunkte stecken im dunkelsten, niedrigsten Morast der Tierheit, in dem noch selten so frei gewühlt worden ist wie hier; das Dunkel und

---

[1]) 377 wird Bunyan parodiert, 375 der Psalmstil, 402 Carlyle, 406 (nach Shane Leslie a. a. O. 224) der Stil des amerikanischen Revivalism (Prediger Billy Sunday).

die Dünste steigen hoch hinauf, aber die Skala läuft doch darüber hinaus und steht schließlich auf »Ätherreinheit«, dort oben bei den schweigenden Sternen, zu denen der Geist auch in diesem Buch sich zeitweise aufschwingt. Was fehlt? Der Leser wird es längst geahnt haben, der Wille, der Taten (nicht Handlungen) vollbringt[1]). Sowohl Stephen als Bloom sind dem Bewußtseinsspiel widerstandslos hingegebene Mollusken. Der einzige Täter ist der betrunkene Tommy, der Stephen zu Boden schlägt. Das Losungswort des Buches ist Rückzug, Niederlage.

Warum heißt es *Ulysses?* Es ist die Irrfahrt eines Tages, eine Odyssee unter modernen Bedingungen. Bloom ist Odysseus, Mrs. Bloom eine verkommene Penelope, die allen Freiern willfährt. Stephen ist Telemach. Wie in der Odyssee haben wir drei große Teile: die Telemachie (Stephens Vormittag), Odysseus' Abenteuer (Blooms Irrungen) und den Nostos (Blooms Heimkehr). Einzelne Abenteuer sind leicht zu erkennen. Bloom ist im Zeitungssaal der Winde. Das ist die Äolusaffäre. Bloom wird unter Waffelnbüchsenwurf hinausgetrieben. Die Erde zittert. Das ist die Polyphemgeschichte. Bloom sieht bei den ballspielenden Zwillingen am Meeresstrand die schöne Gerty — Nausikaa. Die Walpurgis- und Geisternacht ist der Gang zum Hades[2]). Der tote Freund Dignam erinnert an Odysseus' Genossen Elpenor, der ihm entrissen wird (X). Man hüte sich aber, die ganze Odyssee im Ulysses parodiert zu sehen.

Zum Schluß noch eine Frage. Welcher Romangattung gehört *Ulysses* an? Ich stelle die scheinbar paradoxale Behauptung auf: *Ulysses* ist ein Lebensroman. Er gehört jener langen Reihe von *Life-Novels* an, die seit etwa 1910 ihren Marsch angetreten haben[3]). Allerdings, das Leben wird hier nicht chronologisch abgerollt. Es wird Bild um Bild in freier, ideeller Folge der Seele entnommen, die alles in sich enthält, das Weltsein und die eigene Vergangenheit,

---

[1]) Auf diese Passivität im neuesten englischen Roman habe ich hingewiesen in meiner Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts S. 409 (Handbuch der Literaturwissenschaft 1923—25).

[2]) Lynch heißt Sisyphus 546.

[3]) Siehe B. Fehr, Englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts S. 408 (Handbuch der Literaturwissenschaft, Berlin 1923—25).

nach Werten und Qualitäten bereitgelegt. Was gilt hier die zeitliche Aneinanderreihung der Dinge? Was gilt hier der künstliche Stundenschlag? Blicke einen Moment hinein, und du hast das Ganze. Was ist eines Menschen Leben? Soundso viele Minuten? Nein, die Summe jener Momente, die ihm wesenbestimmende Bilder geworden sind. So ist *Ulysses* das große Lebensnebeneinander, Biologie, Psychologie und Kosmographie in einem.

Zürich. Bernhard Fehr.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHE.

Joseph Wright and Elizabeth Mary Wright, *Old English Grammar*. Third Edition. Humphrey Milford, Oxford University Press, 1925. XVI + 372 S. Pr. 9 s.

Das bekannte Werk liegt in diesem Jahre in dritter Auflage vor. Es ist die einzige altenglische Grammatik, die im Laufe der letzten zwanzig Jahre in umgearbeiteten Neuauflagen erschienen ist. Wahrscheinlich wird das Werk diese Sonderstellung auch noch auf einige weitere Jahre behalten; denn soviel ich weiß, ist vorläufig keine Neuauflage der Angelsächsischen Grammatik von Eduard Sievers[1]) geplant, und die Fortsetzung bzw. Neubearbeitung des Altenglischen Elementarbuchs von Karl Bülbring wird auch nicht in kurzer Zeit vollendet sein. Die neue Ausgabe von Wrights *OE. Grammar* ist daher doppelt willkommen. Das Werk hat seinen ursprünglichen Aufbau behalten. Und diese Einspannung des Materials in den Rahmen der historisch-vergleichenden Sprachbetrachtung ist besonders in einer Zeit zu begrüßen, die sich von der historisch-vergleichenden Grammatik etwas auf die Erforschung der Einzelsprachen zurückzieht. Hermann Hirt warnt im Vorwort zu seiner Indogermanischen Grammatik II (Der Idg. Vokalismus, Heidelberg 1921) vor dieser Beschränkung auf die Erforschung der Einzelsprache, und ich glaube mit Recht. Beim Verfolgen der Entwicklung der englischen Sprache wird man aber so stark zuerst einmal auf die anderen germ. Dialekte, dann auf den Komplex der romanischen Sprachen und auch auf das Gebiet des Keltischen hingewiesen, daß eine konsequente Beschränkung auf das Englische allein gar nicht möglich ist. Und diese historisch-vergleichende

[1]) Der *Abriß der ags. Grammatik* von E. Sievers ist 1924 in 6. Aufl. erschienen.

Sprachbetrachtung ist ja auch von Wrights *OE. Grammar* sehr glücklich betont. Der festgefügte Bau dieser Grammatik hat sich nun schon durch die verschiedenen Auflagen hindurch gut bewährt.

Nur für einige Einzelheiten möchte ich Vorschläge zu Änderungen machen:

Der zeitlichen und dialektischen Einteilung des Ae. (§§ 2, 3) ließen sich vielleicht einige Zeilen anfügen, in denen kurz auf den Charakter des ae. Sprachschatzes hingewiesen wird. Hier böte sich eine Gelegenheit, das Vorkommen kelt., anord., nordfrz. und auch as. (Genesis B) Lehnwörter im Ae. zu erwähnen. Ferner könnten an dieser Stelle die verschiedenen Schichten des lat. Wortguts im Ae. behandelt werden, da ja im weiteren Verlauf der Darstellung zwischen älteren und jüngeren Entlehnungen aus dem Lat. geschieden werden muß. Bei den Lehnwörtern aus dem Lat. erscheint es mir übrigens fraglich, ob die Anführung der klassisch-lat. Formen überall von großem Nutzen ist. Daß z. B. der Stammsilbenvokal *-y-* in *mynster* durch *i*-Umlaut von *-u-* (< *-o-*) entstanden sei, geht aus der klass.-lat. Form *monasterium* nicht hervor. Es würde sich in solchen Fällen vielleicht empfehlen, die vulgär-lat. Form, also **monisterium,* anzuführen, bei der die sonst häufiger auftretende Endung *-isterium* den ursprünglichen Ausgang *-asterium* verdrängt hat. — Zwischen der zweiten Auflage von Wrights *OE. Grammar* vom Jahre 1913 und der letzten liegt dann ja die Veröffentlichung der ersten sechs Lieferungen der »Historischen Grammatik der engl. Sprache« von K. Luick. In der kurzen Bibliographie "Select List of Books Used" S. XIV f. findet sich kein Hinweis auf diese Grammatik. In Luicks Werk sind aber doch so manche Resultate tiefschürfender Forschung enthalten, die man in einer Darstellung des ae. Sprachzustandes nicht missen möchte. So scheinen mir die verschiedenen ae. Entsprechungen von westgerm. *-ă̆-* dadurch in ein anderes Licht gerückt zu sein, daß Luick zeigt, der westgerm. Laut *-ă̆-* habe, außer vor Nasalen und in minderbetonten Silben, im Ure. zuerst einmal *-ǣ̆-* ergeben, und von dieser Basis *-ǣ̆-* aus seien dann die ae. Spaltungen zu beurteilen. Mit Luick ist dann vielleicht auch anzunehmen, daß Formen wie *slāpan* (Wright § 119 Anm. 1) die normale Entwicklung darstellten, daß also ure. *-ǣ-* vor dunklem Vokal der Folgesilbe zu *-ā-* geworden sei, wenn Liquida, Labial oder Guttural dazwischen standen. Ae. *slǣpan* wäre dann durch Beeinflussung von *slǣp* »Schlaf« entstanden. Zu den Fällen mit

dem urgerm. Stammsilbenvokal *-a-* will ich noch bemerken, daß *mægen* (§ 54 S. 39) nicht auf eine Grundform ohne Mittelvokal zurückgeführt werden kann, sondern von urgerm. **magan-* abzuleiten ist[1]). — Über den Verlauf des *i*-Umlauts im Ae. ist inzwischen auch eine neue Meinung geäußert worden. Sievers meint, der *i*-Umlaut habe sich so vollzogen, daß wie im Britischen der Weg der *i*-Epenthese eingeschlagen worden sei, also z. B. **cōni-* > *Coin-* (im Steigton), *Coen-* (im Fallton). Veröffentlicht worden ist diese Auffassung in den Nachträgen zu Försters Kelt. Wortgut[2]). An Einzelheiten möchte ich darauf hinweisen, daß es wohl doch nicht gut angängig ist, ae. *mycel* aus urgerm. **mukila* (§ 112) abzuleiten. Die übrigen germ. Dialekte stützen die Ansetzung einer solchen Grundform gar nicht[3]). Die Vulgatansicht, das bedeutungsgegensätzliche *lytel* habe die Qualität des Stammsilbenvokals von *mycel* beeinflußt, wird wohl die richtige sein. Ferner würde es sich empfehlen, die Lautungen *hīw* »Gestalt« und *nīwe* »neu« vor *hīew* und *nīewe* (§ 90) zu setzen, da die Lautformen mit *-ī-*, besonders bei *nīwe*, die häufigeren sind[4]). — Unter den Momenten, die im Ae. zur Längung kurzer Vokale geführt haben, nennt Wright (§ 143) die Dehnung vor homorganen Konsonantengruppen nur in sehr vorsichtiger Formulierung. Und die Vorsicht ist bei dieser Frage wohl auch durchaus am Platze. — In dem Kapitel über die Vokale minderbetonter Silben kann man bei den Svarabhaktivokalen noch das Auftreten dieser Gruppe von Übergangslauten in der Fuge ae. Komposita erwähnen. Sind die Vokale an dieser Stelle dem Anglischen im allgemeinen auch fremd, so finden sie sich im Ws. immerhin ziemlich häufig, z. B. *godeweb(b)* neben älterem *godweb(b)*, *dolomōd* neben *dolmōd*, *biliwit* neben *bilwit*. Interessant ist bei dem Auftreten dieser Übergangslaute in der Kompositionsnaht, daß sie sich zuerst zwischen zwei betonten Silben einstellen (*biliwitness* : *bilwitlīce*)[5]). — Auf weitergehende

---

[1]) E. Sievers, Zum ags. Vokalismus (Dekanatsprogramm, Leipzig 1900), S. 23, Anm. 1.

[2]) Max Förster, Keltisches Wortgut im Englischen (Texte und Forschungen zur englischen Kulturgeschichte, Festgabe für Felix Liebermann, Halle 1921), S. 234 u. Engl. Stud. 56, 222 ff.

[3]) Fick-Torp, Wortschatz der germanischen Spracheinheit, S. 303.

[4]) Cosijn, Altws. Gram. 1, § 31, S. 58; Luick, Hist. Gram. I, § 191, Anm. 1.

[5]) Vgl. Verf., Zum Nebenakzent beim ae. Nominalkompositum (Halle 1921), S. 100—119.

Veränderungen im Rahmen von Komposita läßt sich dann noch bei der Abschleifung der Endsilbe *-ig* (§ 324) hinweisen. Während *-ig* im Auslaut von Simplizia zu *-i* reduziert wird, finden wir schon in frühws. Kompositionsformen die Lautgestalt *-e-* für *-ig-* vor unbetonter Folgesilbe (vgl. Cura Past. *lýtelicùm* neben *lýtiglìce*). Und völligen Schwund des Suffixes zeigen Formen wie *dýslicùm* neben *dýsiglìcre*[1]). — Dann scheint mir noch das Kompositum *wælrēow* (§ 325 Anm.) kein sicheres Beispiel für den Verlust von *h* im Anlaut des zweiten Gliedes zu sein. Prof. Weyhe machte mich nämlich einmal darauf aufmerksam, daß sich im Ae. wahrscheinlich die beiden bedeutungsähnlichen Wörter *hrēoh* und *rēow* gemischt hätten, daß also das *h-* in *hrēow* aus *hrēoh* stamme, da ae. *rēow* mit got. *(unmanna-)rigwai* Nom. Plur. ἀνήμεροι zusammenzustellen sei. — Einen Punkt möchte ich dann noch erwähnen. Es würde sich vielleicht lohnen, einen besonderen Abschnitt für dissimilatorische Erscheinungen sowohl beim Vokalismus[2]) als auch beim Konsonantismus einzurichten. Beim Konsonantismus könnten dann Fälle wie z. B. *nemde* < **nemnde* (§ 287) und *cynig* aus und neben *cyning* (§ 290) unter einem Gesichtspunkt betrachtet werden. Dadurch würde sich auch die Möglichkeit bieten, die Formulierung dieser Lautveränderungen weiter zu fassen und Formen wie *hǣwenhydele* (Pflanzenname) neben *hnydele*[3]), und *agneras* neben *ongneras*[4]) einzureihen. — Eine andere Fassung möchte ich auch vorschlagen für § 609. Mit dem Suffix *-nes(s), -nis(s), -nys(s)* werden nicht nur Abstrakta zu Adjektiven, sondern auch zu Verben gebildet. Und zwar begegnen in erster Linie Ableitungen von schwachen Verben der Klasse I, z. B. *herenes(s)* (zu beachten ist der Mittelvokal *-e-* < *-i-*) von *herian*, *ēhtnes(s)* von *ēhtan*[5]). Ebenfalls eine andere Formulierung könnte in § 615 gegeben werden. Die Suffixe *-ing* und *-ung* sind bei den Verbalstrakta derart verteilt, daß *-ing* bei *ja*-Verben mit einsilbigem Stamm, *-ung* dagegen bei mehrsilbigen Verben der *ja*-Klasse und bei der *ō*-Klasse verwendet wird[6]).

Im Anschluß an diese Bemerkungen zu dem Abschnitt über

---

1) Verf., ebda, S. 20 ff.

2) Vgl. Verf., Lautdubletten im Ae. (Halle 1924), S. 44—79.

3) H. Weyhe, P.B.B. 30, 104.

4) Verf., Lautdubletten, S. 34 ff.

5) H. Weyhe, Zu den ae. Verbalabstrakten auf *-nes* und *-ing*, *-ung*, Halle 1911, S. 6 ff.

6) Weyhe ebd. S. 16 ff.

Wortbildungslehre möchte ich auf zwei Bildungen in der ae. Poesie hinweisen, mit denen ich mich schon in meiner (ungedruckten) Dissertation beschäftigt habe, nämlich auf die Formen

haswig- und *salwig-*.

Wir treffen diese beiden Bildungen nur als Eingangsteile der Zusammensetzungen *haswigfedera* »mit aschgrauem Gefieder«, *salwigfedera* »mit dunklem Gefieder« und *salwigpād* »mit dunklem Kleide«. Ich will hier die Frage beantworten, ob wir aus diesen Komposita die selbständigen Wörter **haswig* und **salwig* herauslösen und sie als bekannt im Ae. ansetzen können oder nicht. Es ist also eine Frage, die mit dem Problem des »latenten« Sprachschatzes im Ae. verknüpft ist. Auf die Wichtigkeit dieses Teils des ae. Wortschatzes hat Förster erst kürzlich wieder nachdrücklich hingewiesen [1]). Äußerlich stimmen unsere Bildungen ja durchaus mit jener großen Anzahl von Kompositionen überein, die als ersten Teil ein Adjektiv auf *-ig* aufweisen. Da die Endung *-ig* ein im Ae. sehr beliebtes Suffix zur Bildung von Adjektiven zu Substantiven ist, finden wir fast immer die Simplizia im Ae. belegt, und wo das nicht der Fall ist, können wir sie aus dem erwähnten Grunde als bekannt im Ae. ansetzen, z. B. **ūrig* »feucht«, »naß« (= an. *úrigr*) in *ūrigfedera* [2]) »mit feuchtem Gefieder« und in *ūriglāst* »mit feuchter Spur«. Und **ūrig* ist abgeleitet von dem Substantiv **ūr* (= an. *úr*) »Feuchtigkeit«. Neben den Anfangsgliedern *haswig-* und *salwig-* begegnen als Simplizia aber nur die adjektivischen *wa*-Stämme *hasu* und *salu*. Wenn nun auch die Zahl der Adjektiva, die mit dem Suffix *-ig* von anderen Adjektiven abgeleitet sind, im Verhältnis zu den adjektivischen Bildungen mit *-ig*, die Substantiva als Stammwörter haben, sehr gering ist [3]), so ist die Ableitung doch im Prinzip immerhin möglich. Formell sind *haswig-* und *salwig-* Bildungen, die die Adjektivendung *-ig* haben und auf die adjektivischen *wa*-Stämme *hasu* und *salu* als Stammwörter deuten. Sie machen also äußerlich durchaus den Eindruck denominativer Ableitungen. Aber

---

[1]) Max Förster, Die spätae. Übersetzung der Pseudo-Anselmschen Marienpredigt (Sonderdruck aus »Anglica, Untersuchungen zur englischen Philologie«, Brandl-Festschrift, Palaestra Nr. 147/148), S. 59, Anm. 1.

[2]) Zu *ūrigfedera, dēawigfedera* vgl. Kläber E. St. 42, 335.

[3]) Vgl. Eduard Schön, Die Bildung des Adjektivs im Ae. (Kieler Studien zur engl. Philologie. Neue Folge. Heft II) §§ 71, 73; und R. Jordan, Eigentümlichkeiten des anglischen Wortschatzes (Anglistische Forschungen hrsg. von Hoops, Heft 17) S. 102f.

die Frage, ob sich im Ae. noch weitere Bildungen mit der Endung *-ig* zu adjektivischen *wa*-Stämmen finden, bereitet schon Schwierigkeiten. Adjektiva mit dem Stammausgang *-wa* sind *b(e)asu* »purpurn«, *bealu; blāw* (? Kluge, Ags. Lesebuch), *calu* »kahl«, *cwicu* usw., *cylu* »gesprenkelt«, *earu* »schnell« (*enge* vgl. got. *aggwus*); *fealu* »fahl«, *fēawe* Plur. »wenige«, *gearu, geolu, glēaw, hnēaw* »geizig«, *hrēaw* »roh«, (*lyswe* »schlecht»), *mearu* »zart«, **medu* in *medewa wīn* (Sievers, Ags. Gramm. § 300), *nearu, rēow, rōw* »ruhig«, *slāw* »träge«, *þēow* »dienstbar«, *wēa* (Sievers, Ags. Gramm. § 301 Anm. 2; Adj.?). Neben diesen Adjektiven existieren keine *-ig*-Ableitungen im Ae. Unter den *wa*-Stämmen registriert Schön, Ae. Adjektivum § 33 auch noch *hrēow* »traurig«, und § 73 setzt er *hrēowig* »traurig« zu *hrēow* Subst. und Adj. Dies *hrēowig* wäre demnach als Ausnahme in Erwägung zu ziehen. Aber das Adjektiv *hrēow* ist unsicher. In Andreas 1116 (Krapp) haben wir wohl doch *(h)rēow* »wild« vor uns (vgl. Krapp, Andreas, Note zu 1116). Wir könnten also *hrēowig* als Ableitung vom Subst. *hrēow* f. ansehen, wie wir auch *dēawig, horweg, snāwig, smerewig,* **sceaduwig* = me. *shadewy* (allerdings nach N. E. D. shadowy erst aus dem 14. Jhd. belegt) zu den Subst. *dēaw, horh, snāw, smeoru* und *sceadu* zu setzen haben. Dann scheint mir *hrēowig* aber noch eine andere Erklärung zuzulassen. Die Form begegnet als Simplex einmal und im Kompositum *hrēowigmōd* zweimal. Und zwar erscheint das Simplex in der Genesis (B) Vers 799. Die Stelle, nach Klaebers Ausgabe [1]) zitiert, lautet:

Nu wit hreowige magon
sorgian for þis siðe;

Die entsprechende Stelle in dem as. Genesisfragment (nach Klaeber, Fragment I 9) heißt:

Nu uuit hriuuig mugun
sorogon for them siða;

Das Kompositum *hrēowigmōd* begegnet einmal in Genesis (B) 771. Die Stelle ist in den as. Genesisfragmenten nicht enthalten; aber das Kompositum *hriuuigmōd* ist im As. bezeugt. Das zweite Mal ist *hrēowigmōd* Judith Vers 290 belegt. Der Autor der Judith aber war, wie Brandl (Grundriß S. 1091) sagt, »im Phrasenschatz der altanglischen Poesie offenbar wohl bewandert«, so daß wir annehmen können, er habe diesen Ausdruck aus der Genesis B geschöpft.

---

[1]) Fr. Klaeber, The Later Genesis and Other Old English and Old Saxon Texts Relating to the Fall of Man. Heidelberg 1913.

Demnach besteht die Wahrscheinlichkeit, daß wir in *hrēowig* nicht ein Erbwort, sondern ein Lehnwort aus dem As. zu sehen haben. Für unseren Fall käme dann die Bildung *hrēowig* gar nicht in Betracht.

Ihrer Bedeutung nach gehören *haswig-* und *salwig-* zu den Farbenbezeichnungen. Es gibt aber nur sehr wenige Farbenadjektiva im Ae., die auf *-ig* endigen. Drei solcher Adjektiva sind belegt: *rosig* »rosig«, *rudig* (ne. ruddy) »rötlich« und *þēostrig*, *þȳstrig* »dunkel«, »düster«. Das Adjektiv *rosig* ist von *rose* »Rose« (lat. rosa), *rudig* von *rudu* »Röte« abgeleitet. Sie haben also Substantiva als Stammwörter. Nur *þēostrig*, *þȳstrig* ist eine Weiterbildung vom Adjektiv *þēestre (ēo-)*, spätnrdh. *þēostor* (Jordan, Anglischer Wortschatz S. 102). Immerhin muß man beachten, daß neben dem ursprünglichen Adjektiv im Anglischen auch noch das Neutrum *þēostre* »Dunkelheit« stand. Von den übrigen Farbenadjektiven, deren Aufzählung ich mir wohl sparen kann, finden sich keine Ableitungen mit dem Adjektivsuffix *-ig*. Erst im Mittelenglischen kommen Bildungen mit der Endung *-y* von Farbenadjektiven auf; vgl. *murky* (um 1340 zum erstenmal belegt), *dimmy* (1430), und aus dem 16. Jhd. haben wir dann Formen wie *dunny, dusky, browny, greeny, hoary* usw.

Als *-ig*-Ableitungen von Farbenadjektiva, die den bei dieser Gruppe schon von idg. Zeit her beliebten Stammausgang *-wa-* zeigen, lassen sich *haswig-* und *salwig-* also wohl kaum einordnen. Daher erscheint es mir bedenklich, aus den Zusammensetzungen mit *haswig-* und *salwig-* die Simplizia **haswig* und **salwig* herauszulösen. Kluge, Stammbildungslehre § 206 tut es und setzt ein *haswig* neben *haso* und ein *salwig* neben *salo*. Ihm folgt Jordan, Angl. Wortschatz S. 102 f. Schön, Ae. Adjektivum § 71 stellt ebenfalls ein selbständiges *haswig* zu *haso*, führt *salwig* dann aber inkonsequenterweise nicht an.

Neben *salwigpād* finden wir nun auch die zu erwartende Form *salupād* belegt, und daneben erscheint noch die Bildung *saluneb* »mit dunklem Schnabel«. Desgleichen treten neben *haswigfedera* die Kompositionen *hasufāg* »dunkel gefärbt« und *hasupād* »mit dunklem Kleide« auf. Diese Bildungen *hasu-fāg, -pād, salu-neb, -pād* zeigen offenbar die ursprüngliche Kompositionsweise. Für die Komposita mit *haswig-* und *salwig-* werden wir ein Eindringen von *-ig-* auf analogischem Wege annehmen müssen. Welche Muster bieten sich da? Man kann zuerst einmal in Erwägung ziehen,

daß im Ae. Paare von primären Adjektiven und solchen, die von ihnen ohne Bedeutungsänderung mit dem Suffix *-ig* abgeleitet sind, vorkommen, z. B. *sār* : *sārig, rēde* : *rēdig*. Beide Bildungen treten nun gleichberechtigt als erste Glieder von Kompositionen auf; vgl. *sārferhð* : *sārigferhð* »traurigen Herzens«, *rēdemōd* : *rēdigmōd* »wilden Sinnes«. *Sār* ist nun auch noch Substantiv. Auch solche Paare finden sich, z. B. *geðyld* : *geðyldig*, und in Zusammensetzungen *geþyldmōd* : *geþyldigmōd*. Aber solche Paare sind doch zu selten, als daß man die Wahrscheinlichkeit einer Beeinflussung von ihrer Seite sehr stark betonen dürfte. M. E. sind die Vorbilder für die *-ig*-Erweiterung bei *haswig-* und *salwig-* in einer anderen Gruppe von Adjektiven zu suchen, nämlich bei den Adjektiven, die mit *haswig-* und *salwigfeðera* das zweite Kompositionsglied gemeinsam haben. Das sind *dēawig-, īsig-, ūrigfeðera*. Obendrein finden wir *salwigfeðera* und *-pād* in derselben Verwendung wie *dēawig-* und *ūrigfeðera:* die Adjektiva erscheinen als Epitheta ornantia bei Schlachtenvögeln, dem Adler und dem Raben[1]). Diese beiden Momente der Übereinstimmung haben wohl dazu geführt, daß nach Maßgabe von *dēawig-, īsig-, ūrigfeðera* das Suffix auch bei *haswigfeðera, salwigfeðera, -pād* Eingang gefunden hat. Hinzugekommen sein mag, daß Forderungen der Metrik die Einführung von *-ig-* bei den *haswig-* und *salwig*-Bildungen begünstigten. Die Formen *haswigfeðera, salwigfeðera, salwigpāda* füllen ja bequem einen Halbvers vom Typus A.

Für den latenten Sprachschatz der ae. Poesie kann man also m. E. aus *haswigfeðera, salwigfeðera, -pād* die Adjektiva *haswig* und *salwig* nicht gewinnen, sondern nach Maßgabe von *hasufāg, -pād* und *saluneb, -pād* vielleicht auf die Existenz von **hasu-* und **salufeðera*, d. h. der Stammwörter der entsprechenden *haswig-* und *salwig*-Bildungen schließen.

Leipzig. Bruno Borowski.

---

[1]) *Haswigfeðera* ist nur einmal belegt, Phönix 153, und bezieht sich an dieser Stelle auf den Vogel Phönix. Man geht wohl in der Vermutung nicht fehl, daß auch dies Kompositum ursprünglich ein schmückendes Beiwort für den Adler und den Raben gewesen sei und von diesem Gebrauch aus auf den Vogel Phönix übertragen sei. — Nur *īsigfeðera* »mit beeistem Gefieder« Seefahrer 24 ist vom *stearn* (Seeschwalbe, vgl. Förster, Anglia 41, 110 Anm.) gebraucht.

Joseph Wright and Elizabeth Mary Wright, *An Elementary Historical New English Grammar.* Humphrey Milford, Oxford University Press 1924. Pr. 7 s.

Mit diesem Bändchen haben unser verehrter Jubilar und seine getreue Mitarbeiterin die Reihe ihrer Einzelbilder aus der Geschichte der englischen Sprache abgeschlossen, und wir dürfen einer Zusammenfassung ihrer Arbeiten in einer in Aussicht gestellten *Historical English Grammar* entgegensehen. Wie in den beiden vorausgegangenen Teilen, *An Elementary Old English Grammar* und *An Elementary Middle English Grammar*, gilt die Darstellung der Lautlehre und der Formenlehre; die Wortbildungslehre soll der zu erwartenden historischen Grammatik vorbehalten bleiben. Unter fortwährenden Rückblicken auf frühere Sprachzustände und Seitenblicken auf bestehende Mundarten wird in dem uns vorliegenden Buch der Werdegang der englischen Sprache von der Zeit um 1500 bis zu jenem Typus aufgezeigt, den Daniel Jones in *An English Pronouncing Dictionary on Strictly Phonetic Principles*, London 1917, festgehalten hat. Dem allgemeinen Plane entspricht die Aufteilung des gesamten Stoffes in zwei große Abschnitte, Phonology §§ 7—284 und Accidence §§ 285—412. Ein Index, der gegen 4000 Wörter umfaßt, wird dem Benutzer sehr willkommen sein.

Der historischen Behandlung der Lautlehre haben die Verfasser ein einleitendes Kapitel über Orthography and Pronunciation vorangeschickt, in welchem das zu beschreibende neuenglische Wortmaterial von zwei verschiedenen Seiten aus beleuchtet wird: das erstemal wird der Weg vom Zeichen zum Laut, das zweitemal vom Laut zum Zeichen gegangen. Wenn auch diese Kapitel in erster Linie für den nicht grammatisch geschulten Engländer geschrieben sind, so wird doch auch der Kenner manche feine Beobachtungen in ihnen finden, wie z. B. über die Schreibung des End-*e* in § 17 oder über *ie* in § 31. Trotz des bloß andeutenden Verfahrens bei phonetischen Umschriften dürfte vielleicht mancher neue Aufschlüsse erhalten, wenn er der Aussprache von Wörtern wie *aye, besom, conduit, cough, dough, feoff, finite, heather, heifer, historian, indict, knead, laudanum, lettuce, manifold, phlegm, plaid, porpoise, quoit, salmon, schedule, schism, scourge, scythe, sieve, smooth, spinach* nachgeht.

Im Hauptteil über die historische Lautentwicklung seit 1500 fällt uns zunächst auf, daß Auslegungen alter Grammatikerzeugnisse,

die in sonstigen neuenglischen historischen Grammatiken einen breiten Raum einzunehmen pflegen, ganz fehlen. Die Verfasser stehen solchen Angaben im allgemeinen ziemlich skeptisch gegenüber und versuchen lieber von den Mundarten her Licht auf die Lautwandlungen zu werfen. Selbst wenn die alten Gewährsmänner zu Rate gezogen wurden, z. B. in § 108, verzichten die Verfasser darauf, dem Leser Beweismaterial vorzulegen, um den elementaren Charakter des Buches zu wahren. Aus dem gleichen Grunde begnügen sie sich damit, im Vorwort Quellen in Bausch und Bogen anzudeuten, ohne irgendwo Spezialliteratur zu verzeichnen. Des weiteren muß uns auffallen, daß die Verfasser dazu neigen, die meisten ne. Lautwandlungen sehr früh anzusetzen, z. B. me. *ŭ* > *a* zur Zeit Shakespeares (§ 67); me. *ā* > *ǣ* im 15. Jahrh., > *ę̄* im 16. Jahrh., > *ei* im 17. Jahrh. (§ 69); me. *ǭ* > *ọ̄* im frühen 16. Jahrh., > *ou* im 17. Jahrh. (§ 76); Verstummen von *k* und *g* in den anlautenden Gruppen *kn, gn* im 17. Jahrh. (§§ 262, 268). Auch in der Annahme, daß me. *ai* und me. *ǫu* niemals monophthongiert wurden (§§ 82, 89), befindet sich das englische Gelehrtenpaar im Widerspruch zu weitverbreiteten Ansichten. Die Abschnitte über den Konsonantismus haben weniger historisches als phonetisches Interesse.

Der zweite Hauptteil über die Formenlehre ist jedem Studierenden der englischen Sprache aufs wärmste zu empfehlen und zeichnet sich besonders im Kapitel über das Verbum durch große Reichhaltigkeit aus.

Wien, im September 1925. Friedrich Wild.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Hofrat Professor Dr. Karl Luick, zur Zeit Rektor der Universität Wien, erhielt einen Ruf auf das neu gegründete Ordinariat für englische Sprachwissenschaft an der Universität Berlin, den er ablehnte.

Professor Dr. Levin Schücking in Breslau hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Köln als Nachfolger Prof. Schröers abgelehnt und den Ruf nach Leipzig als Nachfolger Max Försters angenommen. Darauf wurde Professor Dr. Friedrich Brie von der Universität Freiburg nach Köln berufen.

Die indogermanische Sprachwissenschaft hat im Lauf von

wenigen Wochen drei ihrer hervorragendsten Vertreter verloren: am 9. August 1925 starb plötzlich am Herzschlag in Langeoog, wo er zur Erholung weilte, Geheimer Rat Dr. Christian Bartholomae, ordentlicher Professor an der Universität Heidelberg, im 71. Lebensjahr; am 19. August entschlief in Leipzig nach schwerer Krankheit Prof. Dr. Wilhelm Streitberg im 62. Lebensjahr; und am 1. Oktober 1925 starb an Leberkrebs Professor Dr. Gustav Herbig, ordentlicher Professor an der Universität München, im 58. Lebensjahr. Ein schwerer Schlag für die deutsche Sprachwissenschaft, zu deren einst so strahlendem Glanz die Verewigten wesentlich beigetragen haben.

Am 15. September 1925 verschied zu Kennenburg bei Eßlingen nach langem, schwerem Leiden Prof. Dr. Richard Jordan, Ordinarius der englischen Philologie an der Universität Jena, nachdem er vor wenigen Monaten den ersten Band seines ausgezeichneten *Handbuchs der mittelenglischen Grammatik* veröffentlicht hatte. Er stand im 41. Lebensjahr. Mit ihm ist einer der gründlichsten Kenner des Alt- und Mittelenglischen dahingegangen, und sein Tod ist für die englische Sprachwissenschaft, deren Vertreter in Deutschland immer spärlicher werden, ein schwerer Verlust.

Der Rechtshistoriker Professor Dr. Felix Liebermann in Berlin, der Bruder des Malers Max Liebermann, wurde von einer Kraftdroschke überfahren und starb tags darauf, am 8. Oktober 1925, an den dabei erlittenen Verletzungen. Liebermann war am 20. Juli 1851 in Berlin geboren und stand im 75. Lebensjahr. Mit ihm ist der hervorragendste Kenner des angelsächsischen Rechts verschieden, dessen monumentale Ausgabe der Gesetze der Angelsachsen immer einen Ehrenplatz in der englischen Altertumsforschung einnehmen wird. Der Beitrag, den er zu dieser Festschrift beisteuerte, dürfte seine letzte größere Abhandlung sein.

DER LAUTWERT DES RUNISCHEN *R* ZUR VIKINGERZEIT.

1. Im Zusammenhange seines Aufsatzes »Skandinavischer Einfluß in der englischen Flexion« (Probleme der englischen Sprache und Kultur, Festschrift für J. Hoops, Heidelberg 1925, S. 80—87) wirft W. Keller die Frage auf, ob die allgemeine Annahme, daß urgerm. *z* im Nordischen über *R* (*i*-haltiges *r*) zu *r* geworden ist, berechtigt sei, und kommt unter Berufung auf Noreen, Altisl. und altnorw. Grammatik [NGr.] 3. Aufl. 1903, § 218, zu dem Schlusse (S. 82 oben): »Es liegt also kein Grund vor, der uns hinderte anzunehmen, daß die Rune [transskribiert] »*R*« tatsächlich nichts anderes bedeutete als germ. *z* [*α*], und daß dieses in den nordischen Dialekten direkt in *r* übergegangen ist [*β*], geradeso wie im Westgermanischen« [*γ*]. Diesen direkten Übergang *z* > *r* setzt Keller in das 10. Jhd., auf Grund einiger Zeugnisse, die nach seiner Interpretation beweisen: »dagegen ist die *r*-Aussprache des *z* sicher bezeugt für das 10. Jhd.« [*δ*] (S. 82 Mitte), folgert jedoch aus einem weiter unten (Abschn. 13) besprochenen Anhaltspunkte: »dieses *z* [sc. -*R*] scheint also bis ins 10. Jhd. noch gesprochen worden zu sein [*ε*], dann aber sieht das Bild der altnordischen Flexion ganz anders aus, als wir es zu sehen gewohnt sind« (S. 83 oben). Unter dieser Annahme ergäbe sich eine Reihe von Gleichungen altengl. und altnord. Flexionstypen, die nach Eintritt des Rhotazismus nicht mehr vorhanden waren (z. B. nom. plur. ae. *dagas* = altnord. »*dagaz*« [d. h. runisch -*aR*], später *dagar)*, deren Einfluß auf »die englisch sprechenden Nordleute des 10. Jhds.« (S. 85) aber noch mit in Rechnung gestellt wird.

Gegen die Annahme einer so langen Fortdauer der *z*-Aussprache stehen so viele Momente und Gegenbeweise, daß sie

die weitverzweigten Probleme, zu denen die Verfolgung aller Einzelheiten führen würde, nur sehr lückenhaft zur Verfügung steht, ist an eine Ausschöpfung des Belegmaterials nicht gedacht; doch genügen die herangezogenen Belege und Beispiele ausreichend zur Begründung und Sicherung.

2. Die Entwicklungslinie, auf der sich der westgermanische Übergang *z* > *r* vollzog, spielt für die von Keller behandelten Fragen keine Rolle. Doch ist die Annahme eines westgermanischen direkten Lautwechsels ohne Zwischenstufe (1, *γ*) keineswegs erwiesen oder allgemein anerkannt. So z. B. setzt Kluge, Vorgeschichte der altgerm. Dialekte, 3. Aufl. 1913 (§ 148, S. 141), den phonetischen Verlauf ganz parallel an: »*z* = got. *z* (*s*) erscheint im Nordisch-Westgermanischen als *R*. Im Urnord. ist *R* gesichert; nord. *r* und *R* unterscheiden sich nur durch das Timbre (*r* mit *a*-Timbre, *R* mit *i*-Timbre). Für die wg. Sprachen ist dieser phonetische Unterschied der beiden *r*-Laute nicht mehr sicher nachweisbar.«

Ein unmittelbares Umspringen von *z* in *r* (ein »springender Lautwechsel«, Sievers, Phonetik[5] § 727 f., 757) hat auch keine phonetische Wahrscheinlichkeit für sich, während stufenweise Verschiebung bzw. Änderung der Artikulation phonetisch konstruierbar ist. Vgl. neuestens die voneinander unabhängigen Erörterungen von H. Pipping, Inledning till studiet av de nordiska språkens ljudlära, Helsingfors 1922, S. 163 ff. und 173 f., und O. Bremer, Festskrift tillägnad Hugo Pipping, Helsingfors 1924, S. 38—50: 'Die Aussprache des *R* der urnord. Runeninschriften' (beides erst nach Abschluß des Aufsatzes im wesentlichen mir zugänglich geworden, doch soweit dazu Anlaß war, noch mit berücksichtigt). Beide Forscher betonen die Unabweislichkeit einer (oder mehr als einer) Zwischenstufe (Pipping § 65, S. 163: »språnget från *z* till *r* är så pass långt, att man måste ansätta åtminstone ett mellanstadium«; Bremer S. 42 »das germ. *z* kann nicht unmittelbar in das helle *r* [verschieden vom alten, nach Br. labiovelaren *r*] übergegangen sein«).

3. Die Frage, wie lange sich das urgerm. *z* im Nordischen erhielt (These *α* und *ι*), kann daher nur in dem weiteren Sinne gestellt werden, wann der Laut aus einer sigmatischen Lautklasse (eventuell mit Fortbildung *z* > *ž*, wie Pipping

S. 163 annimmt) in eine rhotazistische (vielleicht über *ž* > *ř* — vgl. Pipping S. 166 — und daraus die weiteren Entwicklungen) überging. Die Meinungen der Skandinavisten über die Datierung dieses Überganges gehen nun allerdings auseinander, doch nur in bezug auf den Zeitpunkt innerhalb der urnordischen Periode (bis c. 800); von da an (vermutlich schon früher, s. u.), liegen ja externe Zeugnisse für den Rhotazismus des runischen *R* vor (vgl. Abschn. 7 ff.).

Auf Noreen kann sich die Annahme einer längeren Dauer der sigmatischen Aussprache jedenfalls nicht berufen. Die Formulierung NGr.[8] 1903 § 218, die ihren Ausgangspunkt bildet, lautet zwar: »*z* ist in den ältesten finnisch-lappischen Lehnwörtern noch als Spirans erhalten, später aber — ob früh oder verhältnismäßig spät, bleibt unsicher (s. Anm. 1) — allgemein zu *R* (palatalem *r*) geworden«; dazu Anm. 1: »Daß urnord. '*R*' wirklich einen *r*- und nicht einen *s*-Laut bezeichnet, kann zur Zeit nicht direkt bewiesen werden; die Fälle, wo man bisher Verwechslung von *R* und *r* [sc. in Runeninschriften] angenommen hat, sind nämlich alle hinfällig.« Doch beschränkt die Kapitelüberschrift »Urnordische Vorgänge« den chronologischen Geltungsbereich dieser Bemerkung (für die Vikingerzeit vgl. §§ 68—69, 256 = 4. Aufl. §§ 71—72, 265), und hat sich Noreen später noch dreimal, in viel bestimmterer Weise über seine eigene Stellungnahme ausgesprochen. Die bald darauf erschienene 2. Auflage seiner Geschichte der nordischen Sprachen [NSpr.] 1905 (nach der bei Keller zitiert ist) drückt dies positiver aus (§ 62): »*z* ist wahrscheinlich schon in den alleraltesten urnord. Inschriften (aber sicher noch nicht in den ältesten finnisch-lappischen Lehnwörtern) zu einem mit besonderem Zeichen ausgedrückten palatalen *r*-Laut *R* geworden, z. B. Torsbjærg [nach S. 5[8] »wahrscheinlich 3. Jhd.«] *mariR* (kaum noch *māriz* ausgesprochen).« Hier fügt die 3. Aufl. 1915 als weiteres Beispiel zu: »bei Jordanes *Fervir*, die Einwohner von Fjäre Bezirk.« Diesem Beispiel hat Noreen besondere Bedeutung beigemessen, denn in der 4. Aufl. der NGr. 1923 gab er dem § 224 (= § 218[8]) die Fassung »*z* ist... noch erhalten, später aber — vielleicht schon vor 550 (s. Anm. 1) — allgemein zu *R* (palatalem *r*) geworden.« Anm. 1. »Daß ... bezeichnet, ist vielleicht aus Jordanes *Fervir*, Einwohner von Fjäre zu ernicht aufrechtgehalten werden kann. Da mir die Literatur über

schließen (s. Bugge Nr. I, II, 511). Beispiele aber ... sind alle hinfällig.«

4. Die Auffassung von *(Ferv)ir* = urgerm. *-iz* > urnord. *-iR* hat (wie es scheint zum erstenmal, jedenfalls unabhängig von Vorgängern) v. Grienberger in seinem Aufsatze über die nord. Völkernamen bei J., ZfDA 46, 1902, S. 128—168 mit ausführlicher Begründung vertreten (Läffler, Svenska Landsmålen XIII 9, 1894 ist mir nicht zugänglich); die von ihm noch nicht erkannte Beziehung auf die Landschaft Fjäre (südlich von Göteborg), wodurch die lautliche Erklärung auch geographisch gesichert wird, scheint von S. Bugge aufgedeckt worden zu sein, nach der Berufung bei Noreen (s. o.) und bei Pipping (Bugge, Fornvännen 1907 und Läffler ib.) zu schließen (die spätere, NGr.[4] 1923. § 7 angeführte Literatur — Svensson, Namn och Bygd Bd. V 1917 und VII 1919, Noreen, Fornvännen 1920 — ist mir zurzeit unerreichbar, vgl. weiter unten bei v. Friesen). Eine indirekte Parallele zu *Fervir* ist vielleicht *Ahelmil, Helmil* mit Umsprung von *ir* > *il* bei einem romanischen Mittelsmann oder Abschreiber, s. a. a. O. S. 129 ff., wo noch weitere minder sichere Spuren ursprünglicher *R*-Endungen aus Fehlschreibungen graphisch erschlossen werden. Keinen Widerspruch bilden *Suehans* und *Theustes,* ersteres mit gotischer sw. pl.-Endung — begreiflich, da dieser Name den Goten geläufig sein mußte —, letzteres mit lateinischer Pluralbildung (S. 135, vgl. auch Schönfeld, Wb. d. altgerm. Personen- und Völkernamen, 1911, s. v.), vielleicht bei Cassiodor direkt vom Gaunamen **Theust* (schwed. *Tjust*) gebildet. Pipping a. a. O. S. 164 denkt an Bewahrung eines urn. **þeustiz,* angeglichen an lat. *-es* (eine Hds. *-is*), und möchte *Fervir* als Verschreibung ansehen; der Grund jedoch, daß die Endung auf *-r* bei Jordanes ganz isoliert dastehe, scheint eher gegen die Bezweiflung der Überlieferung zu sprechen, die in den Hss. bei diesem Namen einheitlich ist; daß er der Latinisierung entging, erklärt Grienberger einleuchtend damit, daß der Name sonst unbekannt war und in keiner anderen antiken Quelle vorkam. Gerade seine Fremdartigkeit, mit der die Kopisten nichts anzufangen wußten, konnte zu seiner Erhaltung beitragen.

An der Identität mit dem Fjäre-härad in Nordhalland ist um so weniger zu zweifeln, als Svensson a. a. O. und

v. Friesen (»Rö-stenen i Bohuslän«, Uppsala Universitets Årsskrift 1924, S. 64 ff.) nachgewiesen haben, daß die Namen bei Jordanes zwei Schiffahrtsrouten entsprechen, einer östlichen, beginnend mit Tjust (nördliches Kalmars-län) und zum Mälaren führend, und einer westlichen, beginnend mit dem Kullenvorgebirge im Luggude-härad (Ao. 1231 *Lyuthgudhæret*, = »*liothida*«) und nördlich längs der Küstenlandschaften Bjäre-härad (»*bergio*«), Halland (»*hallin*«), Fjäre, Örgryte (»*euagreotingi*«) zum Kristianiafjord verlaufend. Svensson nimmt (nach v. Friesen) entsprechend zwei verschiedene Quellen für Jordanes bzw. Cassiodorus' Kenntnisse an und hebt hervor, daß sich diese Verschiedenheit auch sprachlich widerspiegele, indem die östliche Gruppe ein oder zweimal die gotische Pluralendung zeige (*suehans*, eventuell auch *theustes*), die westliche das skandinavische *(Ferv)-ir*.

Die Übernahme einer solchen Form aus skandinavischem Munde bietet keine historische Erklärungsschwierigkeit, da wir aus Jordanes (schrieb 551) selbst erfahren, daß ein nordischer (norwegischer? scando-erulischer?) König Rodvulf als Exulant an den Hof Theodorichs († 526) kam. Auf ihn — und auf seine Begleiter, da er nicht ohne persönliche Gefolgschaft zu denken ist — werden, wie allgemein angenommen ist, die nordischen Völkernamen zurückgehen, die bei Jordanes wie das meiste aus Cassiodorus ausgezogen sein dürften. Einen Teil des Textes faßt Ivar Lindquist (»Galdrar«, Diss. Göteborg 1923 — den Hinweis auf diese wie auf Bremers und v. Friesens Abhandlung und ihre Zugänglichmachung verdanke ich Koll. F. R. Schröder) als eigenen Zusatz von Jordanes auf (S. 153 ff., 157 f.), der in seiner Stellung beim alanischen König Gunthigis Gelegenheit hatte, aus dem Munde von Erulern, die im byzantinischen Heere zahlreich vertreten waren und immer wieder Zuzug aus der nordischen Heimat erhielten, Nachrichten über skandinavische Völker zu hören; doch bezieht sich diese Hypothese, die auf drei abweichende Namendoubletten und den militärischen Gesichtspunkt der Notizen über die körperliche Kriegstüchtigkeit der Völker gegründet ist, nicht auf den Fervirkontext. Handelsbeziehungen und Kriegsdienst haben gewiß auch mehr als einen Skandinavier in die Umgebung Theodorichs gebracht, so daß eine Doppelheit der Quellen für Cassiodor nichts Auffallendes haben kann.

5. Die wenigen erulischen Namen bei Prokopios († c. 562) — s. die Übersicht und etymologische Besprechung bei Lindquist a. a. O.; ältere Literatur bei Schönfeld, Wb. — bieten kein Material für den damaligen Lautwert des nord. *R*. Denn die Endungen auf *-ος* (*Ῥοδοοῦλφος* < **Hrōþa-wulfaR*, *Δάτιος* oder *Δάσιος* <?, *Ὦχος* < **HōkaR*, ae. *Hóc*, und *Ἄορδος* vielleicht < **Hǭha-warðuR* > *Hávarðr* — die beiden letzten Etymologien neu von L. vorgeschlagen) sind klärlich griechisch, wie *(Halaric)us* — Name eines Erulers des 4. Jhd. — bei Jordanes lateinische Form ist. Dies geht auch hervor aus dem ς-Zusatz in *Φαρᾶς* = Jordanes *Fara* (sw. m., Kurzform eines mit *Fara-* komponierten Namens, s. Schönfeld s. v.), und dem Vergleich mit den in Stammform wiedergegebenen Namen *Roduulf* (Jord.) und *Ἀρούθ* (< **HaruþaR*, ae. *Hæreþ*, aisl. *Hǫrðr*: Lq. S. 145). Auch ist zu berücksichtigen, daß die Namen durch die gotische Umgebung in der die Balkan-Eruler lebten, meist wohl gotisiert waren (vgl. Much, Hoops' Reallexikon II, S. 518: »Was uns an herulischen Namen überliefert ist, unterscheidet sich in nichts von den gotischen und läßt ostgermanische Einflüsse erkennen«).

6. Daß die urnord. Lehnwörter im Finnischen und (daraus im) Lappischen noch *-s* für *-R* zeigen (z. B. *armas*), weist sie einer älteren Sprachstufe zu, wie sie ja auch »oft noch altertümlichere Sprachformen als die der Runeninschriften voraussetzen, was vielleicht daraus zu erklären ist, daß die Entlehnungen zum Teil schon um 200 (n. Chr.) oder wohl noch früher stattgefunden haben« (NGr.[4] § 6). Anderseits zeigt ein doch sicher noch in urnordischer Zeit entlehntes finn. *napakaira* aus **naða*[ʒ]*āRaR* > altwestn. *nafarr* 'Bohrer' (NGr.[4] § 54 3b, S. 52) bereits Rhotazismus (gegenüber früher entlehntem finn. *keihäs* 'Spieß' aus **ʒaizaz* mit finn. *-h-* für intervokalisches *-z-*: Pipping S. 165; Literaturangaben bei Setälä, Finnisch-Ugrische Forschungen XIII, 1913, S. 40 und 73).

7. Die nächsten externen Zeugnisse sind erst zu erwarten, wo fremde Annalisten wieder nordische Namen mitteilen, also zur Vikingerzeit (Ende des 8. bis Mitte des 11. Jhs.). War das runische *R* damals noch sigmatisch, so müßte man Umschriften mit *s* erwarten, und zwar nicht nur bis ins 10. Jhd. hinein [1 ε], sondern aus der ganzen Dauer der Zeit, in der *R* von *r* graphisch geschieden ist, d. h. außer nach

Dentalen, wo seit c. 900 im Dänischen und Norwegischen, seit c. 950 im Schwedischen *R* > *r* geworden war (z. B. *raknhiltr* Tryggevælde, Dän. c. 900, *kaiRuatr* Ardre III, Gottland, c. 1050, gegen älteres *rhoaltR* Vatn, Norw., Anfang des 8. Jhds., *histR* Rök, Schw., um 900 u. a. m.), in allen Sprachen bis zum Ende der Vikingerzeit, teilweise darüber hinaus (NSpr.[3] § 62, 118, 172, Altschwed. Gr. § 283). Wir finden aber ausschließlich Transkriptionen mit *r* (irisch *Turgeis*, *-ges* — Name eines norwegischen Häuptlings in Irland, † c. 845 — ist nicht aisl. *þorgeirr*, *þórarr* > ir. *Tomrair*, sondern aisl. *þorgestr*, altnorw. **þurgestR*: Alex. Bugge, Die Vikinger S. 25, 114 und Reallex. IV, S. 534; Marstrander [s. u.] S. 65). Vgl. für nord. Namen und Lehnwörter im Russischen V. Thomsen, Der Ursprung des russischen Staates (Gotha 1879) und Fr. Tamm, Slaviska lånord från nordiska språk (Upsala Universitets årsskrift 1882); für das englische Sprachgebiet Björkman, Scand. Loan-words, I 1900, II 1902 [Sc. L.] S. 17 ff., 167; Nordische Personennamen in England 1910 [NP.], S. 184, und Zur engl. Namenkunde 1912 [EN]; für das Irische Carl J. S. Marstrander, Bidrag til det norske sprogs historie i Irland (Kristiania Videnskapsselskapets Skrifter, II. Hist.-Filos. Kl. 1915, No. 5), S. 116 f.; für die fränkischen Quellen fehlt noch eine erschöpfende systematische Zusammenstellung und Behandlung der nord. Vikingernamen, so daß man auf die Register der Mon. Germ. Hist. SS. und der historischen Werke über die Periode angewiesen ist.

Belege für die Wiedergabe von *R* durch *r* können beim Namenmaterial nicht zahlreich sein, da das flexivische Nominativ-*R* von den ausländischen Aufzeichnern in der Regel nicht übernommen wurde (s. Abschn. 13), und nur wenige Wörter mit stammhaftem *R* als Kompositionsglieder vorkommen. Hauptsächlich sind es Namen mit **gaizaz* > **gaiRaR* > **gaiRR* > altwestn. *geirr*, altostn. *gēr* (nach NSpr.[3] § 155 b S. 137 ist die Monophthongierung *ai (æi)* > *ē* im Dänischen um 970—1000 allgemein eingetreten, in Schweden je nach Gegenden c. 1000 bis c. 1200); im zweiten Glied konnte sich (in stark nebentoniger Stellung) auch **gāRaR* ergeben, woraus später *-arr* z. B. *þórarr* neben *þorgeirr* (NGr.[4] § 54 3 b, S. 51), altschwed. auch *-gār*: *Ásgār* neben *Ásgēr* (Noreen, Altschwed. Gramm. 1904, § 80, I, 4 b, S. 76). Während nach

der Synkope *-r* + *R* gemeinnordisch »gegen das Ende der urnord. Zeit« (NGr.[4] § 277) zu *-rr* geworden war (vgl. auch NSpr.[8] § 77), blieb *R* + *R* > *RR* bis zum allgemeinen Übergang *R* > *r*, der postvokalisch erst nach der Vikingerzeit eintrat (genauere Daten s. unter Abschn. 8 und 11; vgl. auch Wimmer, De Danske Runemindesmarker Bd. I, Abt. 1, S. LXI und Bd. IV, Abt. 2, S. XLVIII s. v. *GæiRR*); daher runendän. für *r* + *R* > *rr*: *þur* (= þórr) Virring, Ende des 10. Jhds., *kunar* (= Gunnarr) Gårdstånga I etc. aber *ǫskaiR* c. 1000 (s. unten Abschn. 10), *biarngaiR* (Simris-sten I, Mitte des 11. Jhd.s) etc., runenschwed. *Hulm(k)aiR* (= *Holmgeirr*) Noreen, Altschw. Gr. § 188, *I[n]gigeR* ib. S. 499 Tjufstigen II (11.—12. Jhd.), *GaiRlaifR* ib. S. 486, Hauggrän (gegen 1100) u. a. Wäre *R* zur Vikingerzeit noch *z* gewesen, müßten diese Namen in ausländischen Quellen als *-gais*, *-ges* erscheinen, vgl. aber schon aus dem 9. Jhd.: irisch *Tomrair* Ao. 847 (s. Abschn. 9), lat. (reichsfränkisch) *Oscher(i)* Ao. 841 und 851 (Abschn. 10), warägisch *Ruar'* Ao. 912 (Abschn. 8) und ebenso alle anderen im folgenden angeführten ausländischen *r*-Belege für *geirr*-Namen, deren Chronologie innerhalb der Dauer des *R* völlig belanglos ist (zu These *δ* vgl. Abschn. 14).

8. Das warägische (altschwedische) Namenmaterial in der altrussischen sog. Nestorischen Chronik bietet einige hierhergehörige Fälle. Nach dem Artikel in Meyers Konv.-Lex.[6] s. v. Nestor (Bd. XIV, 1906) verfaßte die Chronik »ein unbekannter Mönch, der, aus Kiew gebürtig, nach 1065 ins Höhlenkloster [zu Kiew] trat, wahrscheinlich war es der Abt Silvester. Der Chronist behandelt die Zeit von 850—1110, die letzten 40 Jahre als Zeitgenosse; Legenden und Lieder der Volkstradition, Inschriften und Aufzeichnungen dienten ihm als Material für die frühere Zeit«. Auf zeitgenössischen Urkunden beruhen sicher die Verträge zwischen Russen und Griechen von 911 und 944, »die reichsten Fundgruben skand. Namen« (Thomsen S. 74). Aber auch sonst können die skand. Namen nur die zeitgenössische Form der Übernahme spiegeln, da sie bei den Gliedern der warägischen Dynastie »gegen die Mitte des 10. Jhds. von slawischen verdrängt werden, und nach dieser Zeit in der Herrscherfamilie nur noch ein paar skand. Namen als Erbstücke von den Ahnen gebräuchlich sind«; auch von den viel zahlreicheren sonstigen nord. Personennamen »gehen

sehr wenige über das Jahr 1000 hinab« (Thomsen S. 74). Nach Noreen, Altschwed. Gramm. § 5 A »repräsentieren sie im allgemeinen die altschwed. Sprache des 9. Jhds.«

Ausnahmsweise beibehaltenes flexivisches -*R* zeigt *Gunastr'* Ao. 944 = *Gunnfastr,* öfter *Guðfastr*, ein specifisch schwed. Name (Th. S. 143, vgl. auch Lind, Norsk-Isländska Dopnamn, Uppsala 1905—15, wo nur schwedische Namensträger angeführt sind); das *r* wird noch *R* repräsentieren, da in altschwed. Runeninschriften der Übergang *R* > *r* nach Dentalen erst um 950 beginnt und nach 1000 allgemein ist (Altschw. Gr. § 283, 1). Ob in *Istr'* Ao. 944 *r* radical *(r)* oder flexivisch *(R)* ist, bleibt bei der unsicheren Etymologie unentscheidbar (Th. S. 145).

Stammhaftes *R* liegt vor in *Ruar'* Ao. 912 (Th. S. 147) und *Dir'* Ao. 862, 882 (Th. S. 141): ersteres = altisl. *Hróarr,* altschwed. *Hruar* (Schwund des *H* wie in altschw. *Hrurikr* > russ. *Rurik,* altisl. *Hróaldr* > *Ruald'*, altisl. *Hróðleifr* > *Rulav'*, vgl. Noreen, Altschw. Gramm. § 230) aus **HrōðwāRR* (NGr.[4] S. 51) < **Hrōþu[ʒ]āRaR* (ib. S. 166), nebentonige Entwicklung aus *-*ʒaiRaR*, vgl. ae. *Hrōðʒār*; letzteres = altwestn. *Dýri,* altschwed. *Diuri,* nach Thomsen »vom altn. *dýr*, altschwed. *diur,* Thier«, also urgerm. **deuza-* (got. *dius*, gen. *diuzis*), vgl. ae. *Dēor*. Die schwache Form *Dýri* widerspricht dem Zusammenhang keineswegs, vgl. altnord. *bjarndýr* und *bjarndýri* und die Personennamen *Geirr* und *Geiri*. Im Altwestnord. ist der Name nach Lind in älteren Zeiten sehr selten und verschwindet gegen Ende des 10. Jhd. auf Island, in Norwegen kommt er um 1200 vor, und tritt nach 1300 häufig auf. Sollte sich in dieser (altwestn.) chronologischen Spaltung ein doppelter Ursprung spiegeln, die ältere Schicht vom Substantiv (das oft auch »Hirsch« bedeutet) bzw. dem entsprechenden Adjektiv ae. *dēor:* wild, kühn, die jüngere vom Adjektiv *dýrr*, ahd. *tiuri*, carus, pretiosus (letzteres mit altem *r*, wie die finn. Entlehnung *tiuris, tyyris* beweist), mit dem der Name ebenfalls in Verbindung gebracht worden ist? Daß mindestens für die ältere Schicht die Thomsensche Ableitung zu Rechte besteht, die (nach Mitteilung von M. Olsen) auch in der letzten dänischen Bearbeitung seiner Abhandlung (jetzt in Samlede Afhandlinger I, 1919) festgehalten ist, bezeugt das Vorkommen des runenschwed. (Liljegren 265) *tiuRi* nom., *tiuRa* obl. (neben wohl späteren

oder von *dýrr* herrührenden anderen Belegen mit *r;* Liljegren mir nicht zugänglich). Prof. Magnus Olsen (Oslo), der die Güte hatte, auf meine Anfrage nach den etymologischen Auffassungen des Namens in der skandinavistischen Spezialliteratur mich auf diese Runenformen aufmerksam zu machen, verweist ferner auf Brate (Runverser, Antiqv. Tidskr. f. Sverige X 1, 1887, S. 39 Anm.), der sich in gleicher Richtung wie Thomsen ausspricht und neben -*R*- L 265 auch die Schreibung mit -*io*- in *tiori* L 1003 heranzieht, und auf L. Fr. Läffler (Svenska Fornminnesföreningens Tidsskrift XI, 1900, S. 201 ff.), der den Namen eingehend behandelt und gleichsfalls als substantivierte swm.-Form des dem ags. *dēor* entsprechenden Adjektivs (Nominalstammes) urgerm. **deuza*- 'wild' auffaßt, dessen starke n.-Form zum Substantiv ('wildes Tier') wurde (vgl. auch Abschnitt 9 am Schluß).

Die Zeitdauer des postvokalischen *R* im Schwedischen geht über die Vikingerzeit hinaus: es ist (Altschw. Gramm. § 283, 3) »noch um 1100, ja vielleicht bis 1200 oder sogar etwas später, allgemein vorhanden; zwar zeigen sich, wenigstens in Upland, schon vor 1100 vereinzelte Verwechslungen von *R* und *r*, die aber so selten sind, daß sie vielleicht nur orthographischer oder analogischer Natur sind« (nach NSpr.[3] § 172: »in Upland schon im 11. Jhd. häufige Verwechslungen«). Für die Entlehnungszeit dieser Namen kommt also nur *R* in Betracht.

9. Für das irische Gebiet stelle ich hier aus Marstrander das wesentlichste (in z. T. gekürzter Übersetzung) zusammen. Grundlage der Lehnwörter ist das Norwegische: »Von dänischer Sprache ist es mir nicht geglückt eine sichere Spur im Irischen zu finden. Dagegen zeigt das Material eine Reihe von sprachlichen Eigentümlichkeiten, die nicht allein für den norwegischen Charakter der Sprache völlig entscheidend sind, sondern sogar gestatten, sie als eine typisch südwestnorwegische Mundart zu bestimmen, nahe verwandt mit den norwegischen Dialekten auf den schottischen Inseln, den Færöern, in Jæren und Agder« (S. 128). Über die Zuverlässigkeit der Namenüberlieferung (S. 60): »Die Hss. stammen hauptsächlich aus dem 11—15. Jhd., die Texte selbst sind jedoch im allgemeinen nicht jünger als das 12. Jhd., einige haben, wie man annimmt, ihre Formung schon in spät-altir. Zeit erhalten. Ein

besonderes Gewicht lege ich auf das annalistische Material, in erster Linie auf die Ulsterannalen, von denen man sagen kann, daß sie vom 7. Jhd. an auf gleichzeitigen Dokumenten bauen. S. Bugges Einwand, daß die Namen in späteren Formen geschrieben sein könnten, gilt für diese Annalen nicht. Die übrigen Annalen müssen mit größerer Vorsicht behandelt werden, obgleich es auch hier erstaunlich ist, mit welchem getreuen Konservatismus die norwegischen Namen bewahrt sind... Dazu kommt, daß wohl nur die wenigsten norwegischen Namen in den irischen Distrikten Eingang gefunden haben, und ihre Kenntnis beim Kopisten meist aus alten Hss. geholt ist.›

Für *R* erscheint immer *r*; die Belege sind nicht sehr zahlreich, da auch im Irischen (vgl. Abschn. 8 und 13) in der Regel die Form der obliquen Casus zugrunde liegt und das Nominativ-*R* ausnahmslos abgeworfen wird (S. 58, S. 116). Zusammenfassend stellt Marstrander fest (S. 116 f.): ›Die altnorw. [bzw. altnord.] Aussprache muß zwischen altem *r* und *r* < *z* scharf geschieden haben. Letzteres war um 800 ein deutlich palatales *r* (wie ir. *r* im Genitiv *fir*) und hielt sich als solches in dem Zeitraum, den die irischen Quellen umspannen (800—1200). Noch in spät-altnorw. Zeit waren die zwei Laute verschieden, wie der Abfall von *r* < *z* in Flexionsendungen und unbetonten Silben (*Taarje*, Jæderen = *þorgeirr*) zu beweisen scheint... Die irischen Belege für *r* < *z* [d. h. *R*] sind: *Tomrair* A(nn. of) U(lster) Ao. 847 < *þórarr* [aus -*ȝeirr*, s. NGr.[4] § 54 3b]; *Torgair* Ann. Ao. 1171 < *þorgarr*; *Suartgair* AU Ao. 1014 < **Suartgarr* (vgl. S. 54); *Loduir* AU Ao. 1014 < *Hloduer*; *Danair* (Saltair na Rann, 10. Jhd.: s. S. 59) < *Daner* (pl.); *Sciggire* (Cath Ruis na Ríg) < (pl.) *Skeggjar* (vgl. S. 92); *þónair* < (pl.) *baunir* (S. 59). Dazu wahrscheinlich irisch *beóir*, gen. *beoire* < *bjórr* S. 79—80 (nom. *beóir* für *beór* wegen des palatalen *r* aus *z*), da das Getränk in der ir. Volkstradition ausdrücklich mit den Nordmannen assoziiert wird. Sollte es gleichwohl aus dem Ags. stammen, so muß auch ags. *r* < *z* im 10. Jhd. eine vom alten *r* verschiedene Aussprache gehabt haben; darauf deutet übrigens auch *Etgair* AU Ao. 974 = ags. *Ēadgār*. Darnach können weder *Bǫduarr* noch *Ívarr (Yngvarr)*, die im irischen dunkles *r* haben, *geirr*-Namen sein, wie Einzelne gemeint haben; ein *geirr*-Name ist *þórarr* [nach S. 89 liegt bei den *geirr*-Namen

im Irischen die nebentonige altn. Form *-gāR* > *gaR* zugrunde und drückt die ir. Schreibung *ir* das palatale ir. *r* aus, das altn. *R* wiedergibt]. Das feste *R* in Namen auf *-veR* und *-þeR* (s. NGr.[3] § 350, Anm. 4) geht, wie *Loduir* zeigt, auf das Jahr 1000 zurück.«

Zu den *geirr*-Namen rechnet M. nachträglich (S. 156) noch bestimmt das altn. *Óttarr* < **ōhta-gaizaz* (das meist zu *-hariaz* > *-arr* gestellt wird, doch ist ags. *Ohthere* nur Anglisierung des nord. Namens, s. Björkman, Eigennamen im Beowulf 1920 s. v.) wegen des irischen *Ottir* AU 917, *Oittir* AU 1014 aus nebentonigem altn. **ÓttiRR* (vgl. S. 82) [vgl. jedoch *utar* (acc.) Lundagård (Skåne), Anfang des 11. Jhds., Wimmer, Nr. IV 37, so daß ir. *Oittir* im Sinne von S. 82 doch analogisch beeinflußt sein muß, vielleicht durch *Oddgeirr*], sowie (S. 52 und 152) irisch (12. Jhd.) *Rofir* (gespr. *roər*) < *Hróarr* < **Hróđʒeiʀʀ*. Auch *Diure* 11. Jhd. < *Dýri* hat wohl *R*, da M., der es offenbar vom adj. *dýrr* ableitet, bemerkt (S. 50): »man erwartet **Diura*, da *r* nicht auf *s* [d. h. wohl *z* bzw. *R*] beruht«; verstehe ich recht, so weist die ir. Form auf ein *R* zurück, das ja bei anderer Etymologie (s. unter 8) gegeben ist.

10. Ein Zeugnis aus der Mitte des 9. Jhds. in der reichsfränkischen Annalistik bietet der Name des Führers einer 841 und 851 aus Aquitanien kommenden Vikingerflotte, die die Seinegegend heimsuchte (vgl. W. Vogel, Die Normannen und das fränkische Reich, Heidelberg 1906, S. 84, 142; Steenstrup, 'Normannerne' mir leider unzugänglich). Im zeitgenössischen Chronicon Fontanellense (841—859, MG. SS. II) heißt es ad ann. 841 *venerunt Nortmanni Oscheri quoque dux*, ad ann. 851 *classis Nortmannorum . . . duce Hoseri*. Der Name wird von Skandinavisten (vgl. Alex. Bugge, Hoops Reallex. IV, S. 536 § 19 und 538, § 23) mit altwestn. *A'sgeirr* (ostn. mit Monophthong *A'sger*, altdän. später auch *Esger*) identifiziert, das auch im Runendänischen belegt ist: *ąskaiR* Wimmer, DR, Abt. II Nr. 40 Aarhusstenen IV, c. 1000 und *eskiR* (acc.) Abt. V, Nr. 1 Kongevejs-stenen, Bornholm, c. 1030—40; vgl. auch Namenindex Bd. IV 2 S. XL s. v. Die Schreibung im Chr. Font. (*s-ch* gibt wohl die spirantische Aussprache des *-s-ʒ-* wieder, die um diese Zeit für inlautendes *-ʒæirr* zu erwarten ist, vgl. altschwed. *Styrgher* NSpr.[3] § 63) macht den Eindruck einer Entstellung infolge mündlicher Namensvermittelung durch

romanische Berichterstatter (oder Angleichung an *-heri?*, die aber ebenfalls Rhotazismus des *RR* voraussetzen würde), doch kann kein anderer nord. Name in Betracht kommen; das *ōs-* dürfte Lautsubstitution für das nasalierte *ǫs-* sein, wie Björkman NP. S. 13 (oben) das analoge *Osfrid* als Name dreier dänischer Vertragszeugen in den Annales regni Francorum (ad ann. 811) deutet. Die gleiche Form setzt der normannische Ortsname *Oqueville,* in mitelalterlichen Quellen *Oske-*, *Osche-ville* voraus, den Jakobsen (s. u.) S. 66 von *Oscher* < *A'sgeirr* ableitet; seine Annahme, daß *os-* für *as-* auf Anlehnung an das altsächs. *ōs-* beruhen kann, ist daher nicht erforderlich.

11. Die nordischen Orts- und Personennamen der Normandie, wo c. 900—1100, in Bayeux noch im 12. Jhd. nordisch — hauptsächlich dänisch, vermutlich auch norwegisch — gesprochen wurde (NSpr.[3] § 1, S. 2), die zuletzt von Jakob Jakobsen (Danske Studier 1911, S. 58—84) untersucht worden sind, bieten ebenfalls einige *geirr*-Namen: *Roriville, Rore-* (heute *Roiville,* Dép. Seine Inför. und Dep. Orne), von *Hróarr* (»eher als vom ahd. *Hrōdhari*, man beachte das Fehlen des *d* im 11. Jhd.«) [vgl. Schwan-Behrens, Altfrz. Gr.[11] 1919, § 116] S. 69; *Gersey, Gersoy* 11. Jhd. (heute Jersey) S. 61 und *Gerville,* in mittelalterlichen Quellen *Gere-*, *Guer-v.* S. 65 < *Geirr; Grémontville* (SI), mittelalt. *Germundi-*, *Germun-*, *Guermon-v.* < *Geirmundr* S. 68; *Ogerville* (SI), 1198 *Hougier-v.*, 1195 *Hogre-v.*, c. 1200 *Holgue-v.*, wahrscheinlich < *Holmgeirr, Holger* S. 74 (dagegen *Orgeville,* mittelalt. *Otgeri-*, *Ogeri-v.* eher vom frk. *Ōtgēr* als vom nord. *Oddgeirr* S. 65).

Den Ursprung der Ortsnamen wird man wohl in die Vikingerzeit setzen dürfen; da sich im Dänischen postvokalisches *R* bis in die zweite Hälfte des 11. Jhds. erhielt, wo dann *R* und *r* in den Runeninschriften zusammenzufallen beginnen (L. Wimmer, Bd. I, S. LX ff., vgl. NSpr.[3] § 172; im Norwegischen nach § 117, NGr.[4] § 265 Zusammenfall »vorliterarisch«, jedoch nach Marstrander, oben Abschn. 9, Unterschied noch c. 1200), werden auch diese Namen noch von *R*, nicht von *r*-Formen ausgegangen sein.

12. Für das englische Sprachgebiet genügen kurze Hinweise auf Björkmans Untersuchungen. *R* ist durchgängig durch *r* vertreten, s. ScL S. 167 (*helder* = altwestn. *hęldr*

< urn. **haldiR*, *sēr* < urn. **sēR*), S. 17 (*hagher* = altn. *hag-R*); weitere Belege für gelegentliche Erhaltung des nom. *-R* in Namen NP S. 184 (z. B. *Olafar, Anander, Aerlingre, Berguluer, Hildra*). An *geirr*-Namen kommen z. B. in Betracht: *Ásgeirr* > *Asger, Ásgœrus* (c. 1060) NP S. 13 und EN S. 15; *Alfgeirr* > *Halger* (Lib. Vitæ Dun. »in durchaus skand. Gesellschaft«) NP S. 2 und *Algereby* EN 12; *Arngeirr*, > **Arnger* (wenn *Arnenger* Domesd. B. darauf zurückzuführen ist) NP S. 7; *þorgeirr* > *Thorger* (LVD), *þurgar* NP S. 156, EN S. 86; *Ulfgeirr* > *Ulgerus*, kaum vom ae. *Wūlfgār* EN S. 91; *Geirmundr* > *Germundus* (DB) EN S. 36, die Ortsnamen *Gerulftorp* DB und *Geruezbi* DB (von *Geirolfr*, bzw. *Geirviðr*) EN S. 37. Terminus a quo ist der Beginn dauernder Niederlassung von Vikingern auf englischem Boden (851 erste Überwinterung auf der Isle of Thanet, »the actual settlement did not, however, take place till about 865«: Björkman ScL S. 264, vgl. auch A. Bugge, Reallex. IV S. 536, § 20); die seit 787 erfolgten Einfälle waren nur sommerliche Raubzüge und können keinen nennenswerten sprachlichen Einfluß gehabt haben (ScL ib.). Ihrer Herkunft nach waren die Siedler der Mehrzahl nach Dänen, doch auch Norweger (ScL S. 280). Sowohl in Lehnwörtern wie in Namen ist daher für die ganze Vikingerzeit mit *R* zu rechnen (vgl. unter Abschn. 9 und 11, und NSpr.[3] § 62), außer postdental (*heldr, Hildr, Ǫnundr*), wo um 900 *R* > *r* geworden war (s. unter Abschn. 7).

13. Die These [1e], *z* scheine noch bis ins 10. Jhd. gesprochen worden zu sein, steht im Zusammenhang mit einer unzutreffenden Interpretation der Behandlung des nord. Nominativzeichens in ausländischen Quellen. In einer Reihe von gleichzeitigen Urkunden aus ags. Zeit erscheint der altn. Name *Haddr* (nach 900 *r*) einmal als *Hadder dux* c. 930, daneben 931 und 934 als *Hadd dux*, 931 als *Had dux* (Belege NP S. 60). Daraus folgert K (S. 82): »Wie die Schreibung *Had(d)* zeigt, scheint um dieselbe Zeit im 10. Jhd. aber auch schon der Abfall des *z* oder [postdentalen] *r* zu beginnen... Die vom 11. Jhd. an ins Englische eingedrungenen Lehnwörter zeigen ja alle kein auslautendes *-r* mehr.«

Dem steht das Zeugnis der nordischen Quellen unverrückbar entgegen; altwestn. blieb das Nominativ-*r* überhaupt erhalten (bis auf landschaftliche und positionelle spätere Schwan-

kungen), im Altschwed. fehlt es c. 1300 in gewissen Stellungen, nach c. 1400 öfter in gewissen Denkmälern, erst nach 1450 allgemein, im Altdän. schwindet es im 12. Jhd. (vor 1150) fast ausnahmslos, doch gibt es Belege bis c. 1300 (NSpr.[8] § 259, S. 220; in § 15, S. 34 anders formuliert: »im Altschwed. noch erhalten, fehlt aber, wenigstens seit 1300, im Altdän.«). Das gleichmäßige Fehlen des *-r* in allen ausländischen Wiedergaben nord. Namen (u. Lehnwörtern) bis auf gelegentliche Ausnahmen kann daher nicht nordische Verhältnisse abspiegeln und keinen Grund zu früherer Datierung des *r*-Abfalls im Nordischen abgeben, sondern ist einfach fremdsprachliche Vermeidung einer in den nichtnordischen Sprachen ungebräuchlichen Nominativendung, zumal die casus obliqui den Gebrauch der Stammform nahelegten. Das ist nicht nur in englischen Quellen der Fall, sondern allgemein (vgl. schon die zwei Stammformen des 6. Jhds. Abschnitt 5): für das Irische s. unter Abschnitt 9; auch im Altrussischen fehlen bis auf ein oder zwei Ausnahmen (s. Abschn. 8) die *-r* regelmäßig, ebenso in der reichsfränkischen Annalistik. Und zwar nicht erst seit dem 11. (oder 10.) Jhd.; vgl. altruss. *Askoldʼ*, *Oskoldʼ* Ao. 862 (= altisl. *Hǫskuldr*), *Rurikʼ* Ao. 862 (altisl. *Hrœrekr*), *Truvorʼ* Ao. 862 (= altisl. *Þorvarðr*), *Ingelʼdʼ* Ao. 911 und 944 (altisl. *Ingjaldr*), *Rualdʼ* Ao. 911 und 944 (altisl. *Hróaldr*) usw.; irisch *Amlaiph* AU Ao. 857—938 neunmal (< *ǫleifr*: Marstr. S. 61), *Turges* AU Ao. 844 (altisl. *Þorgestr*: S. 62), *Barith* AU Ao. 880 (altisl. *Bárðr*: S. 90), *Sitriuc* AU Ao. 896—951 (altn. *Sigtryggr*: S. 112) u. a. m.; angelsächs. Chronik Ao. 871 (A) *Sidroc* < *Sigtryggr* (PN S. 120) und *Hareld* < *Haraldr* (PN S. 63), Ao. 875 (A) *Godrum* < *Guð(þ)ormr* (PN S. 49), *Anwynd* = altisl. *Ǫnundr* (PN S. 6 u. 63) — aus der ältesten Partie des Parker Ms., die bis inkl. 891 geht und bis dahin von einer Hand geschrieben ist (Plummers Ausg. Bd. I, S. 83, Note 13 und Bd. II, S. XXIV ff., XXVII); reichsfränkische Annalistik: Annales regni Francorum qui dicuntur Laurissenses Maiores et Einhardi [741—821] (ed. Kurze 1895, S. 134) Ao. 811 (unter den dänischen Gesandten beim Friedensschlusse *super fluvium Egidoram*) *Urm* (< *Ormr*) und drei *Osfrid* (< **Ásfriðr* vgl. NP S. 12 ff.); Ann. Bertiniani [830—882], im zweiten Teile 836—861, von Prudentius, (ed. G. Waitz 1883, S. 12) Ao. 836 *Horich* (Mskr. 2 *Horic*)

rex Danorum, Ao. 847 (S. 35), *Oric r. D.* (s. u.); Ann. Xantenses [800 bzw. 826–873] (ed. B. de Simson 1909, S. 17) Ao. 850 *Rorik Nordmannus* (< *Hrærekr*); Ann. Fuldenses (ed. Fr. Kurze 1891) in der Pars secunda 838—863 (auctore Ruodolfo) Ao. 850 (S. 39) *Roric natione Nordmannus;* Ao. 854 (S. 44) *Horic (rex Danorum) et Gudurm (filius fratris eius)* < *Hárekr* (?) und *Guð(þ)ormr*; Vita Anskarii [+ 865] auctore Rimberto [+ 888] (ed. G. Waitz 1884) cap. 26 (S. 55) *regi Sueonum nomine Olef* [Ao. 852], ebenso cap. 30 (S. 60) *rex Olef* < *Óleifr* (s. Lind s. v.).

Vgl. ferner auf Münzen nordischer Vikingerfürsten in Northumbrien: *Cnut rex* (aus einem vor 905 niedergelegten Schatz bei Cuerdale in Northumberland; entweder ein zweiter Name des Königs Guðrøðr + 894, oder dessen Sohn), *Sicurt* (Sigurðr, Knuts Nachfolger oder Mitregent c. 894—898), *Sitric comes* (Sigtryggr jarl, c. 900), *Sitric cununc* (+ 926); das gleiche nord. *konungr* (runisch vgl. *kurmR kunukR* Jællinge I [Dän.] c. 935—940, *haraltr kunukR* Jæll. II c. 980) auch auf Münzen von *Regnald cunuc* (Ragnvaldr von York, unsicher ob der I. + c. 921 oder II. + 944) und *Anlaf cununc* neben *A. rex*, wahrscheinlich Olafr Kvaran + 981, herrschte in Northumberland c. 940—944 und c. 948—952); s. Alex. Bugge, Vesterlandenes Inflydelse par Nordboerne i Vikingetiden (Skrifter udgivne af Videnskabs-Selskabet i Christiania 1904, II. Hist.-Filos. Kl.) S. 277 f., 280 f., 282 f., 293. Die northumbr. Münzmeister waren anfangs Angelsachsen oder Franken, doch finden sich später auch einige nordische Namen (S. 291 ff.), Schüler und Nachahmer der fremden Münzmeistertradition, wie schon die Verwendung der lateinischen Schrift, vielfach auch der lateinischen Sprache zeigt. In diese Tradition, bzw. die in England unter den Angelsachsen übliche Art, nordische Namen ohne Nominativ *-r* zu sprechen, fällt auch die gleichmäßige Fortlassung des *-r* selbst auf Münzen, die im Auftrag nordischer Fürsten geprägt wurden; diese Münzen waren ja zum Umlauf unter einer ags.-nord. Mischbevölkerung und darüber hinaus in rein ags. Gebieten bestimmt, und ihre Inschriften richten sich daher nach dem Landesbrauch. Sie beweisen kein Verstummen des *r* im *Nordischen*, sondern Angleichung an den ags. Worttypus; wie man umgekehrt aus der Skandinavisierung fremder Namen im Nordischen (z. B.

irisch *Cormac* > *Kormakr*) keinen Rückschluß auf die fremde Nominativendung ziehen könnte.

Anderseits gibt es für ausnahmsweise Beibehaltung der Nominativendung, so selten sie im allgemeinen ist, auch Belege weit über das 10. Jhd. hinaus: so erscheint im Liber Vitae Ecclesiae Dunelmensis (ed. Stevenson, Publications of the Surtees Society 1841) zweimal (auf S. 78, Sp. 1 und S. 79 Sp. 2) der Name *Anander* (St. druckt das zweite Mal fälschlich *O-*, Björkman liest *A-*) = ostn. *Anunder*, westn. *Ǫnundr* (vgl. NP S. 5), ebd. S. 78, Sp. 2 ein *Dacher filius Eilaf* = altwestn. *Dagr*, altostn. *Dagher* (NP S. 31, mit unberechtigter Skepsis als unsicher bezeichnet; welcher skand. Name käme denn sonst gegenüber der völlig klaren Entsprechung in Betracht?), in der gleichen Spalte *Grimer* = altn. *Grimr* (nach NP S. 51 könnte auch *Grimarr* zugrunde liegen, was wenig wahrscheinlich ist, da z. B. auf fol. 42 aus der gleichen Zeit Voll-endungen wie *Wimar*, *Steinar*, *Yngamar* u. a. erhalten sind). Das Blatt (fol. 51 b) ist nach Stevenson 'written in various hands of the 12th and early parts of the 13th century'; die innere Chronologie dieser Seite, die neben zahlreichen nordischen Namen auch (untereinander) *Boduwar Berki* bietet, wird dadurch bestimmt, daß gleich der achte und neunte Eintrag — auf den als 14. der Reihe der erste 'Anander' und in verschiedenen Abständen die anderen oben angeführten Namen folgen — lauten *Eiric rex Danorum* und *Botild regina*, seine Gattin, † 1103 (s. Axel Olrik, Danmarks Heltedigtning I, S. 140 f.). Vgl. auch *Walander* in Ademars Historia aus der ersten Hälfte des 11. Jhds. (s. Abdruck der Stelle bei Jänicke, ZE Nr. LXX in Z. f. d. A. Bd. XV und darnach in meinen DHS. Bd. I, S. 23) und *Cnuter* (vgl. NP S. 32 f.) in den Reichenauer Confraternitates, auf einem der letzten Blätter, ed. Piper, MG 4°, Sp. 675, S. 350; die an verschiedenen Stellen auftretenden skand. Namen stammen nach NGr.[4] S. 9 aus der Zeit c. 900—1100.

14. Das gleiche gilt von These *δ*: »Dagegen ist die *r*-Aussprache [d. h. im Sinne der These *β* normales *r*, nicht *R*] des *z* sicher bezeugt für das 10. Jhd. durch die lateinische Umschrift der Runennamen im Codex Leidensis — *urr* (*urz*), *naudr* (*naupz*), *manr* (*manz*), *laucr* (*laukz*). Auch in der ags. Hs. Cotton. Galba A (um 1000) stehen die Runen-

namen *tyr* (*tiuz*), *mander* (*manz*), *locr* (*laukz*, für dänisch *logr*). Vgl. v. Friesen, Reallex. IV, S. 43« [die eingeklammerten Formen sind in Runen geschrieben, wobei für das *z* obiger Umschrift das Runenzeichen (transcr.) *R* steht].

Auch hier ist das *r* der lateinischen Umschriften für das runische *R* nur fremdländische Ersetzung eines in der Sprache und Schrift des Aufzeichners unbekannten Lautes bzw. Zeichens, und beweist wohl den Rhotazismus des *R*, aber nicht seinen damaligen Zusammenfall mit altem *r* im Nordischen, der durch das Zeugnis der heimischen Runendenkmäler je nach Position ganz anders datiert ist. Bezüglich des Runenalphabets im Codex Leidensis bemerkt v. Friesen: »Die Aufzeichnung, die zugrunde liegt, dürfte zwischen 825—850 gemacht worden sein«, was aus dem altertümlichen (a. a. O. unter Verweis auf S. Bugges 'Bidrag til den ældste Skaldedigtnings Historie' besprochenen) Lautstande der nordischen Wörter hervorgeht; auch das *R* nach Dental in den runischen Wörtern weist das Original noch in das 9. Jhd. Da die Umschrift in lateinische Buchstaben offenbar den Zweck der ganzen Aufzeichnung bildete, muß auch sie schon dem Original angehört haben, und ist demnach als Zeugnis des 9. Jhds. (für Rhotazismus des *R*) zu werten. Als Umschrift des 10. Jhds. gefaßt, würde in der Nominativendung ihr *r* nach dem damaligen dän. und norw. Lautstand teils (postdental) *r* (z. B. *úrr*, *nauþr*), teils *R* (z. B. *lǫgR*) wiedergeben.

[Anm.] Ohne Zusammenhang mit obigem sei hier verzeichnet, daß die altertümlich anmutende Form *lagor* in einem irischen Runenalphabet c. 950 nach Marstrander S. 135f. nicht Erhaltung des urnord. **laguR* ist, was zu den sonst jüngeren Formen dieser Aufzeichnung nicht stimme, sondern *o* nur irischer Sproßvokal aus der für Iren unaussprechbaren Verbindung *-ʒr*, *-gr* sei; darnach repräsentiert es ein westnord. *lǫgr* (nord. *ǫ* > ir. dunklen *a* s. S. 74).

15. Versuche, aus den Kontaktwirkungen des »*R*« die Chronologie des urnordischen Wandels von *z* > *R* und dessen phonetische Art zu erschließen, sind — mit abweichenden Resultaten — zuletzt von Pipping und Bremer mit eingehenden sprachgeschichtlichen Analysen angestellt worden. Pipping, der als Übergangslaut zwischen urgerm. *z* und dem späteren (normalen) *r* ein koronal-alveolares stimmhaftes *ž* postuliert (mit *R* bezeichnet), das jedoch auch *r*-haltig gewesen sein könne (also etwa *ř*?) und allmählich — Daten nach den Runen-

inschriften — *r* wurde, kommt zu dem Schlusse, daß der Übergang *z* > *R* im Altwestnord. vor, im Altostnord. nach der Synkope kurzen unbetonten Vokals in der Stellung nach kurzem »Wurzeltal« (*rot-dal*) eingetreten sei (S. 163, 165, 166). Bremer setzt den Übergang von *z* > *R* (*r* mit heller Klangfarbe) um die Mitte des 8. Jhds., die Mouillierung dieses *R* und dessen Umlautwirkung im Norwegischen, in Teilen des Schwedischen und im Gutnischen ins 9. Jhd. (hierauf Aufhebung der Mouillierung und allmähliches Zusammenfallen mit *r*, laut Runeninschriften). Zu diesen Fragen Stellung zu nehmen liegt außerhalb des Themas. Nur eine (unabhängig von den obengenannten Studien erstandene) lautgeschichtliche Erwägung möchte hier zur Diskussion gestellt werden.

Mit Eintritt der Synkope traten viele bis dahin postvokalische -*R* an Konsonanten. Diese Synkopierungen erfolgten je nach dem Vokal der Endsilbe und der Quantität der Stammsilbe in der Zeit von c. 700 bis (vor) 900 (Heusler, Altisl. Elementarbuch 1921[2], § 108), zum Teile aber noch früher (6.—7. Jhd., Belege NGr.[4], § 153). Besonders früh wurden die Endungen -*aR* allgemein und -*iR* nach langer Silbe (erst später nach kurzer) davon betroffen, z. B. -*wulafR* (*a* ist Sproßvokal) Istaby (Schw.) c. 650, *fiskR* Eggjum (Nw.) c. 700, *rhoaltR* Vatn (Nw.) Anfang des 8. Jhds., *taitR* Tveito (Nw.) c. 750, *barutR* (altisl. brýtr) aus älterem **brūtiR* Björketorp (Schw.) c. 700 (vgl. NGr.[4] § 356, Anm. 1 und Johannesson, Grammatik der urnord. Runeninschriften, Heidelberg 1923, S. 48). Eine Lautfolge stimmloser Kons. + stimmhaftes *z* ist jedoch phonetisch in sprachlicher Praxis nicht denkbar; Verbindungen wie *pz*, *tz*, *kz* hätten zu *ps*, *ts* (später teilweise > *ss*), *ks* werden müssen. Die Zahl solcher Kombinationen im nordischen Wortvorrat ist sehr groß; bei den Verbis mit synkopierter Endung entfallen nach den bei Wimmer, Altnord. Grammatik 1871, gegebenen Listen gegen 100 auf den Stammauslaut -*k*, -*p*, -*t*, -*s* (im Skand. immer stimmlos), nicht viel weniger häufig sind Substantive und Adjektive dieses phonetischen Typus. Wäre *R* noch *z* gewesen, so hätten sich zwischen 650—900 in allen synkopierten Endungen die Dubletten -*z* (> *R* > *r*) und -*s* ergeben, die je nach Eintritt der Synkope und nach Dauer des »*R*«-zeichens in vielen Positionen jahrhundertelang nebeneinander existiert und daher auch ihren verschiedenen sehr

lichen Ausdruck gefunden haben müßten, indem man für *z* die Rune *R*, für *s* die Rune *s* gesetzt hätte. Die Fehlritzung *þurulfs* (*sati*) auf dem Oddumstein c. 1060 — die Marstrander S. 153 in anderm Zusammenhange als Rest einer sehr alten Sandhi-erscheinung erklären möchte, vgl. aber dagegen die älteren Belege *rhuulfR sati* Helnæs Wimmer Bd. II, S. 348, *þaiR sautu* (i. e. *såttu*) Hunnestad I ib. Bd. III S. 29 — kann nichts anderes als ein Versehen sein (s. Wimmer Bd. I 2, S. 113 und Bd. II S. 289) und könnte schon deshalb nicht als eine *s*-Dublette in Anspruch genommen werden, weil ein postuliertes *z* nach dem stimmhaften *ƀ* (11. Jhd.!) nicht den Stimmton verloren hätte. Ebensowenig ist die gegen Ende der urnord. Zeit (NGr.[4] § 277) eingetretene Assimilation *ss* < *sR* als *s*-Dublette anzusprechen, weil sie nicht aus *s* + *z* > *s* + *s* entstanden ist, wie die ältere Form *lausR* Björketorp c. 700 (die nicht *sz* sein kann) zeigt. Da sich der Übergang *R* > *r* auf eine lange, landschaftlich abgestufte Zeit verteilt, kann das einheitliche -*R* der Inschriften (postdental seit 900 > *r*) und -*r* der Literatursprachen auch nicht aus Systemzwang erklärt werden, der automatisch beim jeweiligen Übergang der *z*-Endungen zu *r* die *s*-Dubletten spurlos verdrängt hätte. Mit andern Worten, runische Verbindungen -*þR*, -*tR*, -*kR*, -*sR* und ihre Fortentwicklung zu -*þr*, -*tr* (westn. schon um 900), -*kr* sind nur erklärlich, wenn schon vor der Synkope »*R*« ein rhotazistischer Laut, *ř* oder helles *r* war, dessen stimmlose Varietäten genau so zu gewöhnlichem *r* führen konnten (und geführt haben), wie die stimmhaften, während dies bei *s* (aus *z*) oder *š* (aus *ž*) nicht zutrifft; zu dem gleichen Schlusse führt die Erwägung der Form *lausR*: weder -*sz* noch -*sž* (oder mit Stimmtonverlust -*sš*) sind voraussetzbare Aussprachen; beim Zusammenstoß solcher vorher durch Endsilbenvokal getrennter Konsonanten hätten sofort Assimilationen zu *ss* bzw. *šš* oder regressiv zu *zz*, *žž* eintreten müssen, die alle ausgeschlossen sind, weil die Schreibung zwei verschiedene Laute statuiert.

Aus diesem Kriterium würde sich — mit Rücksicht auf *wulafR* Istaby c. 650 — rund 600 als letzter Termin für den Eintritt des Rhotazismus ergeben. Damit gewinnt die Auffassung von *Fervir* bei Jordanes als korrekte Überlieferung eines urnord. **FerwiR* auch an innerer Wahrscheinlichkeit und rücken die Daten des ältesten externen und internen Zeugnisses

einander auf ein Jahrhundert nahe: bewähren sich die neuen Datierungen der Runendenkmäler bei Lindquist, der den Istaby-Stein rund 550 ansetzt, so fallen beide Termine zeitlich zusammen.

[Korrektur-Nachträge. Zu Abschn. 4, Zeile 5: Läffler 1894 hat noch nicht die Erklärung von *Fervir*. — Zu Abschn. 7, Z. 13: nach Finnur Jónsson, Norsk-Islandske Kultur- og Sprogforhold i 9. og 10. Aarh., 1921 (Dansk Vidensk. Selskab, Hist-fil. Meddelelser III 2) S. 206 (mir erst jetzt zugänglich geworden) in norweg. Runeninschr. Zusammenfall von -*R* mit -*r* nach *allen* Konsonanten — im Gegensatz zum Dänischen und Schwed. — schon im 10. Jhd.; doch vgl. auch Marstrander (Abschn. 9, Absatz 2). — Zu S. 15, Z. 3: zur Dublette *Hárekr—Hórekr* vgl. ebd. S. 292.]

Würzburg. Otto L. Jiriczek.

CHAUCER'S "WARDROBE".

. . . This cursed Iew him hente and heeld him faste,
And kitte his throte, and in a *pit* him caste.

I seye that in a *wardrobe* they him threwe
Wher-as these Iewes purgen hir entraille.

So writes Chaucer in the *Prioresse's Tale*[1]); and Skeat, in annotating *wardrobe*, gives the usual synonym, *privy*[2]). He then goes on to explain the semantic difficulty: how this sense could be derived from the etymological meaning, a place for clothes: "Godefroy's O. F. Dict. shews that garderobe meant not only a wardrobe, or a place for keeping robes etc., but also any small chamber; hence the sense. See Cotgrave." He leads us to suppose, in short, that the sense 'privy' arose because both privies and wardrobes were small rooms. In his glossary, Skeat adds that the word in this sense is "jocular", supposing apparently that the confusion of names of the two rooms would constitute an example of Mediæval, and in this case Chaucerian, humor.

---

[1]) C. T., B, 1760 *et seq.* In none of the other extant versions of the story listed by Brown, is the word "wardrobe" used (Carleton Brown, *Miracles of our Lady*, EETS. Sec. Ser., XLV, 46, 109 etc.). The passage is given most nearly in the Trinity College, Cambridge, MS. O. 9. 38: "... corpus extinctum in locum proicitur extreme vilitatis vbi natura se purgat per secessum." The other Latin versions in Group C, which constitutes the nearest approach we have to Chaucer's source, use "cloaca" or "latrina", not "garderoba"; and the English version in the Vernon MS. (EETS. Orig. Ser. XCVIII, 142) gives "gonge-put", i. e. cess-pool. There is, therefore, no reasont to suppose that Chaucer borrowed his use of "wardrobe" from his sources.

[2]) Cf. Cotgrave, Tyrwhitt, Du Cange, Bradley-Stratmann, and *N.E.D.*, *s. v.* These authorities do not show any semantic relation between the two senses. The double use must have been common enough. In Wright's *Old English Vocabularies* (2nd ed. Wülcker, 1884, I, 670) appears "latrina, a wardroppe", in a 15th century glossary.

Contrary to Skeat's statement, however, Godefroy does not say, or even imply, that the two rooms were confused because they were both small[1]); and the facts, as far as they can be gleaned, do not support the contention that the wardrobes of the Middle Ages were necessarily small, or that there were two separate rooms, one for clothes and one for a privy; but rather that one room, often of considerable size, was used for both purposes. Henry III ordered a "good and large privy chamber between our hall and kitchen"[2]); and later we hear of one at York "of the length of twenty feet"[3]). Dover Castle contains "a large number of such rooms, most of which are of considerable size"[4]); in Kenilworth a space thirty feet by twenty was cut in half to form two garderobes[5]); and in Colchester there is one fifteen and a half feet long and over ten feet wide[6]). Numerous references, moreover, in Turner and Parker show that the room was "important" and "of considerable extent"[7]). Skeat's theory, therefore, seems

---

[1]) Godefroy does, indeed, give several senses: a place for archives, a sleeping apartment, a cloak or cloth to put over a garment; and, in his *Compliment* he adds: a chest for keeping linen etc., and a "chambre destinée au même usage et dans laquelle par la suite on mettait la chaise percée." Skeat seems to have read the passage to mean that, since the word was used in all these senses previously given ("par la suite"), it was also applied to the privy. This is impossible; for "par la suite" could hardly refer to senses given in Godefroy in another volume. It probably refers to the meaning immediately preceding: because the room was used to store linen etc., a privy was put there also; for in the days before camphor and moth-balls, ammonia might serve as a protection against harmful insects. The use, moreover, of spice, which was commonly kept in the wardrobes, as a preservative against moths, is noted in Pope's *Dunciad* (I, line 151 *et seq.*); and Le Comte's *Voyage to China* (Harris, *Voyages*, London, 1705, II, 498) tells in 1685 how the Chinese kept furs in summer by storing them "in huge Earthen Pots with Peppar and other drugs to preserve them".

[2]) T. H. Turner, *Domestic Architecture from the Conquest to the End of the Thirteenth Century*, Oxford, 1851, I, 184.

[3]) *Ibid.*, I, 261.

[4]) T. A. Hamilton, *Military Architecture in England During the Middle Ages*, Oxford, 1912, 155.

[5]) G. T. Clark, *Mediæval Military Architecture in England*, London, 1884, II, 139.

[6]) *Ibid.*, I, 428.

[7]) J. H. Parker, *Domestic Architecture* (a continuation of Turner *Op. cit.*), Oxford, 1859, I, 96 et seq.; and Turner, *op. cit.*, I, 68, 185 etc.

untenable; and the present study proposes to throw light on the relation between the etymological and the derived meanings of the word by tracing the evolution of the "wardrobe" in the architecture and in the domestic economy of the Middle Ages, and by further showing that the two meanings arose, not from the confusion of two different rooms, but from the double use of one room.

Of pre-Norman latrines little is known, except that the OE. work *gong*, used to designate them at least from the time of Ælfric, appears to be derived from *gang*, a passage-way [1]); and this suggests that they were situated at some distance from the bower. The word *rūmhūs*, moreover, which probably long antedates its first recorded appearance in *The Owl and the Nightingale*, implies an outhouse. Anglo-Norman seems to have introduced the expression *chambre foreign*, commonly shortened to *foreign*; and this again suggests a continuation of the condition for some time after the Conquest [2]). A number of orders, furthermore, have come down to us from the reign of Henry III, directing that covered ways be built to connect privies with the royal chambers [3]).

In the close confinement, however, of the twelfth century castles, where the courtyard was neither large nor very well defended, privies were perforce introduced into the walls of the keep, close to the private rooms of the lord and his family; and mural chambers with latrines have survived in a large number of ruins [4]). The latrines consist of a seat [5])

---

1) *N.E.D.*, *s. v.* *Gong* remained in use throughout the sixteenth century. For an illuminating study of early Germanic privies and words used to designate them, see J. Hoops, *Reallexikon d. Germ. Altertumsk.* I 13—15.

2) One wonders whether this is a loan-translation of *rumhus*, or *vice versa*. The use of an outhouse is further illustrated in *Dan Hew of Leicestre*. See *Mod. Phil.*, XV, 235 *et seq.*

3) Turner, *op. cit.*, I, 184, 186 etc.

4) *E. g.* Castle Rising (? 11th century); see H. A. Evans, *Castles of England and Wales*, London, 1912, 14. These latrines may have been added later. Similar conditions obtain in Drum Castle. See Macgibbon and Ross, *The Castellated and Domestic Architecture of Scotland*, Edinburgh, 1887, I, 152 (cf. I, 88), and elsewhere. Garderobes off kitchens, hallways etc. were apparently for the use of retainers.

5) For illustrations, see Wright, *Vocab.*, *ed. cit.*, I, 800; and the Vernon MS. of the *Prioresse's Tale*. See also a MS. contract for constructing a latrine quoted by Addy, *The Evolution of the English House*, London, 1910, 205.

and a flue or "chimney", which at this early period seems merely to have deposited the refuse at the foot of the castle wall on the outside[1]). The vents were sometimed corbelled out over the wall[2]), sometimes supported by an oblique or "squint" arch which sprang across the corner between the wall and an adjacent buttress[3]).

The growth of civilization, however, in the early part of the thirteenth century[4]), seems to have required that the refuse be deposited in a pit or covered cess-pool[5]), or sometimes in the moat, especially if, as at Bothwell, Corfe, and Caerphilly[6]), running water could be had to flush the refuse away. The *wardrobe* to which Chaucer refers was evidently provided with a pit; for here it was, apparently, that the child's body was

[1]) *E. g.* Macgibbon and Ross, *op. cit.*, I, 88; and Addy, *op. cit.*, 158: Peak Castle, in which a mural chamber had a garderobe that projected over a cliff. In the siege of Antioch (1097—1098), some of the defenders escaped through garderobe flues to the outside of the wall. (*Gesta Francorum*, ed. Hagenmeyer, 332 *et seq.*)

[2]) *E. g.* Pevensey Castle (Clark, *op. cit.*, II, 364 and Evans, *op. cit.*, 38), also Barnard Castle (Clark, *op. cit.*, I, 209).

[3]) *E.g.* Conisborough Castle (Clark, *op. cit.*, I, 414). Cf. Colchester Castle (*ibid.*, I, 428). A. H. Thompson, *Military Architecture in England*, Oxford 1912, 246, dates this arrangement at Pevensey as a fourteenth century addition.

[4]) J. A. Gotch, *Growth of the English House*, London, 1915, 68, says that garderobe towers were first erected c. 1435. He chronicles the improvements made in sanitation in the reign of Henry III and the introduction of drains, without realizing that these things imply the grouping of garderobes in one or more towers. As a matter of fact, many such towers preserved today seem to belong to a date much earlier than he assigns: Clark (*op. cit.*, I, 169), for instance, dates the towers at Ludlow, Langley, and Caerphilly between 1090 and 1130.

[5]) Turner, *op. cit.*, I, 261—262 *et passim;* Clark, *op. cit.*, I, 169; Thompson, *op. cit.*, 246. See also *Sur. Soc.*, C, 513: in 1313—4, the Prior of Durham spent £ 12 "circa voragines" in repairing cess-pools of the store-room ("garderobe"), infirmary and kitchen. The "vaulted dungeon" in Crookston Castle (Macgobbon and Ross, *op. cit.*, I, 533) was, I suspect, a cess-pool. The same may have been true of the lower of the two wardrobes in Winchester Castle, spoken of an a document dated 1253. The upper one was used for storing the king's superfluous clothing (Turner, *op. cit.*, II, 109).

[6]) Macgibbon and Ross, *op. cit.*, I, 101. The dating of any particular part of a castle is often difficult; for the structure is sometimes so ruined that it is not easy to trace the successive alterations and additions. A water-drained cess-pool seems to have existed at Corfe Castle (Clark, *op. cit.*, I, 471). See also Clark on Caerphilly Castle, 322. Cf. A. Harvey, *Castles and Walled Towns of England*, London, 1911, "The Norman Castle".

placed[1]). In castellated construction this use of a pit naturally entailed the grouping of garderobes immediately above; and thus came into being the "garderobe towers", which in castles of the thirteenth and the fourteenth centuries, commonly project like bastions from the main structure, and form on each successive floor, a room of fair size adjoining the bed-chamber[2]). These must have been more convenient, more sanitary and more defensible than the mural garderobes with open flues. The Great Tower at Ludlow Castle illustrates a slight variation of this arrangement[3]): the basement contains the porter's lodge, the garderobe-pit and the landing of the staircase that leads to the three floors above. These upper floors each consist of a large room, doubtless a bed-chamber, and a smaller one with a privy partitioned off from it.

That this arrangement obtained as early as the latter thirteenth century is evidenced by the following quotation from the Close Rolls, 30, Henry III: "The King to Edward Fitz Otho. Since the privy-chamber of our wardrobe at London is situated in an undue and improper place, wherefore it smells badly, we command you on the faith and love by which you are bounden unto us, that you in no wise omit to cause another privy-chamber to be made in the same wardrobe in such more fitting and proper place as you may select there, even though it should cost a hundred pounds . . .[4])." Here

---

[1]) In Chaucer the word "wardrobe" seems to refer, not to the room, but to the latrine or to the pit beneath it. By the 15th century at least, such an extension of the term was doubtless common. See Wright, *Vocab.*, *ed. cit.*, I, 670.

[2]) *E. g.* Rothesay Castle (13th century), Macgibbon and Ross, *op. cit.*, I, 82—84 *et seq.*; Langley Castle, Parker, *op. cit.*, I, 113; and also Evans, *op. cit.*, 353.

[3]) Evans, *op. cit.*, 205. The tower seems originally to have been a gatehouse, but underwent alterations at various times.

[4]) Turner, *op. cit.*, I, 261. The same conditions appear in the evolution of the private suite in France. See C. Enlart, *Manuel d'Archéologie Française*, Paris, 1904, II, 80 *et seq.* "La chambre à coucher avait pour dépendance presque nécessaire une *garde-robe*, petite pièce analogue à notre cabinet de toilette et contenant les armoires et coffres qui renfermaient le linge, les habits, les bijoux, ainsi que les meubles de toilette. A la garde-robe elle-même était annexé un cabinet d'aisances, car chaque chambre avait souvent le sien et s'il faisait défaut, *une chaière aisée* pouvait se dissimuler dans un coin de la garde-robe."

obviously, the privy is a small closet partitioned off from the larger "wardrobe"; and the ample sum mentioned to be expended on the improvement was doubtless intended to meet the cost of new drains and possibly a new cess-pool.

The presence of the latrine makes at least one use of the wardrobe obvious enough: its further use as a clothes-room is certainly suggested by the name (ME. wardrobe, OF. guardrobe, LL. gardroba) and by the situation so convenient to the bed-room. Inventories of the period, moreover, list "Vestes et Panni [cloth] in Garderoba"; and commonly, in giving an itenized list, room by room, of the objects in an entire house, the garments and surplus cloth appear "in garderoba" [1]). If the room, as Skeat implies, was not the same as the "wardrobe" containing the latrine, why do not two rooms of that name appear in the inventories? Why, moreover, in castellated ruins and in the plans of houses that have survived from Chaucer's century, is there only one room, called a wardrobe, attached to each suite? Fortunately, an inventory from the Priory of Finchale, dated about 1311, shows the identity of the two rooms: "In Garderopa, iiij materac' [sacks of wool, probably pillows], ij lintheamina [pieces of linen cloth, perhaps sheets], iiij banker' [bench-covers], cistæ et cofri sufficientia et Garderopam [2])." There seems no doubt, consequently, that in the fourteenth century the "wardrobe" contained a privy, in some cases screened off, and was also a store-room for miscellaneous articles of value. The Prior's garderobe at Durham during the latter years of the fourteenth century contained spices, wax, dried fruit, furs, sugar, and other luxuries [3]); and this general use must have been important in an age when so many necessaries could be purchased

---

1) *Test. Ebor.*, Sur. Soc., IV, 322 etc.; Sur. Soc. XLV, 4, 13, 72 etc. The first use of the wardrobe in this sense listed *N.E.D.* is that of Usk in 1387—8.

2) *The Priory of Finchale*, Sur. Soc., VI, Appendix iv.

3) *Extracts from the Accounts of the Rolls of Durham*, Sur. Soc., XCIX, 30; C, 512, 516 etc.; CIII, 577—578, 582, 586; II, 93 etc. There is no absolute certainty that the wardrobe of Durham formed one of the private suite of rooms of the prior. It is, however, certain that the contents of the royal wardrobe, as early as 1313, before the Privy Wardrobe had probably outgrown the king's private suite, was rather miscellaneous; for on Nov., 10, the King issued a writ of aid to John le Meu for transporting cloth, spice etc. for wardrobe (*Patent Rolls, temp. Edw. II*, London, 1898, 39).

only at fairs once or twice a year, and when the produce, even of the orchards and gardens around about, had to be hoarded against the annual visit of the lord and his retinue [1]). Since the time of Henry III, moreover, wardrobes had been used as lavatories [2]), and, somewhat later, as nurseries [3]).

The combining of these diverse functions in one private room immediately off the bed-chamber seems to have arisen from the fact that the chamber during the thirteenth century was becoming a general family living-room, secluded from the rougher element in the hall, and a place for the entertainment of more intimate guests [4]): thus it became unsuited for some of its former functions, and these were given over to the wardrobe. The increasing number of clothes, moreover, and especially of state-garments owned by the wealthy, necessitated additional storage-space [5]). This growth in the importance of the wardrobe, like its growth in size, seems to date from the latter thirteenth century: in 1231 Henry III, when ordering a house to be built for his use on a visit to Hampshire, did not specify a wardrobe among the necessary rooms; but, in 1285, as the Pipe Rolls record, a house, built

---

1) William the Conqueror's policy of scattering the holdings of each noble made this system of the "household on tour" an economic necessity. W. Cunningham (*Growth of English Industry*, Cambridge, 1910, I, 241) points out that it was easier for the lord and his retainers to traverse the bad roads from one manor to another than to move the food, fodder etc. to one central residence. See also Turner, *op. cit.*, I, 68, on the necessity of storing quantities of clothes and other articles for the use of a large establishment, from one fair-time until the next.

2) Turner, *op. cit.*, I, 262, and II, 44. There were, of course, other lavatories also.

3) Parker, *op. cit.*, 96; and *The Knight de la Tour Landry*, EETS. Orig. Ser., XXXIII, 241. Cf. the use in *La Chatelaine de Vergi*, Paris, 1903, 91.

4) Numerous contemporary allusions in the fabliaux and the romances show that in the fourteenth century, the chamber was not a place of strict privacy. (T. Wright, *A History of Domestic Manners and Sentiments in England during the Middle Ages*, London, 1862, 261 and 381.)

5) Abram finds that, by the fifteenth century, "the number of garments possessed by men and women of good position must have been very large". (A. Abram, *Social England in the Fifteenth Century*, London, 1909, 152.) The magnificence of the court of Edward III., augmented still further in that of Richard II., suggests that this increase in apparel, at least for civic functions, must have been taking place during the two or three reigns preceding, and perhaps started even earlier.

on a similar occasion for Edward I, contained a wardrobe for the King and one for the Queen, both with glazed windows, a distinction that these rooms shared only with the chapel [1]). Since the wardrobe derived many of its functions from the chamber, it seems to have taken over some of the corresponding articles of furniture. The "hutch", which since Anglo-Saxon times had regularly stood at the foot of the bed and served as a chest (AN. *cyst*) for keeping valuables, appears sometimes in the fourteenth century in the wardrobe [2]). From the twelfth to the sixteenth century, moreover, "perches" (LL. *perticæ*), *i. e.* rods were fixed to the walls to hang armour, shoes, and garments on and to chain pet birds to [3]). About 1200, Neckham definitely mentions these perches as being in the bed-chamber, where they were used for clothes at night; but, with the development of the wardrobe, perches seem to have been introduced into that room also [4]).

Just how long the "wardrobe" kept this miscellany of functions, is not easy to determine. The royal wardrobe, about which most is known, early took on a public character, and

---

1) Wright, *Dom. Man.*, 132. The wardrobe was evidently increasing in importance during the reign of Henry III.; for Wright quotes (*loc. cit.*) an order that glass be substituted for wood in the queen's wardrobe in the Tower "in order that the chamber might not be so windy".

2) Wright, *Dom. Man.*, 79, 110, 135, and 262. The appearance in the wardrobe is illustrated in passages already cited, *Sur. Soc.*, VI, Appendix iv. In the fifteenth century, meat was regularly stored in a chest called the "gardeviande". *N.E.D.* gives the first use in the *Paston Letters* (1459); but the custom, if not the word, is doubtless earlier in origin. I find mention 1425 of a "magna cista pro carne" in the *Stonor Letters*, Cam. Soc., 3rd Ser., XXIX, 43; and Godefroy in his *Complément*, lists a "garde-mangier", a place to keep food in, in an early 14th century document. Chests, moreover, were certainly used for the keeping of clothes during the 14th and 15th centuries (Wright, *Dom. man.*, 138 and 262—263; Turner, *op. cit.*, 11; and Parker, *op. cit.*, 112).

3) Alexander Neckham, *De Nominibus Utensilium*, ed. Wright, *Nat. Antiq.*, I, 100; John de Garlande, *Dictionarius*, ed. Wright, *Nat. Antiq.*, I, 122; Wright, *Dom. Man.*, 136—138, *e. g.* illustration from a 14th century MS. of the *Roman de la Rose*; *Stonor Letters*, 43. The "hangyng bord" mentioned "in pantria", was apparently either a perche or a hanging shelf.

4) At any rate by the early 15th century, clothes seem to have been hung as well as kept in chests; for otherwise the brushing of them could hardly have been so important. See *John Russells Boke of Nurture*, ed. Furnivall, EETS. XXXII, 180.

so ceased to be typical. Tailors worked there, making garments for the court[1]); and, as early as the reign of Henry III, the King, in his struggles with the barons in Parliament, began to use the officers of his wardrobe for the management of the national finances, so that he could evade the Exchequer, which was under Parliamentary supervision. Thus the Great Wardrobe came into being as a department of State, and since about 1318 was housed in permanent quarters in London[2]). That part of the wardrobe that retained the function of a royal store-room became known as the Privy Wardrobe; and in the reign of Edward III is usually refered to as being in the Tower of London[3]). This tendency of the wardrobe to turn into a financial office seems to find illustration, later in the century, in the Priory of Durham[4]) and in the household of John of Gaunt[5]). In smaller establishments there was a tendency, obvious by the beginning of the fifteenth century, to divide the functions of the wardrobe among a number of new rooms, commonly designated as spence, buttery, promptuarium, pantaria, celarium (store-room), and so forth, which were probably situated in different parts of the house, rather

---

1) Turner, *op. cit.*, I, 68. Apparently this use continued through the 16th century. See *N.E.D.*

2) The King used the Privy Seal along with the wardrobe for these new functions (T. F. Tout, *Chapters in the Administrative History of Mediæval England*, Manchester, 1920, I, 20 et seq.). During the reign of Edward II, Parliament obtained almost complete control of these new offices; and the King had recourse to the Chamber for his extra-Parliamentary finances (Tout, *Reign of Edward II in English History*, Manchester, 1914, 161—180.

3) Tout, *Eng. Hist. Rev.*, XXXIV, 496 *et seq.* By the reign of Edward IV (*Liber Niger*, in *Ordinances and Regulations of the Royal Household*, ed. J. Nichols, London, 1790, 32 *et seq.*), the Privy Wardrobe appears to have been divided into several parts: "the offices of the great spicery", the "jewell house", the "office of the wardrobe of robes". The last title is significant; for it implies that by the second half of the 15th century, all sense of the etymological meaning of *wardrobe* had passed away. The designation in the *Promptorium* (EETS., Extra Ser., CII, 515) as a "Wardrope of cloþys" (date 1440, see p. xiii) suggests that this fading of the etymological sense may be dated even earlier.

4) As early as 1333 there is record of money at Durham given "in loco Robarum" (Sur. Soc., C, 521).

5) John Cheyne combined the offices of clerk of the wardrobe of the Duchess, treasurer of the Duke's household, etc. (Cam. Soc., 3rd Ser., XXI, 369).

than necessarily next to the bed-chamber [1]). Moreover, according to two manuels for servants written in the first half of the fifteenth century, privies by then were no longer regularly located in the wardrobes — at all events, the care of them was in the hands, not of the "Wardrober" but of the "Chamburlayne" [2]). A single reference in the *Liber Niger* suggests that by the second half of the century, the word was loosely used for any of the smaller rooms of the private suite [3]), the condition that Skeat attributed to an earlier epoch, and assigned as the cause for the differing senses of the word. By 1500 any use that the room may have retained for storage purposes must have largely diminished [4]); for the increased safety of the country and the improvement of transportation made it unnecessary to keep large stores from one fair-time to another [5]). In short, just as the latter thirteenth and the fourteenth centuries show the rise of the wardrobe to a place of importance in the households of the upper classes, so the fifteenth shows it by degress losing its former functions.

---

1) See inventories already cited. By 1411 this was certainly true of the Priory of Finchale, and it may have been true much earlier; for the inventories of the 14th century are too full of *lacunæ* to offer very certain evidence (Sur. Soc., VI, clv etc.). The introduction of the parlor, moreover, as the living-room of private houses about 1400, made the bed-chambers private rooms once more, and also doubtless restored to them various of their older functions (Wright, *Dom. Man.*, 381, and *N.E.D. s. v.*).

2) *Boke of Nurture*, *ed. cit.*, 175 *et seq.*; *Boke of Curtasye*, EETS. XXXII, 314—315. For the dating of these documents, see pp. civ *et seq.*, and 297.

3) Yeomen of the robes, of the beds etc. are spoken of as eating in a "withdrawt or wardrobes"; and in the *Orders and Rules of the Princess Cecill*, her oratory is spoken of as a "pryvie closette" (cf. wardrobe). See *Liber Niger*, *ed. cit.*, 23 and 37.

4) I find references to wardrobes containing cloth or garments in inventories throughout the first half of the fifteenth century (Sur. Soc. XLV, 4, 72, 114; II, 93). In 1450, Sir Thomas Cudworth had "gromes of the wardrope" (*Lincoln Diocese Doc.*, EETS. Orig. Ser. CXLIX, 51); but one cannot be sure whether they kept clothes, or were book-keepers, or had some other function.

5) Cunningham, *op. cit.*, 241. *N.E.D.* remarks that from the 16th to the 18th centuries, the word was applied "to a room for keeping costly objects generally". This use certainly antedates 1500, as the inventories already cited show. *N.E.D.* consideres this use after 1500 as a borrowing from contemporary French *garderobe*; I should rather say that both the custom and the usage of the word were survivals from the Middle Ages.

Houses of the middle and lower classes, such as Chaucer's Jew must have inhabited, remain largely in obscurity; for very few wooden structures of the period have survived, and documentary evidence is scanty. After collecting numerous allusions in contemporary documents, Wright concludes that, from the middle of the twelfth to the end of the fourteenth century, the English house changed very little, and was planned in general as follows: "... the hall, standing on the ground floor, and open to the roof, still formed the principal feature of the building. The chamber generally adjoined to it at one end, and at the other was usually a stable (croiche)[1])." There was, furthermore, a "soler" (solarium, sun-room), commonly above the chamber[2]); but no mention is made of a wardrobe. The house at Burscough, which cannot date much before the end of this period, consisted of a hall ("house-part") with a chamber to one side, and on the opposite side a buttery, a latrine and a chamber with a soler above[3]); but the latrine, from its position, could hardly have been a wardrobe; and the presence of a buttery gave ample place for storage, at least of food and table-napery. Addy, moreover, in tracing the evolution of the city shop, with the accompanying living-rooms of the owner, mentions various places for storage, but nothing that corresponds to the wardrobe of the nobility[4]). A number of inventories, moreover, of the goods belonging to persons of comparatively modest means, suggest, by the absence of items

---

1) Wright, *Dom. Man.*, 120.

2) *Ibid.*, 82—83, 123 *et seq.*

3) Addy, *op. cit.*, 47 et seq. The "latrina" could hardly have been, properly speaking, a wardrobe; for the only entrance to it was from the outside of the house. I give this approximate date to the building because of its having a buttery or spence (Wright, *Dom. Man.*, 133). This increase in the number of rooms finally resulted in the practice of building the houses around courts. Wright attributes this change to the 14th century (p. 131); but, among the middle class, the development was probably later.

4) Addy (*op. cit.*, Chapter VI) traces the evolution of the shop, first as a tavern (*taberna*) in a basement or cellar, later, in the 13th and 14th centuries, as a booth in the street, and in the 15th century, on the first floor of the dwelling, previously occupied by the hall. (Cf. Parker, *op. cit.*, 34). With this change town houses in the 15th century commonly became two and a half stories high: the merchant's stock was stored in the cellar; he sold his goods on the first floor, lived on the second, and kept his surplus supplies of grain etc. in the garret.

listed "in garderoba", that there was no such room in their houses [1]).

It would therefore appear that a wardrobe, as opposed to a mere latrine, or to the buttery that later developed, was the luxury of the rich, whose stock of garments and valuables would require such an extra room, and whose use of the chamber for the entertainment of guests would necessitate an added apartment of greater privacy. The wardrobe, in short, came into being in the thirteenth century, continued during the fourteenth, and seems to have declined in the fifteenth. During this period the name was extended to include the miscellaneous functions that were carried on in the room; and even when one or more of these functions came to demand more spacious quarters — as did the Great Wardrobe of royalty — the name was likely to cling. Thus the word must have come into common use among the upper classes as a convenient euphemism [2]), very much as we use *toilet*, *bath-room*, *lavatory* and the like; and in this sense it seems to have spread through all strata of society [3]). Chaucer's use of the word does not necessarily imply that the Jew was rich enough to have, properly speaking, a wardrobe, a room conbining the functions of privy and store-room: the passage in the *Prioresses Tale* seems to be merely an example of the derived use of the word, from which all thought of clothes-room had departed, and *wardrobe* had come to mean the privy or any part of it, even to the pit below — a euphemism quite appropriate to the delicately nurtured Prioresse. Not only, however, is Skeat's

[1]) I have been able to find no inventories, room by room, of persons of moderate means before 1400; but the five following references from the first two decades of the 15th century probably illustrate conditions of Chaucer's day: Roger de Kyrkby, vicar of Gainsford (1401—12), Sur. Soc. II, 56; William of Hexby, precentor of York, Feb., 11, 1409/10; Hugh Grantham, mason and contractor of York, April 10, 1410, Sur Soc., XLV, 44 and 47; John Talkan, citizen of York (? 1415), Sur Soc., XLV, 88. These inventories show that garments were regularly kept "in camera" and food and table linen "in butlaria" or perhaps "in cellaria". All this evidence confirmes Wright's general opinion that wardrobes belonged only to the wealthy (*Dom. Man.*, 135).

[2]) The first example cited in N.E.D. of the use as *privy*, is from Wycliff (1382).

[3]) See Wright, *Vocab.*, *ed. cit.*, I, 670, and other lexicographers cited in note 2.

etymologizing of the word inaccurate, but his description of its use in this passage as "jocular" seems quite as unfortunate: neither the speaker nor the context would lead one to expect such a usage; and the present effort to trace the word shows that it was no more jocular than the present-day ***bathroom***.

The foregoing sketch of Mediæval sanitary conveniences not only illustrates the etymology of Chaucer's "wardrobe" in the *Prioresses Tale*, but sheds light also on a passage in *The Legend of Good Women*:

The tour, ther as this Theseus is throwe
Doun in the botom derke and wonder lowe,
Was joining in the walle to a *foreyne*;
And it was longing to the doghtren tweyne
Of king Minos, that in hir chambres grete
Dwelten above, toward the maister-strete,
In mochel mirthe, in joye and in solas.
Not I nat how, it happed ther, per cas,
As Theseus compleyned him by nighte,
The kinges doghter, Adrian that highte,
And eek her suster Phedra, herden al
His compleyning, as they stode on the wal
And lokeden upon the brighte mone; . . .[1]).

Skeat annotates "foreyne" as "an outer chamber; belonging to the *chambres grete*, or a set of larger rooms occupied by the daughters of the king", and thinks it the same as OE. ***bur***. In the glossary he calls it "an outer chamber or courtyard". He cites Mätzner's authority to the effect that the word in this context cannot have the usual ME. sense of ***privy***. N. E. D., on the other hand, disagrees, and lists this quotation as an illustration of the usual sense[2]). There can, I think, be no doubt that *N. E. D.* is right and Skeat mistaken. Chaucer

---

[1]) *Legend of Good Women*, (Ariadne) line 1960 *et seq.* Professor J. L. Lowes kindly called my attention to this passage.

[2]) The word *foreign*, derived from *chambre foreign*, has already been discussed; it continued to be used for privy down through the Middle Ages (*N.E.D.*, *s. v.*); and the "foreine" in the *Rhymed Chronicle* Rolls Ser., I, 461, lines 6335 *et seq.*, is very much the same thing as the wardrobes already described. No other sense appears in *N.E.D.* that will fit the passage in the *Legend*. The reference to the *Chronicle*, I owe to the kindness of Professor G. L. Kittredge.

clearly states that Theseus is "doun in the botom" of the tower, and that the princesses could not have been on the same floor; nor do the first two lines of the passage quoted above allow one to suppose that Theseus was in a courtyard. Once granted that he is imprisoned in the bottom of the tower and that they live at the top, apparently with several floors between, the importance of a wardrobe-flue at once becomes evident as a sound-conductor for his voice. From this rather obvious condition, it seems to me a reasonable inference that Theseus was imprisoned in an oubliette [1]) that may have served also as the pit for the garderobe tower the upper part of which belonged to the princesses' suite. Certainly "derke and wonder lowe" would very well describe such a place.

The foregoing study tends to support the realistic conception of Chaucer's art; but the passages here discussed are not to be confused with the Rabelaisian touches of the *Miller's Tale:* there is nothing jocular about the Prioresse's reference to a wardrobe — she is simply using a polite euphemism in the conventional fashion — nor is there any humor in the passage from the *Legend.* The Middle Ages apparently looked upon plumbing conveniences as fit subject for references in serious literature. There is no sense of loss of dignity to the author — or authors — of the *Rhymed Chronicle* in depicting the murder of "Edmond the noble king" in a "foreine"; and the worthy parson in his sermon follows good ecclesiastical precedent in comparing a brothel to "a common gonge whereas men purgen hir ordure". The parson uses less refined language than the Prioresse, but in neither case is there much scanting of the plain facts of nature. If Chaucer's own practice and that of his characters furnish any evidence, the Middle Ages were not squeamish; and, like the Elizabethans, they seem to have conceived of elegance and culture, not as a repression of things that must not be said, but as appropriateness in expressing whatever the occasion demanded.

University of Maine. John W. Draper.

[1]) The similarity of wardrobe pits to oubliettes is very striking; and undoubtedly guides often make the mistake of confusing the two. Sometimes even modern critics are uncertain (Gotch, *op. cit.*, 21) — all of which confirms the assumption that sometimes they were indifferently used for either purpose.

EIN NORDENGLISCHES MORALISCH-RELIGIÖSES VERSFRAGMENT AUS DEM 15. JAHRHUNDERT.

Das nachstehende Fragment findet sich auf dem Deckel eines Exemplars von Bernhard Textors *Observationes ad Ecclesiæ Ædificationes* (gedruckt in Nassau 1598)[1]) in der Library of Saint Mary's Parish, Marlborough. Das MS. wurde dieser im Jahre 1677 von Rev. Wm. White ("Guilelmus Phalerius"), Pfarrer in Pusey, Berkshire, M. A. von Wadham College, Oxford, vermacht. Im Jahre 1915 fertigte Rev. Chr. Wordsworth, St. Nicholas' Hospital, Salisbury, eine Abschrift davon, die Miss Gertrude G. Campbell, eine Schülerin von Dr. Carleton Brown, Bryn Mawr, nachher mit dem Original-MS. kollationierte. Diese Abschrift ging nach Miss Campbells Tod in den Besitz Dr. Browns über, durch dessen Liebenswürdigkeit der Text in meine Hände gelangte.

Das Fragment dürfte trotz seiner Kürze interessant genug sein, um seine Wiedergabe durch den Druck zu rechtfertigen. Es besteht aus vierhebigen, paarweise reimenden Versen und gehört der me. Moralliteratur über die sieben Hauptsünden und die ihnen entgegengesetzten Tugenden an. Es weist enge Übereinstimmung mit dem Prosatraktat *Jacob's Well*[2]) auf, wie die nachfolgende Gegenüberstellung bezeugen wird. Den Inhalt des Bruchstückes bilden die letzten sechs der achtzehn aus der Trägheit entspringenden Laster, die in dieser Gruppierung auf Frère Lorens' *Somme de Vices et de Vertus*[3]) zurückgehen, und die sieben "branches" der der Trägheit entgegen-

[1]) Vgl. Carleton Brown, *A Register of M. E. Religious and Didactic Verse*, I, p. 455.

[2]) E. E. T. S., Or. Ser., vol. 115, ed. Brandeis.

[3]) Vgl. W. Eilers, *The "Parson's Tale" and the "Somme de Vices et de Vertus"*, Chaucer Society, *Essays on Chaucer* 16 (1884).

gesetzten Tugend "Prouesse". Die Unterabteilungen der Trägheit wie der Prouesse sind in *Jacob's Well* und in dem Gedicht völlig identisch; dagegen ist eine vollständige Übereinstimmung zwischen der *Somme* und den beiden anderen Denkmälern nur in den Verzweigungen der Trägheit, nicht in jenen der Prouesse vorhanden. Bemerkenswert ist, daß auch *Ayenbite of Inwyt*[1]) Laster und Tugend mit genau denselben Unterabteilungen in genau derselben Reihenfolge nennt wie Fragment und *J. W.* Während *Ayenbite* aber im übrigen nur im allgemeinen (vereinzelter näherer Ähnlichkeiten wird weiter unten gedacht werden) entsprechende Gedankengänge aufweist, zeigt *J. W.* fast durchaus eine frappante wörtliche Übereinstimmung.

Welcher Art sind nun die Beziehungen zwischen *J. W.* und dem Gedichtfragment? *A priori* sind natürlich drei Möglichkeiten denkbar: entweder das Gedicht ist früher als das Prosawerk und in dieses hineingearbeitet oder es ist später und eine poetische Paraphrase desselben oder aber irgend ein drittes Denkmal bildet das Bindeglied, bzw. die Quelle der beiden. Die dritte Möglichkeit scheint mir angesichts der auffallend engen Übereinstimmungen im Wortlaut so gut wie auszuscheiden; somit bleibt die Priorität von Gedicht oder Prosatext zu erwägen. Von der philologischen Seite her ist der Frage umso schwieriger beizukommen, als der Sprachzustand in beiden im allgemeinen auf dieselbe Periode hinweist, *J. W.* aber ein südliches, das Fragment ein nördliches Denkmal darstellt; zudem umfaßt das letztere nur 83 Verszeilen. Der erste Eindruck ist vielleicht der, daß das Fragment archaischer in seinem Wortschatze ist; jedoch eine Untersuchung der in beiden Denkmälern sich entsprechenden, aber verschiedenen Wörter an Hand des NED. ergibt, daß alle einschlägigen Wörter des Fragments mindestens bis tief in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts in voller Blüte waren, also sicher noch zur Zeit der Abfassung von *J. W.*, die Brandeis ins erste Viertel des 15. Jahrhunderts setzt. In Zeile 23 des Gedichtes scheint der Rhythmus die romanische Betonung *perýll* zu verlangen, was im Versinneren immerhin bemerkenswert ist; als chronologisches Kriterium ist dieser vereinzelte Fall gleichwohl

[1]) E. E. T. S., Or. Ser., vol. 23, ed. Morris.

nur mit Vorsicht zu werten. Zwei Verszeilen, 36 und 37, in deren Entsprechungen im Prosatext dort gleichfalls der Reim wiederzufinden ist, sehen aus, als seien sie aus dem Gedicht in die Prosa herübergenommen; doch ist auch dieses Argument keineswegs zwingend; die beiden Wörter könnten im Prosatext auch zufällig reimen.

Wir wollen sehen, ob vielleicht die Abweichungen zwischen Gedicht und *J. W.* einiges Licht auf die Frage werfen. Der grundlegende Unterschied zwischen beiden ist der, daß im Fragment der Abschnitt über die Prouesse unmittelbar auf denjenigen über die Trägheit folgt, während in *J. W.*, ähnlich wie in *Ayenbite*, die Laster zusammenhängend behandelt werden und desgleichen, aber erst in einem wesentlich späteren Kapitel, die Tugenden. Der sofortigen Behandlung des *remedium*, d. h. der entgegengesetzten Tugend, nach dem Laster begegnen wir auch sonst in der Moralliteratur. Wir finden sie in der mittelenglischen z. B. in dem Gedicht: *Gyf Me Lysens To Lyve in Ease*[1]), im *Boke of Penance* (dem Appendix zum *Cursor Mundi*) und in Chaucers *Parson's Tale*, die aber sonst sämtlich keine engere Übereinstimmung mit unserem Gedicht und *J. W.* zeigen; namentlich sei darauf hingewiesen, daß in der *P. T.* die Unterabteilungen der *horrible sinne of Accidie* durchaus abweichend gegeben sind. Wir finden die Gegenüberstellung auch in der afrz. Moralliteratur, z. B. in der Predigt des MS. Bod. 90, und in der lateinischen — von der *Psychomachia* des Prudentius in diesem Zusammenhang ganz zu schweigen — in dem *Tractatus de Viciis* des Peraldus, der mutmaßlichen Quelle für diesen Teil der *P. T.*[2]).

Für *J. W.* erklärt sich die Tatsache, daß er im Gegensatz zum Fragment die entgegengesetzte Tugend nicht unmittelbar auf das Laster folgen läßt, ohne weiteres aus dem allegorischen Aufbau des Ganzen, dem Bild vom Jakobsbrunnen, in dem erst nach völliger Reinigung vom Schlamm der Sünden Raum für die klaren Wasser der entgegengesetzten Tugenden ist. Aus der nach dieser Richtung verschiedenen Anordnung von *J. W.*

---

[1]) E. E. T. S., Or. Ser. vol. 15; p. 244; besserer Text in Censura Literaria, by Samuel Egerton Brydges, Esq., vol. VIII, London 1808; p. 77.

[2]) Zu den beiden letztgenannten Werken vgl. K. O. Petersen, *The Sources of the "Parson's Tale"* (Boston 1901), bes. Anm. p. 45, zu Bod. 90 auch Lidells Brief in der *Academy*, May/June 1896, pp. 447 f., p. 509.

und Fragment ergibt sich ohne weiteres, daß das letztere eine Ein- und Überleitung zur Prouesse (Z. 56—59; Z. 60—64) hat, die von derjenigen in *J. W.* (p. 287, Z. 24—29) grundverschieden ist. Nicht ebenso selbstverständlich erklärt sich, warum das Fragment zuerst (Z. 6—9) die sechs Laster aufzählt, ohne sie zu analysieren, während *J. W.* der analysierenden Aufzählung keine bloß namentliche vorausschickt. Auch fehlt in dem Prosatraktat die allgemeine zusammenfassende Bemerkung über die achtzehn aus der Trägheit entspringenden Laster (vgl. Fragment Z. 52—55). Auffallend ist ferner, daß die Erwähnung des hl. Augustin sowie das Zitat aus ihm, Z. 78—83 des Gedichtes, keine Entsprechung in *J. W.* hat, wohl aber in *Ayenbite* (p. 164, Z. 19—22[1])) in genau demselben Zusammenhange begegnet.

Weiterhin fehlen im Gedichte alle diejenigen Ausdrücke, die mit der speziellen Allegorie vom Jakobsbrunnen etwas zu tun haben; dem *secunde fote brede* (*J. W.*, p. 112, Z. 14) und dem *first fote depthe* (*J. W.*, p. 288, Z. 22) entspricht keinerlei Bezeichnung im Gedichte, aus *VII fote* (*J. W.*, p. 288, Z. 15) werden *seuen braunches*. Unter der Voraussetzung, daß der Prosatext der ältere wäre, müßte es nahezu verwundern, daß nicht irgendwelche Überreste des Bildes vom Brunnen bei der Umarbeitung stehen geblieben sein sollten, wie wir dergleichen doch sonst bei ähnlichen Verwertungen gegebener Vorlagen auf Schritt und Tritt begegnen. Aber auch dieses Moment ist nicht beweiskräftig; einmal möchte der Verseschmied ein besonders überlegter, logischer Mensch gewesen sein, zum andern ist das Bruchstück zu kurz um zu beweisen, daß nicht an anderer Stelle des Gedichtes dergleichen Überreste zu finden sein könnten.

Das Fragment gibt alsdann für die einzelnen Unterlaster eigene lateinische Überschriften, für die naturgemäß in *J. W.* kein Platz ist. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Dichter auf den Gedanken kam diese lat. Titel über die einzelnen Abschnitte zu setzen, ohne daß er in seiner Vorlage solche fand, scheint zunächst geringer; viel selbstverständlicher möchte es scheinen, daß der Prosaschriftsteller sie bei der Hineinarbeitung

---

[1]) Die Überschriften sind bei der Zeilenzählung des *Ayenbite* miteingerechnet.

in seinen Text als für ihn unbrauchbar beiseite gelassen habe: wer weiß aber anderseits, ob wir es nicht z. B. mit einer stehenden Gewohnheit des Dichters zu tun haben, die einzelnen Abschnitte seiner Gedichte eigens zu benennen, oder ob nicht doch die lateinischen Kapitelüberschriften in *J. W.* die Anregung für einen noch ausgedehnteren Gebrauch lateinischer Titel waren, oder endlich, ob der Dichter nicht in diesem Zuge einem anderen Vorbild folgte, u. dgl.? Über bloße Vermutungen kommen wir hier nicht hinaus.

Vergleichen wir anderseits Gedicht und Prosatext Schritt für Schritt, so sehen wir, daß alle Erweiterungen des poetischen Textes dort, wo beide im übrigen enge Hand in Hand gehen, ohne Schaden für den Sinn ganz weggelassen werden können. Von dieser Seite her drängt sich uns die Vermutung auf, daß der Prosatext das Primäre ist und dem Gedicht zugrunde liegt, sodaß dessen Erweiterungen Gründen des Reimes und des Versmaßes entsprängen. Die Umdrehung dieses Arguments — der spätere Prosabearbeiter habe die entsprechenden Kürzungen vorgenommen, weil ohne sie die Prosa zu weitschweifig geworden wäre, — erscheint viel weniger überzeugend; denn dann müßten die Kürzungen mit einer Radikalität vorgenommen sein, die ein Sprachideal von der Art des Lessingschen für diesen Schriftsteller des 15. Jahrhunderts voraussetzen würde; zudem ist der sonstige Stil des Traktates keineswegs von einer auffallenden Knappheit. Zu einer eindeutigen Entscheidung führt aber auch dieser Vergleich nicht.

Eine Zeile der schon erwähnten Einleitung zur Prouesse im Fragment verdient besonders Beachtung: *Als þies clerkes knawes*, Z. 57. *J. W.* ist augenscheinlich für ein Laienpublikum berechnet, wie aus dem Gesamtinhalt sowohl als auch aus einzelnen Stellen (z. B. Hinweis auf Heirat und Ehehindernisse) hervorgeht. Sollte das erwähnte Zitat aus dem Gedicht — *þies clerkes* — nicht beweisen, daß das letztere, im Gegensatz zu *J. W.*, für einen geistlichen Kreis, etwa für ein Kloster, geschrieben war? Für die Prioritätsfrage ist damit freilich nichts gewonnen; denn der geistliche Dichter könnte ebenso gut zu seiner und seiner Brüder Erbauung einen Prosatext in Gedichtform umschrieben als der Verfasser von *J. W.* das ihm vorliegende Gedicht eines geistlichen Poeten in sein Werk für Laien hineingearbeitet haben.

Eine weitere Frage ist die, von welchem Umfang das zu dem Bruchstück gehörige Gedicht war. Daß es mindestens alle sieben Hauptsünden und die entgegengesetzten Tugenden zum Gegenstand hatte, läßt sich aus dem erhaltenen Rest zwar nicht mit absoluter Sicherheit, aber doch großer Wahrscheinlichkeit erschließen; siehe namentlich die — stark beschädigte — Einleitung zur Prouesse. Schon rein theoretisch erscheint es nicht wahrscheinlich, daß der Dichter gerade Sloth und Prouesse herausgegriffen und allein zum Inhalt eines Gedichtes gemacht haben sollte. Aber umfaßte es nur die genannten sieben Laster und Tugenden? Wenn das Gedicht das ältere Denkmal sein sollte, ist das durchaus denkbar. Stellt es aber eine Umschreibung von *J. W.* dar, warum, wenn der Dichter ein Werk von großem Umfang im Sinn gehabt haben sollte, behielt er dann nicht das Bild vom Jakobsbrunnen bei? An sich wäre ein poetischer Moraltraktat von solchen Riesendimensionen durchaus möglich. So enthält das MS. des Brit. Mus. Cotton Vitellius F XIII[1]) ein langes me., aus Bridlington hervorgegangenes moralisches Lehrgedicht — gleich unserem Fragment in vierhebigen paarweise reimenden Versen geschrieben —, das nicht weniger als zwischen neunzig und hundert Kapitel umfaßt; übrigens brauchen wir ja nur an den *Cursor Mundi* zu denken! Gleichwohl würde bei Priorität von *J. W.* das Fehlen der Brunnenallegorie die Annahme nahelegen, daß sich das Gedicht nur auf die sieben Sünden und Tugenden erstreckte. Ohne Klärung der Prioritätsfrage hängen demnach weitere Schlüsse ziemlich in der Luft.

So sehen die Dinge aus: wir haben hier ein Gedichtfragment von auffallenden wörtlichen Übereinstimmungen mit dem Prosatraktat *Jacob's Well* und mit nicht völlig zu vernachlässigenden Parallelen zu *Ayenbite*. Die wechselseitigen Beziehungen scheinen mir durch das gegebene Material nicht eindeutig bestimmt.

Ich habe es hier nur als meine Aufgabe betrachtet, die aus dem vorliegenden Material sich ergebenden Fragen aufzuwerfen. Ihre endgültige Beantwortung möchte geeignet sein, ein interessantes Licht auf die Arbeitsmethode der Autoren jener Zeit zu werfen.

---

[1]) Vgl. Carleton Brown, Register I, p. 286.

Fragment.

. . . .

þat[1]) wele begynnes & fayles in nede.
þies sex vyces lettes a-mendment
And mase a mannes saule be schent[2]).

Othyr sex fynd I can
þat to euell endyng brynges a man[3]).
þies ere þai sex þat ere noȝt gode:
Vnbuxomenes, and vn-tholemode,
Grucchyng also, and drerynes,
Langure, & Wanhope þat werst es.

Jacob's Well.

p. 112, Z. 4—8:

I haue told ȝou of vj. braunchys of slowthe þat lettyn begynning of good lyif, & of oþere vj. þat lettyn amendyng of lyif; but now I schal tellyn ȝou of vj. oþere braunchys þat bryngen a man to euyll endyng.

Fragment: ℂ *Inobediencia.*

Vicbuxomene[s] fyrst puttes obakke
A man, þat wyll noȝt blethly take
Penaunce, þat þe preste hym bedes
In schryfte, anely for hys mysdedes[4])
þys vyce mase a mannes hert harde
And unbuxome & frawarde
Vn-to God and to haly kyrke
þaire comaundeme[n]ts for to wyrke;
Or to hym þat es hys sufferayne
To do eftyr þat he wyll ordeyne.

Jacob's Well: Z. 10—32:

þe firste of þise vj. is vnbuxomnes; for þat makyth a man noȝt gladly to do penaunce þat þe preest ioyneth hym.

þys vyce makyth a mannys herte hard & unbuxom to god, & to holy cherche,

& to hys souereyne.

Fragment: ℂ *Inpaciencia.*

Untholemodenes wrang wyll lere
A man, þat wyll noȝt ble[th]ly[5]) here
What he es worthy for hys synne
And þe peryll þat he es Inne[6]).
þis vyce puttes a man fra skylle
To thole þat: þat es agayne hys wyll.

Jacob's Well:

þe secunde fote brede is vnpacyence, þat wyll lere a man wrong, for þat makyþ a man þat he wyl noȝt blethely here what he is worthy for his synne.

þis vyce puttyth a man fro resoun, to suffre ony-þing þat is aȝens his wyll.

---

[1]) Die für þ stehenden y der Handschrift sind im Druck durch þ wiedergegeben.

[2]) Vgl. Ayenb. p. 32, Z. 12—14.

[3]) Vgl. Ayenb. p. 33, Z. 26—27.

[4]) Vgl. Ayenb. p. 33, Z. 27—29.

[5]) Loch im MS.

[6]) Vgl. Ayenb. p. 33, Z. 33 bis p. 34, Z. 1.

ℭ *Murmuracio.*

Grucchyng comes þan, & þat es þis:
When men say þ*a*t doys a-mys
He grucches þare-whyt (sic!), & greuves hym cyte[1])
And thynkes men dose itt for despyte.

þe thridde fote is grucchyng; þat is, whanne a man doth amys & is repreuyd, & he grucchyth þer-aȝens, & thynketh men don it for dyspyȝt.

ℭ *Tristicia.*

þare-aftyr comes a drerynes
In whylk some men fallenes.
Swylk men we maþe of see
þat ful gretly[2]) wyll greued be
Of alkyns thyng þat men þam sayes,
Or men þam dose, þ*a*t þam noȝt payes.

þe ferthe fote is heuynes, þat makyth a man to be gretly greuyd wyth all that men don to hym, or seyn, ȝif it plese hym noȝt.

Langor.

Aftyr þat may come langure
þat es murnyng ouer mesure,
þat comes in mannes hert sone
ffor some dedes þat he has done.
ffor so mekell sorugh he maþe tast
þat hym yokes w*ith* hys lyf mast
. . . .[3])

þe fyfte fote is langure, þat makyth a man to moornyn out of mesure. þat comyth into a mannys herte for sum dede þat he hath don, & takyth so myche sorwe, þat he weryeth of his lyif, (& desyreth his deth.)

ℭ *Desperantia.*

Wanhope: þat comes althyr last,
In whylke þe feynde haldes a man fast.
For when a man in Wanhope es brought
In goddes mercy tristes[4]) he noȝt:
ffor hym thynk so mekyll hys mysse,
þat he neure haf heune blysse.
And an þat he may p*er*chaunce
Sla hym-selfe, thorugh þe feyndes comberaunce[5]).

þe sexte is wanhope, þat makyþ a man noȝt to trusten in goddes mercy; for hym thynketh hys synne is so myche, þat he may neuere haue forgevenesse, & so, perauenture, he may sle hym-self thruȝ þe feendys combryng. And þus may

---

[1]) tyte? [2]) fulgretly MS.
[3]) Hier sind zwei oder mehr Zeilen des MS. weggeschnitten.
[4]) i über der Zeile stehend. [5]) Vgl. Ayenb., p. 34, Z. 1—13.

þus may þies vyce bryng
A man un-to a yll endyng.

þies ere þe aughtene vyces to knawe
In whylk men fall, þ*at* ere slawe[1]).
All þai spryng on ylk a syde
Owte of þe synne of accyde.

þis synne þe gyfte of strength owte-drawes
Owte of þe hert, als þies clerkes knawes;
And yn þar stode, euen togesce,
Gettes þe vertu of prouesce.

ℭ *De uertute probitatis.*

PROuesce es a v*ir*tu of pryce
þat mase a man hardy and wyse
Thorugh . . . k . . . þon . . . through gr*a*ce
All vyces . . . .[2]) prayes
Seune degrees . . . þat
And seune braunches þat gro of gode bole[3]).
þies ere þe degrees fyrst to knawe,
Als þai ere sett here in rawe.

Nobylnes of hert in ylk a chaunce,
Traystyng. sikyrnes. and sufferaunce,
Stedfastnes, þat mekyll may avayle
And lastandnes w*ith*-owten fayle,
Hunger and threst of ryghtwysnes:
And ylk ane of þise a v*er*tu es[4]).

Nobylnes of hert, þare gode wyll lyes,
Schewes it wele in twa partyes:

þise vj vyces brynge a man to euyll endyng.

p. 287, Z. 23:
De iusticia & probitate.
p. 288, Z. 18—19:
(þis ground of strengthe or hardynesse) þat makyth a man strong or hardy . . . .

p. 288, Z. 15—17:
But þis ground of hardyness is vij. fote depe, þat arn þise:

**Nobylnesse of herte,
Trustyng, sekyrnes,
sufferaunce,
stedfastnes,
Lastendnesse,
Hungyr & thrust of ryȝt-wysnesse.**

Z. 22—24:
þe first fote depthe þer-of is nobylnes of herte schew-

---

1) Vgl. Ayenb. p. 34, Z. 15—17.
2) MS. in schlechtem Zustand.
3) *bole* mehr oder weniger Konjektur, da das Wort fast unleserlich.
4) Vgl. Ayenb. p. 164, Z. 8—13.

On þe tane syde to despyce and fle
þe werld, þ*a*t es noȝt bot vanyte.
For saynt austyne sayes als I gesce
þat þis [5]) es veray proues.
When a mannes hert des'pyes here
Thyng þ*a*t es nout to hys pouere:
þat es thyng þat hym byhoues mysse
And giue for euer maugre hysse [6]).

ynge in to partyes: on is, it dyspyseth and fleeth þe world, & al þe welþe þer-of hym thynketh but wrecchydnesse.

(Hier ist die Seite entzwei geschnitten.)

Bryn Mawr, Pa., Mai 1925. Erna Fischer.

---

[1]) *þis* interlinear.

[2]) Vgl. Ayenb. p. 164, Z. 19—22.

WORDSWORTH AND THE *ANCIENT MARINER*.

There seems to be considerable uncertainty regarding the facts of the origin of Coleridge's great masterpiece, *The rime of the Ancient Mariner*. We have at least three well authenticated versions of the story, two from Wordsworth and one from Coleridge himself.

One of these two versions is extant in the note dictated by Wordsworth in 1843 to Miss Fenwick [1][1]). The other was a statement which he made about 1834 to the Rev. Alex. Dyce who communicated it to H. N. Coleridge [2]. Both accounts give substantially the same story, though they vary in the details. According to the Fenwick note, which is too long to quote in full, the *Ancient Mariner* was planned during a walk which Wordsworth, his sister Dorothy, and Coleridge: took together in the autumn of 1797 from Alfoxden to Linton. It was intended for publication in the *New Monthly Magazine*, edited by Dr. Aikin, to defray the expenses of their excursion. The poem was founded on a dream of Coleridge's friend Mr. Cruikshank, the greatest part being Coleridge's invention but certain parts being suggested by Wordsworth. Among the latter was the commission by the Mariner of some crime which should bring upon him the ghostly persecution. Wordsworth had been reading a few days before in Shelvocke's "Voyages" a description of the albatrosses frequently seen while doubling Cape Horn, and proposed that the Mariner should be made to kill one of these birds when entering the South Sea, and that the tutelary spirits of the region should avenge the crime. He

[1]) The numbers in square brackets refer to the "List of References" at end.

also suggested the navigation of the ship by the dead men. The two friends began to write the poem together in the evening and Wordsworth provided a few lines at the beginning of the poem, among which he quotes the following: —

"And listen'd like a three years' child;
The Mariner hath his will." (ll. 15—16)

As they proceeded however their respectivc styles provd so widely different that Wordsworth separated from an undertaking, upon which, as he very truly but somewhat condescendingly remarks, he "could only have been a clog." . . . The "Ancient Mariner", he continues, "grew and grew till it became too important for our first object, which was limited to our first expectation of five pounds; and we began to talk of a volume which was to consist, as Mr. Coleridge has told the world, of poems chiefly on natural subjects taken from common life, but looked at, as much as might be, through an imaginative medium." This clearly refers to the *Lyrical Ballads,* but it is remarkable that, although presumably referring to Coleridge's account to be mentioned later [3] he makes no mention of two kinds of poems, but names only the kind he himself was to undertake, the natural subjects, and omits altogether the supernatural subjects to be undertaken by Coleridge.

Wordsworth's other statement on the subject to the Rev. Alex. Dyce [2] contains the additional information that the lines: —

"And thou art long, and lank, and brown,
As is the ribbed sea-sand." (ll. 226—7)

were also written by Wordsworth. This is confirmed by a note of Coleridge's, first printed in *Sibylline Leaves* [4]. In addition to the two lines previously quoted Wordsworth now claims to have written the whole of the fourth stanza in Part I, "and four or five lines more in different parts of the poem, which I could not now point out." He also says "we had both determined to write some poetry for a monthly magazine". In the Fenwick account it was "a poem".

Coleridge's version of the story [3] is that the two poets first planned the *Lyrical Ballads* to consist of two sorts of poems. "In the one, the incidents and agents were to be, in part at least, supernatural; and the excellence aimed at was

to consist in the interesting of the affections by the dramatic truth of such emotions, as would naturally accompany such situations, supposing them real . . . For the second class, subjects were to be chosen from ordinary life; the characters and incidents were to be such, as will be found in every village and its vicinity, where there is a meditative and feeling mind to seek after them, or to notice them, when they present themselves . . . It was agreed that my endeavours should be directed to persons and characters supernatural, or at least romantic; yet so as to transfer from our inward nature a human interest and a semblance of truth sufficient to procure for these shadows of imagination that willing suspension of disbelief for the moment, which constitutes poetic faith. . . With this view I wrote 'The Ancient Mariner'."

It will thus be seen that Coleridge's account differs fundamentally from Wordsworth's; the latter placing the composition of the *Ancient Mariner* before the planning of the *Lyrical Ballads*, and making no mention of the two sorts of poems of which they were to consist; whereas the former definitely states that the writing of his poem was the outcome of this twofold plan for the *Lyrical Ballads*. Mr. J. Shawcross suggests, as I think on insufficient evidence, that Wordsworth's version is the true one, and that the two poets' "attempted collaboration in the '*Ancient Mariner*' and its failure, revealed to each the idiosyncrasies of his poetic genius, and led to the division of subject and treatment" [5]. It is perhaps impossible now to decide the point with certainty, but it should be remembered that Coleridge's account, although written nearly twenty years after the event, was nevertheless penned by the poet himself at a time when Wordsworth was still alive and able to contradict him, had he so wished. Of Wordsworth's two statements on the other hand, one was dictated in his old age after a much greater lapse of time and when Coleridge had been dead for nine years, and the other appears to have been recorded only at second, or rather third, hand, and was probably in the first place uttered after Coleridge's death. Moreover they are difficult to reconcile with Wordsworth's note of 1800 to be mentioned later [6] and they do not quite agree with each other in details. The evidence on either side appears to be so inconclusive, and the *Ancient Mariner* itself exempli-

fies so admirably and successfully the purpose as declared by Coleridge in the passage quoted above, that I am inclined to give him, as the author of the poem, the benefit of the doubt and accept his account as the correct one. The matter is not perhaps one of great importance, for after all, "the poem's the thing", but it is of interest to keep it in mind when considering Wordsworth's criticisms of his friend's work.

The *Ancient Mariner* was first published in 1798 in the first edition of the *Lyrical Ballads*, and was very badly received by the critics. Southey in the *Critical Review* called it "a Dutch attempt at German sublimity", and Wordsworth openly attributed to its unpopularity (not undeserved as he thought) the small success of the volume. Coleridge, on hearing of this, magnanimously wished his poem to be omitted from subsequent editions, but Wordsworth contented himself with inserting in the second edition of 1800 the following "Note to the *Ancient Mariner*" [6] which for its smug complacency and patronizing condescension it would be difficult to beat: —

"I cannot refuse myself the gratification of informing such Readers as may have been pleased with this Poem, or with any part of it, that they owe their pleasure in some sort to me; as the Author was himself very desirous that it should be suppressed. This wish had arisen from a consciousness of the defects of the Poem and from a knowledge that many persons had been much displeased with it. The Poem of my Friend has indeed great defects; first, that the principal person has no distinct character, either in his profession of Mariner or as a human being, who having been long under the control of supernatural impressions might be supposed himself to partake of something supernatural: secondly, that he does not act, but is continually acted upon; thirdly, that the events having no necessary connection do not produce each other; and lastly, that the imagery is somewhat too laboriously accumulated. Yet the Poem contains many delicate touches of passion, and indeed the passion is everywhere true to nature; a great number of the stanzas present beautiful images, and are expressed with unusual felicity of language; and the versification, though the metre is itself unfit for long poems, is harmonious and artfully varied, exhibiting the utmost powers of that metre, and every variety of which it is capable. It therefore appeared to me that these several merits

(the first of which, namely that of the passion, is of the highest kind) gave to the Poem a value which is not often possessed by better Poems. On this account I requested of my Friend to permit me to republish it."

This provoked the following spirited retort from Charles Lamb in a letter to Wordsworth dated January 1801 [7]: —

"For me, I was never so affected with any human tale. After first reading it, I was totally possessed with it for many days. I dislike all the miraculous part of it; but the feelings of the man under the operation of such scenery dragged me along like Tom Pipe's magic whistle. I totally differ from your idea that the *Marinere* should have had a character and profession. This is a beauty in *Gulliver's Travels*, where the mind is kept in a placid state of little wonderments; but the *Ancient Marinere* undergoes such trials as overwhelm and bury all individuality or memory of what he was — like the state of a man in a bad dream, one terrible peculiarity of which is, that all consciousness of personality is gone. Your other observation is, I think as well, a little unfounded: the "Marinere", from being conversant in supernatural events, has acquired a supernatural and strange cast of phrase, eye, appearance, etc., which frighten the "wedding-guest". You will excuse my remarks, because I am hurt and vexed that you should think it necessary, with a prose apology, to open the eyes of dead men that cannot see."

All of this is exceedingly just, apt and to the point, and with one notable exception I find my own experience and views of the poem in agreement with Lamb's. The exception is his dislike of the miraculous part, which seems to me an essential and indispensable element of the poem. Lamb's letter [8] to Manning describing Wordsworth's reply is exceedingly interesting and very amusing, but beside the point for our present purpose.

Let us examine these so-called "defects" of Wordsworth one by one in the light of what has been said above regarding the genesis of the poem.

1. The first criticism really falls into two parts: a) that the principal person has no distinct character as a mariner; and b) that he has nothing supernatural about him as might have been expected in one who had undergone such trials.

a) If we assume, as I suggested above, that Coleridge's own version of the writing of the poem is correct, we must accept his statement of its aim contained therein: "to procure for these shadows of imagination that willing suspension of disbelief for the moment, which constitutes poetic faith". That he has eminently succeeded in this will be admitted by most readers of the poem; but I think his success is largely due to the fact that the principal character lacks this very distinctness which Wordsworth demands, or at any rate would have been seriously endangered had this distinctness been present. The poem is written with a marvellous realism as distinguished from naturalism. The lifelikeness and vividness of the description give the same impression as would the narrative of a man who had actually seen all that he described; but there is an artistic selection at work in the poem, all the details are not described, only those calculated to give the desired effect. To have made the mariner a typical Jack Tar would have been to introduce an element of naturalism that would have blended ill with the supernatural character of the occurrences described; we should have noticed the incongruity, our "willing suspension of disbelief for the moment" would have been withheld, and the poem would have run the risk of degenerating into burlesque. As Mr. George Sampson very aptly says [9], "the mariner himself has an indistinctness proper to the occasion. His sailorship is merged and lost in his greater character of haunted creature. Did Wordsworth expect him to 'shiver his timbers'?"

b) Wordsworth's statement that the Mariner does not "partake of something supernatural" is utterly and palpably untrue, as must be obvious to even the most casual reader. Such passages as the following are a sufficient proof to the contrary: —

"He holds him with his glittering eye —
The wedding-guest stood still
And listens like a three years' child:
The Mariner hath his will.

The wedding-guest sate on a stone:
He cannot choose but hear." (ll. 13—18)

"The wedding-guest he beat his breast,
Yet he cannot choose but hear." (ll. 37—38)

"'God save thee, ancient Mariner!
From the fiends, that plague thee thus! —
Why look'st thou so?' —" (ll. 79—81).

"'I fear thee, ancient Mariner!
I fear thy skinny hand!
And thou art long, and lank, and brown,
As is the ribbed sea-sand.

I fear thee and thy glittering eye,
And thy skinny hand, so brown.' —"
(ll. 224—229)

It will be noticed that in these passages occur the very lines which Wordsworth himself quotes as being among those he contributed to the poem. It is certainly very curious that he should stultify himself in this manner.

2. That the Mariner "does not act, but is continually acted upon". Why should this be a "defect"? Wordsworth himself tells us that the poem is based on a dream of Mr. Cruikshank's, and is not one of the characteristics of most dreams this very absence of action on the part of the dreamer? The Mariner does as a matter of fact act very much to the purpose in shooting the albatross (again an incident suggested by Wordsworth!) and thus initiates the supernatural events. Once these have begun, however, any further action on his part would again have tended to destroy the spell, which "by a willing suspension of disbelief" it was Coleridge's purpose to cast over the reader. The unreality of the whole thing would at once become obvious as soon as a living man of flesh and blood like ourselves intervened in the action.

3. "That the events having no necessary connection do not produce each other". This objection can only be called absurd, for is it not the very essence of supernatural events that they have "no necessary connection" and "do not produce each other"? As soon as we can discern the operation of the law of causation in a series of events, they cease, for us, to be supernatural and become natural. Having explicitly

recognized the supernatural character of the Mariner's experiences in his first criticism, Wordsworth now, in his third, wishes them to be natural.

4. "That the imagery is somewhat too laboriously accumulated". This, it must be admitted, is purely a matter of opinion and personal taste, and Wordsworth is entitled to express his own views upon the subject. Since Wordsworth himself, in the very next sentence, admits the beauty and felicity of expression of the images, it can only be "the laborious accumulation" to which he objects. It is quite true that it would be hard to find a poem of equal length that contains so large a number of striking images, but to me, far from being "too laboriously accumulated", they seem to come with perfect ease and spontaneity. Not only do they form one of the chief beauties of the poem, but they contribute in no small degree to the vividness of the description and thus form an essential factor in fulfilling the author's purpose, already several times quoted. What, for example, could be more expressive than the following? —

> "And straight the sun was flecked with bars,
> (Heaven's Mother send us grace!)
> As if through a dungeon-grate he peered
> With broad and burning face." (ll. 177—180)

We can see the spectre-bark vividly for ourselves as it sails across the sun's face on the horizon. Or again: —

> "Her beams bemocked the sultry main,
> Like April hoar-frost spread," (ll. 267—268)

describes most accurately the effect of moonlight shining upon water. But to me one of the most delightful passages, if not **the** most delightful, in this my favourite poem, is the following beautiful image: —

> "It ceased; yet still the sails made on
> A pleasant noise till noon,
> A noise like of a hidden brook
> In the leafy month of June,
> That to the sleeping woods all night
> Singeth a quiet tune." (ll. 367—372)

Surely such exquisite word-music as this would be difficult to equal in the poetry of any period or of any tongue! I know only of a few passages in Goethe which come anywhere near it. No! without its imagery the *Ancient Mariner* would have been an incomparably poorer poem, and personally, there is scarcely a single image in it which I would spare.

Wordsworth then, as was usually the case when he tried to criticize poetry instead of writing it, has blundered badly. It looks as if he were anxious to condemn the poem so that the public of 1800 should not think he had such bad taste as to approve of it. In 1843 however when popular opinion concerning the poem had changed round, and Coleridge was no longer alive to contradict him, he is anxious to claim a share in the composition of the poem. In 1800 Wordsworth makes no mention of having had any share in it, nor does Coleridge in the *Biographia Literaria* of 1817 hint at any collaboration, though he does acknowledge the two lines 226—227 in his note in *Sibylline Leaves* of the same year. If Wordsworth's own account of the genesis of the poem be correct, his behaviour in 1800 must appear very arrogant and ungracious. If on the other hand Coleridge's version be the true one, it is at least easier to understand, that, since the poem was written on a different plan from his own contributions to the *Lyrical Ballads*, Wordsworth may not at first have understood or appreciated his friend's work, though it does not of course alter the wrong-headedness of his criticisms.

List of References.

[1] Memoirs of William Wordsworth. By Christopher Wordsworth. London, 1851, i, 107—108. (See [12], p. xxi-xxiii, or [10], p. 594.)
[2] Poems of Samuel Taylor Coleridge. Edited by Derwent and Sara Coleridge. London, Moxon, 1852, Note. (See [10], p. 594.)
[3] Biographia Literaria, ch. xiv. (See [11], vol. ii, pp. 5—6.)
[4] Sibylline Leaves. By S. T. Coleridge, 1817. (See [10], p. 100, footnote.)
[5] (See no. [11], vol. ii, p. 265.)
[6] Lyrical Ballads, With other poems. In Two Volumes. By W. Wordsworth, Vol. I. 2nd edit. London, Longman & Rees. 1800. (See [12], p. 178—179.)
[7] Letters of Charles Lamb newly arranged, with additions. Edited by Alfred Ainger. London, Macmillan, 1888, i, 164 (Letter LXXVII). (See [12], p. 180.)
[8] ditto, 327—329.
[9] (See no. [12] p. 179.)

Authorities Consulted.

[10] Coleridge (Samuel Taylor). Poetical works. Ed. by James Dykes Campbell. London, Macmillan, 1893.

[11] Coleridge, Biographia Literaria. Ed. by J. Shawcross. Oxford, Clarendon Press, 1907. 2 vols.

[12] Wordsworth (William) & Coleridge (Samuel Taylor), The Lyrical Ballads 1798—1805. With an introd. & notes by George Sampson, London, Methuen, 1903.

London. Cyril C. Barnard.

ON ENGLISH WAR-SLANG.

"That had got the chairman's goat! — Got his goat? What expressions they used nowadays!"
Galsworthy. "The White Monkey."

W'en I gets my bloomin' ticket
An' I've done wiv guards and picket.
In ole Blighty I shall stick it,
W'en I gets demob'lized.

W'en I goes out for an airing
All my ribbons I'll be wearing.
An' the folks will all be staring,
W'en I gets demob'lized.

No more dug-outs, no more trenches
No more bad, unearthly stenches
No more cafés, or French wenches,
W'en I gets demob'lized.

No more sargints at yer bleatin'
No more bully I'll be eatin'
No more doctors I'll be cheatin'
W'en I gets demob'lized.

When I first saw this little ditty [1]) printed in "The Cologne Post" (Jan. 13, 1920), the paper issued by the British Rhine Army, I had already collected a good many words and expressions used daily in the conversation of both soldiers and officers in the English army. Without knowing them, it would have been difficult, if not impossible, to grasp the meaning of

[1]) said to have been made in Palestine, 1917, by a man whose professional name was Vernon Watson.

what was said, as the dictionaries did not give them, or else, the meaning given differed very much from what those words were intended to mean in the soldier's speech. Of course, it was 'bad' language, as my officer-friends used to say. But, whether 'bad' or 'good' language, the words and phrases I had collected, seemed to be the very essence and the stock of the vocabulary used by rank and file.

Since then much has been done in collecting such words used in the army during the Great War. A number of war-words can now be found in the after-war editions of the *Concise* and *Pocket Oxford Dictionaries*, in E. Weekley's *Etymological Dictionary*, and in J. Manchon's *Le Slang, Lexique de l'Anglais Familier et Vulgaire* (Paris, 1923). W. E. Collinson has compiled a list of German war-words with the English equivalents in "The Modern Language Review" (1919), and F. P. H. Prick van Wely published a collection under the title *War-Words and Peace Pipings* (English Studies vols. 4, 5), most of which — especially those pertaining to the war in the air — have passed the stage of 'slang' and are now recognised technical terms, like those words given in Rudolf Mothes, *Das Flugwesen und der neuenglische Wortschatz* (Anglia 42). Among other publications bearing upon our subject, I may mention: A. Herrmann, *Kriegsenglisch* (Zeitschr. f. d. fr. u. engl. Unterricht 18), Edgar Preston, *What the Soldier Said* (National Review, Jan. 1922), and last but not least that store-house of curious lore, *Notes and Queries*. The contributions to war-slang, dispersed in the 12 vols. of the 12th series of this magazine, were suggested and instigated by A. Forbes Sieveking, Librarian of the Imperial War Museum, and intended as materials for an English war-slang dictionary. I did not think such a dictionary would ever be published, and I was just on the point of finishing an essay on English war-slang with regard to present-day colloquial English — of which this article is but a small part — when the following book appeared, "*Soldier and Sailor Words and Phrases,* including slang of the trenches and the airforce; British and American war-words and service terms and expressions in everyday use; nicknames etc., etc., compiled by Edward Fraser and John Gibbons" (London, Routledge and Sons, 1925; price 12/6).

This book relieves me of my task, and I can confine myself to a few comments on the contents of it; but before going into details, let us consider for a moment how far war-slang has been and still is of importance for the colloquial idiom of to-day.

It might seem futile in the opinion of a great many to write on things so evanescent as war-words which certainly must be forgotten by now, just as the Great War is already almost an event of past history, since its horrors seem forgotten by the 'winners of the bout' who have entered upon another race in armaments, and are 'unostentatiously' training for a 'second round' to fight for the 'world-championship'. Six years ago I did not think I should ever hear ***bucksky, cushy, napood,*** etc. again. I took them just for a passing craze, perhaps about to yield place to another one. But since then it has been borne upon me that the reverse is the case. During a longer stay in England I had ample opportunity to study English post-war everyday talk, and I was surprised to meet again my old acquaintances of six years ago. I noticed that the war has had a deep influence on the English colloquial language, whereas in Germany the wish to forget and undo the disastrous end which followed the heroic start, seems to have wiped out the interest in war-words.

I will not refer here to the everyday novels of the 'shilling-shocker' description, printed by thousands every year, which are worthless for the student of English from the literary point of view, though immensely valuable for anyone who sets about to study the spoken language. But to those who find such a study beneath their dignity, it may be pointed out that the effect of the war on the language is even seen in products which range under the heading of literature. As one example which stands for many, I draw attention to Galsworthy's novel *The White Monkey*, in which the author gives a true picture of what the ordinary post-war conversation of the educated middle class is like. There are a great many expressions which cannot be understood without some knowledge of war-slang; besides the full meaning cannot always be guessed from the context. What does e. g. *over the top* mean in: "'I'm working my list alphabetically. Yesterday I was in the E's'. His voice dropped. 'Mr. Elderson'. 'Phew!' said Michael.

'You can give him the go-by.' 'As a fact, sir, I haven't.' 'What! Been *over the top?*' 'Yes, sir. Last night.' 'Good for you. Butterfield! What happened?'" [1])

A moralist may grumble about new words and call them degeneration of language, in the same way as those grammarians of previous centuries who pillorized certain pronunciations of their time which were afterwards accepted as orthodox. Language is not identical with literature even as the printed letters are not identical with the sounds they represent. An essential feature of language is that it is a spoken thing; and the written language is, as it were, merely the crystallized residue of the spoken matter, and very seldom shows the irregular, to and fro movements on the surface of the latter [2]). The colloquial idiom of every generation undergoes changes and has its peculiarities, the slightest nonobservance of which will jar upon the ear almost as a grammatical mistake or a mispronunciation; vulgarisms of yesterday become the accepted forms of to-morrow, or the other way round [3]). It is difficult to say at the present moment, whether the Great War will once be spoken of as a mere incident in the history of English, or as an important landmark. Its influence is obvious. First of all, the war brought about a strong vogue for words from the other side of the Atlantic, which is being strongly supported by American films and revue-shows. And, it is true, words and especially slang-phrases do fly so swiftly across the "herring-pond" that it is not always easy for most English

---

[1]) "The White Monkey", ed. Heinemann, p. 225; ibid. p. 270. "Look at young Butterfield, the other day . . . going *over the top* to Elderson!"

[2]) As an example, however insufficient and inadequate it may be, I give the following: *delicious* and *charming* are the words of the moment, — favoured more by women than by men, who prefer *tophole*, or, as the case may be, *absolutely* with an emphatic stress on the first syllable marked by a glottal stop —. When we go back in this category of fashionable words to the 19th century, we have the late-Victorian *genteel* which was followed in turn by *correct*, *stylish*, and *smart*. *Smart* was the fashionable word before the war and had a tremendously long vogue, even though threatened by the Americanism *stunning* and the French *chic*, anglicized quite cleverly by some dressmakers into the familiar *cheeky*. Then the word *amusing* crept in; *sweet* had also a good run, but *amusing* beat it.

[3]) E. g. the adv. *awfully* as an intensive was a vulgarism a generation or so ago, and now it is good colloquial English.

speakers to decide, whether a word originated in England or in the United States. But apart from that, what has the war done to English slang itself? — slang taken in the widest sense of the word.

There are not a great many new words. Some of the expressions due to the introduction of new fighting devices and new methods in warfare, have found their way into the dictionaries as recognized technical terms. Old slang-words appear in a different meaning, and many a familiar expression of London's 'underworld', thought of as new, adorned Tommy's speech in the trenches. The seagoers and the East, the music-halls and the picture houses, the gutter and the dosshouses, the slums of the 'East End', and the confraternity of crime have contributed to the stock the old army already possessed.

The fact that the war brought the mother country into closer touch with the dominions and the colonies, that soldiery became under the emergency of danger "a gentleman's job and an Englishman's duty", that, for the first time, men of every social rank were brought together, got to know and to respect each other in the common cause of king and country — all this brought about an interest in and a strong liking for the soldier's way of speaking.

Thus, words and phrases used and known before the war only in the far colonies, especially Anglo-Indian terms, gained universal citizenship in English; and when elderly people, who faithfully stick to their Victorian ideals, frequently complain nowadays that the familiar speech of the younger generation has become 'slangier' than it used to be, — it means in other words that a great many expressions have passed the stage of vulgarity and are being used more and more in the familiar idiom of the present generation.

A comprehensive description of war-slang, therefore, is to be welcomed. But what do Fraser and Gibbons tell us about the soldier's language in their book? As to the title the authors give more than 'soldier and sailor' words, they also include words which certainly were never used in the army, and are, no doubt, newspaper-creations.

I will not refer to *hun* which until quite recently headed that almost inevitably daily article in a certain English paper,

a word which was apparently never used among soldiers, except in a marching-song like:

We had a sergeant-major
Who never saw a Hun,
And when the Huns came over
You could see the fucker run . . .

Other newspaper-words as *Kaiserdom*, *Kaiserism*, *Prussianism*, *Junkerism*, *von Tirpitzism*, and endless other *-isms* might have been included as well. And things like *British Legion*, *Sturmtruppen*, a great many abbreviations for official institutions, or the lengthy statistics under 'Casualties of the Great War' might well be discussed in a history of the war, but a soldier-slang dictionary is surely not the proper place.

I read on the wrapper of the book, ". . . the book, which, in addition to affording entertainment . . . should prove of permanent value for literary and philological purposes". This passage has fortunately not been included in the preface. We are grateful to the authors for their work, but we should have been all the more indebted to them, if their aim had not only been entertainment. Instead of funny little anecdotes, they might have told us more about the words themselves. This could have been done by choosing a somewhat smaller print or thinner paper, without raising the price of the 372 pages.

We learn very little, in fact in most cases nothing at all, about etymology, original meaning, when, where, or in what social stratum the words originated, which words are new to English slang, and which are old. If the authors had but taken the trouble to consult the 7 vols. of Farmer and Henley's slang dictionary, and 'Hobson-Jobson' [1]), not to speak of the Oxford-Dictionary, we all should be the wiser. Of course, we cannot make good these drawbacks in a short article, it would mean to rewrite the greater part of the book. I confine myself to a few suggestions as regards the material. I give two word lists arranged alphabetically. The first list contains comments on words given in Fraser and Gibbons; the second list provides a number of words which may be of

[1]) A Glossary of Colloquial Anglo-Indian Words and Phrases, etc. By H. Yule and A. C. Burnell; new edition, London 1903.

use to the compilers for a second edition. I have not included in either of these lists a certain category of words which I should like to treat separately in the following paragraph.

Sir Philip Gibbs, describing a society-lady who served the soldiers as the 'auntie' in the Great War, writes in a short story ('Youth has its Fling', Nash's Mag., Nov. 1924):

"Miss Lavington looked round at the men in the bare shed, and her eyes softened. 'The casualties of peace!' she answered. 'Worse than those of war, because rather hopeless. Not their fault, either. Not anybody's fault, I guess. Only the price England has had to pay for helping to save the world, and the price the world has had to pay for the bloody ruin of it all.' Mr. Easton was startled by her strong language. In his young days no English lady would have used that word bloody."

This is not a blunt exaggeration. Of course, the 'scarlet adjective' and the family of the 'forbidden nouns' will hardly ever pass beyond the stage of vulgarity, because they are too closely associated with the realities of life. Now, as regards swear-words and forcible language, I must say that I do not know anything similar in German army-slang. There was, of course, plenty of that sort in use; but it would be impossible in the German language to use expletives in the sense of 'to get' and 'to do', or as mere intensives, at least not to the same extent as in English.

"Our armies swore terribly in Flanders." — This quotation from Sterne's *Tristram Shandy,* adorns the title-page of Fraser and Gibbons' book; and it says on the wrapper: "From 1914 onwards opportunities for the use of forcible language were not lacking. It is all in the book . . ." I am sorry to say that I cannot find this forcible language; the only word they mention, is *bloody,* and under the headings 'F. A.', 'N. B. G.', 'P. B. I.', and 'Sweet Fanny Adams' they allude to some vulgar expressions, but so vaguely that even most of the educated English readers will not know what it is about. I may be asked, what's the use of giving dirty, filthy words? I answer, no word can in itself be filthy; words are facts, and facts cannot be denied. It is true that the soldier's actual speech out-masefielded Masefield; indeed, it was absolutely impregnated with words generally labelled as 'unspeakable'. But to omit them in a soldier-slang dictionary would spoil the picture and leave a big spot uncovered; besides, such a dictionary ought not to be intended as a novel for society-ladies.

If I had to give a scale of intensives, I should say: *very* — *awfully* — *blooming* — *blinking* — *perishing* — *piffling* — *bally* — *damned* or *darned* — *blamed* — *blasted* — *bloody* — *fucking*. *Blooming* or *bloody* were not appropriate and did not express all the soldier wanted to say, and so the last in the scale took their place. It was used as a mere intensive to qualify almost every adj., verb, or noun. As a verb it was used to tell objectionable people what to do with themselves; *fuck it* — perhaps by right of rhyme — meant much the same as *chuck it*, 'put a sock in it' = stop talking, or even 'clear out'. *f. it all* was used in the sense of 'blow it', 'damn it all', an expression of disgust with things imparting a slight tinge of resignation, 'I don't care'. The noun *fucker* (verb + suffix *-er*), the very old term of derision, as well as pity (cp. 'that poor blighter!'), endearment and admiration, was used in the sense of 'bloke', 'rotter', 'blighter', or 'bastard', a word which decorated the speech of overseas men and Americans; or even 'bugger', a well-known common term of abuse, without, however, any reference to the legal meaning 'sodomite'. The derivative *buggery* was an intensifier of the same type as *bloody*, but not so common as the one mentioned above. The word was better known through the compound *bugger-all* = 'nothing at all'. *Bugger* meant also 'damn it', and, last but not least, stood as a substitute for the verb 'to get'; e. g. "Blow the f—ing candle out and *bugger up* to bed!" — *Mud* and *dirt* could not express a fraction of the soldier's disgust with his life in the trenches, they were replaced by *shit* (cp. the exact parallel in German army-slang). A man who had been in a muddy trench, under heavy artillery fire or during an attack, would say that he had been *up to his eyes in shit*; and a very telling expression was that commonly used by a man who had been 'told off' at the orderly room, that he had been *shit on from a great height.*

These and, no doubt, a great many other expressions which must have escaped my personal notice, were as the very breath of life to the soldier; and to omit them in a soldier-slang dictionary, would mean omitting at least 50 per cent of Tommy's actual speech.

I.

'alf a mo'; a common term for 'wait a bit'; abbr. of 'half a moment'; cp. B. Shaw, "Man and Superman" (end of Act 3.) "Here! Mister! arf a mo!"

All highest. It is rightly pointed out that this phrase is a translation of the German *Der Allerhöchste*, which is a curtailed form of *Der Allerhöchste Kriegsherr*, *Supreme War Lord* being another rendering of it in English. An inadequate translation like that naturally suggests something quite different from the meaning of the German word. I may quote here J. Brander Matthews, who writes in his 'Essays on English' (New York, London, 1921) p. 38:

"There is, however, one native German addition to the Teutonic military vocabulary, — Kriegsherr, which strictly speaking means merely Commander-in-Chief but which has lent itself to a mistranslation into War-Lord, thereby seeming to suggest unhappy implications. The Kaiser was no more a War-Lord in the sinister sense of the term than is the President of the United States, who is also constitutionally charged with the chief command of all our forces on land and sea. If the Germans had an international name for Commander-in-Chief, familiar to all peoples rather than a purely native name, Kriegs-Herr, there would have been no need for them to explain away a misunderstanding natural enough among those whose acquaintance with German permitted them to translate only syllable by syllable."

I very much doubt whether this blunder is a mere mistranslation. It is an intentionally distorted fact which does not matter very much to the average English newspaper morality, as long as it serves a purpose [1]).

Anzac. 'Anzac Day' is celebrated every year in Australia. cp. e. g. Daily Mirror 25. 4. 25. p. 3. "Anzac Day will be celebrated on a big scale in every town and village in Australia to-day."

Aussie; now applied not only to troops but to any Australian. cp. e. g. Daily Mirror, 25. 4. 25. "There will also be a big crowd of well known Australians in the gathering. Miss Berkeley is an Aussie herself."

---

[1]) The following quotation from *The Daily Mail* (July 27, 1918) speaks for itself: "As most of the world knows, Wilhelm II. styles himself Der Allerhöchste — The Allhighest. Each time he returns to his capital, the fact is announced in the following outrageous and ungrammatical formula: — "His Majesty are returned to Berlin. All-Highest the Same Ones (Allerhöchstdieselben) rejoice themselves in possession of a blooming health."

Bandook. The curious history of this word might have been given as an interesting example how things sometimes come to their names. I quote from 'Hobson-Jobson': "Bunduk, pl. banādik, was a name applied by the Arabs to filberts (as some allege) because they came from Venice (Banadik, comp. German Venedig). The name was transferred to the nut-like pellets shot from cross-bows, and thence the cross-bows or arblasts were called bunduk, elliptically for kaus al-b., 'pellet-bow'. From cross-bows the name was transferred again to firearms, as in the parallel case of arquebus."

bint; also used as verb: 'to go binting' — a good substitute for 'to go on the razzle', — which means, to go on leave to some big place to seek female society.

bird, to get the; also quite common for 'to get the sack', 'be dismissed'. cp. Galsworthy, "The White Monkey", p. 50. (ed. Heinemann.) "Mr. Danby had given him the bird." Ibid. pp. 62; 192.

birdcage was used in a different sense some 50 years ago when it meant a bustle used for extending the skirts of a dress. Cp. the Broadside Ballad, "The agricultural Irish Girl" (cr. 1860) verse 3.:

She has no great education, for
  She's not much past her letters;
But for acting like a lady, I
  Would like to see her betters:
She does not read Ouida's works,
  Nor Bow Bell's fashions pages;
And she does not wear those things behind
  The ladies call birdcages.

bleat; also to bleat at a man which means to bully him, much the same as the German army-slang terms 'jem. ankotzen' or 'anschnautzen'.

Blighty; the well-known term for the homeland, which through too frequent use has lost its novelty, needs no further explanation. As to its etymology cp. Hobson-Jobson, Weekley's Etym. Dictionary. It may only be pointed out that the arabic 'wilayat', from which Hind. adj. 'bilati' is derived, has found access into other European languages. Gustav Meyer gives in his 'Etymolog. Wörterbuch der Albanesischen Sprache' (Straßburg, 1891): "vilayet, m. 'Provinz' aus türk. 'vilayet', dass., auch bulgar., sem., neugriech." — And secondly a few references may

be given which show that this term has been applied to England by Indians and English colonials for a long time. The anonymous author of "The Grand Master or Adventures of Qui Hi? in Hindostan, a Hudibrastic Poem in eight cantos by Quiz" (1816), adds as a note to the following verses (p. 109):

'He ask'd if in Ballata's Land
The Burra Sahib had held command . . .'

that 'Ballata' is Hindostanee for England, or the United Kingdom.

cp. ibid. p. 110. 'Then the Ballata people would
Exterminate him, if they could . . .'
p. 111. 'Qui Hi reply'd, Ballata's laws
Had many very serious flaws . . .'

blind was used in the same sense as 'blind-o' = very drunk; "blind to the world".

bombdodger. In connection with this term of contempt for those who surely suffered from 'zeppelinitis'[1]) and went to places like Maidenhead or Brighton where they could breathe in a cleaner and safer atmosphere, — the old name for such places might have been given: "Jerusalem-on-Sea" or "Jerusalem the Golden". This pointed euphemism for Brighton does not require much explanation, nor does "Holy of Holies" (= The Grand Hotel at Brighton), which is said to be largely tenanted by Jews.

brief, of course, is derived from the German Rothwelsch and means originally a playing card, in particular a playing card tampered with for the purpose of swindling; then it is used for a ticket of any kind, whether railway ticket, pass, pawnbrokers' duplicate, or a ticket for a raffle. In the soldier's tongue it stands for 'ticket', 'to get one's brief' = to be discharged from the service.

camouflage. Some more details of the history of this word, which gained universal citizenship during the war both as noun and verb, would have been more desirable than lengthy expositions, or little stories how camouflage was done during the war. — Its origin is not quite clear. It is said to be a word coined and used by the Paris Apaches to express their method of making a quick disguise or an alteration of a disguise and has thus been connected with 'camouflet' = 'a puff of smoke' (bouffé de fumée que l'on souffle au nez de quelqu'un avec un cornet de papier

---

[1]) "English troubled with Zeppelinitis", heading in Lincoln (Nebraska) Evening News, Apr. 17, 1915.

allumé), hence 'a mine of asphyxiating gas or smoke' (fourneau de mine destiné à agir contre une galerie soutteraine ennemie). The origin of 'camouflet' is given as uncertain in the dictionaries, but the 'Larousse Mensuel' (Juillet 1917, p. 168, Charles Nordmann) and the 'Larousse Universel', 1922, mention a verb 'camoufler' = 'maquiller, déguiser, grimer', which has been combined with ital. 'camuffare' (< capo muffare) = muffle up, mask, disguise, cheat. I should be very glad if an expert on Romance languages could give a more up to date explanation.

J. Brander Matthews, referring to 'camouflage' in his interesting account on the history of American and English words during the last decades, says (p. 49): “... an exotic vocable as prevalent to-day as 'fin de siècle' was a score of years ago. It is to be hoped that its vogue will be as evanescent as that of its predecessor now sunk beneath the waters of oblivion.” I am afraid this wish will not be fulfilled. 'Camouflage' is more than a mere catchword, and besides its concrete and definite use during the war for the disguise of guns, ships, trenches, roads, etc. by splashes of various colours, boughs etc., it has proved to be a useful word of denoting the action of “throwing people off the scent”, “hiding one's thoughts” and the like, and may often be found in newspapers, magazines and novels. cp. e. g. Galsworthy, “The White Monkey,” p. 209. “Queer how nature camouflaged her schemes.” Evening News, 27. 4. 25. “Seen from that angle, 'Germany unmasked with Hindenburg' is held preferable to 'Germany camouflaged with Marx'.”

Cannon Fodder. In a second edition the correct German word might be given, which is “Kanonenfutter”.

Chum, long faced etc. Another synonym is 'long nosed chum'.

crab was also used for a louse.

crush, originally a fashionable name for any large social gathering.

cut out, to, was better known in the phrase 'cut it out', 'cut that out', meaning 'stop talking' or 'stop acting the fool'; cp. Galsworthy, “The White Monkey”, p. 162: “Things did not come round as they were expected to in books. And anyway sentiment was swosh! cut it out!”

D. S. O.: Distinguished Service Order. Also known as to have a 'Dirty Shirt On'; in the Boer War it was 'Dukes' Sons Only'.

dago; cp. Galsworthy, "The White Monkey", p. 241: "... and there in the entrance-lobby, talking to a 'dago', stood — his very own 'alderman'!"

dags; also 'Do me dags' which is rhyming slang for 'fags'.

daisy pushing; also 'pushing up daisies'.

deep end, to go off = to go over the deep end; cp. Galsworthy, "The White Monkey", p. 161: "Would it not be more in the mode really dramatic — if one 'went over the deep end', as they said, just once?"

dekko is the 2nd pers. plur. imperat. of 'dekhnā'; skrt. 'dekhaha' > 'dekhau'; 'dekh' being the 2nd pers. sing. imperat.

dinky. This word was also used as a synonym for 'dinkum' = smart. Both seem to be derived from 'dink', adj. (Scots' colloquial) = dainty, trim. cp. Burns, "My Lady's Gown", "My lady's dink, my lady's drest".

dogs, also 'hot dogs', said to be an Americanism for "Frankfurter Würstchen". cp. Daily Mirror, 29. 1. 25. "We are all trying to compose a song that will 'kibosh' the vegetarians and nut-nibblers." — "Mr. Millburn, the superintendent of the market," said the porter, "has suggested that the first line of our fox-trot should be: — 'Eat to me only with hot dog', — "hot dog means sausage or saveloy", he explained, "but we don't think it very good".

dope. James Brander Matthews gives an interesting account of this word in his 'Essays on English' (New York, London, 1921). He writes:

"Addict and coke are to be companied with dope, a strange flower which bloomed in the American vocabulary only within the last decade or two of the nineteenth century and which in the first two decades of the twentieth century burgeoned exuberantly. As it happens I can recall exactly when I first became acquainted with this linguistic weed. In 1893, at the Chicago Exhibition I was told that the trained animals in the Hagenbach show were not doped [1]). I immediately accepted dope as derived somehow from opium or opiate, altho I am still at a loss to understand how it acquired its initial. In ensuing years I began to hear men assert that they felt dopy, i. e., sluggish, as though they had taken an opiate. A little later the word took on an enlarged meaning, "I doped it out," that is to say, "I came to a conclusion". After a while I noted that a person seeking information would ask to be supplied with the dope. When we went to war with Germany the American ambassador left Berlin carrying a small bag,

1) Now quite common on the turf.

which he held fast, because as he explained it contained the dope for the book he intended to write[1])."

dud. If the editors had only taken the trouble to look up this word in a good dictionary, they would have been told why the word comes to its present meaning and also that it need not necessarily be of American origin. It is me. 'dudde', Dutch 'todde', Scotch 'dud', and means primarily a rag, plur., clothing especially of inferior quality; then "metaph. applied to a thowless[2]) fellow, but more strictly to one who is easily injured by cold or wet; as 'He's a saft dud' [3])." I read in "The Athenaeum" (July 19, 1884, p. 74, col. 2) that "duds in the northern Dialects means small things, or things of little account whether articles of clothing, trade or merchandise. We have frequently heard the word applied to workmen's tools . . ." To elucidate the present use of 'dud' denoting a 'wash-out', i. e. a failure, I may quote Galsworthy, "The White Monkey" (p. 22). "Come out for a whiff! The next thing is a dud!" (ibid. p. 48). "Old Lord Fontenoy . . . was what they called "a dud" — h'm! — nowadays."

fusilier was also a term of reproach from one rifleman to another e. g. "You're a fusilier!"

get it in the neck; also to be killed.

gippy is, of course, an abbreviation of 'Egyptian'.

gippo. The spelling given in Farmer is 'jipper'; it is an old nautical term.

gorblimey. A variation of this contraction of "God blind me!" is 'gorbling' which means the same, a soft cap.

grasshopper; also a high explosive shell emitting black smoke, cp. "coal box".

Heine. Another spelling is 'Heinie'; ". . . the name Heine being a common German surname . . ." I do not think that this nickname is derived from the German surname 'Heine' — the authors perhaps think of the famous poet —. It is the diminutive of the Christian name 'Heinrich'.

---

[1]) It may be interesting to note that the Conc. Oxf. Dict. derives 'dope' from a Dutch word which means 'sauce'.

[2]) cp. thowis, theuys, thewis, s. pl. = manners, qualities, dispositions.

[3]) cp. Jamieson's Dictionary of the Scottish Language, 1910. — Notes on English Etymology, by W. W. Skeat, Oxford 1901, p. 78.

loaf was and is not so common for head as 'napper', and used mostly in the advice "use your loaf" = use your brains.

loud one, a; also a bad wound.

mat, on the; cp. Galsworthy, "The White Monkey", p. 61, "On the mat, was Michael in two minds."

moan. There was also the noun 'moaner'.

mop up. The after-war use is seen from the following quotation (Daily Express, April 16, 1925): "And meantime, while Japan is rapidly building cruisers to 'mop up' the trade of the Pacific, we are considering whether we ought to build any more warships at all."

mud-lark; besides being a nickname for the Royal Engineers, it was applied in the sense given in Farmer.

oojah. Who would suspect the French 'comme-ça' in this strange word, or 'comme-ça comme-çi' in the still stranger 'oo-jar-ca pivee'? Corruptions like these really resemble some African negro-dialect rather than modern French.

pictures; 'to be on the pictures' means much the same as 'to be on the movies' = to be a searchlight operator.

Pip, Squeak and Wilfred; also the General Service and Victory Medals, so called after the "Daily Mirror Pets".

posh; smart, elegant, exquisite, first-rate. 'poshed up' = 'togged up to the nines' = dressed up. It seems to have escaped the etymologists that this word is of Eastern origin. It is taken from Perso-Hind. 'posh' = dressed, past part. of 'poshīdan' = to dress or wear[1]). Strange to say, the word 'posh' has been used for some time in English slang (cp. Farmer) meaning, a dandy and (thieves' cant) money[2]); but it does not need great mental effort to derive this word from the root given above.

---

[1]) 'poshak', 'poshish' = a dress; cp. Ch. J. Wills, "In the Land of the Lion and Sun, or Modern Persia" (1883) p. 319, 'posseen' = skin cloak; 'balapoosh' = overcoat. cp. Pers. 'sillaposh' = an armourclad warrior; from 'silaḥ' = 'body armour'. — W. Francklin, Mil. Mem. of Mr. George Thomas. 1799, ed. 1805, p. 165: "... the Sillahposh or bodyguard of the Rajah (of Jaipur) ..." — Tod, Annals, 1829, Calcutta reprint vol. II. p. 462. "... he stood two assaults in one of which he slew thirty silleposh, or men in armour, the bodyguard of the prince."

[2]) cp. Emerson, 'Signor Lippo', 1893, ch. XX., p. 91. "She'd always get some posh from them."

red lamps. Why not mention in connection with this common term for a French "maison tolérée" the so-called *blue lamps*? These were medical institutions to prevent venereal diseases.

rest camp; also, figuratively, a cemetery.

rooky; a recruit; this word seems to be of American origin; cp. American Dialect Notes, vol. V.: rooky = uncouth, illkept, "My, but you look rooky this morning".

sarga is the arabicized form of English sergeant and has thus penetrated army slang.

san fairy ann; usually spelt 'sanfaryan'; other forms of the same word were 'Sandbag-Mary-Ann', 'Sally-fairy-Ann', or even 'snaffer'.

scrounge; there was also the noun "scrounger".

shut your face; also 'shut your neck', or the Americanism (cp. American Dialect Notes, vol. V. p. 238) 'shut your potatotrap' or 'tattertrap', which reminds me of the German parade-ground flower of speech, 'halt deine dreckige Brotlucke' or 'Brotfunzel'.

sparks; also 'sparky'.

square head; another synonym is 'square face'. The origin of the word given by Fraser and Gibbons is an outstanding example of what 'Volksetymologie' can achieve. The expression has originally nothing to do with "the somewhat square shape of the typical Teutonic skull"; and I should like to know who the "British authority on the subject" is to whom the authors refer and who says that the "squarehead is almost extinct in these islands". Judging from the heads and faces of what is called "typical English gentleman", it does not need a trained physiologist to find as many "square" heads in England as on the other side of the channel.

Square head as well as *square dinkum* was brought over by the 'Aussies'. In both expressions (cp. also *square pusher*) *square* means 'honest', and *square head* was formerly applied in Australia to a free emigrant who had not been deported to that country; and as free emigrants consisted in those times chiefly of Germans and Scandinavians, the term was gradually applied to them. Secondarily, *Square face* was a term for a certain kind of gin said to have been made in Germany for barter with and consumption by savages. It may also be noted that in thieves' cant

square face means an 'honest man' as well. The original meaning of *square* had, of course, to be dropped and was then connected with the somewhat imaginary idea that the square shape of the head was the outstanding racial feature of the Germans, especially of the 'Prussians'.

stand at ease; another rhyming slang term for cheese is 'cough and sneeze'.

sting, to; also used in the very old sense 'to swindle', 'to rob', "That cove is fly, he has already been stung" = The man is on his guard he has been robbed before.

stone winnick, gone; after the lunatic-asylum at Winwick.

stumer; also a common racing stable term; a 'stumer' is a horse which is 'dead meat', which has not been 'trying', or which was not 'out'; to be 'out'; means 'on the job', 'busy', i. e. backed and trying.

swing the lead means the same as "to swing the hammer" or "to swing it". There is also the noun "leadswinger". How this term — as suggested by a contributor to 'Notes and Queries' — may have arisen from "the fine gesture of the sailor who swings the lead when taking soundings", is not at all clear.

talk wet; the old phrase "to talk through one's hat" was also much in use.

tin Lizzy; *tin-can* or simply *lizzie* are Americanisms for a Ford motor-car. The latest in this line seems to be 'flivver', a word which I have often seen in American films shown in England. cp. Evening News, 30. 3. 25: "Witness, in Bow County Court, to-day: I looked across the road and noticed a flivver coming along. Barrister: A what? — A flivver. What on earth is a flivver? — A tin Lizzie. Opposing Counsel: He means a Ford motor-car." —

'Lizzie' was also a term for a Fuller-telephone.

toby; a steel shrapnel-helmet, perhaps so called after its shape similar to a mug or a drinking bowl.

top, over the; the after-war use of this expression is according to its original meaning, 'to do something extraordinary'; cp. the quotation from Galsworthy "The White Monkey", on p. 4.

west, to go. Without explaining this expression, the following passage from Galsworthy's novel, "The White Monkey", would hardly be understood (ed. Heinemann, p. 11): "'The moment I

believe that, I shall go East!' 'East?' 'Not so stale as going West, but much the same — you don't come back.'"

What is the origin of the phrase? Its prolific use, during and after the war, has aroused the interest of a great many, both laymen and scholars, and a few remarks therefore, may be added to the, no doubt, valuable explanation given in Farmer and Gibbons. We need not go as far as to the banks of the Nile. This euphemism for 'to die' may have come from the old idea that the fortunate isles of the Blest where the souls of the Good are made happy, are situated in the western ocean. This apparently Celtic belief may be connected with an explanation given by G. C. Moore Smith who says that the phrase is due to the Celtic habit of saying "I am going west" in the sense "I am going back" or "going home" — the habit illustrated in Wordsworth's poem "Stepping Westward". Another contributor to 'Notes and Queries' definitely associates the phrase with Ireland; he quotes from a review of W. R. Le Fanu's 'Seventy Years of Irish Life' (new ed., London, 1896): "The western Irish attach a similar meaning to west. Jim Shea a fishing attendant of Mr. Le Fanu, had a violent fit of coughing, but he explained: ''Tis not a cold I have at all, my lady, 'tis a fly that's gone west in my stomach.'" And in 'An Irish Cousin' by Edith Œnone Somerville and Martin Ross (new ed., London 1903, p. 144), Old Sweeny, who is speaking of ghostly carriages which are believed to foretell a death, says: "There was one that seen the black coach and four horses goin' wesht the road, over the bog, the time the owld man — that's Theodore's father — died; and wansht", he went on impressively, "there was a Sarsfield out, that time the Frinch landed beyond in Banthry Bay, and the English cot him an' hung him; but Those People took him and dhragged him through hell and through det'th, and me mother's father heard the black coach taking him wesht to Myross Churchyard."

As a second explanation, 'gone west' has been connected with the opening up of America (perhaps through the song 'Drake is going west'), that, from first expressing a geographical fact, it came by a natural transference of ideas to mean 'failure to return' and then, by further development 'death'; and in that sense 'gone west' was a common expression in Canada some years ago, and probably originated from the fact that the Far West was

almost an unknown country, into which if a man ventured, he was considered as lost his friends.

The third explanation is less romantic and poetical than the first. G. C. Moore Smith draws attention to the Elizabethan play "Look about you" (1600) (cp. Malone Society's reprint, 1913, vol. 33, ll. 51—3).

Skinke: ... Is there no tricke in this? ha let me see?
Or doe they know already I am he?
If they doe so, faith westward then with Skinke ...

The last line, as Hazlitt says in his edition of the play (Dodsley, Old English Plays, ed. by W. C. Hazlitt, London 1874, vol. VII, p. 390), means 'to Tyburn', the place where prisoners were hanged in former centuries, and which was situated close to where the Marble Arch now stands. As another instance I may quote Th. Decker and J. Webster's 'West-Ward Hoe' (London, 1607; end of Act IV):

Par. ... come shal this Westerne voyage hold my harts?
All 3. Yes, yes.
Par. Yes, yes: Sfoot you speake as if you had no harts, and look as if you were going westward indeede ...

Anthony Brewer uses the phrase in the same sense ("The Countrie Gide," 1647):

Hu. — Your Father dye?
Greg. — Hee's threescore yeares old and upward. Is't not time he should now, goe downward?
Hu. — And time, that you should goe westward.

Henry Parrot, in his character of "A Ballad Maker" in "Lines for the Itch", 1626, writes: "If any thing happen to helpe besides, it must accrew from the next Sessions provided there be some to travel westward, on whom he is to make that recantation as if himselfe were the Theame hee writes on." And as a last instance I may quote: Green's 'Art of Conny-Catching', part 2, "Westward they go, and then solemnly make a rehearsal sermon at Tibirn"; ibid., part 3, "Sailing westward in a cart to Tibirn".

yellow peril; also used as a term for the instructors at the bases, so called on account of the yellow band on their arm.

yob is back slang for 'boy'.

II.

Amex.; Americ. Exped. Corps.

apron; a type of wirefence.

baby elephant; a kind of dug-out.

barbed wire disease; a form of nervous break-down.

base-kit; the soldier's kit worn at the bases.

batter; slope in wall of trench, or parapet.

berm; ledge in parapet.

bird-lime; rhyming slang for time, it is also an old term for a thief, perhaps from the glutinous substance of the same name spread upon twigs for the purpose of catching birds and holding them fast [cp. Vanbrugh, Confederacy (1705) V, 2, "That birdlime there — stole it"; ibid. III, 2, "'Tis my rogue of a son has laid his birdlime fingers on't"].

bit of stuff; a shell-fragment, a bullet.

blindage; sandbag erection to hide from view.

blow the reed, to; to have a lot to say.

booked, to be; to be done for; a common term for 'caught'.

boozer; a French estaminet.

broke, to be; (old Army) to lose one's stripes; common for 'ruined', 'hard up' — said of health or pecuniary circumstances.

bukra; (Arabic) = to-morrow, from 'bukrat' = the dawn, the morning, the aurora; the word usually used in Arabic for to-morrow, is 'ghadeh'.

bull-ring; a training camp.

bungalow; a dug-out.

bushel and peck; rhyming slang for 'one's neck'.

bye; a shell that was "over", or passed overhead.

calaboose; (americ. and nautical) a prison, so also to calaboose = to imprison; it comes from the Spanish 'calabozo' through the French 'calabouse.

can; a simpleton.

chalk-farm; rhyming slang for 'one's arm'; perhaps the London suburb Chalk-Farm has been immortalized in this word.

chin-chin came into general use during the war and was used mostly at the end of a letter, instead of a more familiar English formula of salutation. It signifies in 'Pidgin-English', 'salutation', 'compliments', or 'to salute', and is a corruption of the Chinese phrase 'ts 'ing-ts' ing', Pekingese 'ch 'ing-ch' ing'.

'Hobson-Jobson' refers to a quaint little story in which the phrase occurs; the story was told to William of Rubruck (1253) by a Chinese priest whom he met at the court of the Great **Kaan**:

"One day there sate by me a certain priest of Cathay, dressed in a red cloth of exquisite colour, and when I asked him whence they got such dye, he told me how in the Eastern parts of Cathay there were lofty cliffs on which dwelt certain creatures, in all things partaking of human form, except that their knees did not bend... The huntsmen go thither, taking very strong beer with them and make holes in the rocks which they fill with this beer... Then they hide themselves and these creatures come out of their holes and taste the liquor, and call out 'chin-chin'."

choke a man off; to keep him in his place, give him the 'cold shoulder'; choked off = reprimanded, successfully retorted upon.

cold enough to make a Jew drop his bundle; very cold.

come off it!; abbr. of 'come off your perch' = stop bragging, don't try to deceive me; cp. Americ. Dial. Notes, vol. V, p. 159.

cotton on, to; to understand; — the word comes from the Welsh 'cytuno' = to agree, to consent.

cough it up; speak it out.

cow-juice; (very old) milk.

cripes; this is a contraction of 'by Christ's stripes'; cp. Galsworthy, The White Monkey, p. 20: "And it was additionally trying when, with his native disrespect of persons, accentuated by life in the trenches, and a publisher's office, he would mutter: 'Gad! Get on with it!' or 'Cripes! Ain't he took bad!'" Ibid. p. 124. — cp. 'struth' = by God's truth.

cut; tipsy (very old, see Farmer).

damper, have a; have a drink.

dead nuts; a certainty.

death warmed up, to feel like; to feel ill.

deficiency of kit; when a man was told to have a deficiency of kit, he was reminded in a friendly way of the fact, that he had not got any military distinctions, which were assumed "to come up with the rations".

dirt; a shell.

dirty one, a; a bad wound.

to do one for the King; to do a 24 hours' armed guard.

donkey's years (= dog's age); a very long time.

dork (= doorstep); a thick slice of bread.

doss (very old, see Farmer); sleep; noun and verb.

dot him one; = 'drop him a stick of blacking,' or 'give him one on the noddle'.

down on a man, to have a; to have a grudge or spite against him.

Duggie; a nickname for Earl Douglas Haig.

edge; (abbrev.) adjutant.

Eternal City; in this ironical expression, which is rhyming slang for 'home', the rhyme word 'Rome' through which it passed, has been dropped.

fade away; make oneself scarce.

fair cop; fairly caught.

fetch him a oner; give him one on the 'napper'; cp. 'dot him one'.

fire-siders; men who did not join up.

five-mile-sniper; gunner in heavy artillery.

fizzer; be reported to the company officer for a trivial offence. cp. Americ. 'fizzle' = a ridiculous failure, a flash in the pan.

flea-bag; a term for the army sleeping bag; it is a common slang expression for bed, cp. Lever, Harry Lorrequer, 1839, ch. XL, "Troth, and I think, the gentleman would be better if he went off to his flea-bag himself."

fray bentos; a well-known brand of 'bully'.

froggies; a nickname for the French soldiers.

Gaspipe-Cavalry; the Army Cyclist Corps.

German-bands; rhyming slang for 'hands'; cp. 'German flutes' = a pair of boots.

give it a rest; stop talking.

goat, to get one's; (probably of American origin) to get angry. cp. Galsworthy, The White Monkey, p. 247; "Oh! I want to know, what's the meaning of that expression 'got his goat'?" "'got his goat?' Oh, raised his dander, if you know what that means, it was before my time." cp. ibid. pp. 123; 315.

gone ashore for a loaf; answer given for a man absent from parade.

guy; Americanism for Tommy; cp. 'kid'.

half a pint at the linen draper, to have; this phrase expresses that someone would like to have a glance at another man's newspaper, by right of rhyme; though the rhyme 'pint — squint' is imperfect.

ruff neck

hard skin; a man who feared neither the enemy nor the authorities.

harness; the leather or, during the war, the webbing equipment made to match the khaki colour of the uniform.

hooks; spurs.

hop it, to; the almost invariable phrase for 'to clear off'; to 'grease it' was once used in the same sense, but has now been supplanted by its consciously humorous derivative "my name is dripping."

hot and dirty; cocoa.

hot cross bun cart; an ambulance motor with the red cross painted upon it.

India rubber gun, rubber gun, or **stocking-soles gun**; terms for a high velocity gun.

invalid fire; corr. of 'enfilade fire'.

jerks; physical training, drill, cp. 'put a jerk in it' = smarten your actions.

jigger; a bicycle; primarily a slang expression applied to small mechanical contrivances or handy tools.

jildy; quick, smart, "look jildy" = be quick.

joyride; (Americanism) an unauthorized trip in an army car or aircraft; cp. J. B. Matthews, Essays on English, 1921.

judy; a Palestine Jew, from Arabic 'yahudi'.

King's hard bargain; a man not worth his pay (old army term).

'kiss me sergeant!' — answer to orderly sergeant's 'good night', after reading orders of the day on his nightly round of billets — immediately following 'lights out!'.

knee-drill; church parade.

knock off, to; acquire by artifice, steal.

lie on your side; stop talking, be quiet.

lob one over, to; to throw a handgrenade, taken from the cricket game.

lofty; a popular term for a tall man.

lunar, to take a; (Americanism) to have a look; cp. Galsworthy, The White Monkey, p. 124, "Cautiously 'taking a lunar' he saw Bicket inflating a balloon."

mate, matey; this very old word for a companion, partner, or pal was the most frequent term of address used among troops.

monkey, to; (common) to fool about with, touch; "don't monkey with that thing!"

myrrh; rum.

Nicknames:

Dirty Little Imps; Durham Light Infantry.

Lavatory Lancers; Westmoreland and Cumberland Yeomanry.

Leave Nothing Loose; Loyal North Lancs.

Mutton Chops; Royal West Surreys, from emblem of lamb and flag.

Notts and Dotts; Notts. and Derby. Regiments.

Rotten Irish Ragtimers; Royal Irish Rifles.

Taffies; Welsh troops; Taffy = a Welshman, from St. David's day, 1st March.

nix; besides 'kamerad' and 'strafe' (= a reprimand, or a punishment i. e. a bombardment with shells and bombs) the word 'nix' was known to every English soldier in the early days of the occupation of the Rhineland. The former two were certainly picked up from German prisoners, but as regards the latter, it is an old component of English slang. Geo Parker writes in 'Life's Painter' (1789, p. 143): "How they have brought a German word into cant I know not, but nicks means nothing in the cant language." cp. 'The Cadger's Ball' (1852, in Farmer, 'Musa Pedestris', 1896, p. 147): "Old Mother Swankey, she consented to lend her lodging house for nix" —

'Nix my doll' = 'never mind!' cp. 'Jerry Juniper's Chant', in Ainsworth's 'Rookwood' (1833), and after Ainsworth, Punch Almanach (1846), 'Song of September':

What ho! my gun, my gallant boys
September's always jolly;
I love the sportsman's pleasant noise
Yoicks! Forward! Nix my dolly.

Noah's ark; a dug-out.

not half! expression of agreement or disagreement.

number on; a shell dropping so near a man as if specially intended for him, was said to have his 'number on'.

odds and sods; those attached to Reg. or Batt. H. Qu., e. g. sanitary men.

oil, on the; a drinking bout.

old bean, an; an old fellow; cp. Galsworthy, The White Monkey, p. 14. "... especially the 'old bean' representing the Prime;" (i. e. — Minister).

oo-la-la! (French) Exclamation of pleased surprise; cp. 'The White Monkey', p. 263.

pane of glass; monocle.

parky; cold, uncomfortable as when sleeping in the open; cp. "Pink 'Un and Pelican" (1898) p. 273. "'Morning William; cold 's morning?' remarked the victualler patronisingly; 'It is a bit parky', assented William."

parleyvoo (cp. Conc.-Oxf.-Dict. and E. Weekley's Etym. Dict.) reminds one of Tommy's marching song: "Mademoiselle of Armentières, parleyvoo?"

pawnee; from Anglo-Indian 'pānī' = water; cp. 'bilāyatī pānī' = 'European water', the usual name for soda-water in Anglo-India; 'khush-bo pawnee' = European scents. The compound 'brandy-pawnee' has been known in England since the beginning of the 19th century[1]), and 'pānī' itself is a constituent of theatrical and gipsy slang, meaning: rain; 'dowry of parney' = plenty of rain[2]); 'pawnee-game' = water drinking[3]).

pea-shooter; a rifle.

phut, to go; an expression denoting an unsatisfactory condition. cp. 'The White Monkey', p. 120. "... if the mark [i. e. the German currency] goes absolutely phut ...;" ibid. p. 227, "Elderson's nerve must have gone phut."

pickled monkey; described as a species of animal served by the Germans to prisoners of war as food. cp. 'Kiel-whale'.

---

[1]) cp. 'The Grand Master' etc. by Quiz, 1816, pref.:
"Lost all my health, and all my money,
And died at last with brandy panny."
ibid. p. 152. "They drowned their cares (if they had any)
In laul shraub, gin, or brandy pany."

Thackeray, Newcomes (1855), ch. I: 'I'm sorry to see you gentlemen, drinking brandy-pawnee', says he; 'it plays the dence with our young men in India.'

[2]) Mayhew, London Labour and the London Poor, 1851, vol. 3, p. 149, "Parni is rain [among strolling actors]."

[3]) Emerson, Signor Lippo, 1893, pp. 54, 55, "So arter a bit the old man gets him a berth at ... So he sticks to the pawnee game for a long time, leastwise long enough to learn the graft."

pig's ear; rhyming slang for beer; also (tailors') a very great lapple.

pig-sticker; a bayonet.

plates; old rhyming slang for 'feet'; it is a contraction of 'plates of meat', which stands in American thieves'cant for 'street'.

pole, to be up the; daft, silly; Farmer gives it as a military term meaning: in good report; goody-goody; strait laced.

pom-pom; (onomatopeia!) a French 75 mm cannon; the term was applied during the South African War to a quick-firing gun of light construction.

pot and pan; rhyming slang for the 'old man'.

prussian guard; a flea.

quarter to ten; a 9.45 in. trench mortar.

quids in; said when everything appears to be to one's advantage.

red eye; (old) rum.

red herring; (old) staff officer.

righto, or **right-ho**; all right; now quite common.

rubber-heels; high velocity shells.

rush a brew; to make tea (school-slang).

sherbet; (cp. the article in 'Hobson-Jobson') the name for anything intoxicating, though its original meaning does not imply any intoxicating effect at all; it simply means fruit-juice or iced syrups mixed with water; cp. the derivative 'syrup' known in all European languages.

shun! a parade ground corruption of 'attention!'

Silent Service, The; a pointed nickname by which the Royal Navy was known.

skinful; a man who had a "skinful", became "well-oiled", i. e. tipsy.

slip it across him; hit a man with one's fists.

slippery sam; a gambling cardgame.

slum; to shirk; (old and thieves'), noun and verb, trick, swindle, cheat.

so long! good-bye! — now quite common; cp. 1902, Lynch, High Stakes ch. XXXII. "I'm off for change of air ... sow long, I'll see ye later." — Galsworthy, The White Monkey, p. 102, "So long! An expression, old as the Boer War, that he had never got used to."

some lad; a name given to a smart and popular officer.

The use of 'some' to express endearment or astonishment, is of American origin.

sonny; used like 'Erb as a substitute for a man's name. In American a term used in addressing youth by their seniors, equivalent to 'my lad' in England.

sprung; (old) a degree of intoxication; cp. half sprung, sprung, well sprung.

squiffy; half drunk; (colloquial) also 'squiffed'; cp. Kipling, Stalky & Co., p. 17. "I never got squiffy but once . . . and it made me horrid sick."

stagger-juice; any intoxicating drink.

steeler; a shrapnel-helmet.

stick it, to; to persevere in some dangerous or uncongenial task; (cp. the German 'durchhalten'); cp. Galsworthy, The White Monkey, p. 168. "Man at the South Pole with the first blizzard doesn't sing: 'Want to go home! Want to go home[1])!' — he sticks it." ibid. p. 270. ". . . is there a country in the world where they stick it as they do here?"

stuck; to get stuck into = to attack; "we got properly stuck into Jerry."

stir; (old) prison; cp. Mayhew, Lond. Lab., 1851—61; I, 469. "I was in Brummagem, and was seven days in the new stir."

strike a light! = I am surprised; exclamation on hearing bad news.

stuff to give 'em!, that's the; a remark often heard when the artillery opened out.

sub; = loot; (abbrev.) a subaltern.

s—k-h—e; this shocking word denoted that most despised of all characters who would stoop to anything to curry favour with his superiors; it was often flung in jest at a man cleaning his equipment with too much care, or who showed civility to an N.C.O. or officer.

swaddie; (old) a soldier; also: swad; swadder; swadkin; swadgill.

swagger-stick; cane for walking out.

tater-masher = potato-masher; a German handgrenade.

tell the tale, to; a defaulter trying to explain his sins of omission and commission.

---

[1]) This is an allusion to a well-known song.

thud, a dull; a bad wound.

ticket, that's the; = that's the hookum = that's the idea.

tres beans; corruption of 'très bien'.

violets; (old and common) onions.

walad; (Arabic) boy, son; 'saida walad!' was the greeting on meeting a companion; 'saida!' = good day.

wet and warm; tea.

whack it back too long, to; said of a man who stayed in bed too long after reveille.

winnings; Tommy's 'souvenirs' which he carried in the 'joy bag' on top of his pack.

worry and bother; this pointed rhyming slang for 'mother' is certainly not intended to be as undutiful as it sounds, nor does it really represent the eternal revolt of youth against the last generation.

London, May 1925. P. L. Jaeger.

DIE GRAMMATISCHEN RANGSTUFEN.

Otto Funke hat an zwei verschiedenen Stellen über mein Werk *The Philosophy of Grammar* geschrieben, einmal in der ausgezeichneten schwedisch-internationalen kritischen Zeitschrift *Litteris* über das Buch im allgemeinen, und dann in dieser Zeitschrift über einen speziellen, wenn auch sehr wichtigen Punkt, die Lehre von den drei Rangstufen. Wenn er sich mit der Besprechung in *Litteris* begnügt hätte, würde ich trotz Unstimmigkeit in Einzelheiten mich nicht an die Öffentlichkeit gewendet haben, sondern hätte ihm nur privat für seine bereitwillige Anerkennung vieler meiner Ausführungen gedankt. Jetzt sehe ich mich aber genötigt, ihm öffentlich zu widersprechen, da es mir sehr daran gelegen ist, daß die Leser dieser Zeitschrift keinen falschen Eindruck von meinen Ansichten bekommen: deshalb muß ich hier einen kurzen Abriß von dem betreffenden Abschnitt meines Buches geben, wobei ich hauptsächlich deutsche Beispiele wähle, um zu zeigen, daß es sich nicht um speziell englische Erscheinungen dreht.

Mein System, falls ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, hat sich bei mir sehr langsam ausgebildet. Ich habe es zum erstenmal auf dänisch in *Sprogets logik* (1913) entwickelt, dann kurz in *Modern English Grammar* (MEG) II (1914) skizziert, und jetzt endlich in *The Philosophy of Grammar* (PG) (1924) ausführlicher und, wie ich hoffe, auch klarer und richtiger dargestellt. Dabei habe ich stillschweigend einige Punkte verbessert und Ungenauigkeiten ausgemerzt, so daß ich bitten darf, bei einer Beurteilung nur die letzte Fassung in Betracht zu nehmen — einige der Aussetzungen Funkes würde er nie vorgebracht haben, wenn er nur die PG gekannt hätte.

Um die Rangstufentheorie richtig zu würdigen, ist es zuerst notwendig, kurz auf einen anderen Punkt einzugehen. Ich sondere in der grammatischen Theorie zwischen drei

Gebieten, nämlich, indem man von außen sich nach dem Inneren bewegt:

A. Form. B. Funktion. C. Begriff (notion).

Das Wort Form (A) wird dabei so scharf wie möglich umgrenzt; als Form wird bezeichnet nicht nur Endung, Präfix u. dgl., sondern auch Ton, Wortstellung, Formwort. Der Satz »Er kommt« ist formell von »Kommt er« verschieden, ja »Kommt er?« als Frage ist auch formell durch den Ton von »denselben Wörtern« verschieden, wie sie z. B. in »Jetzt kommt er« gesprochen werden.

In dem Gebiet Funktion (B) begegnen wir z. B. solchen Kategorien wie Plural, Genitiv, Präteritum, Superlativ usw.

Das Gebiet Begriff (C) endlich umfaßt solche von dem sprachlichen Ausdruck unabhängige Kategorien wie Mehrheit, physiologisches Geschlecht, Vorzeit usw.

In A zeigen sich die allergrößten Verschiedenheiten von Sprache zu Sprache; in B sind die Sprachen auch sehr verschieden, wenn auch nicht so viel wie in den Formen; und endlich in C stoßen wir auf das, was allen denkenden Menschen gemein ist. Jeder Mensch sieht den Unterschied zwischen eins und zwei, und zwischen männlichen und weiblichen Lebewesen, und fühlt den Unterschied zwischen der verflossenen Zeit und dem jetzigen Moment, ganz ohne Rücksicht darauf, ob und wie seine Sprache diese Unterschiede durch Formenveränderungen oder mit anderen Mitteln bezeichnet.

In einer Sprache wie der deutschen hat sehr oft dieselbe Form verschiedene Funktion: die Endung *-s* bezeichnet den Genitiv in *Karls*, den Plural in *Kerls*; die Endung *-(e)n* bezeichnet Plural in *Frauen*, Genitiv in *des Herrn*, Infinitiv in *binden*, Partizip in *gebunden*, usw.

Dieselbe Funktion kann durch verschiedene formelle Mittel gekennzeichnet sein; der Plural, wie wir schon gesehen haben, bald durch *-s*, bald durch *-en*, in wiederum anderen Fällen durch *-e* mit oder ohne Umlaut, usw.; das Präteritum bald durch Ablaut, bald durch eine Endung, usw. Das ist alles sehr wohl bekannt. Nicht so beachtet ist es jedoch, daß dieselbe Funktion begrifflich verschiedene Bedeutungen haben kann: selbst eine scheinbar so eindeutige Kategorie wie der Plural bedeutet nicht immer dasselbe. *Wir* steht nicht in demselben Verhältnis zu *ich* wie *Pferde* zu *Pferd*. Der deutsche Singular *Brille* entspricht dem dänischen Plural *briller* und dem englischen *spectacles*. Das Präteritum bezieht sich nicht immer auf die Vorzeit, sondern in gewissen Fällen sogar

auf die Zukunft, wie z. B. *schickte* in »Ich würde zufrieden sein, falls er das Geld bald schickte«.

Also steht B zwischen den beiden anderen Gebieten, es hat, wie ich gesagt habe, einen Januskopf, der einerseits gegen die Form, andererseits gegen das Begriffliche gewendet ist, und kann ohne Berücksichtigung beider nicht im vollen Umfang verstanden werden.

Diese Dreiteilung halte ich jetzt für sehr wichtig, hatte sie aber in MEG noch nicht so scharf wie jetzt erkannt, weshalb ich an einer Stelle "purely logical" schrieb, wo ich jetzt die betreffende Unterscheidung als »funktionell« bezeichnen würde (s. 5 z. 3) — dieser unüberlegte Ausdruck wird von Funke ausgiebig ausgenutzt, wie wir unten sehen werden. Indem ich damals »Form« in derselben Weise wie jetzt umgrenzte, faßte ich durch den Ausdruck 'logisch' die beiden Gebiete B und C zusammen, als ob sie nur eins wären. Funke dagegen scheint, indem er »Form« anders faßt, eine Zweiteilung vorzunehmen, durch die A und B als Form erscheint, und C allein als das, was er abwechselnd logisch und semasiologisch nennt, in Gegensatz dazu gestellt wird. Dies ist vielleicht der tiefste Grund seiner ablehnenden Haltung meiner Rangstufentheorie gegenüber, die wir jetzt betrachten wollen.

Ich habe zwei Reihen aufgestellt, die ich hier Alpha-Reihe und Beta-Reihe nennen möchte, nämlich:

α) Wortklassen:	*β*) Rangstufen:
1. Substantiv,	I. Primär,
2. Adjektiv,	II. Sekundär,
3. Adverb.	III. Tertiär.

Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden Reihen ist der, daß in der Alpha-Reihe die Wörter an sich betrachtet werden, in der Beta-Reihe aber nur die Wörter in Verbindungen (so ausdrücklich PG 107). Es wäre also Unsinn, zu fragen, ob das isolierte Wort *Stein* oder *froh* primär oder sekundär ist, wogegen man ohne Schwierigkeit feststellen kann, daß *Stein* ein Substantiv und *froh* ein Adjektiv ist. Ein Wort ist entweder Substantiv oder Adjektiv, usw., dasselbe Wort kann aber in verschiedenen Verbindungen bald als primär stehen, bald als sekundär oder tertiär auftreten. Ferner geht die Beta-Einteilung nicht nur Wörter, sondern auch Wortgruppen, ja sogar Sätze an.

Für *β* I habe ich jetzt im Englischen die Benennung *primary* der früher benutzten *principal* vorgezogen, weil "clause principal" zu leicht mit dem landläufigen Ausdruck "principal

clause", der etwas ganz anderes (Hauptsatz) bedeutet, verwechselt wird. Neben *secondary* gebrauche ich die Ausdrücke *adjunct* und *adnex*, je nach Art der Verbindung, und neben *tertiary* gebrauche ich das Wort *subjunct*. Im Deutschen kann man wohl für β I *Oberglied*, für β II *Nebenglied* und für β III *Unterglied* sagen, entsprechend den von mir seit Jahren im Dänischen benutzten Ausdrücken *overled, adled, underled*.

Beide Reihen sind sich insofern ähnlich, als Substantive am häufigsten primär auftreten, Adjektive am häufigsten sekundär und Adverbien am häufigsten tertiär. Aber mehr als eine gewisse Ähnlichkeit ist dies nicht; die beiden Reihen decken sich keineswegs, wie man leicht ersehen wird, wenn ich einige Beispiele gebe. Vielleicht beginne ich hier am besten mit Nebensätzen, weil die Unterscheidung in primäre, sekundäre und tertiäre Nebensätze schon in der landläufigen Grammatik bekannt sind, wo man sie aber gewöhnlich substantivische, adjektivische und adverbielle Nebensätze nennt — Benennungen, die mir nicht gut scheinen, weil sie die Ähnlichkeit mit der Alpha-Reihe übertreiben, und weil diese Namen, substantivisch usw., auf andere damit parallelen Erscheinungen angewandt, nur verwirren können. Also haben wir in den verschiedenen Rangstufen die hier kursivierten Nebensätze:

I. *Daß er dies glaubt*, schein sicher.
I. Ich weiß, *daß er dies glaubt*.
I. *Wer das glaubt*, muß dumm sein.
II. Der Mensch, *der das glaubt*, muß dumm sein.
III. *Wenn er das glaubt*, muß er dumm sein.
III. *Wer das auch behaupten mag*, ich glaube es nicht.

Mit diesem Ausgangspunkt wird man leicht die Verteilung von Worten und Wortverbindungen auf die drei Rangklassen vornehmen: was im Satz als Subjekt oder als Objekt eines Verbs steht, ist primär, ebenso das Objekt einer Präposition (dasjenige, das von einer Präposition regiert wird). Also z. B. »Karls (α 1 β II) großer (α 2 β II) Hund (α 1 β I) biß (β II) gestern (α 3 β III) abend (α 1 β III) den kleinen (α 2 β II) Knaben (α 1 β I) in dem öffentlichen (α 2 β II) Garten (α 1 β I).« Die ganze Verbindung »in dem öffentlichen Garten« ist aber zusammen β III. Hätten wir statt »den kleinen Knaben« einfach »den Kleinen« gesagt, dann hätten wir α 2 β I gehabt.

Wie mit dem Unterglied »in dem öffentlichen Garten« verhält es sich natürlich mit englisch "at the butcher's": während *butcher's* in "the butcher's shop" sekundär ist im Verhältnis zu dem Oberglied *shop*, ist es hier, wo kein Ober-

glied steht, selbst als Objekt der Präposition primär, die Präposition plus Objekt zusammen ist aber in dem Satz "I bought it at the butcher's" tertiär (Unterglied zu dem Verb). Das habe ich alles in meinem Buch deutlich gesagt, Funke aber meint, daß *butcher's* »im Satzzusammenhang schon deshalb nicht als β I gelten kann, weil doch die Gruppe (at the butcher's) der Bedeutung nach eine Ortsbestimmung ist und als solche das Verbalurteil näher determiniert; es könnte von diesem Gesichtspunkt aus höchstens subjunct oder subnex benannt werden«. (S. 154). Da frage ich: ist es wirklich so schwierig zu begreifen, daß das einzelne Wort *butcher's* von der ganzen Verbindung *at the butcher's* verschieden ist?

Funke findet es (ebd.) noch auffälliger, daß wir im Satz "I prefer Keats's poems to Shelley's" drei primaries, nämlich das Subjekt, das Objekt und dann *Shelley's* (als Objekt der Präposition) haben: er ist sich, wie er sagt, nicht klar, wie da noch von Subordination gesprochen werden könnte. Könnte man sich nicht eine Gesellschaft denken, wo drei Generale desselben Ranges zusammenträfen, ohne dennoch von Insubordination zu sprechen?

Funke billigt es nicht, daß ich dem Objekt denselben ersten Rang wie dem Subjekt zuerteile: »Niemand, glaube ich, wird bezweifeln können, daß Subjekt und Objekt ihrer Funktion nach grundverschieden sind« (S. 152). Dies ist mir nicht ganz unbekannt: habe ich doch diesem Thema einen Abschnitt gewidmet, der von Funke in Litt. als »sehr förderlich« bezeichnet wird. Das schließt aber nicht aus, daß Subjekt und Objekt, wie verschieden sie auch in anderen Rücksichten sind, auf derselben Stufe in der Beta-Reihe stehen können. In diesem Zusammenhang findet Funke, daß der Widerspruch bei mir ganz offenkundig wird, wenn ich Sweets Aussage, daß die obliken Kasus dazu dienen, ein Substantiv in ein Adjektiv oder Adverb zu verwandeln, dahin verbessere, daß es Substantiv bleibt, aber als sekundäres oder tertiäres Wort auftritt. Der Widerspruch soll der sein, daß das Objekt, obwohl in einem "obliken Kasus" stehend, dennoch bei mir primär ist. Sweet spricht an der von mir angeführten Stelle vom Genitiv, der nach ihm ein Adjektiv ist, und von dem Akkusativ in *flet noctem*, der nach ihm ein Zeitadverbium ist. In bezug auf diese Beispiele kann ich doch wohl meine Berichtigung festhalten ohne mich dadurch zu verpflichten, jeden anderen Akkusativ auch als tertiär zu betrachten.

Hier nur noch ein Beispiel. »Ein fünf (α 2 β II) Kilometer (α 1 β I, die Verbindung 5 km aber hier β III) langer (α 2 β II)

Weg (α 1 β I).« Daß hier, wie so oft, ein Wort, das als Oberglied (β I) bezeichnet wird, gleichzeitig als Glied in eine Gruppe eingeht, die zusammen als Unterglied (β III) steht, soll uns nicht irre machen: es ist doch ganz dieselbe Erscheinung, wie wenn wir in einem tertiären Nebensatz, z. B. einem Zeitsatz, Oberglieder wie Subjekt und Objekt haben. Die menschliche Denkart und sprachliche Ausdrucksweise ist darauf eingerichtet, den einen Kreis innerhalb des anderen zu haben.

Ich habe dieses System als sehr brauchbar und nützlich gefunden[1]), namentlich für die Beurteilung der grammatischen Verhältnisse im Englischen, wo die Endungslosigkeit verschiedene sonst schwer analysierbare Verbindungen möglich macht, so z. B. *the London* (α 1 β II) *poor* (α 2 β I), wo man sonst von adjektivischen Substantiven und substantivierten Adjektiven spricht. Ebenso ist diese Betrachtungsweise sehr wertvoll in der Lehre von den Pronomina, wo z. B. dasselbe Pronomen *that* in "that is true" Oberglied, in "that boy" Nebenglied, und im vulgären "he was that angry" Unterglied ist[2]).

Man tut immer wohl, die beiden Reihen sauber auseinander zu halten, wie ich an einer viel größeren Anzahl von Beispielen in PG nachgewiesen habe. Dennoch vermengt Funke in seiner Kritik die beiden Sphären, so daß er bald von der Alpha-, bald von der Beta-Reihe spricht. Daß die letztere von der Einteilung in Wortklassen unabhängig ist, zeigt sich u. a. dadurch, daß sie sehr leicht auf eine Sprache wie die finnische Verwendung findet, wo Substantive und Adjektive, soviel ich sehen kann, gar nicht voneinander geschieden sind.

Der Wert meiner Gesichtspunkte kommt auch deutlich zum Vorschein, wenn ein Substantiv durch Ableitung von einem Adjektiv oder Verb gebildet wird, indem dann auch die dazu gehörende Bestimmung einen höheren Rang erhält, so daß z. B. *utterly* (III) *dark* (II), *he visits* (II) *frequently* (III) und *reads* (II) *carefully* (III) zu *utter darkness, frequent*

---

[1]) Nicht nur im zweiten Band der *MEG*, sondern auch in vielen Kapiteln des bald zu druckenden dritten Bandes. Das System ist von Aug. Western angenommen, der es zusammen mit anderen von meinen Gesichtspunkten in verschiedenen Anzeigen im Beiblatt zur Anglia sowie namentlich in seiner großen wertvollen *Norsk Riksmålsgrammatikk* (1921) verwertet hat.

[2]) S. *MEG* Kapitel XVI und XVII, wo "Rank of the Pronouns" eine bessere Überschrift gewesen wäre als die dort gewählte "Functions of the Pronouns".

visits und *careful reader* werden (alle II + I). Beide Teile werden also gleichmäßig erhöht, was in den genannten Beispielen, aber nicht überall, auch formell gezeigt wird. Da das Unterglied (subjunct) hier zu einem Nebenglied (adjunct) verschoben wird, spreche ich in MEG von "shifted subjunct-adjuncts", was Funke (S. 150) beanstandet: ich hätte nach meiner Terminologie von einem *adjectival subjunct* reden sollen. Nein, entschieden nicht: wenn ein Dozent zum Professor befördert wird, tituliere ich ihn »Herr Professor«. Auf der folgenden Seite meint er, daß es unrichtig von mir ist, in MEG 12. 3 eine besondere Gruppe "partial adjuncts" neben den "shifted subjunct-adjuncts" aufzustellen: ich betone ja aber ausdrücklich den nahen Zusammenhang der beiden Gruppen, indem ich darauf aufmerksam mache, daß einige Verbindungen auf zwei Weisen aufgefaßt werden können (*sound sleeper*) und dann eine Reihe von Beispielen gebe, die allmählich von solchen Fällen hinüberführen zu anderen, wo man absolut nicht von einer Verschiebung von Subjunct reden kann, z. B. *New Englander*, abgeleitet von *New England*, aber nicht von **newly eng-* oder so was. In dem folgenden spricht Funke von meinen "compositional adjuncts": in *the poor doctor* haben wir nach ihm »ureigentliche (Druckfehler für uneigentliche??) Kasusfunktion« — »es handelt sich um Korrelationen« — das soll auf ganz anderer Stufe stehen als *a sick room, a lunatic asylum*, »wo es sich zunächst um Determination handelt«. *A doctor for the poor, room for the sick, asylum for lunatics, Armenarzt, Krankenzimmer, Irrenanstalt* — wo ist der tiefgreifende Unterschied? Trotz Funkes gelehrten Ausdruckes Korrelation, Determination vermag ich ihn nicht zu erblicken.

Wenn man Funkes Kritik meiner Ansichten liest, dann sieht man immer und immer wieder, daß dieselbe auf der Vorstellung fußt, daß die Rangstufenkategorie rein begrifflich (logisch, semasiologisch) ist. Er findet Widersprüche, sobald ich das rein-logische Gebiet verlasse und Gesichtspunkte anlege, die er als »nur sprachlich« oder »grammatisch« oder »formell« bezeichnet. Seine Einwendungen sind aber hinfällig, wenn man einsieht, daß die ganze hier behandelte Scheidung nicht in die reine Begriffssphäre gehört, die oben als C bezeichnet wurde, sondern in das Mittelgebiet B, wo Form und Begriff sich begegnen[1]). Durch diese einfache Feststellung werden viele

---

[1]) Deshalb ist das grammatisch Untergeordnete oft begrifflich sehr wichtig, so das auch akzentuell geschwächte Unterglied *nt* in *He isn't guilty*.

von seinen Behauptungen hinfällig, wie ich im einzelnen hier nicht nachzuweisen brauche. Funke wird sich hier natürlich auf die beiden oben S. 302 als unüberlegt bezeichneten Worte "purely logical" in MEG berufen; aber in meiner letzten und ausführlichsten Darstellung wird er keinen Anhaltspunkt finden für die Annahme, daß die Rangstufen rein »notional« seien. Die beiden oben S. 302 einander gegenübergestellten Reihen α und β sind »funktionell«, wenn auch die Form bei α eine größere Rolle spielt als bei β. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie neben Beziehungen zur Form auch (um den Ausdruck in MEG 1. 24 zu gebrauchen) eine logische Grundlage (logical basis) haben. Diese sehe ich in beiden Reihen darin, daß α 1 und auch β I mehr speziell, mehr kompliziert sind, als α 2 bzw. β II, und diese wiederum als α 3 und β III. Diese Theorie habe ich in PG ausführlich dargestellt und begründet, und ich werde das dort Gesagte hier nicht wiederholen, um so weniger, als man sehr gut meine Einteilungen und die beiden Reihen annehmen kann ohne mit mir in dieser Auffassung von Spezialisierung übereinzustimmen. Man kann sehr gut von Unterordnung sprechen, ohne darauf einzugehen, worauf diese grammatische Unterordnung in letzter Instanz beruht — darin ist keine Inkonsequenz. Ebenso hat die Tempuslehre eine begriffliche Unterlage in den Zeitvorstellungen; was aber Zeit eigentlich ist, wissen wir nicht, und brauchen es auch nicht zu wissen [1]).

Funkes Lieblingssport ist es, Widersprüche bei mir aufzudecken, so auch S. 146. Ich habe gesagt, »es könnte ein Eigenname niemals als Adjunct gebraucht werden«; dennoch gebe ich an anderer Stelle zahlreiche Beispiele von Eigennamen in dieser Verwendung. Warum hat aber F. nicht meinen Satz zu Ende gelesen? Ich sage ja an der von F. selbst angeführten Stelle (PG 77): "the most special of substantives, proper names, cannot be turned into adjectives (or adjuncts) without really losing their character of proper names

[1]) F. findet es S. 154 nötig, mit gesperrtem Druck hervorzuheben, daß *after dinner* in "his after dinner pipe" und in "he smokes after dinner" dieselbe zeitliche Relation zum Ausdruck bringt — was mich hindern sollte, sie auf verschiedene Rangstufen unterzubringen! — S. 155 spricht er von meinem Beispiel "Who steals my purse steals trash" und will darin eine hypothetische Periode finden, weil der Gedanke ist »wenn jemand« usw. Der Umstand, daß der Gedanke sich auch so wiedergeben läßt, ändert aber die grammatische Struktur des gegebenen Satzes nicht, und auf die kommt es hier (in der Rangstufenlehre) an: *Who steals my purse* ist Subjekt. Nicht mich, sondern Funke führt der Stellvertretungsgedanke zu Irrtümern (um seinen eigenen Ausdruck zu verwenden).

and becoming more general[1]). We see this in such a combination as *the Gladstone ministry*, which means the ministry headed by Gladstone, and stands in the same relation to the real proper name *Gladstone* as *Roman* to *Rome* or *English* to *England*." Es folgen noch weitere Beispiele, die dies noch klarer machen. Auch wenn ein Eigenname in den Genitiv gesetzt wird ("the old established way of using a substantive as an adjunct," wie ich sage), wird er ja einigermaßen verallgemeinert, *Karls* in *Karls Hut*, *Karls Vater*, *Karls dumme Streiche*, usw., bedeutet ganz im allgemeinen »was auf K. in irgend einer Weise Beziehung hat«, ist also gar nicht so speziell wie der Name *Karl* selbst (von einer bestimmten durch Situation oder Zusammenhang bezeichneten Person gesagt). Ich habe mir nicht widersprochen, sondern F. hat klare Worte nicht verstanden und sie ungenau wiedergegeben.

Ebenso wie Funke (s. oben) an einer Stelle meint, ich hätte nach meiner eigenen Terminologie von subjunct statt von adjunct reden sollen, so übt er auch an einer anderen Stelle (Litt. 239) Gewalt an meiner Terminologie: er sagt, daß die Konjunktion *weil* zur Gruppe "nexus-words" gehört. Ich habe diesen Terminus geprägt für eine ganz bestimmt abgegrenzte und genau definierte Klasse von Substantiven, mit denen ein Wort wie *weil* nicht das geringste gemein hat. *Ankunft* z. B. ist ein nexus-word, weil es dazu dient, den nexus, der in dem Satz »der König kommt« vorliegt, bequem in allerlei Satzzusammenhänge einzureihen (ich sah die Ankunft des Königs, nach Ankunft des Königs, usw.). Falls aber *weil* auch ein Nexuswort genannt wird, weil es dasselbe besagt wie »der Grund ist«, dann wird der ganze Begriff verschwommen, und dann weiß man nicht, wo man aufhören soll: *also*, *dennoch* und andere ähnliche Wörter gehören dann ebensogut zu dieser Klasse, ja vielleicht ebenso die Negation *nicht*, denn sie bedeutet dasselbe, was in einem ganzen Satz ausgedrückt werden kann: »es ist falsch, (daß . . .).«

Hier nur noch eine Kleinigkeit, die vielleicht illustrieren kann, wie F. bisweilen liest und kritisiert. Er sagt S. 145 Anm.: »Unrichtig an J.s Bemerkungen ist, daß die neuere Philosophie den Substanzbegriff fallen lasse. Auch Brentano und Marty haben gegen die Skeptiker Stellung genommen.« Dies muß doch bedeuten, daß ich behauptet habe, die *ganze* neuere

[1]) Was würde man zu folgendem Gespräch sagen? »Er liest niemals ohne Brille.« — »Wie kannst du behaupten, daß er niemals liest. Im Gegenteil, er liest sehr viel.«

Philosophie habe diesen Begriff aufgegeben; sonst hat F.s Kritik keinen Zweck. Was habe ich aber tatsächlich gesagt?: "While formerly substances were thought of as realities per se and qualities were considered as having no existence in themselves, there is *perhaps* now a strong *tendency* in the opposite direction, to look upon the substance or 'substratum' of various qualities as a fiction," etc. (PG 75). Meine Worte sind vorsichtig und wohl überlegt, was ich von Funkes Kritik nicht behaupten darf.

Niemand kann in seiner eigenen Sache Richter sein, und man soll, zumal in dieser Weihnachtszeit, seinen Mitmenschen nichts Böses wünschen; ich könnte mir aber einen unparteiischen wissenschaftlichen Richter denken, der Herrn Funke die folgende schwere Strafe auferlegte:

Funke soll Jespersens *Philosophy of Grammar* von Anfang bis zu Ende sehr gründlich studieren und danach ebenso gründlich seinen eigenen Artikel gegen Jespersen lesen.

Gentofte, Kopenhagen, Dezember 1925.

Otto Jespersen.

BESPRECHUNGEN.

ALLGEMEINES.

The Manly Anniversary Studies in Language and Literature. Chicago, The University of Chicago Press, 1923. Pp. 432.

This substantial volume is presented to Professor John Matthews Manly by his students and associates, on the completion of his twentyfifth year as head of the Department of English in the University of Chicago. Chicago, when Professor Manly entered upon his duties there in 1898, was but five years old; both the present organization of its English department and the upbuilding of its graduate work in English have been under his direction. Many of the contributors to this volume, his former students, are now holding academic posts from Canada to Texas.

There are fortyone papers here included, ranging in length from five to fifteen pages; the editors have arranged them in groups, — those dealing with English literature, those dealing with literatures other than English, and those dealing with linguistics; within this sequence they have followed, roughly, a chronological order. In the limited space of a review it is manifestly impossible to comment on each paper adequately, and I shall therefore merely subjoin to a list of the contents brief remarks upon some few, choosing in especial those of which the titles are not self-explanatory.

Laȝamon's Poetic Style and its Relations. J. S. P. Tatlock.
The Name of the Green Knight. James R. Hulbert.
Was Chaucer a Student at the Inner Temple? Edith Rickert.
An Interpretation of Chaucer's *Legend of Good Women.* D. D. Griffith.
The *Castle of Perseverance:* Place, Date, and a Source. Walter K. Smart.
The Captivity Episode in Sidney's *Arcadia.* Edwin Greenlaw.
Spenser Apocrypha. Frederic Ives Carpenter.

Another Principle of Elizabethan Staging. George F. Reynolds.
Shakespeare as a Writer of Epitaphs. Joseph Quincy Adams.
Bassanio as an Ideal Lover. Charles Read Baskervill.
Fletcher and *Henry the Eighth*. Baldwin Maxwell.
A Stage Cartoon of the Mayor of London in 1613. Evelyn May Albright.
Jonson in the Jest Books. Thornton S. Graves.
Comus, Old Wives Tale, and Drury's *Alvredus*. Edgar A. Hall.
Hudibras, Part I, and the Politics of 1647. Hardin Craig.
English Epistolary Fiction before *Pamela*. Helen Sard Hughes.
Notes on the Canon of Pope's Works, 1714—20. George Sherburn.
Some Immediate Effects of *The Beggar's Opera*. David Harrison Stevens.
Hogarth's 'Distressed Poet'. R. H. Griffith.
The Ideas of Captain Thomas Morris. C. B. Cooper.
Percy and his Nancy. G. L. Kittredge.
The Text of Burns. George L. Marsh.
A Visit to Henry James. Robert Herrick.
Roger Bacon and the 'Dialogues' of Seneca. Charles H. Beeson.
Concerning the Origin of the Miracle Play. Karl Young.
A Note concerning the Cult of St. Nicholas at Hildesheim. George R. Coffman.
Clerical Sea Pilgrimages and the *Imrama*. William Flint Thrall.
The Passing of Arthur. Tom Peete Cross.
The Wonderful Flower that came to St. Brendan. Arthur C. L. Brown.
On the Chronology of the Grail Romances. William A. Nitze.
Early Alphabetical Indexes. Ernest H. Wilkins.
Zur Frage nach der portugiesischen Übersetzung von Gowers *Confessio Amantis*. K. Pietsch.
Augurs and Omens, Gods and Ghosts. Francis A. Wood.
The Letter Y. Carl Darling Buck.
A French Etymology: Fr. *bis,* Ital. *bigio*. T. Atkinson Jenkins.
Observations on some English Etymologies. E. S. Sheldon.
Finite Verb Categories. Kemp Malone.
Notes on the Founders of Prescriptive English Grammar. W. F. Bryan.
The '*Going-to*' Future. James Finch Royster and J. M. Steadman.
Sign-Words and Pro-Words in Modern English. Albert H. Tolman.
Aspects of Linguistic Research. Thomas A. Knott.

Among the linguistic papers, Prof. Knott's is subdivided under: — The Individual, Dislocations, Communication or Contact, Correctness, Self-Consciousness, the 'Case' system of collecting Linguistic Information, the Pronunciation of the Individual, Changed Pronunciation, Lapses, Inhibited Usages. Dr. Bryan's paper gives illustrations from the work of the Englishmen Priestley (1761), Lowth, and Campbell, and also the American Noah Webster (1784) Prof. Sheldon comments on some of the unavoidable shortcomings of the *New English Dictionary*.

Prof. Wilkins has found no alphabetical index earlier than that of Boethius' *De Consolatione*, made in 1332; he comments on those compiled for Boccaccio's *De Genealogia Deorum* by Bandini, by d'Orgiano, etc., near the end of the fourteenth century, and gives some particulars from the indexed *Genealogia* MS owned and used by Coluccio Salutati, at whose request Bandini executed his work. On this manuscript, now the property of the University of Chicago, Prof. Wilkins promises a detailed monograph shortly.

Prof. Young takes as his point of departure a dissertation submitted by Prof. Coffman to the University of Chicago in 1914, entitled 'A New Theory concerning the Origin of the Miracle Play'. He cites, from a 13th century Paris MS, a Latin legend of St. Nicholas in which allusion is made to a new 'historia' of the saint which the prior of a monastery at first refused to permit to be sung, and which a vision compelled him to accept. The paper is concerned with the exact meaning of the word 'historia' in this connection; it prints, from an 11th century MS, the complete text of a 'Historia de sancto Nicholao', and argues that the St. Nicholas play arose directly from the application of metrical, musical, and dramatic form to the traditional legends.

The papers of Prof. Herrick and of Prof. Sherburn have value both for the work and for the personality of their subjects. The effect of the Addison clique and its attacks on Pope's temper and Pope's poetic development, the insistence of the aged Henry James on rewriting — of course in his 'third' manner — his earlier fresher novels for the definitive edition, are matters important for the student of the man behind the pen. Studies of this sort are constructive and cautionary, while those of Prof. Marsh, criticising the Henley edition of Burns, and of Prof. Kittredge, establishing from Percy's own papers (now in the Harvard University Library)

---

the facts regarding the famous 'Nancy' song, act as rectifiers of previous error.

Dr. Cooper presents Captain Thomas Morris and a volume of his verse and dramatic criticism published in 1791. Prof. Griffith traces the details and the subject of Hogarth's engraving to an article of 1734 in the *Grub Street Journal,* which he reprints.

Prof. Reynolds' 'additional principle' of Elizabethan staging is that of the holding of recurring settings undisturbed on the rear stage. Some fifteen plays are adduced in support.

Dr. Carpenter, whose Reference Guide to Spenser appeared from the University of Chicago Press in 1923, here discusses in especial the little Latin chronicle by 'E. S.' entitled *De Rebus Gestis Britanniae.* He presents doubts against the statement by Francis J. H. Jenkinson, of the Cambridge University Library, England, that the evidence of Spenser's authorship offered by the book itself is 'almost conclusive'.

Dr. Griffith's interpretation of the *Legend of Good Women* deals with the prologue as a picture, in the F-recension, of a Cupid-worship modeled on Christian worship; the Gg revision, he points out, removes all unorthodox references and shows the poet an older man.

Dr. Rickert's paper opens to Chaucer-students a new and important field. She starts from a sentence in the Speght life of Chaucer, the remark that 'Master Buckley' had not many years previously seen a record, in the Inner Temple, of Chaucer's being fined two shillings for beating a Franciscan friar in Fleet Street. From this she proceeds to the identification of 'Master Buckley' as librarian and recorder of the Inner Temple during the latter sixteenth century; the early volumes of the society's records, now lost, may have been still extant in his time. The sort of misdemeanor ascribed to Chaucer is of frequent occurrence in the Lincoln's Inn books of his period, which are preserved; and if Master Buckley really saw the entry, then Chaucer was a member of the Inner Temple, in which case our deductions are important indeed. For our picture of him as a promising page in the service of the Duke of Clarence, translating and versifying for his own and his patrons' pleasure, rising in royal favor on the ladder of verse and by royal favor paid with official posts, must fade; and for it we must substitute a view of him as recipient of the best education which England could then give, a prolonged and tho-

rough training for business and for diplomacy. Dr. Rickert's investigation is to proceed much further, into the careers of other men who held posts similar to those filled by Chaucer; but even the suggestions which she now offers are revolutionary. Chaucer's verse, instead of being his passport to royal favor, becomes far more the indulgence of a busy professional career.

To these papers a brief sketch of Prof. Manly's life and a bibliography of his work are appended. The variety of interests reflected in that record, — Chaucer, Langland, cipherwriting, English grammar, the medieval drama, modern poetry, — is as great as is that of the twoscore papers assembled to do him honor. Following through that record, the reader will comprehend the humanistic curiosity, the swift perception of new relations between things, the exactitude, which have impressed themselves upon Prof. Manly's pupils; and in many a hint afforded by this volume are to be found a sympathetic interest, a lavishly-rendered aid, a tolerance, which do not always accompany scholarship. Graduate work in English, as Prof. Manly has shaped it at Chicago, means not to attack, to assert, but to rectify, to suggest, to pursue constantly after truth knowing that attainment is never final.

As the editors remark in their preface, not all who wished to contribute articles to this volume found it possible to prepare a study in the limited time available. Among these the present writer is included; but it is some compensation to her to reflect that although her name is not in this list of pupils and colleagues, her Chaucer Manual of 1908 and her forthcoming anthology of English formal verse of the Transition are both outgrowths of courses taught at Chicago, under Prof. Manly's headship and at his suggestion.

Boston, Mass. Eleanor Prescott Hammond.

Howard Rollin Patch, *The Tradition of the Goddess Fortuna*. (Smith College Studies in Modern Languages, Vol. III. No. 3, 4.) Northampton, Mass., und Paris 1922.

Das Smith College in Northampton, Mass., gibt seit 1919/20 Studies in Modern Languages heraus, die in vierteljährlichen Heften zum Preise von 75 cts veröffentlicht werden. Der erste Band enthielt eine Studie von Helen Maxwell King, Les Doctrines Littéraires de la Quotidienne, 1814—1830. Der zweite Band brachte allerhand kleinere Abhandlungen über Scott und die

skandinavische Literatur, über Rousseaus letzten Aufenthalt in Paris, über den Ursprung der Art-for-Art's-Sake-Theorie in Deutschland und England sowie einen unveröffentlichten Brief von William James. Die beiden ersten Hefte des 3. Jahrgangs umfaßten einen Artikel von Joseph Wiehr über Knut Hamsun, und die beiden vorliegenden Hefte bieten eine halb philosophische, halb stoff- oder ideengeschichtliche Untersuchung des Associate Professor of English in Smith College, H. R. Patch, über das Fortleben der altrömischen Göttin Fortuna in Philosophie und Dichtung des Mittelalters bis zum Beginn der neuen Zeit.

Das erste Kapitel, Fortuna in Roman Literature and Thought, untersucht die religionsgeschichtliche und etymologische Herkunft der Fortuna, deren Kult zur Zeit der Entstehung des römischen Imperiums eine große Bedeutung gewann und die Einstellung der heidnischen Philosophie dieser zeitlich letzten aller Göttinnen gegenüber. Der zweite Abschnitt, The Period of Transition, stellt die Bekämpfung des Glaubens an die Göttin und der damit in engem Zusammenhang stehenden Wahrsagerei durch die Kirchenväter dar und die Wiederbelebung der alten Göttin als allegorische Person in Martianus Capellas De Nuptiis Philologiae et Mercurii, in den Carmina Burana und bei Nigellus Wireker. Im dritten Kapitel, The Philosophy of Fortune to the Time of Dante, zeigt Patch, wie die heidnische Auffassung der Schicksalsgöttin der christlichen Philosophie angepaßt wurde, und zwar 1. durch Vernichtung der Gottheit bei Lactantius, Augustinus, Hieronymus, Thomas von Aquin, Hildebert von Lavardin und Alanus de Insulis; 2. durch einen christlichen Kompromiß bei Boethius, Henricus Septimellensis, einem Nachahmer des früheren, und Albertus Magnus; 3. durch die Schöpfung einer christlichen Fortuna bei Dante, der sie zu einer Dienerin des christlichen Gottes gemacht hat. Der letzte Teil, Fortuna in Italian Literature from Dante to the Renaissance, prüft die italienische Literatur von Dante bis Machiavelli und Guicciardini auf ihre Stellungnahme der altheidnischen Glücksgöttin gegenüber, während die englische, deutsche und französische Dichtung nur gelegentlich in Anmerkungen zum Vergleich herangezogen wurde.

Die Abhandlung, die der Hauptsache nach, besonders in ihren ersten Teilen, eine Kompilation aus Spezialschriften und enzyklopädischen Handbüchern ist, wirft interessante Streiflichter auf die Denkart des mittelalterlichen Menschen, der vor allem in

Italien noch oft altheidnische Ideen in sein Christentum hineinträgt. Freilich läßt sich nicht immer leicht die Grenze zeigen, wo die heidnische Vorstellung aufhört und das dichterische Bild beginnt.

Wien, im Januar 1925. Friedrich Wild.

Lascelles Abercrombie, *The Idea of Great Poetry*. London 1925, Martin Secker. 232 pp. Pr. 6/— net.

Der Verf. ist in doppeltem Sinne berufen, ein Buch mit einem so vielversprechenden Titel zu veröffentlichen: als Verfasser von Versdramen und ländlichen Milieuschilderungen in lyrischer Form steht er — neben Masefield und Wilfrid W. Gibson — in der ersten Reihe der zeitgenössischen realistischen Lyrik, noch bekannter aber ist er vielleicht als Kritiker und durch seine Vorlesungen, die er an der Universität von Leeds und anderwärts zu halten pflegt. Auch das vorliegende Buch ist aus Vorlesungen entstanden, die er 1923 als Clark Lecturer am Trinity College und als Ballard Matthews Lecturer am Univ. College of North Wales gehalten hat; es stellt zugleich den Abschluß seines kunsttheoretischen Werkes vor, das mit den beiden Büchern *An Essay towards a Theory of Art* und *The Theory of Poetry* begonnen wurde.

Was an Abercrombies Buche zunächst so wohltuend berührt, ist die weise Beschränkung seines Arbeitsfeldes und der gesunde Konservativismus seiner Stellungnahme; nur was der consensus omnium als Höchstleistungen der Dichtkunst wertet, fällt in den Rahmen seiner Darstellung, und nur die wahrhaft wesentlichen und dauernden Fragen der Kunst sind es, mit denen er sich beschäftigen will — Psychologie, Psychoanalyse, Soziologie und alle die anderen (wirklichen oder vermeintlichen!) Grenz- und Hilfswissenschaften der modernsten Literaturbetrachtung bleiben aus dem Spiele.

Kap. I: "Diction and Experience. Moments of Greatness," das Verhältnis von Erlebnis und Dichtung, das Wesen der dichterischen Konzeption und das Geheimnis der künstlerischen Wirkung behandelnd, dürfte infolge der gewissenhaften begrifflichen Grundlegung etwas langatmig und pedantisch anmuten; auch gemahnt es, zum Nachteile des Engländers, zu sehr an unseres Diltheys Lehrmeinungen. Um so genußreicher ist die Lektüre der folgenden Kapitel. Kap. II heißt "Greatness of Form. Refuge and Interpretation". Unter Form ist die philosophische Bedeutsamkeit, die gestaltende Kraft des aus der Weltanschauung des Künstlers entspringenden Urerlebnisses zu verstehen. Diese Gestaltung der Welt zu verklärter Harmonie kann eine Dichtung der Weltflucht und eine solche der Welterklärung sein; der *Decamerone* und die *Faery Queene* sind Beispiele der ersten, Shelleys *Prometheus Unbound* und die Dichtung Leopardis die der zweiten Gattung; letztere steht an Wert über der ersteren, da sie die Schattenseiten des Lebens nicht meidet, sondern in die harmonische Geschlossen-

heit des Kunstwerks einbezieht. "The Greatness of poetry is the greatness of its significance. For this means that its greatness is the greatness of its scope of its unifying harmony" (p. 98). Kap. III: "Ideas and Persons" zeigt an dem Beispiele Wordsworths, wie das Unvermögen, die Welt der Erscheinungen in die Sphäre des Rein-Geistigen zu erheben, einen Dichter am Erklimmen der letzten Höhe hindern kann [1]. Im Gegensatz hierzu steht die restlose Vergeistigung der Miltonschen Dichtung, was durch eine tiefschürfende Analyse der Figur Satans nachgewiesen wird. Hier erkennen wir, daß die Dichtung nirgends größer ist als dort, wo sie die Kraft der gestaltenden Idee durch die Erschaffung eines Charakters bewährt: Achilles, Hektor, Hamlet, Lear, Macbeth und Faust sind weitere Belege. Kap. IV: "Tragic Greatness: the Hero" erhärtet und vertieft das Gesagte an den Gestalten Achilles, Faust, Macbeth, Hamlet, die einer ebenso klugen wie feinfühligen Analyse unterzogen werden; es ergibt sich naturgemäß, daß Shakespeares Menschen den tragischen Gehalt und die ideelle Bedeutsamkeit des Stückes am vollendetsten verkörpern. Kap. V: "Poetic Personality The Poet Himself" gibt die höchste Stufe der von Abercrombie aufgestellten Wertskala: sie ist erreicht, wenn die Geschlossenheit des Kunstwerkes mit der Persönlichkeit des Künstlers eine Einheit bildet, die gestaltete Welt zugleich die gelebte ist; dieser Höhepunkt ist nur einmal erreicht worden: in Dante, dessen *Divina Commedia* also — im Gegensatz zu Benedetto Croces verkleinernder Kritik — als das ›größte‹ Kunstwerk zu gelten hat, das menschlicher Dichterkraft bisher gelungen ist.

Die hier gegebene Inhaltsangabe wollte nur den logisch klaren Aufbau des Buches herausstellen; die ungeheure Fülle von Anregungen, originellen Urteilen und glücklichen Formulierungen, die dichterisch beschwingte Sprache des Verfassers konnten kaum angedeutet werden. Nicht alle werden den Wertmaßstab Abercrombies anerkennen, aber niemand wird dieses reiche und tiefe Buch ohne vielfältigen Gewinn durcharbeiten. Und den Lektoren der Universitäten sei es als eine treffliche Grundlage für Seminarübungen besonders ans Herz gelegt.

Prag. E. Rosenbach.

SPRACHE.

Jordan, Richard, *Handbuch der mittelenglischen Grammatik. I. Teil: Lautlehre.* (Germanische Bibliothek. I. Abt.: Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher hrsg. v. W. Streitberg. I. Reihe: Grammatiken. 13.) XVI + 273 S. Heidelberg, Carl Winter. 1925.

---

[1]) Die einzige Ausnahme bildet die *Ode on the Intimations of Immortality;* sie wird als "the height of modern poetic art in English" bezeichnet.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das Erscheinen dieses Werkes, das einem langgefühlten, dringenden Bedürfnis entgegenkommt. Zwar kann man kaum sagen, daß die mittelenglische Sprachgeschichte ein Stiefkind der Anglistik gewesen sei — eine Menge von Einzeluntersuchungen hat sich im Laufe der Jahre angehäuft —, aber es fehlte an einer umfassenden, wissenschaftlich auf der Höhe stehenden Gesamtdarstellung, die als zuverlässiger Führer auf diesem schwierigen Gebiete dienen konnte. Vielleicht hatte Morsbachs monumentaler Torso, der das Wagnis eines solchen Unternehmens in helles Licht rückte, lange Zeit hindurch von neuen Versuchen abgeschreckt. In den letzten Jahren erst ist die Aufgabe wieder tatkräftig in Angriff genommen worden. Die betreffenden Abschnitte in Luicks großzügig angelegter, genialer historischen Grammatik, bisher nicht über den mittelenglischen Vokalismus hinausreichend, und die Wrightsche 'elementare', innerhalb des gesteckten Rahmens vortreffliche Grammatik, mit sicherem Geschick dem Lernenden die Wege bahnend, bezeichnen einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte der mittelenglischen Sprachforschung. Jordans Werk, das sich an Forschende wie an Lernende richtet, unterscheidet sich nach Anlage und Ausführung offensichtlich von jeder dieser beiden Darstellungen; es erweist seine Daseinsberechtigung, um nicht zu sagen Unentbehrlichkeit, auf jeder Seite.

Der bisher vorliegende erste Teil umfaßt, außer einer gründlichen Einleitung, hauptsächlich die Entwicklung der Laute bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, wobei die übliche Anordnung befolgt wird. Überall wird, wie billig, vom altengl. Lautstande ausgegangen. Ein Überblick über die Neuentwicklungen des 15. Jahrhunderts bildet den Beschluß. Das romanische Element wird natürlich getrennt von dem einheimischen behandelt, während die weitgehende Übereinstimmung des Skandinavischen mit dem Altenglischen nur eine gesonderte Betrachtung der nordischen Diphthonge *ei, au* und *ey* nötig machte (§ 130)[1]. Sehr dankenswert ist es, daß auch das Niederländische nicht nur in der Lautlehre, sondern auch in der Einleitung gebührend berücksichtigt wird; selbst Hinweise auf niederländische lexikalische Einflüsse

[1]) In § 7 erfahren wir, daß die skandinavischen Wörter besonders im 11. Jahrhundert, zumal unter der anglo-dänischen Regierung König Knuts eindrangen. Das heißt doch wohl diesem kurzen Zeitraum eine zu große Bedeutung beimessen.

auf das Neuenglische werden gegeben. Daß diese Beziehungen in den letzten Jahrhunderten nicht aufgehört haben, ersieht man u. a. aus dem Aufsatz von Wm. H. Carpenter, 'Dutch contributions to the vocabulary of English in America', Mod. Phil. VI, 53—68 [1]).

Die Übersicht über die mittelenglischen Mundarten, mit genauer örtlicher Einreihung der einzelnen Texte, weicht verschiedentlich von der früher vom Verf. gegebenen Skizze, Germ.-rom. Mon. II, 124—34, ab; freilich ist hiermit noch nicht das letzte Wort über alle Einzelfragen gesprochen. Z. B. selbst die vielberufene Dialektabgrenzung nach dem Kriterium von *strǣt/strēt* ist doch keineswegs einwandfrei, wie die wohlerwogenen kritischen Zweifel Ritters und die glatte Ablehnung durch Jespersen zur Genüge zeigen.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß eine gewaltige Arbeit in diesem Buche steckt. Eine selbständige, gewissenhafte Durcharbeitung aller mittelenglischen Texte und der verwirrend reichen philologischen Literatur — die systematische, allerdings ziemlich weitherzige Liste von Howard R. Patch und Robert J. Menner, 'A bibliography of ME. dialects' (Studies in Philology XX, 479—95), enthält mehrere hunderte von Titeln — konnte nur in jahrelanger Anstrengung geleistet werden. Als reife Frucht eindringenden Fleißes liegt nun der 1. Teil dieses Handbuches vor uns. (Also nicht mehr 'Elementarbuch'!) Natürlich wird mancher Punkt nach wie vor strittig bleiben. Aber für genaue Sammlung und Sichtung des Tatsachenmaterials, für sorgfältige Abwägung, gesundes Urteil in der Erklärung desselben sind wir dem Verf. lebhaften Dank schuldig. Besonders angenehm empfinden wir die übersichtliche Anordnung, die ein unverkennbares pädagogisches Geschick verrät. Trotz der Fülle des gebotenen Stoffes werden wir nicht von den Einzelheiten erdrückt.

Das Problem, das uns auf Schritt und Tritt verfolgt, ist bekanntlich die zunächst unerläßliche Deutung der oft heillos verwirrten Schreibungen. Die weiteren Fragen, die wir stets zu beantworten haben, drehen sich um die systematische Erfassung der lautlichen Wandlungen. Wie sind die Lautgesetze zu formulieren? Auf welche Weise sind die Ausnahmen zu erklären? In wie weit

---

[1]) Der holländische Ursprung von *Yankee* (aus *Janke*) ist glücklicherweise jetzt zweifellos festgestellt (N.E.D.). (Man vergleiche den Ortsnamen *Yonkers* im Staate New York, der schon längst auf die richtige Quelle hätte weisen können.)

haben wir dialektgeographische Einflüsse anzuerkennen? In welchen Fällen haben wir es mit Wirkungen der Analogie bzw. Kontamination zu tun? Wo ist etwa mit sozialer Abstufung zu rechnen?

Um nur einige Beispiele zu geben. Wenn es sich um eine Schreibung wie *suster* handelt, so kann es zweifelhaft sein, ob man sich dies aus *swuster* entstanden denken soll oder aber als französische Schreibung des skand. *syster*. — Schwanken kann man in der Beurteilung der aus dem Skandinavischen stammenden Formen wie *waik*. In § 130, 1 heißt es: »Die nur mit nordisch *ai* begegnende Gruppe *-aik* wurde um 1400 zu *-ę̄k* monophthongiert: *wę̄k* 'schwach' (Ch. noch *weik*), *blę̄k* 'bleich', *stę̄k* 'Stück Fleisch' aus *waik* usw.« Im nächsten Absatz wird *bę̄ken* aus *beiken*, *baiken* hinzugefügt. Soll dies ein Lautgesetz sein? Das in der Ableitungssilbe neben *-leik* vorkommende *-lēk* wird von Luick (§ 384) aus dem geminderten Ton erklärt. Andrerseits zeigen, worauf Luick (nach Björkman) hinweist, nordische Personennamen neben *ei* häufig *ē*, wobei noch speziell ostnord. Ursprung in Frage kommt. Wäre es denkbar, daß *ę̄* oder *ē* ein Zeichen familiärer oder vulgärer Aussprache war? Bei *staik* könnte man sich dies wohl vorstellen. Wie früh sind übrigens die Formen mit *ę̄* (*ē?*) wirklich belegt? Und seit wann läßt sich die im Neuengl. durchgeführte Scheidung in der Aussprache zwischen *steak* und andrerseits *bleak*, *weak* nachweisen? — Ob der Schwund des *l* vor *ch* (§ 167) als absolute Regel hingestellt werden darf, ist nicht sicher. Die angeführten Fälle wie *ǣlč*, *ǣfre-ǣlč*, *swylč*, *hwylč* lassen den Gedanken auf schwächere Betonung als mitwirkende Ursache bzw. Bedingung aufkommen. — Ob das *e* in Chaucers *mery* (§ 42. Anm. 1) aus ostsächs.-kentischer Mundart stammt oder durch die auch sonst begegnende Abstumpfung von *i* zu *e* (§ 36) zu erklären ist, steht nicht ohne weiteres fest. Das an letzterer Stelle genannte *weste* 'wußte' läßt sich übrigens schon im Altengl. nachweisen (Jud. 207). — Eine besondere Erklärung wird, im Anschluß an Heuser, für das frühe Verschwinden des End-*e* in den Kildare-Gedichten erwähnt, nämlich: die Losreißung vom Mutterlande (§ 141). Das kann in diesem Falle richtig sein. Immerhin ist davor zu warnen, hierin die Wirkung eines allgemeinen Gesetzes zu erblicken; es kommt jedesmal auf die besonderen Umstände an.

Ziemlich skeptisch mag man manchen Versuchen gegenüberstehen, widerstrebende Formen analogisch zu erklären. So z. B.

wenn das *ĭ* in *bishop*, ae. *bisceop* auf Anlehnung an ae. *sceop* 'Sänger' beruhen soll (§ 182 Anm. 2), oder das *ī* in *brīr (brēr)* sich nach *frīr (frēr)* gerichtet haben soll (§ 225, Anm. 1), oder *tūmb* nach *cūmb* (§ 229), oder *praisen* nach *raisen* (§ 234 Anm.). Ob der Vokal *i* in *ȝiven* (außerhalb des Gebiets der Palataldiphthongierung) auf den Einfluß des Substantivums *ȝift* oder des gegensätzlichen Verbums *niman* zurückgeführt wird (§ 79), ist vielleicht Geschmackssache. Ob die Länge in *scārs* einfach aus der schwachen Aussprache des *r* erklärt werden soll (§ 224) oder ob die Formel: Kontamination von *scarce* + *scāce* (Holthausen) den Vorzug verdient, ist zu erwägen. In vielen solchen Fällen kann es sich nur um mehr oder weniger glückliches Raten handeln.

Gern würde man noch etwas mehr über den Ausdruck der Sandhierscheinungen in der Schrift wissen, § 204. Daß zu jeder Zeit eine Verbindung wie *þæt þæt* in ungezwungener Aussprache *þættæt (þattat)* war, möchte man aus dem frühen Vorkommen der Schreibung *þæt tæt*, Ae. Chronik A. D. 755 schließen. Ebenso — darauf darf vielleicht in diesem Zusammenhang hingewiesen werden — haben wir damit zu rechnen, daß die Abschwächung von *u* (in *þu*) zu *e* bei Enklise gang und gäbe war, wenngleich dies graphisch meistens nicht zum Ausdruck kam; zu den in § 151 angeführten Beispielen *seiste*, *woste* stellt sich z. B. *wilte* Havel. 528, 1135, *thenkeste* 578. Ein vortreffliches Beispiel von Assimilation bildet sodann *sche*, *scho*, denn eine bessere Deutung läßt sich schwerlich denken als die neuere, wonach Verbindungen von *ȝhe*, *ȝho* mit vorausgehenden auf *s* (oder *t*) endenden Wörtern den Anstoß zur Umbildung der Formen gegeben haben (s. u.).

Indem ich auf ein näheres Eingehen auf grammatische Fragen vorerst verzichte, füge ich nur noch einige Literaturangaben hinzu, an die ich beim Lesen des Werkes erinnert worden bin.

S. 2. Bei den Lesebüchern wäre zu erwähnen Joseph Hall, Selections from Early Middle English 1130—1250. 2 vols. Oxford, 1920. (Mit reichhaltigen Anmerkungen im 2. Bande.) — S. 19. Zum Gebrauche der englischen Sprache neben der französischen am Hofe Eduards III. vgl. O. F. Emerson, 'English or French in the time of Edward III', Romanic Review VII (1916), 127—43. — S. 24. Daß der Spott über die Niederländer auch auf die eigentlichen Deutschen übergreift, zeigte Julius Goebel in seiner kurzen Studie 'Zur Geschichte der Scheltnamen *Dutchman* und *Dutch*', German American Annals III (1905), 19 ff. (auch 'Beilage

z. Allgem. Zeitung', Nr. 269, Nov. 23, 1904). — S. 25. Englische Beziehungen zu Preußen und Litauen (vgl. Chaucers *reysen*) werden vortrefflich erläutert von Albert S. Cook, J. E. G. Ph. XIV (1915), 375—88: 'Beginning the board in Prussia', und in Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences XX (1916), 161—240: 'The historical background of Chaucer's Knight', besonders 196 ff. ('Henry [Earl of Derby] at the siege of Vilna'), 202 ff. ('Other Englishmen in Prussia'). — S. 98 ff. Über die Entwicklung der ae. langen Diphthonge im Kentischen handelt noch A. B. Taylor, 'On the history of OE. *ēa*, *ēo* in Middle Kentish', M. L. Rev. XIX (1924), 1—10. — S. 101. Eine mit Lindkvists Erklärung der interessanten Pronominalform im wesentlichen übereinstimmende Auffassung über die Entstehung von 'she' wurde fast gleichzeitig (genau genommen noch etwas früher) vorgetragen von M. B. Ruud, 'A conjecture concerning the origin of Mod. Engl. *she*', M. L. Notes XXXV (1920), 222—25. (ME. *ʒhe*, *ʒho* [aus ae. *hīe*, *hēo*] gelangte in Verbindungen wie *siþþens ʒhe*, *was ʒhe*, *þat ʒhe* durch Assimilation zum 'blade-point spirant'.) — S. 223 f. Zu dem Kapitel, nordfranz. *k* = gemeinfranz. *tš* gibt ausführliche Listen von Belegen Stephen H. Bush, 'Old Northern French loan-words in Middle English'. Philol. Quarterly I (1922), 161—72. — S. 243. Aus Anlaß von *daughter (doughter)* ist aufmerksam zu machen auf Kemp Malone, 'Studies in English phonology. I. au,' Mod. Phil. XX (1922), 189—200 ('overlapping of *au* and *ou*', etc.).

Zum Schluß braucht kaum noch bemerkt zu werden, daß wir dem 2. Teil des Handbuches mit gespannter Erwartung entgegen sehen.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

J. Hubert Jagger, *Modern English*. Univ. of London Press, 1925. 236 pp. Pr. 5 s. net.

Logan Pearsall Smith, *Words and Idioms*. London, Constable & Co., 1925. 300 pp. Pr. 7/6 net.

Wie immer in Zeiten schnellen geschichtlichen und kulturellen Wandels, hat die englische Sprache gerade in den letzten Dezennien eine sehr beträchtliche Ausgestaltung ihres Wortschatzes sowie ihres Besitzes an idiomatischem Sprachgut erfahren. Sprachgesellschaften, die Wissenschaft und selbst die Journalistik wetteifern in Publikationen über das Englisch der Gegenwart, wobei bezeichnender-

weise Amerika die Führung zu gewinnen scheint[1]). Diese Veröffentlichungen haben teils puristisch-konservative Tendenz, wie etwa das Buch von Professor Webb *English of To-day* (Routledge 1925, 3/6 net.) oder Roget's bekannter *Thesaurus*[2]), teils entspringen sie lexikographischem und kulturhistorischem Interesse, wie die beiden angezeigten Werke. Dabei ist Jaggers Buch das Werk eines Praktikers, der den Professoren und Schülern der Lehrerseminarien des L. C. C. eine moderne Grammatik ihrer Muttersprache zum Schulgebrauch schreibt und damit dem stets regen Bedürfnis nach frischer Behandlung des Stoffes und nach neuen Beispielen entsprechen will. Smith dagegen tritt als Lexikograph von Beruf vor uns hin; ihn beseelt der Eifer des Sammlers, der jeden Fund sorgfältig einreiht und sich vor allem über dessen geistige und kulturelle Bedeutsamkeit Rechenschaft gibt.

Jagger gibt zunächst einen gedrängten historischen und phonetischen Überblick, bespricht die immer breiter werdende Kluft zwischen Sprache und Schrift — Ruf nach phonetischer Orthographie! —, dann folgen Kapitel über Bedeutungslehre, Bedeutungswandel, Wortbildung [durch Ableitung, Zusammensetzungen, Kürzung] und Etymologie. Das folgende Kapitel mit seinem interessanten Überblick über die Geschichte der Grammatik als Unterrichtsgegenstand erstrebt die — in England scheinbar noch immer nicht gänzlich durchgeführte — Befreiung der Sprachlehre von den Fesseln des lateinischen »Vorbildes«. Besonders gelungen erscheint mir ferner das Kapitel über den Bau der Sprache: wir sehen, wie Hilfszeitwörter, Präpositionen und Wortstellung immer mehr die Funktionen der schwindenden formalen Ausdrucksmittel übernehmen und wie dieser Prozeß im Einklang mit Funktions- und Akzentwandel, mit der Möglichkeit des Zusammenschlusses ganzer Wortgruppen zu neuer, strukturloser Einheit dem modernen Englisch sein eigentümliches Gepräge gibt. Den Abschluß des Buches bilden Ausführungen über Anomalien und idiomatische Bildungen ferner ein Überblick über moderne Metrik, als deren wesentliches Merkmal der Zusammenklang von Akzent und Quantität dargestellt wird. — Jaggers Einstellung zu den sprachlichen Neubildungen ist, dem Geiste seiner Muttersprache gemäß, freiheitlich, demokratisch. Mit willkürlichster Freiheit hat die englische Sprache

[1]) Hierzu vgl. The Times Literary Supplement v. 16. VII. 25 p. 469.

[2]) *Thesaurus of English Words and Phrases.* By P. M. Roget, M. D., F. R. S. Longmans, 1925. 7/6 net.

die Aufnahme fremder Worte aus aller Welt durchgeführt, hat sie zahllose Neubildungen durch Zusammensetzung geschaffen, die Funktion der Worte gewandelt, Dialektwendungen Bürgerrecht verliehen, Worte der Schriftsprache verstoßen — sie wird auch dem künftigen Grammatiker nur gestatten, das Geschehene zu registrieren. Zahlreiche, meist sehr interessante Statistiken und historisch geordnete Tabellen erhöhen den praktischen Wert des lebendig geschriebenen Handbuches.

Ein noch höheres Ziel hat sich L. P. Smith mit seinen hier in Buchform zusammengefaßten Aufsätzen gestellt. Gestützt auf die Vorarbeiten Gourmonts[1]) und Jespersens, erkennt er in der Sprachgeschichte den klaren Spiegel kultureller Entwicklung und durchstreift als Lexikograph und Kulturhistoriker die weiten Gefilde des »Oxford Dictionary«. Das 1. Kapitel untersucht die Worte der Seemannssprache etymologisch und zeigt so im kleinen Ausschnitt eines bestimmten Berufes die internationale Grundlage der englischen Sprache und die in Assimilationen und Neubildungen sich rastlos betätigende, sprachschöpferische Kraft der tieferen Volksschichten. Noch schärfere Umrisse gewinnt das Bild der englischen Kultur, wenn wir im nächsten Kapitel sehen, von welcher Art der sprachliche Export nach Frankreich und Deutschland war. Die Anglomanie, welche Frankreich seit Voltaires Reise (1750) für die Heimat der bürgerlichen Freiheit erfaßte, der große Einfluß, den die dichterische — mehr als die bürgerliche — Freiheit auf die zeitgenössische deutsche Dichtung machte, zeigt sich auch im 19. Jhdt. als ein Schwärmen für politische und soziale Einrichtungen Englands, für Speisen, Kleidung, Lebensformen und Eigenschaften des gentleman. So macht sich denn in diesen aus England stammenden Lehnwörtern deutlich, was die Welt dem praktischen Sinn der Engländer verdankt:

"What they have contributed, has been done instinctively, by temporary solutions to difficulties as they arose, by unconscious adjustments to new circumstances. They have provided new material for theory, and 'the stuff that dreams are made on', and they have also done much to bring theories and dreams down to the concrete earth, to embody ideals in institutions, to base abstract theories upon experiment and fact."

Und noch einen anderen Charakterzug beweisen diese Lehnwörter:

"They are all names for methods and results of one form or other of voluntary co-operation, and owe their origin to the formation of groups or

---

[1]) Remy de Gourmont: *Esthetique de la langue française.*

bodies working freely together for some common purpose. This class of terms includes not only the vocabulary of party politics, freemasonry and clubs, of various social and labour organisations, but also the whole vocabulary of English sports. For those sports, which like motoring, depend upon individual invention and initiative are of foreign origin but those which require organized action, come from England."

Das nächste Kapitel, *Four Romantic Words,* gibt in fesselnder Analyse die Geschichte der Wörter: *romantic, original, creation* und *genius.* Für uns Deutsche, die wir mit den geistigen Grundlagen des Sturms und Dranges sowie der »Romantischen Schule« vertraut sind, bedeutet der umfangreiche Aufsatz nur eine besonders klare Wiederholung bekannter Vorgänge, dem englischen Leser wird er äußerst lehrreich sein als schlagender Beweis der innigsten Verflochtenheit der europäischen Kultur — gerade in den sublimsten geistigen Prozessen. Interessant und sicher erwägenswert sind zwei Anregungen am Schlusse: Smith wünscht das Wort *genius* nur für die Gabe, nie für den Menschen verwendet zu sehen und warnt vor jener gewissen überschwänglichen Einschätzung der wenigen, wahrhaft umwälzenden Naturgenies [1]), denen gegenüber die Genies der Technik — denen die Tradition und das Formale höher steht als das Gefühlsmäßige — mit Unrecht zurückgesetzt werden; dieses einseitige Werturteil habe sich gerade in der modernen Dichtung als verhängnisvoll erwiesen [2]).

Die beiden Schlußkapitel behandeln die ästhetische Seite der Sprachforschung; Abschnitt V, "Popular Speech and Standard English", spürt, gestützt auf Dr. Wright's *Dialect Dictionary,* der sprachschöpferischen Tätigkeit der Umgangssprache und der Dialekte nach, wie sie sich in Form von Assimilation ausländischer Wörter, durch Bedeutungswandel und Schaffung neuer Ausdrücke äußert; bei den letzteren, die naturgemäß zumeist die Beschäftigung des Volkes spiegeln, begegnen wir oft auch Zusammensetzungen, onomatopoetischen Neubildungen und zahllosen, in der Schriftsprache unbekannten, einsilbigen Gebilden voll suggestiver Kraft. Auf dem Wege über jene Berufe, die zur Berührung mit dem arbeitenden Volke führen, gelangt dieses üppig wuchernde Dialektgut in die Sprache der Gebildeten und steigt auf der Stufenleiter colloquial talk—conversation—written language—poetry bis in die gewählteste

[1]) Er nennt El Greco, Michelangelo, Wagner, Shelley, Blake, Whitman.

[2]) Vgl. hierzu sowie zu der Verwendung der Worte *erudite* und *invention* die schönen Ausführungen S. 116ff.

Dichtersprache empor. Manche Dialektausdrücke verdanken auch Dichtern volkstümlichen Ursprungs ihr Bürgerrecht in der Schriftsprache; Carlyle, Burns, Scott, Tennyson, Fitz Gerald, Stevenson, Hardy und Kipling sind hier in erster Reihe zu nennen.

Kapitel V, "English Idioms", ist das längste und lehrreichste; es behandelt jene "idiosyncrasies of our language, and, above all, those phrases which are verbal anomalies, which transgress, that is to say, either the laws of grammar or the laws of logic". Hierher gehören die in ihrer Anwendung so willkürlichen Präpositionen, dann die sogenannten "phrasal verbs" [1]), die große Zahl der Doppelformen — wie *by and by, hide and seek, as hard as nails* u. dgl. —, grammatikalische Unkorrektheiten, die, unbekümmert um die Nachstellungen der Grammatiker, üppig gedeihen und schließlich logische Anomalien, die im Wortlaut meistens unverständlich sind. In zahlreichen Zusammenstellungen (nach dem *English Dialect Dictionary*) werden diese idiomatischen Redensarten nun ihrer Herkunft nach gesondert, und als die wichtigsten Quellen ergeben sich: Seeleben, Landwirtschaft, das Haus und seine Einrichtungen, Sporte und Künste, Geschäftsleben, aber auch die Bibel, Shakespeare ("after the Bible the richest literary source of idioms"), und Entlehnungen aus dem Lateinischen und Französischen. Die größte Mannigfaltigkeit aber ergibt die Verwendung jener "phrasal verbs", welche, wie *go, come, put, run* etc., Fähigkeiten und Bewegungen des Körpers und seiner Teile bezeichnen (sogenannte "dynamic verbs") und mit *up, down, over, off* u. dgl. verbunden, zahllose Redewendungen ergeben. Dabei ergibt sich die Regel:

> "the more generalized a word of motor signification becomes, the more it is freed from visual images, and divested of all sensations save these of a purely kinaesthetic nature, the readier it is to enter into idiomatic combinations of great richness and variety."

Auch in ihnen haben wir einen klaren Spiegel des englischen Volkscharakters: sie begleiten das Leben in seiner einfachsten Form, und malen kluges und törichtes Handeln, Erfolg und Mißerfolg, Beifall und Tadel, Rivalität und schlaue Übervorteilung; sie sind der Ausdruck harten, scharfblickenden common sense, zäher Beharrlichkeit, starken Empfindens für Freundschaft und Feindschaft, Zorn und Ermahnung. Diese energiegeladenen, äußerst

---

[1]) Der Ausdruck stammt von Henry Bradley; gemeint ist die Zusammenstellung Verb + Praeposition z. B. *fall out, take away, put up* u. ä. an Stelle der Komposita im Deutschen und Lateinischen.

suggestiven Schöpfungen aus dem Drange des Augenblickes erfüllen eine sehr wichtige Mission als Reaktion gegen die Sprache der Wissenschaft und des abstrakten Denkens; ihre Aufgabe ist es, Ideen aus dem Bereiche des Verstandes wieder in das des Gefühls zurückzuführen, sie aufs neue in Bildern und Vergleichen zu veranschaulichen; sie sind oft geniale Erleuchtungen, Dichtungen kleinsten Formats, und traditionelle Voreingenommenheit wird ihnen vergeblich den gebührenden Platz in der Literatursprache verweigern.

Prag. E. Rosenbach.

LITERATUR.

Die mittelenglische Umdichtung von Boccaccios 'De claris mulieribus', herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Schleich. (Palaestra 144.) Leipzig, 1924. 140 S.

Ein mittelenglisches Literaturdenkmal, das neben den Werken Chaucers, Lydgates und anderer Dichter für den Einfluß Boccaccios auf das englische Schrifttum Zeugnis ablegt, und dessen Veröffentlichung schon vor mehr als dreißig Jahren von der Early English Text Society geplant wurde, ist durch die vorliegende Ausgabe in seinem vollen Umfang zugänglich gemacht worden. Zupitza, in dessen Nachlaß sich eine Abschrift des Textes aus dem Manuskript des Britischen Museums Add. 10 304 vorfand, hatte schon in der Festschrift des 5. Neuphilologentages in Berlin (1892)[1]) über den Inhalt der Dichtung berichtet, ihr Verhältnis zur Quelle untersucht und sie zeitlich und mundartlich zu lokalisieren versucht. Auf diesen Vorarbeiten, die Schleich auch in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe reichlich herangezogen hat, konnte der Herausgeber seine eigene Arbeit aufbauen. Die englische Bearbeitung und der lateinische Text, nach einem Straßburger Druck des Jahres 1475 und einem Berner Druck des Jahres 1539, wurden übereinander gesetzt; da aber der anonyme me. Dichter nur eine Auswahl aus Boccaccios Geschichten traf, liegt uns hier nur etwa ein Fünftel des Werkes des Italieners vor. In dem Kapitel über die Quelle der Umdichtung verweist Schleich im Anschluß an Zupitza und Hortis[2]) neben Boccaccio auf Ovid

[1]) S. 93 ff. Über die mittelenglische Bearbeitung von Boccaccios De claris mulieribus.

[2]) Hortis, Studj sulle Opere Latine de Boccaccio, Trieste 1879. Hortis hat schon vor Zupitza auf die me. Handschrift aufmerksam gemacht.

und Vergil; außerdem auf Sallust, Terenz, Cicero und die Bibel. Sollte eine Untersuchung der Sprache des Denkmals zu einem ersprießlichen Ergebnis führen, so hätte der Versuch gemacht werden müssen, jene sprachlichen Erscheinungen, die auf Kosten des Schreibers zu setzen sind, von denen zu sondern, die auf den Dichter selbst zurückzuführen sind. Wir müssen es daher doppelt bedauern, daß die 2. Handschrift der me. Bearbeitung, auf die M. Förster in HArchiv CX 103 hingewiesen hat, und die uns zu diesem Zwecke wertvolle Dienste leisten könnte, »in dieser unfriedlichen Zeit« nicht zum Vergleich herangezogen werden konnte. Schleich sucht die Heimat des Dichters in Suffolk: denn sein Reimgebrauch »deckt sich mit Lygates Reimsprache«; aber seine Bemerkung, daß »wir es mit einem spätmittelenglischen Denkmal, das sich in hohem Maße der Gemeinsprache nähert, zu tun haben«, wird sich wenigstens teilweise auf den Schreiber beziehen müssen. Immerhin sind Diphthongierungen wie *yerthe* neben *erthe* 'Erde', *whome* neben *home* 'heim', Formen wie *bygg: lygg, ȝynge*, das Vorherrschen von *ony*, ein Präsenspartizip wie *glyterande*, das Dehnungszeichen *y* in *weyfe, eyre, reyre* und Ähnliches bemerkenswert. Es ist mir nicht möglich, auf Einzelheiten in Schleichs Kapitel über den Versbau einzugehen. Gewiß war der Dichter kein metrisches Genie, aber Schleich scheint mir dem Reimschmied doch Unrecht zu tun, wenn er seine Verse mit dem Maßstabe mißt, den wir gewohnt sind. den Werken der Hochblüte der me. Dichtung anzulegen. Mit Ausdrücken wie Ekthlipsis, Krasis, mit Verschleifungen und Zerdehnungen, die ein Wort ohne Rücksicht auf seine natürliche Betonung verrenken, um es in das Prokrustesbett eines regelmäßig gebauten me. fünffüßigen Verses zu zwängen, ist wenig getan. Ich habe versucht, meine Anschauungen über die Metrik dieses Denkmals in einem Aufsatze »Über die Verstechnik des Verfassers der me. Umdichtung von Boccaccios De Claris Mulieribus«, der in der Luickfestschrift erscheinen soll, darzustellen. Nur zu den Anmerkungen, die übrigens gleichfalls öfters metrische Fragen berühren, möchte ich ein paar Worte sagen. Ich übersetze die Verse 253 ff.: »Die zarte Schwäche unserer '*infancy*' kannte sie (Eva) nie; noch auch das zweite Lebensalter, das man '*chyldhode*' nennt; sondern voll erblüht und lebensfroh, mit 30 Jahren, zur Ehe geschaffen . . .« Schleich Auffassung, welche die Einfügung eines Sinn und Metrum störenden *els* verlangt, halte ich für gekünstelt. Wenn ihm 30 Jahre

für eine begehrenswerte Frau zu alt erscheinen, so hätte er mit einer viel weniger einschneidenden Änderung aus XXX^ti^ XX^ti^ machen können; die Stelle fehlt bei Boccaccio. — Zu 338 vgl. man Chaucer, C. T. F 471: *herbes . . . To hele with your hertes;* Shakespeare, Henry VIII., III. 2. 438 *Found thee a way out of his wreck to rise in;* ferner Ne. *a knife to cut with.* — 423 *weyked them* als eine absolute Partizipialkonstruktion aufzufassen, halte ich für unmöglich. Zum mindesten würde man erwarten, daß das Subjekt der Gruppe, *them*, das Schleich als eine starkbetonte Form für *they* auffaßt, vor dem Verbum stünde. Ich übersetze vielmehr: »Dieser edlen Frau . . . gereichte es nicht nur zum Lobe, daß sie ihres Gemahls Eroberungen . . . beherrschte . . . . sondern auch Indien, ein mächtiges, starkes Land; in großen Schlachten — so berichtet der Geschichtschreiber — schwächte sie dort diejenigen in Kriegen, welche niemals zuvor . . . besiegt worden waren: Sie hat gesiegt . . .« — 639 *sown* gehört wohl nicht zu *see* 'sehen', sondern ist eher p. p. von *sowe*, ae. *sāwan*, 'säen' (Oliven), ebenso in 1407 'gezeugt', als Übersetzung von *peperit*; vgl. das Präteritum *she sue* 576! — 818 *they* ist nicht Personalpronomen, sondern ae. *þēah*; demnach müssen die Beistriche nach *they* und vor *both*, die Schleich nach dem Vorgange Zupitzas gesetzt hat, getilgt werden. Ob *common* in der Bedeutung 'allgemein' oder als p. p. von *come* aufgefaßt wird, wie dies Schleich tut, ist für den Sinn von untergeordneter Bedeutung. Ich übersetze die ganze Stelle: *And sum sey: 'Lechery is so common ouer all, That, they that be professyd to chastyte Both men and women, ȝit many grete brothels be* mit: »Fleischeslust ist überall so verbreitet, daß, obwohl es Männer und Frauen gibt, die sich der Keuschheit geweiht haben, doch viele Bordelle bestehen.« — 850 Die Änderung von *And in* zu *after* und die Setzung des Gedankenstriches, wie es Schleich tut, widerspricht dem lateinischen Text in A, der, soweit ich ihn nach Schleichs Angabe herausschälen kann, lautet: *Alij Promethei genitam asserunt regnante apud Argos Phorbante, quod longe post primum tempus effluxit* (*Sum Promotheus doughtir sey she wass, That was long after — ȝerys many oon —*). *Nonnulli eam fuisse temporibus Cycropis, Athenarum regis, Arginorum, eam floruisse temporibus* (*And in Kynge Cycrops, kyng at Athenas, In his dayse Isys was at Argon*). — Manche Änderungen, die Schleich mit dem handschriftlichen Texte vorgenommen hat, werden überflüssig, wenn

man die Metrik der Übersetzung vom Standpunkte der natürlichen Betonung betrachtet, wie ich es in dem oben erwähnten Aufsatz zu tun versucht habe. — *new* in Vers 213 dürfte ein Druckfehler für *now* sein. Von Interesse ist es, daß Schleich in den Anmerkungen des öfteren in der Lage war, für einzelne in der Dichtung vorkommende Wörter frühere Belege nachzuweisen, als im N.E.D. angegeben sind, z. B. *femorals* 393 'Hosen', *to debell* 426 'unterwerfen', *to aray* 446 intrans. 'sich rüsten', *bultere* 586 'Sieb', *annosyte* 972 'Alter', *to pyk* 1033 'werfen', *avengeable* 1547 'rachsüchtig'. Für den Nominativ *thei* 122, der für den Obliquus *them* eintritt, zitiert Einenkel in seiner Historischen Syntax S. 62 einen noch früheren Beleg aus der Kindheit Jesu.

Wien, im Jänner 1925. Friedrich Wild.

Ernest A. Baker, D. Lit., M. A.: *The History of the English Novel. The Age of Romance; from the Beginnings to the Renaissance.* London, H. F. & G. Witherby, 1924.

Der Titel dieses Werkes wird in dem Leser Erwartungen erregen, die nicht erfüllt werden. Ein Titel wie *The History of English Fiction* würde den Inhalt besser angedeutet, aber auch noch nicht den richtigen Eindruck erweckt haben, denn oft werden lateinische und französische Quellenwerke mit derselben Ausführlichkeit besprochen wie englische Erzählungen. Daß ein so guter Kenner des englischen Romans wie Ernest A. Baker etwas über den Gegenstand zu sagen hatte, war von vornherein sicher; aber die Gesichtspunkte, unter denen er in dem vorliegenden Bande seine Aufgabe anfaßt, sind vielfach so unkritischer und zufälliger Art, daß der Zusammenhang und der wissenschaftliche Wert des Gebotenen darunter leidet.

Die Einleitung, die von Belesenheit und weitem Blick zeugt, erörtert eingehend und scharfsinnig, aber letzten Endes doch ohne Überzeugungskraft, den Begriff *novel* und das Verhältnis von Prosa zu Vers. In gefälliger, leicht verständlicher Darstellung werden die Erzählungen der Antike und das fiktive Element in der frühchristlichen Literatur analysiert. Die Erörterung des erzählenden Elements in der angelsächsischen Literatur bleibt an der Oberfläche. Sehr ausführlich, mit vielen, geschickt gewählten Proben werden der Ursprung der Arthur-Legende, die Arthur-Romane und die verwandten Sagenstoffe vorgeführt. So lebendig und anschaulich die Darstellung ist, und so geschickt zumeist der Stand der heutigen Forschung wiedergegeben ist, so erfährt doch der Eingeweihte nichts Neues Ähnliches gilt von der Analyse der Erzählungen, welche die *Matter of France* behandeln. Eine gewisse Hilflosigkeit dem Stoff gegenüber verrät der Titel des nächsten Kapitels: *Miscellaneous Romances.* Bis hierher gilt die Darstellung der romantischen

Literatur. Der folgende Teil, der die volkstümlichen Erzählungen behandelt, hebt an mit den Vorläufern der *Gesta Romanorum*. Ein Exkurs über die moralische Interpretationsweise des Mittelalters, der besser an anderer Stelle stehen würde, unterbricht die Darstellung, die über die Heiligenlegenden und Mandeville zu den Schwankbüchern des 16 Jahrhunderts hinführt. Es hätte wenig Sinn, bei einem Werk so selbstherrlicher Art über Einzelheiten zu rechten. Der kundige Leser vermißt auf Schritt und Tritt die Erörterung wichtiger Probleme und die Benutzung der etwas abseits liegenden Literatur. Von der großen anglo-lateinischen Erzählungsliteratur wird ganz beliebig das eine Werk genannt, das andere fortgelassen; Prosaumschreibungen von Versdichtungen werden öfters erwähnt, ohne daß der Umfang der Erscheinung erörtert oder auch nur angedeutet würde; von den Prosaromanen, die Caxton übersetzt oder druckt, werden einige erwähnt, andere fortgelassen, ohne daß die Frage, warum Caxton gerade diese Werke wählt, gestreift wird; die Bedeutung der Schwankbücher und Schwankbiographien für die Entwicklung der realistischen Prosa wird nicht erkannt. So ist schließlich alles, was man zugunsten des Werkes sagen kann, daß es in gefälliger Weise den Leser mit der Entstehung und dem Inhalt der wichtigeren Erzählungsliteratur des englischen Mittelalters vertraut macht.

Freiburg i. Br. Friedrich Brie.

The Famous Historie of Chinon of England by Christopher Middleton, to which is added *The Assertion of King Arthure* translated by Richard Robinson from Leland's *Assertio Inclytissimi Arthurii* together with the Latin Original. Edited from copies in the British Museum with Introduction, Notes, and Glossary by William Edward Mead, Ph. D. London: Published for the Early English Text Society by Humphrey Milford, Oxford University Press 1925. 25 sh.

Manchem Empfänger dieses jüngsten Bandes der *Early English Text Society* werden Bedenken gekommen sein, ob eine Neuausgabe dieses späten elisabethanischen Romans in den Rahmen der Sammlung hineingehört. Wir persönlich möchten glauben, daß es mehr im Sinne der alten und bewährten Traditionen der Gesellschaft gewesen wäre, wenn sie ihre Mittel auf die Veröffentlichung von wichtigen mittelalterlichen Texten oder frühen Druckwerken des 16. Jahrhunderts konzentriert hätte. Der wohlbekannte Herausgeber W. E. Mead sucht seine Aufgabe damit zu rechtfertigen, daß es sich im *Chinon of England* um die Verwertung mittelalterlichen Sagengutes handle; aber diese Begründung scheint uns nicht stichhaltig, denn sie würde auf ungezählte, oft sehr

minderwertige elisabethanische Literaturwerke angewendet werden können.

Die Einleitung sucht die Erzählung in einen größeren Rahmen einzuspannen und hebt demgemäß an mit einer Betrachtung des mittelalterlichen Kulturgutes, das in der Renaissance weiterlebt. Das Hauptgewicht fällt dabei auf das literarische Material, vor allem das Fortleben der Arthursage im 16. Jahrhundert. Auf 22 Seiten (S. XLVI—LXVIII) wird endlich unser Roman besprochen. Mead macht mit Recht geltend, daß der *Chinon of England* bis heute von der literarischen Kritik nicht beachtet worden ist. Mein Aufsatz über »Das Märchen von Childe Rowland und sein Nachleben« (Christopher Middleton's Chinon of England, Peele's Old Wifes Tale und Milton's Comus), erschienen in *Anglia, Untersuchungen zur englischen Philologie* (Palaestra Nr. 148, Berlin, Meyer und Müller 1925), konnte ihm bei der Abfassung seiner Einleitung noch nicht bekannt sein.

Mead läßt im Gegensatz zu mir die Frage offen, wie der Roman sich zu dem gleichnamigen Drama verhält, das Henslowe unter dem 3. Januar 1595 [= 1596] erstmalig verzeichnet. Mutmaßungen darüber, ob man nicht wegen dieses Dramas die erste Veröffentlichung des Romans vor 1596 ansetzen müsse, hält er für müßig. In Wahrheit spricht alles für diese Annahme. Nur zwei Gründe seien hier genannt, einmal die vielen analogen Fälle, wo die uns heute nicht mehr erhaltenen, leicht gezimmerten elisabethanischen Ritterdramen auf bekannte Prosaromane zurückgeführt werden müssen, zum anderen die auch von Mead hervorgehobene elende Beschaffenheit des Chinon-Drucks vom Jahre 1597, der alle Anzeichen eines liederlichen Nachdruckes trägt. Mit dankenswerter Gründlichkeit wird auseinandergesetzt, daß der Roman eine Kompilation aus älteren Ritterromanen darstellt. Die Anleihen aus dem *Huon of Bordeaux*, das Typische in der Blödheit des jungen Chinon, die Rolle des Wunderbaren und die geflissentliche Einführung klassischer Züge werden überzeugend dargelegt. Über die Herkunft des Namens *Chinon* vermag ich auch keinerlei Vermutung aufzustellen. Dagegen möchte ich ergänzend hinweisen auf den Einfluß eines berühmten spanischen Romans, des *Palmerin of England*, dem vielleicht schon der Titel *Chinon of England* nachgebildet ist; auf alle Fälle stammt von hier der Name der Hexe *Eutropa*. Der *Palmerin of England*, einer der Moderomane der Zeit, war von Anthony Munday übersetzt oder

richtiger in elisabethanischer Manier bearbeitet worden, und zwar der 1. Teil 1581, der 2. Teil 1582—83 (?) und der 3. Teil 1595. Bei dieser Gelegenheit sei auch gleich ein Irrtum berichtigt, der immer wieder einmal auftaucht: Der von Mead auf S. XXII erwähnte *Treasury of Amadis of Fraunce* von 1567 ist nur ein Auszug aus dem berühmten spanischen Roman, der die großen Reden als Stilmuster wiedergibt.

Ganz ähnlich, wie ich das in dem oben genannten Aufsatz ausgeführt habe, stellt auch Mead fest, daß der *Chinon of England* in zwei Teile zerfällt, von denen der zweite (Kap. VII—XIII) nichts mit dem ersten (Kap. I—VII) zu tun hat, der die Jugend und die Taten Chinons in Frankreich beschreibt. Über die Herkunft des zweiten Teils macht Mead keinerlei Angaben, und doch beruht gerade auf ihm die Bedeutung des Romans. Der Kürze halber verweise ich auf meinen Aufsatz, wo ich darzulegen versucht habe, wie Middleton sich hier an das Märchen von Childe Rowland und Peele's Märchendrama *The Old Wife's Tale* hält. Daß Mead der Zusammenhang mit Peele entgangen ist, ist um so merkwürdiger, als er einmal in den Anmerkungen (S. 76) eine Parallelstelle aus Peele's *Old Wife's Tale* heranzieht. Schließlich bietet die Einleitung noch eine Reihe von Bemerkungen über Grammatik und Stil Middleton's, die dem mit elisabethanischem Englisch weniger Vertrauten gute Dienste leisten werden. Ebenso bringen die Anmerkungen zum Text wertvolle Hinweise auf Parallelen in mittelenglischen Romanzen, im *Huon of Bordeaux*, in Malory's *Mort d'Arthur* und in antiken Sagen.

Die Wiedergabe des Textes zeugt von größter Gewissenhaftigkeit. Dabei ist zu bedenken, daß die Arbeit der Herstellung des Textes durchaus keine einfache war, insofern, als die liederlichen Lesarten der Vorlage nicht selten berichtigt werden mußten. Mit Dank begrüßen wir auch die umfangreichen Beilagen, die das Interesse an der Arthursage im 16. Jahrhundert veranschaulichen sollen, John Lelands *Assertio inclytissim Arthurii* (1544) samt Robinsons englischer Übertragung vom Jahre 1582.

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

Alexander Maclaren Witherspoon, *The Influence of Robert Garnier on Elizabethan Drama.* (Yale Studies in English. 65.) New Haven, Yale Univ. Press 1924. VI + 197 S. 8°.

Wie die meisten Bände der *Yale Studies in English,* ist auch dies Werk mit großer Sorgfalt geschrieben; es beleuchtet seinen Gegenstand mit methodischer Gründlichkeit von allen Seiten und erschöpft ihn durchaus. Das Buch untersucht eine bisher vernachlässigte Seite der Forschung über das englische Renaissancedrama in dankenswerter Weise.

In elisabethanischer Zeit ging eine Einwirkung auf die englische Literatur nur von drei französischen Schriftstellern aus: von Rabelais, von Montaigne und von Robert Garnier (1545—1590). In welchem Maße letzterer englischen Dramatikern der Renaissance als Vorbild gedient hat, darüber herrschten bisher nur unklare Vorstellungen. Der Verfasser hat zuerst den Umfang von Garniers Einfluß auf das englische Renaissancedrama genau bestimmt und abgegrenzt.

Nach einer Einleitung über Garniers Leben und Werke behandelt W. das Verhältnis Garniers zu Seneca. Er berichtigt die bisherige Ansicht, daß dieser Franzose ein sklavischer Nachahmer des römischen Dramatikers gewesen sei. Beide Dichter haben zwar mancherlei gemeinsam, so das gänzliche Fehlen komischer Bestandteile in ihren Trauerspielen, Armut an Handlung, die allgemeine Form und Anordnung der Stücke; die Verschiedenheit beider Dramatiker ist aber viel größer als ihre Ähnlichkeit. Seneca bevorzugt Familienzwiste und schwelgt in der Ausmalung blutiger Greuel und schwüler Sinnlichkeit; er ist ein Dichter der Dekadenz. Garniers Dramen sind frei von aller Dekadenz; er will dem nationalen Aufbau seines Volkes dienen, indem er Stoffe wählt, die große Beispiele von Standhaftigkeit und Mut darstellen. Er verbindet mit seinen Stücken einen sittlichen Zweck, was Seneca völlig fernliegt. Für diesen ist Rache ein Lieblingsmotiv; in Garniers Stücken fehlt sie fast durchweg und wird durch Reue ersetzt. Seneca schmeichelt dem verdorbenen Geschmack seines Publikums durch genaue Schilderung auch des Widerlichen; gleichsam als Feigenblatt für seine Scheußlichkeiten durchsetzt er seine Stücke mit moralischen Plattheiten. Garnier meidet das Häßliche und gibt seinen Dramen gern einen elegischen oder lyrischen Anstrich. Senecas Stücke sind kalt, trocken, verstandesmäßig, un-

persönlich. Garniers Trauerspiele werden von einem subjektiven Grundzug beherrscht; er gibt sich so sehr seinen Gefühlen hin, daß er mitunter fast sentimental anmutet. Seneca ist heidnischer Skeptiker; Garnier offenbart überall seinen christlichen Standpunkt. Senecas Frauengestalten erscheinen als unweiblich, Garniers Frauen als durchaus weiblich, aber mit einem Einschlag, der uns zuweilen, z. B. in ihrer Forderung der Gleichberechtigung mit den Männern, ganz modern vorkommt. Ein lehrreicher Vergleich von Senecas *Hippolytus* mit Garniers den gleichen Stoff enthaltendem Drama *Hippolyte* veranschaulicht die Wesensverschiedenheit beider Dichter besonders deutlich. Garniers Methode gleicht eher der des Euripides als der Senecas.

In England geriet zuerst Lady Pembroke, die Schwester Sir Philip Sidneys, unter Garniers Einfluß. Sie fühlte sich gleichsam als literarische Testamentsvollstreckerin ihres Bruders. Das volkstümliche Trauerspiel ihrer Landsleute verwarf sie als geschmacklos; da erschien ihr im Bestreben, die englische Tragödie auf eine höhere Stufe zu heben, die formvollendete und verfeinerte Kunst des französischen Tragikers als willkommenes Vorbild. Sie bekämpfte im volkstümlichen englischen Trauerspiel die Unfeinheit, die Vermengung des Tragischen mit dem Komischen, die Form- und Stillosigkeit. Bei Garnier glaubte sie alle die Vorzüge zu finden, die sie an der heimischen Tragödie vermißte. Das veranlaßte sie, im Jahre 1590 Garniers *Marc Antoine* ins Englische zu übertragen. Mehr aus Geldnot als aus innerem Drang übersetzte dann der ihrem Kreise fernerstehende Thomas Kyd 1594 Garniers *Cornélie*. Der Anregung der Lady Pembroke verdanken ferner als unmittelbare Nachahmungen Garniers Daniels *Cleopatra* (1594) und Brandons *Virtuous Octavia* (1598) ihre Entstehung. In freierer Weise lehnen sich an Garniers Vorbild an zwei zu Anfang des 17. Jahrhunderts verfaßte Trauerspiele *Alaham* und *Mustapha* von Fulke Greville, dem späteren Lord Brooke, einem vertrauten Freunde Sidneys, Daniels *Philotas* (1605), die vier *Monarchic Tragedies* (1603—1607) des Schotten William Alexander, des späteren Earl of Stirling, und endlich Lady Carews *Mariam* (1613). Es sind also nur zwölf Dramen in englischer Sprache (die beiden Übersetzungen Garnierscher Stücke mitgerechnet), worin Garniers Einfluß auf die englische Literatur zutage tritt. Die ausführliche Besprechung dieser zwölf Stücke, der besonderen Eigenart eines jeden von ihnen und ihrer

gemeinsamen aus ihrem französischen Vorbild stammenden Züge, nimmt den Hauptteil von W.s Untersuchung ein. Der Verfasser führt auf Garnier zurück: eine gewisse Regelmäßigkeit und Ähnlichkeit in Form und Anordnung aller jener zwölf Dramen, die Mannigfaltigkeit der Versmaße, das Überwiegen lyrischer Motive in den Chorpartien, die enge Verbindung des Chors mit der übrigen Handlung (außer in Grevilles *Alaham*), die Verwendung stichomythischer Reimpaare in den Dialogen. In allen zwölf Stücken heben sich, anders als in den Rachedramen Senecas und seiner englischen Nachahmer, denen ein politischer und geschichtlicher Hintergrund fehlt, die dargestellten Persönlichkeiten von einem solchen Hintergrunde ab. Komik wird aus ihnen, im Gegensatz zur volkstümlichen Dramatik, gänzlich verbannt; sie fehlt allerdings auch bei den englischen Nachbildungen von Senecas Trauerspielen.

Bis hierher haben wir uns den Ausführungen des Verfassers uneingeschränkt angeschlossen. Nun kommen wir aber zu einem Punkte, wo W.s Schlußfolgerungen, seine Auffassung von Garniers Einwirkung auf das englische Drama, uns als zu weitgehend erscheinen. W. verliebt sich gleichsam in Garnier als seinen Helden und neigt daher gelegentlich dazu, seinen Einfluß zu überschätzen. Er schreibt die massenhafte Verwendung neugeprägter Latinismen oder Gallizismen in jenen zwölf Stücken (p. 167) Garniers Einwirkung zu. Es liegt hier aber eher eine Ausdrucksform der allgemeinen Zeitströmung des Humanismus vor, der die Schöpfung und Anwendung gelehrter Wörter begünstigte. Derartige Ausdrücke sind ja in der damaligen englischen Sprache auch nicht auf den engen Dichterkreis um Lady Pembroke allein beschränkt, sondern begegnen auch sonst häufig[1]), auch bei Dramatikern außerhalb ihres Kreises. Eine bekannte Stelle in Ben Jonsons *Poetaster* (V 1), die Marstons geschwollene Redeweise verspottet, läßt den Dichterling Crispinus, mit dem Marston gemeint ist, nachdem ihm ein Brechmittel eingegeben worden ist, eine ganze Menge solcher neugeprägter Wortungetüme durch Erbrechen von sich geben. Eine arge Überschätzung des französischen Einflusses auf das englische Drama ist es auch, daß W. (p. 185) einige Merkmale der Dramatik Shakespeares und seiner Zeitgenossen: die Vertraute, den Chor, den Boten, das Selbstgespräch, als Erb-

---

[1]) Vgl. Kluge, Gesch. der engl. Sprache[2]. S. 945 ff. Straßburg 1899.

teile der französischen Tragödie bezeichnet. Chor, Bote und zum Teil auch der Monolog[1]) stammen aus dem klassischen Altertum, die Vertraute aus der italienischen Renaissancekomödie. Zu berichtigen ist auch die Behauptung des Verfassers, daß Lady Carews Trauerspiel *Mariam* niemals neugedruckt worden sei; ein Neudruck dieses Stückes, herausgegeben von Greg, erschien vielmehr in den Malone Society Reprints von 1914.

In einem Schlußabschnitt erörtert W. die Gründe, weshalb die Bestrebungen der Lady Pembroke und ihrer Freunde keinen nachhaltigen Erfolg gehabt haben. Diese Bestrebungen waren ihnen keine Herzenssache, sondern eine solche des Verstandes, keine Angelegenheit des ganzen Volkes, sondern nur eines engen Kreises, und nur für einen engen Kreis bestimmt. Es war ein fremdes Reis, das Lady Pembroke dem englischen Baume aufpfropfen wollte; der französische Volksgeist, der sich in Garniers Stücken offenbart, widerstrebte allzusehr dem englischen Wesen. Endlich waren die Ziele der Lady Pembroke mehr von verneinender als von schöpferischer Art: sie wollte die englischen Dramatiker eher an bestimmten Dingen verhindern als ihnen die Möglichkeit verschaffen, Größeres zu leisten. Trotzdem ihr Werk von vornherein zum Fehlschlag verurteilt war, wurden ihr doch, selbst aus dem Lager ihrer literarischen Gegner, durch Ben Jonson, Beaumont und Webster, Huldigungen zuteil.

Die gerügten kleinen Mängel der Arbeit fallen gegenüber ihren bedeutenden Vorzügen gar nicht ins Gewicht.

Freiburg. Eduard Eckhardt.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. I. A. d. Vorstandes hrsg. v. Wolfgang Keller. Neue Folge 1. Bd. (der ganzen Reihe Band 59/60). Jena 1924. W. Biedermann. 312 S.

In geschmackvoller Ausstattung, die erfreulich an die schönen Vorkriegsbände gemahnt, liegt der erste Band der neuen Folge des Shakespeare-Jahrbuches vor uns, dessen Inhalt den alten bewährten Traditionen, tiefgründige und zusammenfassende Erforschung aller auf Shakespeare und seine Zeit bezugnehmenden Probleme und warme Liebe zum Dichter und zum Menschen zu vereinigen, treu bleibt. Ein reicher Inhalt, von dem eine Anzeige nur ein blasses und skizzenhaftes Bild zu geben vermag.

---

[1]) Vgl. Creizenach, Gesch. des neueren Dramas. IV 312.

Ein wehmütig-dankbarer Rückblick auf die Überlieferungen des kunstsinnigen und namentlich der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft so pflichtgetreu ergebenen Weimarer Fürstenhauses aus der Feder Eleonore von Bojanowskis schildert Großherzogin Sophie und ihren 1923 verstorbenen Enkel Wilhelm Ernst von Sachsen.

E. Feise-Mexiko hat sich an eine flüssige und gedanklich wohl gelungene Übertragung der acht Widmungssonette W. E. Leonard's (vgl. Ref., E. St. 51, 258 ff.) herangewagt, die nur mit dem Bild und dem Epitheton des gelehrt-erhabenen Originals zuweilen etwas zu frei schaltet.

Der Festvortrag H. Lilienfeins (aus dem Jahre 1923) »Shakespeares dichterische Phantasie« ist ein in Sprache und Ideen hochschwingender Versuch, die künstlerische Individualität Shakespeares einer von psychologisch-charakterologischer Forschung gespeisten systematischen Betrachtung des an Körperliches und Seelisches angesponnenen Bilder-, Gefühls- und Ideenmaterials zu unterziehen, dringt in seinen Gestaltungsstil ein und läßt ihn — bei aller gebotenen Knappheit — als das Phantasiegenie, als den Universalromantiker von kosmischer Urschöpfungskraft erkennen.

G. Hartmann gibt die Hauptlinien und Endergebnisse seiner mit soliden wissenschaftlichen Argumentationen arbeitenden Leipziger Dissertation (1923) über »Die Bühnengesten in Shakespeares Dramen als Ausdruck von Gemütsbewegungen«. Gefühlsausdruck und Gefühlssprache der gesamten elisabethanischen Zeit werden, natürlich bloß auf Grund der Andeutungen des Visuell-motorischen, in den Bühnenanweisungen und im Dialog zu ermitteln gesucht. Die Gefühlsskala der Zeit erkennt H. als eine primitive, die sich in Übelwollen, Wohlwollen und Leid stärker, in Furcht und Freude schwächer, in Erstaunen und Selbstgefühl unbedeutend offenbart. Die zeitgeschichtlichen Parallelen sind illustrativ in die gut abwägende Darstellung verflochten, da und dort wäre noch zu vertiefen, zu verbreitern, z. B. in der Erklärung gewisser Gefühlsäußerungen aus der Tracht. Dauernd förderlich ist die Feststellung, daß Shakespeares Werk überaus reich an Gesten ist, förmlich nach schauspielerischer Interpretierung schreit (dies nichts Neues für den bühnenhistorisch geschulten Beobachter shakespearischer Dramatik und besonders in dem H. erstaunlicherweise anscheinend unbekannt gebliebenen I. Kap. von Helene Richters geistvollem Buch »Shakespeare der Mensch«, ganz besonders an Romeo V 1, prächtig ein-

fühlend analysiert), daß aber eine durchaus pathetische Spielweise zu erschließen ist, die renaissancegemäße Freiheitlichkeit mit der mittelalterlichen Derbheit verquickte.

R. Ege beschäftigt »Der Anteil Shakespeare's an 'The Two Noble Kinsmen'«; er spricht die herrschenden Hypothesen der Chronologie und ihre Methoden gewissenhaft durch, operiert in der Aufstellung seiner eigenen, unter Verzicht auf die 'metrical tests' mit den Kriterien der Bilder und der Antithesen, die in einer Materialsammlung gut belegt werden, sowie mit den der Parallelen und der Alliteration, die wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen. Im Literaturverzeichnis vermißt man Cruickshank's sehr verständiges Buch über Ph. Massinger und L. Wann's methodologisch äußerst interessanten Aufsatz »The Colloboration of Beaumont, Fletcher und Massinger« in *Wisconsin Sh.-Studies* (vgl. Ref., E. St. 51, 258 ff.) zum Schaden der Ausführungen E.s, die trotz tabellarischer Übersichten mit etwas zu vagen Behauptungen von gewissen, meist subjektiv erfühlten Merkmalen des Stiles Shakespeares, zu oft mit der petitio principii zu arbeiten scheinen. So wird denn sein Ergebnis, daß Fletcher bloß II 2 (2. Hälfte), 3—6, III 3—6, IV 1, 2 und V 2 verfaßt habe, der Rest als Urbestand aber von Shakespeare herrühre, nicht für jeden letzte Überzeugungskraft besitzen.

El. Schaefer trägt »Zur Datierung von Shakespeares 'All 's Well That Ends Well'« beachtenswerte dramengeschichtliche Bausteine bei: auffallende, allerdings zum Teil schon von Al. Brandl (Shakespeare[2], S. 289 ff.) hervorgehobene Anklänge an Motive und Szenenbehandlungen in »Maß für Maß« und solche an das bürgerliche Drama um 1600. Jedenfalls erklärt Sch. manche bisher widerspruchsvoll, ja abstoßend anmutende Züge im Charakter Bertrams und Helenas sehr ansprechend durch Zurückführung der ersteren auf den typischen 'prodigal', der letzteren auf die beliebte, und damals besonders rührend wirkende Dulderin des bürgerlichen Schauspiels, die nicht selten zum listig rettenden Engel des wüsten Muttersöhnchens wurde; auch der sentimental-larmoyante Lustspielschluß erscheint jetzt in neuem Licht. Sch.s Darstellung ist klar, wiewohl breit und unnötig wiederholungsreich; der annäherungsweisen Datierung Al. Brandls »in die Hamlet-Periode« gedenkt sie ebensowenig wie seines obigen Hinweises auf »Maß für Maß«.

W. E. Berger äußert sich ebenfalls ohne Nennung einer doch sehr bekannten Vorarbeit »Zur Technik des 'Hamlet'«. Es

handelt sich ihm darum, den Aktschluß mit III 7 als unmöglich zu erweisen. Seine Polemik gegen die übliche (ohne Stütze in den alten Drucken dastehende) Gliederung bezieht er aus den Bühnenanweisungen und aus anderen szenisch-technischen Merkmalen; vor allem versucht er, den Einschnitt nach III 4 und den somit umfangreicher gewordenen neuen 4. Akt (seiner Zählung) als eine technisch loser gebaute Szenenfolge zu charakterisieren als das übrige Drama, in dem er eine gewisse Anlehnung an das klassizistische Drama der Zeit, Berücksichtigung einer freilich nicht streng gehandhabten Handlungs-, Orts- und Zeiteinheit oder wenigstens Zusammenfassung zu erblicken glaubt. Bei aller richtigen Bewertung des von Schücking so überzeugend herausgearbeiteten Kunstprinzips Shakespeares, alles an die psychologische Motivierung der Einzelszene mit oft verblüffender Vernachlässigung der fortlaufenden Charakteristik zu setzen, ist diese Kontrastierung eines nichtklassizistischen Aktes mit vier klassizistisch getönten Akten noch keineswegs als klärend zu empfinden; in der Frage der Zeiteinheit scheint B. die zwiespältige Zeitgebung des Dramatikers (vgl. Ref., E. St. 48, 315 ff.) ganz zu übersehen oder ganz dem für ein rasch abrollendes Bühnenstück immer mißlichen ziffernmäßigen Nachrechnen von Handlungsspielzeiten geopfert zu haben (wo bleibt da z. B. Schückings Motivierung der Einzelszene?). Die Priorität der Aktverschiebung kann B. keinesfalls für sich beanspruchen: aus szenischen und aus dramaturgischen Gründen hat Mai-Rodegg sie schon in seiner Hamlet-Einrichtung vom Jahre 1923 (besonders Vorwort und Anm. 40) im Sinne seiner Hamlet-Entdeckungen vom Jahre 1917 durchgeführt.

W. Keller greift das von ihm schon E. St. 50, 1 ff. behandelte Problem »Shakespeare, Ben Jonson und die Folio von 1623« in einer knapp und klar geführten Polemik gegen Hechts Einwände (GRM 10, 162) wieder auf, darf sich in seiner Gegenargumentation auf Pollards Forschungen und daraus entspringende Folgerungen berufen und macht uns neuerlich die von Ben Jonson, dem Herausgeber der Quartdrucke und der 1. Folio seiner eigenen »Works« (nicht mehr bloß »Plays« genannt!) im Jahre 1616, angeregte Drucklegung der 1. Shakespeare-Folio wahrscheinlich, wobei dem Verlagsrechtlichen und Geschäftsmäßigen gebührende und wohl überzeugende Wichtigkeit beigemessen wird.

Den Festvortrag des Jahres 1924 hielt Emil Wolff, und verdienstlich ist es, daß auch dieser über »Die sogenannte Shakespeare-

Bacon-Frage« nun allgemein zugänglich gemacht worden ist: er ist ein formvollendetes Meisterstück unbefangen urteilender Zusammenfassung und Umschreibung der ganzen, richtig als nicht-wissenschaftlich erkannten Kontroverse. Bietet er dem Fachmann auch nur wenig Neues und läßt die Form des Vortrages Anmerkungs- oder Belegmaterial größeren Umfanges auch nicht zu, so sind die Ausblicke auf die gesamte geistige Einstellung der beiden Parteien (sit venia verbo!), auf unsere ganze Zeitrichtung, die feineres Unterscheidungsvermögen aufs Spiel zu setzen geneigt ist, auf die Abstumpfung und Vergröberung der Beeinflussungsmittel fein geschaut und auch im historischen Teil der überlegenen Darstellung prächtig verwertet. Warum W. den Okkultisten älteren und jüngsten Datums das eine schlagende Beweismittel der falschen Denkrichtung erspart hat, das sich darin zeigt, daß neben Bacon auch Rutland und Southampton und noch etliche andere als die einzig-wahren Verfasser der Shakespeare-Dramen erscheinen? Für normal veranlagte Zweifler aus Laienkreisen ist die von hoher Warte erschaute Gegenüberstellung der wissenschaftlichen, menschlichen und dichterischen Persönlichkeit Bacons und der geistigen Prägung unseres Shakespeare lehrreich und maßgebend.

Den hochverdienten Brüdern Oechelhäuser, dem tief anregenden Lehrer und Forscher Rudolf Fischer und dem arbeitsfanatischen Hans Daffis sind liebevolle Nachrufe gewidmet.

Die Bücherschau ist von gewohnter Reichhaltigkeit und nach Maßgabe deutscher Bücherverhältnisse tunlicher Vollständigkeit. Aus dem Sammelreferat W. Kellers ist die scharf-kritische und vielfach von gesundem Skeptizismus erfüllte Besprechung des Cambridge Shakespeare (Bdchn. 2—5) und die der Pollardschen Theorien über die Textgeschichte besonders förderlich, ebenso seine Anzeige des feinsinnigen Buches Helene Richters (vgl. oben S. 338). Diese Meisterin der Bühnenkunde Shakespeares ist mit anderen hervorragenden und gediegenen Berichterstattern auch in der Theaterschau vertreten; freilich würde man gerne die Grundsätze kennen, nach denen die Auswahl der Bühnen getroffen wird, deren Aufführungen im Sh.-Jb. gewürdigt werden. Theaterstatistik und Bibliographie (letztere von Eduard Hartl für 1921—23 zusammengestellt) stehen auf der Höhe.

Graz. Albert Eichler.

Leon Kellner, *Restoring Shakespeare.* Tauchnitz, Leipzig 1925.

Man kann darüber streiten — und es ist ja auch viel darüber gestritten worden —, inwieweit der in den Folios und Quartos aus dem 17. Jahrhundert überlieferte Shakespearetext verbesserungsbedürftig ist. Die Frage kann hier unerörtert bleiben, denn selbst diejenigen, die darin eine sehr konservative Haltung einnehmen, müssen zugeben, daß man ohne Emendationen nicht auskommt. Die Engländer, die im 18. Jahrhundert es zuerst unternahmen, einen lesbaren Wortlaut herzustellen, gingen darin sehr weit und vor allem ohne jede Methode vor. Sie korrigierten nach subjektiver Willkür, und wenn sie den Mangel eines wissenschaftlichen Systems auch vielfach durch feines Verständnis und sichere Einfühlung in Shakespeare ersetzten, so erwiesen sich doch sehr viele ihrer Emendationen als überflüssig und unnötig, als man allmählich die ältere Sprache und die Sitten und Gebräuche der Elisabethanischen Zeit genauer kennen lernte.

Als man dann, im Besitz der besten philologischen Hilfsmittel, an die Textkritik heranging, kam es vor allem darauf an, die Quellen zu erschließen, aus der die Fehler in die alten Drucke gekommen waren. Wie war es möglich, daß aus einem durch den Zusammenhang gebotenen *et cetera* das rätselhafte *Ullorxa* (Tim. III 4, 112) werden konnte? Man nahm an, daß damals nach Diktat gesetzt und keine Korrektur gelesen wurde. Durch ein Mißhören des Setzers erklärten sich viele, aber durchaus nicht alle Irrtümer. Auch scheint der Satz nach Diktat durchaus nicht allgemein üblich gewesen zu sein. Man wußte, daß Stücke während der Aufführung stenographisch nachgeschrieben wurden, und die großen Mängel der damaligen Kurzschrift erwiesen sich als eine Fehlerquelle, aber doch nur für die wenigen Stücke, von denen man annehmen konnte, daß ihr Text auf ein Stenogramm zurückgehe.

Neuerdings hat sich Kellner mit der Frage befaßt. Er ist dafür der berufene Mann, nicht nur durch seinen geradezu erstaunlichen Fleiß, sondern auch durch seine weitgehende Belesenheit in der Literatur der Elisabethanischen Zeit und seine umfassende Kenntnis der älteren Sprache und gerade des Teiles von ihrem Wortschatz, der seitdem aus dem Gebrauch verschwunden ist. Nach ihm sind die wichtigsten Fehlerquellen die Manuskripte, die den Setzern vorlagen, gleichgültig, ob sie unmittelbar von dem Verfasser stammten oder von einem Schreiber angefertigt waren. K. ist dabei nicht so einseitig, daß er nun alle Irrtümer auf die

Unleserlichkeit der Mss. zurückführt, sondern gibt selbst in § 196 ff. zu, daß daneben noch andere Fehlerquellen existieren, aber jene erscheint ihm doch als die bedeutungsvollste, der etwa drei Viertel des vorliegenden Buches gewidmet sind.

Die in dem Anhang vereinigten Schrift-Facsimiles setzen den Leser in den Stand, selber zu urteilen, in welchem Umfang die Schrift der Elisabethaner, nicht nur die Shakespeares, die man jetzt in dem Zusatz zu *Sir Thomas More* zu besitzen glaubt, zu Irrtümern und Verwechslungen Anlaß gab. Die Unklarheit ist so groß, daß, um nur zwei Beispiele anzuführen, a von e, i, n, o, r, u und l von b, c, d, e, f, h, i, k, s, t häufig nicht unterschieden werden kann, wenigstens nicht von den heutigen Lesern. Es fragt sich aber, ob für die Angehörigen des 17. Jahrhunderts die gleiche Undeutlichkeit bestand. Wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte doch in Handel und Wandel, besonders aber im diplomatischen Verkehr (cf. die Schriftproben Walsinghams und Leicesters S. 185 f.) eine allgemeine Unsicherheit eintreten müssen, und von dieser ist niemals die Rede. Die Shakespeare-Manuskripte müssen also in einem außergewöhnlich mangelhaften Zustand gewesen sein, dessen Ursache noch zu ermitteln ist. Auch sind manche von den Irrtümern in den alten Drucken mehr durch Hör- als durch Sehfehler zu erklären.

Aber bei allen Vorbehalten und Einschränkungen spricht sehr vieles für Kellners Ansicht, zumal da er bei seiner Textkritik sehr besonnen vorgeht und keine Korrektur ohne gesicherte Unterlage vornimmt. Zunächst sammelt er in einer Gruppe A Proben von jeder Buchstabenvertauschung oder sonstigen Fehlern, die schon durch spätere alte Ausgaben, also authentisch, richtig gestellt sind, dann unter B solche, die von der Kritik mehr oder weniger einstimmig akzeptiert sind, und darauf folgen unter C seine eigenen Konjekturen. Einzelne davon sind so überzeugend, daß K.s Methode glänzend gerechtfertigt wird, z. B. wenn er nachweist, daß bei dem sinnlosen *forlorn French* (H6 A I 2, 19) eine Vertauschung von f mit st vorliegt, so daß es *stour-born* heißen muß. Aus dem unverständlichen *unvisible perfume* (Ant. II 2, 217) wird *inticible* (i verdruckt für u und v für t), aus *emballing* (H8 II 3, 47) wird *embailing* (l statt i gedruckt), wodurch die unerklärte Stelle endlich einen befriedigenden Sinn enthält.

K. hat zweifellos, wie diese leicht vermehrbaren Beispiele zeigen, der Textkritik neue Wege erschlossen, selbst wenn man

einzelne seiner Verbesserungen verwirft oder als unnötig ablehnt. Damit ist ein großer Fortschritt erzielt, und wir können dem Verf. für seine mühevolle und in jeder Weise durchdachte Arbeit nur dankbar sein.

Berlin. M. J. Wolff.

Lilian Winstanley, *Othello as the Tragedy of Italy*. London, Fisher Unwin, o. J. [1925].

Nach der Erklärung der Verfasserin enthät das Drama *Othello* nicht nur eine menschliche Tragödie, sondern in allegorischer Form auch eine historische Darstellung. Nach ihrer Erklärung ist in Othello selbst Spanien, bzw. Philipp II. personifiziert, in Desdemona Venedig, in Cassio, Rodrigo, Jajo, Emilia und Bianca Don Juan de Austria, sein Sekretär Escobedo, Antonio Perez, die Fürstin Eboli und die italienische Partei der Bianchi. Beim ersten Anblick ist man geneigt, diese Erklärung als ein kindliches Spiel abzulehnen, aber damit täte man der fleißigen und eindringenden Arbeit der Verfasserin bitter Unrecht.

Läßt man auch die zahlreichen Übertreibungen in der Beweisführung beiseite, vor allem die recht anfechtbaren Ausdeutungen der Nebenpersonen, so bleiben doch folgende Tatsachen übrig:

1. daß Philipp II. bzw. Spanien mehrfach als maurischer Abenteurer allegorisiert ist, ebenso Venedig als eine keusche Jungfrau,

2. daß eine Heirat als Symbol eines Staatsvertrages betrachtet wurde,

3. daß sich in dem Drama Einzelheiten finden, die denen bei der angeblichen Ermordung der Königin Elisabeth durch ihren Gatten Philipp entsprechen (Taschentuch).

Auf der andern Seite kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß Shakespeare nur Menschen uud keine Allegorien dargestellt hat. Dagegen kommt keine Berufung auf Dante und Spenser auf, denen die Verfasserin ja auch Goethe hätte anreihen können, denn gerade wenn man die Gestalten der *Commedia*, der *Feenkönigin* oder der *Natürlichen Tochter* mit denen des *Othello* vergleicht, so wird jedem der Unterschied zwischen Allegorien und persönlichen Gebilden der Poesie klar werden. Die Verfasserin irrt (S. 129), wenn sie meint, zum Verständnis Shakespeares könne man nur durch Tassoni's *Philippiche* gelangen. Ein Dichter erklärt sich nur durch sich selber.

Aber wie soll man sich dann die Übereinstimmung in dem Drama und den politisch-mythologischen Schriften, wie die Verfasserin sie nennt, erklären? Daß Shakespeare von Cinthios Novelle ausgegangen ist, steht fest und ist auch nicht wunderbar, da dieser, mag er auch "ein Talent fünften Ranges" sein (S. 125), damals ein sehr berühmter Dichter und Ästhetiker war. Daneben mag aber der Dramatiker noch die politisch-mythologische Literatur sowie die Berichte des Antonio Perez von der Ermordung der spanischen Königin gekannt haben. Sie mögen ihn bewußt oder unbewußt bei der Ausgestaltung des Stoffes unterstützt oder ihm vorgeschwebt haben; aber wenn dem so ist, so überwand der Dichter beim Schaffen diese mythologische Symbolik so gut wie die Steifheit und die Trockenheit Cinthios, und von allem blieb nichts übrig als die rein menschliche Tragödie. Das geht aus der ganzen Stimmung des Dramas hervor. Die Verfasserin mag die schlechten Eigenschaften des Mohren noch so stark unterstreichen, so ist doch klar, daß die Sympathien des Dichters mit ihm und nicht gegen ihn sind, wie das bei einer Gestalt der Fall sein müßte, die von dem Verfasser als eine Personifikation Philipps II. aufgefaßt und von dem Publikum als solche verstanden werden sollte.

Wenn man ihr wirklich allgemein diese Deutung gab, so ist es unverständlich, daß der spanische Gesandte keinen Einspruch dagegen erhob und daß Jakob die Tragödie unbeanstandet jahrelang spielen ließ. Mag sein Verhältnis zu Spanien auch zur Zeit der ersten Aufführung 1604 etwas gespannt gewesen sein, so verfolgte er im ganzen doch eine spanienfreundliche Politik, und *Othello* wurde nachweislich noch 1610 und 1613 gespielt. Wir haben einen Bericht über die Aufführung von 1610 und der Verfasser dieses Berichts hat, obgleich er Sekretär einer politischen Persönlichkeit war, offenbar keine Ahnung, daß vor seinen Augen ein Stück Geschichte behandelt wurde, und 1613 wurde das Stück als Festspiel bei Hofe gegeben, also vermutlich unter Anwesenheit der fremden Gesandten und zu einer Zeit als, Jakob nichts daran liegen konnte, Spanien zu verstimmen.

Die Verfasserin hat zweifellos eine Ader entdeckt, die zu *Othello* hinführt. Wir wollen ihr dafür dankbar sein, wenn es auch nicht die Schlagader der Tragödie ist.

Berlin. M. J. Wolff.

Josephine Calina (Mrs. Allardyce Nicoll), *Shakespeare in Poland.* (Shakespeare Survey under the general direction of Sir J. Gollancz, Chairman of the Shakespeare Association.) Oxford University Press, 1923. 76 pp. 6 s. net.

Während Shakespeares Einfluß auf Rußland hauptsächlich dank Ernst Friedrich (E. St. 50, Vossische Ztg. 16. 4. 1916) eingehend behandelt ist, auch für Ungarn die schönen Arbeiten der ungarischen Shakespearegesellschaft vorliegen, war man für Polen bisher auf die knappe Bemerkung angewiesen (Lee, A Life of William Shakespeare[4], 352), daß eine polnische Bearbeitung des *Hamlet* im Jahre 1797 gespielt wurde. J. Calina bietet nun eine dankenswerte, hauptsächlich theatergeschichtliche Studie über den Einfluß Shakespeares auf das verhältnismäßig sehr junge polnische Theater. Das Auftreten englischer Komödianten auch in Polen in den Jahren 1616 und 1628 hat zwar in Anlehnung an *The Taming of the Shrew* einige kleine polnische 'interludes', darunter besondes *Z chłopa król* (Vom Bauernkerl zum König) entstehen lassen, sonst aber keine dauernde Wirkung geübt. Erst seit dem Entstehen des polnischen Theaters ab 1760 kann von einer solchen die Rede sein, und 1765 erscheint im Monitor die erste Würdigung Shakespeares von Prinz Adam Czartoryski. Zwar ist als Datum seines Todes 1556 angegeben, und er wird noch mit Addison, beide 'immortal by their theatrical compositions' zusammengestellt, aber schon schließt der Aufsatz: 'The even power of his thought, however, is exceedingly fine. Wonderful is Shakespeare'. Im selben Sinne arbeitet Franz Bohomolec, und der König, dessen Übersetzung zweier Szenen aus Julius Caesar im Shakespearejahrbuch 1906 behandelt ist, erweist sich 1779 im Verkehr mit einem englischen Reisenden als guter Kenner Shakespeares. Eine Enzyklopädie von 1781 bringt schon genauere Angaben über Shakespeare. Nichts mit Shakespeare zu tun hat eine Aufführung eines *Heinrich VI.* 1762. Aber 1775 veröffentlicht Franz Bohomolec *Die Zwillinge* (Bliźnięta), eine Bearbeitung der *Comedy of Errors* unter gänzlicher Ausschaltung der Liebesszenen. 1782 folgt von einem anonymen Bearbeiter *Samochwał, albo amant wilkołak* (Der Prahlhans oder der werwölfische Liebhaber) nach *Henry IV.* und *The Merry Wives of Windsor.* 1797 folgt *Hamlet* nach Schröder mit einigen Einzelheiten aus dem Original; mit *King Lear* und *Macbeth* bleibt dieser, der um 1800 zum ersten Male gedruckt wird, der Liebling des polnischen Theaters.

und das 19. Jahrhundert bringt 12 Übersetzungen dieses Stückes. Andere Stücke folgen: 1810 *King Lear*, 1812 *Macbeth* (nach Schiller), 1825 *Much Ado*, 1828 *Othello* und eine Aufführung *Heinrichs IV.*, 1836 eine Auswahl der Gedichte, 1838 *King John*, 1842 *The Merry Wives of Windsor*, 1845 *Twelfth Night*. Dann erscheinen Gesamtausgaben: 1840—1847 die unvollendet gebliebene von Ignaz Kefalinski, ebenso unvollständige (hauptsächlich die Tragödien und Königsdramen umfassende) 1857—1860 und 1866—1877; 1875—1877 die Gesamtausgabe von Kraszewski, 1895 die von Biegeleisen, 1912/13 die von R. Dyboski, welche der Anhang ebenso wie die kritische Literatur sorgfältig verzeichnet. Daß die Komödien zurücktreten und besonders die Tragödien und Historien beliebt sind, hat nach Calina zwei Gründe: das eigenen staatlichen Lebens beraubte Volk sehnt sich nach großen, heldenhaften Schicksalen, nach der Darstellung der großen Geschichte eines Volkes: darum empfiehlt Mickiewicz 1828 in einem Briefe an A. E. Odyniec Shakespeares historische Dramen; anderseits hat Polen im 19. Jahrhundert große tragische Schauspieler: 1797 Owsinski, 1810 Antoni Benza, 1820 Sosnowski usw., die jeweils wieder Shakespeares Beliebtheit fördern. Trotz der Ablehnung durch Klassizisten und strenge Katholiken, die wie Zygmunt Kraszinski 1840 Shakespeare des Materialismus beschuldigen, setzt sich Shakespeare im 19. Jahrhundert immer mehr durch. Wojciech Bogusławskis *Hamlet*-Bearbeitung von 1797 ist noch ziemlich unshakespearisch, wie der Abdruck des *Hamlet* III 4, 96—132 entsprechenden Stückes mit englischer Übersetzung beweist. Erst ab 1870 ist der reine Shakespeare durchgesetzt, nachdem noch 1861 Ostrowskis *Kaufmann von Venedig* Shylock lediglich als abscheulichen Juden mit politischer Absicht dargestellt hat. Diese Übersetzungen, die im Polnischen auch klanglich wunderbar wirken (S. 33—35), haben einen starken Einfluß auf das polnische Drama. Julius Słowacki wird besonders durch eine Aufführung *Richards III.* mit Edmund Kean zum dramatischen Schaffen nach Shakespeares Vorbild geführt; sein Mindowe ist von *Hamlet* und *Richard III.* beeinflußt (S. 39—42), Balladyna mehr durch *Macbeth* und *King Lear*, mit Einsprengseln aus *A Midsummer-Night's Dream* (42—45), ähnliche Einflüsse zeigen andere Dramen Słowackis. In einer Skizze Criticism, Critics, and Literature stellt er gar Shakespeare als Polen dar, mit sichtlicher Satire auf die zeitgenössische

Dichtung. In der Gegenwart hat Shakespeare volles Bürgerrecht in Polen, in dessen Schulen er besonders gepflegt wird.

Nur eine Kleinigkeit fiel mir auf: S. 47 ist von 'the empty precincts of the Sybil' die Rede; 'do świątyni Sybilli' heißt aber zum Sybillentempel; S. 53 steht der Gallimathias: 'he was born a Slav and he suffers — yet here he is, now in Scotland, now in Denmark . . .;' der Übersetzer hat 'czerpie' (er schöpft) für 'cierpi' (er leidet) gehalten, die Stelle muß lauten 'and yet he takes his plots — this from Scotland and that from Denmark, that again from Italy and that from Cyprus'. Eine Lücke bleibt offen. Die Frage, auf welchen Wegen Shakespeare nach Polen kam, hat die Verfasserin nur für die allerdeutlichsten Beziehungen zwischen England und Polen beantwortet. Mir scheint es nun möglich, daß schon die englischen Komödianten, besonders aber die deutschen Theateraufführungen in Polen und seinen Nachbarländern (in Prag wird Shakespeare seit 1775 in Bearbeitungen des Aktuars Fischer gespielt, Lemberg hat bis 1840 ein deutsches Theater), für das Bekanntwerden und die Verbreitung Shakespeares in Polen weit mehr getan haben, als aus Calinas Darstellung ersichtlich wird. Dann aber ist wohl auch der literarische Einfluß nicht zu übersehen. Einmal der Voltaires, der ja auch für Shakespeare in Deutschland in Betracht kommt (Koch, Shakespeare, 297; Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist[6], 106ff., bs. 110, 127) und der französischen Bearbeitungen und Übersetzungen; dann aber auch der Einfluß der Deutschen und besonders der deutschen Romantik. M. Murko (Deutsche Einflüsse auf die böhmische Romantik I) hat dargetan, wie hauptsächlich durch die Brüder Schlegel, von Wien aus, Shakespeare bei den Westslawen bekannt wurde, mit anderen fremden Schriftstellern, wie Scott, Ossian, Byron, und zusammen mit den theatergeschichtlichen deutschen Einflüssen, die von den Nachbarstaaten Polens ausgehen konnten, wäre dieses ganze Problem wohl einer mehr geistesgeschichtlich gerichteten Untersuchung wert, für die Calinas tüchtige Arbeit ja eine sehr verläßliche Grundlage gegeben hat.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

Evelyn M. Simpson, *A Study of the Prose Works of John Donne.* Oxford at the Clarendon Press 1924. VI + 367 pp. Pr. 15 s. net.

In der englischen Literatur werden von Zeit zu Zeit immer wieder alte vergessene Sterne neu entdeckt und finden einen Kreis von Bewunderern. Aber nach einigen Jahrzehnten verblaßt meist ihr Glanz, und sie sinken in das Halbdunkel zurück, aus dem die Hingabe und der Eifer ihrer Entdecker sie hervorgeholt hatten. Anders ist es mit John Donne. Seit er vor etwa einem Menschenalter neu entdeckt wurde, hat das Interesse an ihm und seinen Werken beständig zugenommen. Woran liegt das? Es liegt daran, daß dieser »metaphysische« Dichter, dieser Verfasser spitzfindiger und gelehrter scholastischer Streitschriften, dieser gottbegeisterte Prediger und kirchliche Würdenträger, wie wenige andere Menschen, das »höchste Glück der Erdenkinder« besaß, eine Persönlichkeit zu sein. Seine Produktion ist sehr ungleich, die größeren Schriften fragmentarisch oder mißlungen, die Prosaschriften starrend von scholastischer Gelehrsamkeit. Aber aus allem, was er geschrieben hat, tritt uns eine lebendige Persönlichkeit entgegen; ein kämpfender, strebender, fühlender, leidender Mensch spricht zu uns, und so wird das Fernste uns nahe, das Fremdeste uns vertraut und greift auch uns ans Herz, wie verschiedene Anschauungen wir auch haben.

Bisher hat man allerdings nicht den ganzen Donne zu erkennen gesucht. Der Nachdruck hat auf seinen Dichtungen gelegen, während man den Theologen fast ganz den Theologen überlassen hat. Es schien, als ob zwischen dem Verfasser leidenschaftlicher Liebesdichtungen und dem großen christlichen Prediger kein anderer Zusammenhang sei als etwa zwischen der wilden Jugend des Augustinus und seinem späteren Leben als Bischof von Hippo. So sind denn auch einzig die Dichtungen in guten handlichen Neuausgaben zugänglich, während für die 90 Predigten nur der unförmliche Folioband aus dem 17. Jhd. zu Gebote steht. Die große Biographie von Edmund Gosse hat daher die Predigten auch nicht berücksichtigt, und mein kleiner Versuch über John Donne (Halle 1920), den ich hier wohl erwähnen darf — die Verfasserin des vorliegenden Buches kennt ihn nicht —, beschränkt sich allein auf die Behandlung John Donnes als Dichter. Aber es läßt sich in der Tat der Dichter vom Prosaiker nicht trennen. Schon Prof. Grierson hatte in seiner Ausgabe von 1912 die Predigten mehrfach zur Erläuterung und Deutung der Gedichte herangezogen. Seitdem ist von L. Pearsall Smith, dem Verfasser einer Biographie des Diplomaten und Freundes Donnes, Henry Wotton,

eine Auswahl aus den Predigten unter dem Titel Donne's Sermons erschienen, und im Jahre 1917 als Pariser Dissertation eine Untersuchung über Donnes Weltanschauung unter dem Titel *Les doctrines médiévales chez Donne, le poète métaphysique de l'Angleterre* von Mary Paton Ramsay, die jetzt schon in zweiter Auflage vorliegt. Ihr folgt die vorliegende Schrift, die die gesamten Prosawerke Donnes behandelt. Das Buch ist eine Erweiterung und Vollendung von Studien über Donnes Predigten, die die Verfasserin schon 1912 und 1913 unter ihrem Mädchennamen Evelyn Spearing in der *Modern Language Review* VII, 40 ff. und VIII, 468 ff. veröffentlicht hat.

Es bringt zunächst eine kurze Lebensskizze, die aber das Verdienst hat, einen zweifelhaften Punkt im Leben Donnes, die Rolle, die er in dem Ehescheidungsprozeß der Lady Essex gespielt haben soll, aufzuhellen. Die Verfasserin beweist, daß die Scheidungsklage, die dann nach der Scheidung zur Heirat der Lady mit dem Grafen Somerset und später zur Ermordung von Sir Thomas Overbury führte, nicht von Donne aufgesetzt worden ist, sondern von einem Namensvetter, der Dr. jur. und Dean of the Arches, also Richter am geistlichen Appellhofe war. Wenn Donne ein Gedicht zur Hochzeit der geschiedenen Gräfin mit dem damals so mächtigen Somerset schrieb, so tat er damit nichts anderes als Ben Jonson und Campion und kannte die geheime Geschichte der Scheidung und des Mordes, der erst zwei Jahre später ans Licht kam, so wenig wie diese und der König und der Hof. Es folgt eine klare und treffende Charakteristik Donnes als Schriftsteller, Theologe und Denker und dann eine gründliche Analyse seiner Prosaschriften, beginnend mit den »Problemen und Parodoxen«, in denen Themata wie die Unbeständigkeit der Frauen, die Beziehungen zwischen Körper und Geist, die Notwendigkeit des Todes mit derselben Mischung von Frivolität und Cynismus, Witz und Melancholie behandelt werden wie in den gleichzeitigen Gedichten, und dann über die trotz der rauhen, scholastischen Form so interessante Schrift »über den Selbstmord (Biathanatos) und das »falsche Martyrium«, die Satire gegen die Jesuiten, »die theologischen Versuche« und die »Andachten bei vorkommenden Gelegenheiten« zu dem prosaischen Meisterwerke Donnes, den Predigten. Alles Wissenswerte über diese Schriften, ihre äußeren Schicksale, ihren Inhalt und ihre Bedeutung, namentlich ihre Stellung innerhalb der Produktion Donnes, wird mit wissenschaftlicher Gründlich-

keit dargelegt. So gewinnt auch das weniger Bedeutende Interesse und Leben.

Von besonderer Wichtigkeit für das Verständnis des Lebens und des Charakters Donnes sind seine Briefe, und die Verfasserin ist in der Lage, 32 neu gefundene Briefe zu veröffentlichen, die zum größten Teile Donnes Frühzeit angehören und den Stempel seiner geistvollen, witzigen und gescheiten Persönlichkeit tragen. Es folgen dann noch in einem Anhang eine bisher noch nicht veröffentlichte Predigt, in einem zweiten eine chronologische Ordnung der Predigten mit Ort und Anlaß und endlich noch eine Besprechung von zwei an sich bedeutungslosen Schriften, die Donne wie es scheint, fälschlich zugeschrieben worden sind.

Zwei wichtige Einsichten über Donne gehen aus dem Buche der Verfasserin hervor, Dr. John Donne, der Theologe, und Jack Donne, der Dichter, sind nicht zwei verschiedene Individualitäten, sondern im Grunde ein und dieselbe Person. Schon ein Zeitgenosse Donnes drückt dies aus, wenn er in einer Elegie auf seinen Tod sagt: »Er bewahrte seine Liebe, aber nicht ihren Gegenstand; den Witz — Verbannte er nicht, sondern verpflanzte ihn, — Lehrte ihn seinen Ort und Nutzen und wandte ihn richtig an — Auf die Frömmigkeit, der er so wohl geziemt.« Sein Stil ist derselbe in den Predigten und in den Liebesgedichten, zeigt die gleichen Vorzüge und Eigenheiten. Vor allem aber ist er sich darin gleich geblieben, daß er als religiöser Prediger wie als Liebesdichter in derselben Weise seiner Persönlichkeit unverhüllten, vollen Ausdruck gegeben hat. Ihm ist die Religion nicht bloß ein Glauben, sondern persönliches Erlebnis; er selbst hat die Befreiung aus Ägypten, die Passion, die Auferstehung innerlich erlebt, er lebt in den Symbolen des Christentums. Alles wird bei ihm persönlich, und weil er es so fühlt, weil er seine Lehren aus seinen eigenen Erfahrungen schöpft, seinen Zuhörern als sündiger, kämpfender Mensch entgegentritt, hat er so gewaltig auf sie gewirkt. Er ist Mystiker mit pantheistischen Tendenzen, sich an die Neuplatoniker anschließend; aber da er im Grunde doch ein so starker, gesunder Mensch ist, so hält er sich von allen Extremen der Askese, der Verachtung des Körpers, der Lebensflucht und des Fanatismus fern und bejaht das Leben. Die Verfasserin vergleicht ihn mehrfach mit Blake und Robert Browning. Mir fällt immer wieder der Vergleich mit Goethe ein. Er ist goethisch in seiner Lebensbejahung, in seiner Abweisung alles Extremen,

in seiner Art, alle krankhaften Zustände seines Innern dadurch zu überwinden, daß er sie objektiviert, in seiner ganzen intensiven persönlichen Schaffensart. Und wenn auch vieles bei ihm nur Versuch, Ansatz geblieben ist, so kann man doch der Verfasserin kaum darin beipflichten, daß er keinen Erfolg gehabt habe (S. 130), wenn seine Schriften nach mehr als 300 Jahren noch nichts von ihrem Interesse verloren haben. Hoffentlich folgt auf diese gründliche Behandlung der Prosa recht bald eine Neuausgabe derselben. Dann ist die Zeit gekommen für eine Würdigung der Gesamtpersönlichkeit, die dem Leben, Denken, Fühlen und Dichten dieses merkwürdigen Mannes zugrunde liegt.

Berlin. Phil. Aronstein.

The Tragedy of Sir John van Olden Barnavelt. Anonymous Elizabethan Play ed. from the MS. with Introduction and Notes by Wilhelmina P. Frijlinck. Philos. Diss. Amsterdam 1922. CLX, 119 S. 8°.

Es ist mir eine Freude, diese vorzügliche Doktorarbeit hier anzuzeigen, die der niederländischen Anglistik alle Ehre macht. Schon wenn man Umfang und Ausstattung des Buches betrachtet, könnte das einen Deutschen im Hinblick auf unsere entsprechenden Arbeiten mit Neid erfüllen, besonders jetzt, wo noch die Maschinenschrift auf dem Gebiet der Dissertationen das Feld beherrscht; aber auch der Inhalt entspricht an Wert durchaus der äußeren Aufmachung. Das herausgegebene Drama ist eines der englischen Stücke, die ein wichtiges zeitgenössisches Ereignis im Auslande sogleich nach seinem Eintreten dem englischen Publikum nahezubringen suchen; es gehört also in eine Reihe mit Chapmans Trauerspiel *The Conspiracy and Tragedy of Charles Duke of Byron* (1608) oder mit Glapthornes *Albertus Wallenstein* (nach 1634). Das vorliegende Stück stammt noch aus dem Jahre 1619, dem Jahre der Hinrichtung des großen niederländischen Staatsmanns (13. Mai 1619), und ist nur handschriftlich überliefert; seine Drucklegung wurde aus politischen Gründen verhindert. Es erlebte zwar eine Aufführung im August 1619; aber weitere Aufführungen wurden ebenso wie der Druck verboten, weil König Jakob I. damals mit dem Plane umging, seinen Sohn mit einer spanischen Prinzessin zu verheiraten, und weil das Stück als spanienfeindlich gelten konnte. Gedruckt wurde es zuerst, über 260 Jahre nach seinem Entstehen, 1883 von Bullen in Band II seiner vierbändigen

Collection of Old English Plays. Im folgenden Jahre erschien auch ein niederländischer Abdruck (mir nicht zugänglich) im Verlag von Nijhoff im Haag, mit einer Einleitung von Professor Fruin. Die neue, dritte Ausgabe des Dramas wird aber durch die früheren Ausgaben nicht überflüssig; denn erstens druckt sie auch die zahlreichen in der Handschrift gestrichenen Stellen ab, die der Zensor beanstandet hatte, und die bei Bullen und wohl auch bei Fruin fehlen, und zweitens geht die Herausgeberin durch ihre ausführliche erschöpfende Einleitung über ihre beiden Vorgänger weit hinaus. Diese Einleitung behandelt mit Sorgfalt und Umsicht alle Fragen, die mit dem Stück irgendwie zusammenhängen.

Als Quellen haben hauptsächlich niederländische und englische gleichzeitige Berichte und Chroniken gedient; sie nehmen größtenteils gegen Olden Barnavelt Partei und haben die Beurteilung seines Charakters im Stücke ungünstig beeinflußt, während umgekehrt sein Hauptgegner, der Prinz Moritz von Oranien, in ein allzu freundliches Licht gerückt wird. Die Verfasserschaft unseres Dramas wurde schon von Bullen John Fletcher und Massinger zugeschrieben. Die Herausgeberin schließt sich dem an und versucht die einzelnen Szenen auf beide Dichter zu verteilen. Ich zweifle an der Möglichkeit, ein derartiges Verfahren so in allen Einzelheiten durchzuführen, wie das hier geschieht; mir erscheint daher dieser Teil der Untersuchung nicht durchweg glaubwürdig. Für III 3 nimmt Frl. Fr. im Anschluß an Cruickshank (Phil. Massinger, Oxford 1920) Überarbeitung durch eine dritte Hand an. Die Einleitung enthält ferner eine feinsinnige ästhetische und literarische Würdigung des Dramas. An einer Stelle (p. CXX) wird auch die interessante Frage der Vermischung des Tragischen mit dem Komischen angeschnitten, im Anschluß an die komischen Stellen, die in unser Trauerspiel eingelegt sind. Die Herausgeberin berührt hier einen Gegenstand, den ich sowohl in meinem Buche über »Die lustige Person im älteren englischen Drama«, Berlin 1902, als auch besonders in einem Aufsatz »Die Komik in Shakespeares Trauerspielen« in der »Zeitschrift für den deutschen Unterricht«, Jahrg. 21 (1907), S. 737—752 eingehend erörtert habe. Ich habe in diesem Aufsatz versucht, in der Behandlung des Komischen innerhalb des Trauerspiels bei Shakespeare einen allmählichen künstlerischen Fortschritt festzustellen. Mein Buch und mein Anfsatz sind der Herausgeberin offenbar entgangen.

Freiburg i. Br., März 1925. Eduard Eckhardt.

Neue Milton-Literatur.

1. H. Mutschmann, *Milton's Eyesight and the Chronology of his Works.* Tartu-Dorpat 1924. (Acta et Commentationes Universitatis Dorpatiensis BV. 1.) 50 S.

Um dieser neuen Schrift Mutschmanns, die sich wiederum mit seiner Lieblingsidee von Miltons Albinismus beschäftigt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wollen wir zunächst eine möglichst objektive Inhaltsangabe dieser sicherlich nicht allgemein zugänglichen Arbeit versuchen. M. geht wieder, in Weiterbildung der von H. Sperber in seiner trefflichen literatur- und sprachpsychologischen Studie *Motiv und Wort bei Gustav Meyrink* (Leipzig 1918) angegebenen Methoden, davon aus, daß die von ihm als albinotische Symptome betrachtete Lichtscheu und Nachtliebe Miltons sich auch in der Motiv- und Wortwahl des Dichters ganz deutlich zeigen müßten. Ähnlich wie er es früher für den *Penseroso* und das *Verlorene Paradies* versuchte, prüft er jetzt die früheren Prosawerke Miltons (von *Of Reformation* 1641 bis *Eikonoklastes* 1649) nach dem Gesichtspunkt der Wortwahl (das 'Motiv' scheidet hier natürlich aus). Sind nun Mutschmanns frühere Anschauungen richtig, so müßten, so behauptet er, in dem Augenblicke die stilistischen Eigentümlichkeiten, die auf den »Licht-Schatten-Komplex« deuten, zurücktreten, wo nach erfolgter Erblindung für Milton kein Grund mehr vorlag, diesen Vorstellungskomplex als besonders gefühlsbetont zu empfinden. Trifft dies für die Prosaschriften zu, so könnten, in sinngemäßer Anwendung derselben Methode, auch für das *Verlorene Paradies* gewisse chronologische Schlüsse gezogen werden — falls es sich nämlich erweisen ließe, daß dieses Werk ebenfalls schon vor der Zeit der Erblindung in Angriff genommen wurde. Und nun führt M. eine für seine Hypothese wichtige Modifikation unserer bisherigen Anschauung von Miltons Erblindung ein, gestützt auf Dr. Hirschbergs († Februar 1925) Autorität. Während man nämlich den Zeitpunkt der Katastrophe bislang stets auf 1652 festzusetzen pflegte, d. i. der Zeitpunkt der völligen Erblindung, will M. auf Grund des Philarasbriefes das Datum von Miltons "*effective blindness*" in das Jahr zurückverlegen, wo er die ersten Symptome des Glaukoms (grüner Star) verspürte, d. i. 1644. Diese Symptome (die Netzhaut wird plötzlich weniger empfindlich) seien genügend, um das Verschwinden der Photophobie zu erklären. M. stellt dann sechs Unterabteilungen auf, nach denen er den Licht-Schatten-

Komplex untersucht: 1. Lichterscheinungen [dabei wird die Vorstellung der 'Helligkeit' mit der der 'Kraft' verbunden]; 2. Gegensatz von Licht und Dunkelheit; 3. angenehme Beleuchtungsweisen; 4. Schatten und Dunkelheit; 5. Sehweise des Albinos; 6. albinotische Körpereigentümlichkeiten [als »Anhang« gedacht].

Das Ergebnis dieser Untersuchungsmethode, das M. sowohl in absoluten Zahlen wie auf 1000 Zeilen berechnet tabellarisch zusammenfaßt, ist folgendes: Nach 1644 nehmen die Beispiele in allen Unterabteilungen, besonders in der ersten und dritten, erheblich ab, und M. folgert daher (S. 33):

"In any case, whether the theory of Milton's albinotic photophobia is accepted or not, the result of the present statistical inquiry will be that it is proved that in the passage from 1644 to 1645 the nature of Milton's eyesight underwent a remarkable change, and that before that date it was distinguished by certain peculiar qualities for which an explanation will have to be found."

In teilweiser Weiterbildung seiner früheren Theorien (*Milton und das Licht*, S. 29 f.) über das »Verlorene Paradies«, ausgehend von der bekannten Überlieferung, daß Satans berühmte Anrede an die Sonne (P. L. IV, 32—41) schon 1642 verfaßt wurde, und zwar als Anfang eines Dramas über den Sündenfall, und auf die Annahme gestützt, daß die Gesänge I, II, IV und IX die stärksten »photophobischen Elemente« enthielten, vermutet jetzt M., daß das ursprüngliche Drama vor allem in Gesang IV und IX zu suchen sei, da diese eine fortlaufende Erzählung bieten (Satans Eindringen ins Paradies und die Verführung), daß aber Buch I und II, die von allem Anfang an epischen Charakter hatten, gleichfalls vor das Auftreten jener ersten Symptome zu setzen seien: "the four books under discussion were written not before Milton's return from Italy, i. e. August 1639, and not after the first attack of glaucoma, in 1644." (S. 36.) Alles übrige datiere nach 1644.

Für Miltons gesamte Schaffensperiode ergeben sich also drei Abschnitte: 1. die Zeit seiner Photophobie (bis 1644), "the time of great artistic inspiration; all the really poetic werks belong here« (S. 38); ihr gehören auch die Glanzstellen der Miltonschen Prosa an; 2. die Zeit des abnehmenden Augenlichtes, 1644—52 — eine Zeit dichterischer Untätigkeit; 3. die Zeit der Blindheit, 1652 bis 1674; jetzt ist der von seiner Photophobie befreite Milton wieder imstande, das Licht zu preisen; er vermag wieder zu dichten.

Was ist nun von dieser ganzen Beweisführung M.s zu halten? Vorausgeschickt sei, daß ich heute wie früher (vgl. Litbl. für germ.

und roman. Phil. 1921, Sp. 177) nicht anstehe einzuräumen, daß es ihm gelungen ist, »Miltons Verhältnis zu Licht und Schatten, Hell und Dunkel als dessen besondere Idiosynkrasie zu erweisen«, und daß sich auch in den Prosaschriften der Licht-Schatten-Komplex als eine im Sinne Sperbers »affektbetonte Vorstellung« darstellt, die gewisse sprachliche und stilistische »Expansionstendenzen« besitzt. Dies ist durchaus natürlich, da Miltons schwache Augen den feinnervigen Menschen stets mit dem Vorstellungsbereich des Sehens (und all seinen verwandten Gebieten) in gewisser Berührung halten mußten. Von da bis zum Albinismus ist aber noch ein weiter Schritt; dieser ist m. E. nach wie vor völlig unbewiesen, und kann aus vorliegender Schrift, die methodisch zu den allerschwersten Bedenken Anlaß gibt, ebeesowenig bewiesen werden wie aus M.s früheren Arbeiten. Ihre methodische Unvollkommenheit dürfte sich am besten aus einem kurzen Vergleich mit der von Sperber befolgten Untersuchungsweise ergeben. Dieser will den Beweis liefern, daß der Affekt sprachschöpferisch bzw. stilistisch beeinflussend wirkt, und daß der »psychische Befreiungsprozeß«, den ein Dichter beim Gestalten seines Kunstwerkes erlebt, auch in der Wahl des »Wortes« zu erkennen sei, das mit dem »Motiv« in viel stärkerem Maße Hand in Hand geht, als dies bisher angenommen wurde. Zur Erläuterung seiner Auffassung untersucht Sperber drei Vorstellungskreise, die für die dichterische Erfindung und schriftstellerische Art G. Meyrinks besonders charakteristisch sind: das Ersticken, die Blindheit und das Vampirmotiv, ohne daraus aber irgendwelche Folgerungen für Meyrinks psychische Verfassung im ganzen zu ziehen. Was den besonderen Wert in Sperbers Studie ausmacht, das ist die sorgfältig abwägende Zurückhaltung, mit der alle Behauptungen aufgestellt werden. Immer wieder wird vor voreiligen Schlüssen gewarnt; die »Mitbedingtheit [sprachlicher und dichterischer Schöpfung] durch traditionelle Einflüsse« (S. 8) wird stets hervorgehoben und zwischen »vorindividueller« und individueller Sprachbildung peinlich unterschieden. Insbesondere aber scheidet Sperber zwischen Primär- und Sekundärmotiven, wobei er unter letzteren solche, oft als Vergleiche eingeführte Motive versteht, die mit dem affektbedingten Vorstellungskreis nur loseren Zusammenhang aufweisen. Gerade bei der Aufstellung solcher Sekundärmotive ist die allergrößte Vorsicht am Platze, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß selbst der sonst so sehr nach Objektivität

strebende Sperber bei der Auslegung einiger dieser Beispiele (S. 30—31) etwas allzu kühn verfahren ist, daß nicht alles hier Aufgeführte völlig überzeugend wirkt. Jedenfalls aber versucht Sperber ein, wenn nicht erschöpfendes, so doch genügend umfängliches Material zu liefern, um Meyrinks stilistisches und motivschaffendes Verhältnis zum gesamten »Vorstellungskreis der verhinderten Körperfunktionen« (S. 32) zu beleuchten.

Was mir an Mutschmanns Untersuchungsart bedenklich erscheint, sind vor allem zwei Hauptpunkte: 1. M. stellt fest, daß Miltons Alterswerke »intellektueller« seien, daß ihnen »das poetische Feuer der Jugendwerke mangle«, und schreibt dies ausschließlich dem fehlenden Stimulus der Photophobie zu. Läßt sich erweisen, daß der Licht-Schatten-Komplex in annähernd ähnlicher Weise abnimmt wie die übrigen effektbetonten Vorstellungen Miltons (ich rechne dazu besonders die Einwirkungen anderer Sinneseindrücke, etwa des Geruchs- und Geschmackssinns, an denen Milton besonders reich zu sein scheint), dann fällt Mutschmanns Argument in sich zusammen; denn dann wäre eben gezeigt, daß Milton in höherem Alter auf alle Sinnesreize anders zu reagieren pflegt als in seiner Jugend — eine in der Literatur fast alltägliche Erfahrung, in der nur Voreingenommenheit eine Stütze der Albinotheorie erblicken könnte. Im Rahmen einer solchen größeren Untersuchung gewännen M.s Tabellen erheblich an Bedeutung; aber auch dann würden sie nie und nimmer Albinismus, sondern nur Miltons allgemeines Verhalten in bezug auf den Licht-Schatten-Komplex illustrieren, der durch ein Ereignis wie die Blindheit natürlich beeinflußt werden kann, aber nicht unbedingt beeinflußt werden muß (vgl. dazu Sperbers »Schlußbemerkungen«, S. 51 bis 52). Solange also jeglicher Vergleichspunkt fehlt, wäre es m. E. voreilig, irgendwelche gewagte Schlüsse (selbst stilistischer Art) aut M.s Material zu bauen.

2. Zum anderen aber ist das von M. mit so großer Mühe gesammelte Material höchst subjektiv rubriziert. Zweifellose Beispiele effektbetonter Stilisierung sind mit höchst fragwürdigen, ja sicher unrichtigen als völlig gleichwertig zusammengestellt; nirgends findet sich ein Bemühen, die Beispiele auch zu wägen und nicht nur zu zählen. Und doch hätte M. gerade durch sorgfältigeres Sichten zwar nicht seine Albinohypothese, wohl aber Sperbers Motiv- und Worttheorie sehr gut stützen können. Ein Beispiel sei angeführt. Gibt man mit M. zu (ich selbst bin allerdings höchst

skeptisch), daß der Begriff *lurking* 'lauern, sich versteckt halten' mit sehr weiter Begriffsausdehnung zum Komplex des »Sehens« als Sekundärmotiv gerechnet werden kann (M. stellt das Wort zu seiner 4. Unterabteilung), so kann man folgenden Satz in die Untersuchung miteinbeziehen (*Of Reformation,* Ausg. V. T. Hale, Yale Studies, Nr. 54, S. 21; Fletchers Ausg., London 1866, S. 6a):

"While the Apostles were on earth, the depravers of doctrine did but lurk; but they once gone, with open forehead thy durst preach down the truth with falsities."

M. betrachtet hier, völlig abwegig, 'with open forehead' als den Ausdruck von '*Albinotic facies*' (6. Unterabteilung). Wir haben es an unserer Stelle mit einem Zitat Miltons aus des Eusebius Kirchengeschichte zu tun, der wiederum Worte des Hegesippus anführt, die in englischer Übersetzung (vgl. Ausg. Hale, S. 114 bis 114) folgendermaßen lauten:

"The Church continued until then as a pure, sound, incorrupt virgin: . . . but when the sacred choir of the Apostles became extinct, . . . then also the combinations of impious error arose by the fraud and delusions of false teachers. These also, as there were none of the Apostles left, henceforth attempted, without shame, to preach their false doctrine against the gospel of truth."

Aus dem Vergleich des Originals mit Miltons Paraphrase ergibt sich: 1. die größere Bildhaftigkeit von Miltons Stil; 2. die Tatsache, daß das Wort *lurk* im Original auch nicht entfernt zu finden ist (ein typisches Beispiel vom »Sekundärmotiv« — wenn wir es wirklich als solches auffassen dürfen); 3. daß *with open forehead* 'mit kecker, unverhüllter Stirne' bedeutet [M. frägt: '*with an unwinkled brow*'?] und mit Albinismus natürlich nichts zu tun hat. Erst durch solche und ähnliche Erwägungen läßt sich aber die eigentliche stilistische Bedeutung eines Beispiels ermitteln. In diesem Falle würde ich den ganzen fraglichen Satz nur mit einem sehr großen Fragezeichen in das Bereich statistischer Berechnungen ziehen; M. aber betrachtet ihn und alle übrigen Beispiele als völlig gleichwertig und zählt ihn sogar doppelt. Handelt es sich hier um einen verwickelten, stilistisch aber sehr interessanten Fall, so ließen sich zahllose Beispiele aufführen, wo auf das traditionelle Element der Sprache, das Sperber mit Recht so sehr hervorhebt und von affektiven Individualwendungen möglichst zu trennen sucht, keinerlei Rücksicht genommen ist: z. B. '*with half an eye upon St. Paul's principles*' (*Of Reformation,* von M. unter VI gestellt!); oder fast jedes einzelne der unter VI auf S. 17 an-

geführten Beispiele. Hier zeigt sich jene bei M. allzu häufige temperamentvolle Übertreibung von Theorien und Methoden, in denen ursprünglich ein gesunder Kern stecken mag, die er aber dann fast bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet. Eine besonders subtile Behandlung hätten natürlich die biblischen Ausdrücke verdient, die doch zum allgemeinsten Sprachgut des Puritaners gehören; aber M. bereichert seine 4. Rubrik jedesmal um ein Beispiel, sooft Milton von '*the bottomless pit*' oder '*powers of darkness*' u. ä. spricht. Diese Proben dürften genügen, um zu zeigen, daß M.s Aufstellungen keineswegs geeignet sind, ein im Sinne Sperbers einwandfreies Resultat zu liefern; aber noch viel weniger ist es statthaft, so schwerwiegende Schlüsse daran zu knüpfen, wie M. es tun will.

Noch ein kurzes Wort zu dem interessanten Anhang, mit dem M. seine Studie schließt (S. 41—50). Unter den verschiedenen Parallelen, die Saurat, *Pensée de Milton*, Paris 1920, S. 236 f., veranlaßten, einen Einfluß des apokryphen Buches Henoch auf Milton anzunehmen, gehört auch die bekannte Stelle aus P. L. II, 531, wo Azazel als Standartenträger des höllischen Heeres erscheint. Das Buch Henoch (in der Ausgabe von Goar) erschien erst 1652 zu Paris. Ist also M.s Beweisführung, der hier besonders starke photophobische Elemente entdeckt, richtig, so muß die fragliche Stelle lange vor 1652 geschrieben sein, und eine Beziehung zwischen ihr und dem Buche Henoch ist abzulehnen. M. bemüht sich daher mit einem Aufwand von außerordentlichem Scharfsinn, Saurats Parallele zu entkräften. Indem er zwei Prosatexte aus *On Reformation* und *Eikonoklastes* herbeizieht, sucht er gewisse Beziehungen zwischen diesen und der Azazelstelle wahrscheinlich zu machen, um schließlich das Ganze mit Spensers Faerie Queen II, III, 10 in Verbindung zu setzen, sowie mit einigen Stellen aus der *Historia Regum Britanniae* des Gottfried von Monmouth, die Milton für sein Arthusepos eifrig studiert hatte. Ich muß gestehen, so wenig mich diese besondere Parallelstelle Saurats überzeugt hatte, so wenig überzeugen mich jetzt M.s Darlegungen. Obwohl man ja gerade bei Milton auf Bucheinflüsse der unerwartetsten Art auch in Kleinigkeiten jederzeit gefaßt sein muß, ist ihm doch wohl die selbständige Erfindung einer so naheliegenden Idee, wie eines höllischen Standartenträgers; zuzutrauen. Und wenn von Fahnen die Rede ist, stellen sich Wörter wie *unfurl*, *high advanced* (dieses kann allerdings Spenserecho sein),

streaming u. ä. ganz von selbst ein. Den Kernpunkt der Stelle, daß Azazel *as his right* die Standarte trägt, vermag M. nicht zu erklären; Saurats Vermutung (»weil Azazel sie verfertigt habe«) ist allerdings auch nicht zwingend. Milton scheint sich hier auf eine ganz bestimmte, aber noch nicht erkannte Überlieferung zu stützen.

Doch nun zum Schlusse dieses schon zu langen Referates, das nur den allgemeinen Gedankengang von M.s Schrift skizzieren und prinzipiell dazu Stellung nehmen, nicht aber die vielen oft zu lautem Widerspruch herausfordernden Einzelheiten erwähnen wollte. Die Albinohypothese hängt nach wie vor in der Luft; stilistische Einzelbeobachtungen zum Licht-Schatten-Komplex im Sinne der Sperberschen Theorien hat M. zweifellos in größerer Anzahl beigebracht; bei kühlerem Abwägen des Für und Wider läßt sich jedoch daraus eine Stilentwicklung in irgendeinem Sinne so lange nicht herauslesen, als nicht die Beispiele insgesamt weniger willkürlich interpretiert werden, jedes einzelne, soweit dies möglich, sorgfältig analysiert ist, und endlich eine Probe oder Gegenprobe mit anderen Vorstellungskomplexen gemacht wird.

2. Denis Saurat, *Milton: Man and Thinker*, Jonathan Cape, Ltd., London [1925]. XVII und 363 S. 15 sh. net, gebunden.

Das bekannte Buch Saurats, *La Pensée de Milton* (Paris, thèse 1920, und als Buch ebd. 1920), eine der bedeutendsten zusammenfassenden Studien, die über Milton je veröffentlicht wurden, liegt hier in einer englischen Um- und Neubearbeitung vor, die den französischen Text an manchen Stellen kürzt oder leicht verändert und zugleich auch alle die Einzelfragen berücksichtigt, mit denen sich der Verfasser in den letzten Jahren beschäftigt hat. Da diese sich vor allem mit den zeitgenössischen Quellen Miltons, insbesondere mit der Einwirkung kabbalistischer Ideen auf Milton befaßt haben, fügt er ein neues Kapitel über "Contemporary sources and influences" hinzu, von dem die beiden Abschnitte über den »Sohar«, das kabbalistische Hauptwerk, und die Mortalisten Umarbeitungen früherer Zeitschriftenveröffentlichungen sind, während der Abschnitt über den Rosenkreuzer und Mediziner Robert Fludd (1574—1637) hier zum erstenmal veröffentlicht wird. Der in der These als Anhang zu den älteren Quellen gegebene Abschnitt »*Milton et l'antiquité païenne*« ist fortgefallen; dafür werden hier in zwei Anhängen behandelt "*Milton's blindness*" [eine

Umarbeitung des Aufsatzes von Saurat und Cabannes, *Milton devant la médicine,* gekürzt um die Polemik gegen Mutschmanns Albinotheorie (vgl. dazu mein Referat im *Litbl. für germ. und roman. Philol.* 1924, Sp. 306—307)] sowie, zum Teil mit kritischen Anmerkungen, die seit 1917 erschienene Miltonliteratur [vgl. dazu Saurats älteren Aufsatz: *La conception nouvelle de Milton* in *Revue Germanique* 1923, S. 113—144].

Da ich über die Grundgedanken des Sauratschen Buches in seiner ursprünglichen Gestalt, sowie den Sohareinfluß und Miltons Verhältnis zu den Mortalisten in meinem Aufsatz *Der alte und der neue Milton* (Germanisch-romanische Monatsschrift X [1922], S. 292—305) bereits ausführlich gehandelt habe, sei hier nur einiges über Saurats jetzige Stellung zu Miltons zeitgenössischen Quellen und zur Einwirkung Fludds nachgetragen. Das Gesamtergebnis faßt Saurat (S. 280, wie folgt zusammen:

"Roughly speaking, the whole of Milton's philosophy is found in the Kabbalah, except his materialism; his materialism is found in Fludd, except his mortalism; and his mortalism is connected with the ideas of the contemporary English Mortalist group. The three stages are connected and form developments, one from the other: Fludd starts from the Kabbalah, and the mortalists have their general principles in common with Fludd, and probably derived them from him."

Dabei erscheint der Neuplatonismus der Renaissance als ein paralleler Einfluß, der in mancherlei Hinsicht mit dem der Kabbalah zusammenfällt. Verschiedene Ideen Miltons finden sich jedoch nur in der Kabbalah und nicht im eigentlichen Neuplatonismus. Im übrigen steht Saurat auf dem Standpunkt, daß die Hauptunterschiede zwischen dem Neuplatonismus der Renaissance und dem der Antike gerade in der Einwirkung der Kabbalah beruhen. So sei z. B. (nach S. 280, Anm.) die neue Anschauung, daß die Materie, das Körperliche, die Natur, gut ist, also keine Erniedrigung, sondern den Ausdruck des Göttlichen darstellt, zuerst in klarer Weise in Pico della Mirandolas († 1494) Heptaplus gelehrt worden, und zwar unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Kahbalah. Die neu hinzugekommenen Abschnitte des Buches bedeuten also in gewisser Weise eine Erfüllung des Versprechens, sich in einer größeren Veröffentlichung über Miltons Neuplatonismus zu äußern (vgl. GRM, S. 303, Anm. 1, und W. Schirmer, *Antike, Renaissance und Puritanismus,* München 1924, S. 161, Anm.).

Wie in seinen früheren Aufsätzen ist Saurat auch bei der Entwicklung der Einwirkung von Fludd auf Milton ziemlich zu-

rückhaltend in der Annahme von wörtlichen Beeinflussungen. Es kommt ihm vielmehr auf die Ideen als solche an und auf die allgemeine Übereinstimmung, die sowohl Milton wie Fludd als Schüler der Kabbalah erweist, und die, trotz aller großen Unterschiede in ihren sonstigen philosophischen Interessen, die beiden zu frühen Vertretern eines materialistischen Pantheismus stempelt. Von den von Saurat beigebrachten Parallelstellen sei nur eine einzige angeführt, die wohl mit Sicherheit Fludds Einfluß verrät, obwohl auch hier unsere Erklärung im einzelnen sich nicht völlig mit der von Saurat gegebenen deckt. Für Fludd ist (S. 302) die ursprüngliche Materie, die einen Teil der Gottheit darstellt, das Licht oder, in einer gröberen Erscheinungsform, das Feuer. Dieses Licht ist nun, nach verschiedenen von Fludd des längeren zitierten Autoritäten, entweder »unerschaffen, d. h. identisch mit Gott, dem Allerzeuger«, oder aber »von diesem unerschaffenen Prinzipe erschaffen«:

"Concludimus igitur, lucem esse vel increatam, scilicet Deum omnia naturantem (nam in ipso Deo Patre est vera lux, deïnde in Filio ejus illustrans splendor et uberans, et in Spiritu Sancto ardens fulgor superans omnem intelligentiam) vel ab ea increata creatam."[1])

Damit vergleicht Saurat den Anfang des bekannten Hymnus an das Licht (P. L. III, 1 f.) der der Interpretation manche Schwierigkeiten bietet:

Hail, holy light, offspring of Heaven first-born!
Or of the Eternal coeternal beam
May I express thee unblamed? since God is light,
And never but in unapproachèd light
Dwelt from eternity — dwelt then in thee,
Bright effluence of bright essence increate!
Or hear'st thou rather pure Ethereal stream,
Whose fountain who shall tell? Before the Sun,
Before the Heavens thou wert.[2])

In den Versen 2—6 sieht Saurat den Widerschein der ersten Fluddschen Hypothese (*lucem esse increatam*), in den kursivgedruckten Versen einen Reflex der zweiten (*ab ea increata creatam*). Daß der Ausdruck "*off-spring of Heaven first-born*" eine Bezeichnung für den Sohn sei, wie Saurat des weiteren glaubt, halte ich für wenig wahrscheinlich. Ich sehe in ihm vielmehr eine Erin-

---

[1]) *De macrocosmi historia* I, I, Caput VI, p. 28.

[2]) Text nach Masson, Globe ed. Saurats Zitat (S. 303) druckt *dwell then* (Z. 5) und stellt v. 3 und 4 irrtümlich um.

nerung an Genesis 1, 1 ff., um so mehr, als in v. 9—12 die gleiche Stelle der Genesis noch näher umschrieben ist:

"Before the Sun,
Before the Heavens, thou wert, and at the voice
Of God, as with a mantle, didst invest
The rising World of waters dark and deep,
Won from the void and formless Infinite."

Heavens in v. 9 ist Firmament, *Heaven* in v. 1 ist die Gottheit. Da ferner v. 3, '*since God is light*' eine Erinnerung an 1 John 1, 3 ist (*God is light, and in Him is no darknes at all*), haben wir hier wiederum eine willkommene Bestätigung der von Saurat besonders in der französischen Ausgabe (S. 287; in der englischen fehlt die Stelle) festgestellten Art Miltons »innerhalb des Dogmas« zu philosophieren, d. h. für den Puritaner genauer: innerhalb des Wortlauts der Bibel. Im übrigen aber ist gerade die Tatsache, daß Milton im höchsten lyrischen Schwung sofort innnehält, um einer philosophischen Alternative Raum zu geben, für Saurat und wohl für jeden Miltonkenner ein Beweis dafür, daß er '*must have been impressed by some considerable authority that the matter is not decided*' (S. 303) — und diese Autorität war eben Fludd.

3. Herbert Schöffler, *Das literarische Zürich (1700—1750)*, H. Haessel Verlag, Leipzig 1925. (*Die Schweiz im deutschen Geistesleben*. Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, hg. von Harry Maync, 40. Bdchen.) 138 S., geh. 1.40 RM.

Anhangsweise und ohne einer ausführlichen Würdigung von andrer Seite vorzugreifen, sei noch kurz auf das eben erchienene, höchst lesenswerte Bändchen H. Schöfflers hingewiesen, in dem der Versuch gemacht wird, die geistigen Umschichtungen, die sich in der Literatur Deutschlands in der ersten Hälfte des 18. Jh. geltend machen, auf ihre soziologischen Voraussetzungen zurückzuführen. Wie er in seinem großen Werk *Protestantismus und Literatur* (Leipzig 1922; vgl. darüber A. Eichler in *Engl. Studien* 58, 129 und Ref. im *Literar. Zentralbl.* 1923, Sp. 286) den Nachweis führte, daß die beginnende Aufklärung der englischen Literatur im 18. Jh. aus theologischen Kreisen neue Kräfte mit ganz bestimmter Stoffwahl zuführte, und daß andererseits durch ebendieselbe Aufklärung der englische Leserkreis gewaltig zunahm, so wird hier gezeigt, daß in ähnlicher Weise auch das Zürcher Theologentum infolge der gleichen geistigen Strömung »zu einer vielfach mehr in die Breite gehenden literarischen Wirksamkeit schöngeistiger

Richtung gelangte« (S. 131). Dabei steht »Milton als der große Anreger am Anfang des Aufschwungs der neuen deutschen Literatur, wie er auf die Jungtheologengeneration drüben in England vielfach richtunggebend gewirkt hat« (S. 132). Schöffler widmet daher der Tätigkeit Bodmers, als des ersten deutschen Miltonvermittlers, mehrere interessante Seiten und zeigt, wie nicht der ästhetische Gehalt des »Verlorenen Paradieses« — dieser ging in der Pedanterie seiner wörtlichen Übersetzung fast vollständig verloren —, sondern vor allem sein biblisch-didaktischer Inhalt in schöngeistigem Gewande die junge Generation gefangennahm. Die Bibel, bislang als Gottes Wort jedem weltlichen Zugriff verschlossen, offenbart sich nun als ein menschlich-ergreifendes Buch — das Alte Testament »muß den Untergrund, die Motive abgeben für jene erste, ausgesprochen protestantische, ja calvinistische Spielart des Sentimentalen« in der deutschen Literatur (S. 68).

Dresden. Walther Fischer.

Paul Dottin, *Daniel De Foe et ses romans.* Paris, Les presses universitaires de France, 1924. X + 896 pp.

Robinson Crusoe examin'd and criticis'd or a new edition of Charles Gildon's famous pamphlet, now published with an introduction and explanatory notes together with an essay on Gildon's life, by Paul Dottin. London and Paris, J. M. Dent and Sons, Ltd. 1923. 189 pp.

Genau ein Menschenalter nach dem letzten ihr gewidmeten Werke von Th. Wright (1894) hat die der Forschung so große Schwierigkeiten bereitende und so große Gegensätze der Beurteilung schaffende Persönlichkeit Defoes eine neue umfassende Behandlung erfahren, die in dem ersten der vorstehend verzeichneten Werke vorliegt. Annähernd gleichzeitig mit ihm sind noch zwei andere größere Publikationen über Defoe erschienen, die von Secord und die des Referenten, aber alle drei sprechen, infolge der politischen Verhältnisse ohne Fühlung miteinander, jedes von einem besonderen Katheder herab zu dem wissenschaftlich interessierten Publikum. Wie der Herr Verfasser des obengenannten Werkes, unbefangen genug, solche Fühlung wenigstens nachträglich mit dem Ref. gesucht hat, so muß man hoffen, daß aus dem Zusammenwirken dieser drei Publikationen sich nachträglich eine Förderung der Erkenntnis der so komplexen Persönlichkeit Defoes ergeben möchte.

D o t t i n s Werk hat zunächst an Gründlichkeit der Vorarbeiten Erstaunliches geleistet. Sein Verf. hat Defoes Schriften bis zur kleinsten Flugschrift, die von ihm herausgegebenen oder durch Mitarbeit unterstützten Zeitschriften, vor allem die hochwichtige *Review*, die sonstige Journalistik und literarische Produktion jener Periode in einem Umfang herangezogen wie kein früherer Forscher, er hat die englischen Archive, so die neuen Veröffentlichungen der Historical Manuscripts Commission ausgebeutet wie niemand vor ihm, er hat Reisen nach den Orten von Defoes Wirksamkeit nicht gescheut und, um Defoes Einfluß auf spätere Schriftsteller zu erweisen, eine sicherlich über viele Jahre sich erstreckende Lektüre betreiben müssen. Schon dadurch ist eine Leistung zustande gekommen, die auf lange Zeit hinaus einen großen Fortschritt gegenüber früheren bedeutet.

Der Stoff des Buches gliedert sich wie folgt: die erste Abteilung behandelt das Leben und Wirken Defoes; die zweite bringt eine historisch-kritische Würdigung des Robinson; die dritte eine solche der seit Charles Lamb so genannten secondary novels (*Cavalier*, *Great Plague*, *Singleton*, *Moll Flanders*, *Colonel Jack*, *Roxana*, *New Voyage*). Ihr schließt sich an eine Besprechung einiger unserm Verfasser als von Defoe nur überarbeitet geltenden Werke (darunter *Captain Carleton*). Den Beschluß bilden zwei Anhänge: "Liste des oeuvres de De Foe" und "Bibliographie critique", sowie der Index und eine Table des matières.

Zunächst über diese Beigaben zwei Worte. Chalmers, der erste ausführlichere Biograph Defoes, hatte eine Liste von 174 Titeln Defoescher Werke aufgestellt, Wilson diese Zahl auf 210 Nummern gebracht, Hazlitt in seiner Ausgabe 183 sicher aus Defoes Feder stammende und 52 zweifelhafte Werke aufgeführt, Lee deren 254 verzeichnet, endlich Trent (Cambridge History of English Literature IX) ihre Zahl auf 370 Nummern erhöht. Unser Verf. hat, die Liste Trents als Ausgangspunkt nehmend, eine Anzahl kleinerer Schriften ausgemerzt, dafür aber auf Grund bestimmter Kriterien einige andere neu aufgenommen. Die kritische Bibliographie bildet, obwohl nicht lückenlos (s. u.) für jeden Defoeforscher ein selten versagendes Auskunftsbureau.

Dem Werke selbst, d. h. der Biographie und der historisch-kritischen Würdigung von Defoes Romanen durch den Verf. gerecht werden könnte man nur allenfalls im Raume einer Broschüre, ich fühle mich hier — in unserer Zeitschrift, deren Nachsicht ich

kürzlich, ebenfalls für das Defoethema, ungebührlich habe in Anspruch nehmen müssen — doppelt gehemmt und muß mich auf einige Bemerkungen prinzipieller Art beschränken, auch damit schon auf Widerspruch von verschiedenen Seiten mich gefaßt machend.

Für die Biographie Defoes hat der Verf., um die trotz seiner archivalischen Funde verbleibenden Lücken der biographischen Tatsachen auszufüllen, Defoes Romane herangezogen, und wiederum, um das volle Verständnis der letzteren zu erschließen, Defoes Biographie als Schlüssel benutzt. Infolge dieses Verfahrens stützen sich manche Behauptungen des Verf. auf Kombination und Vermutungen, und doch mußte er auf solchen weiterbauen, wenn eine einigermaßen erschöpfende Darstellung von Defoes Leben und Wirken zustande kommen sollte. Wie mißlich aber dieses Verfahren ist, ergibt sich beispielsweise aus Folgendem. Aus gewissen Romanen erschließt der Verf. auch einen Aufenthalt Defoes in Italien, der sonst schlechterdings nicht zu belegen ist. Er vergißt, daß ein gründlicher Leser von Länderbeschreibungen von dieser Lektüre eine bessere Kenntnis dieser Länder davonträgt als ein Reisender gewöhnlichen Schlages. Defoe selbst hat sich darüber genügend deutlich ausgesprochen (*Compleat Engl. Gentleman*, 1890, p. 225). Wäre Dottins Annahme richtig, so müßten wir beispielsweise auch einen Aufenthalt Defoes in Amerika, in China, in der Tartarei annehmen. Für die Biographie Defoes als Ganzes hätte ich gewünscht, daß der Verf. in einem einleitenden Kapitel die Zustände des damaligen England — politische, religiöse, sittliche, wirtschaftliche, soziale — geschildert hätte. Dann wäre besser sichtbar geworden, in welchen Punkten einerseits Defoe ein Kind seiner Zeit war, in welchen anderseits er sich über sie erhob.

Es ist in der neuesten Zeit Mode geworden — ich gebrauche absichtlich diesen Ausdruck —, in dem Puritanismus nur dessen abstoßende Seiten zu sehen, und in diesem Sinne spricht auch unser Verf. stets von ihm (z. B. p. 797). Darunter muß notwendig auch die sittliche Beurteilung Defoes leiden, ohne daß doch ihm persönlich hätte ein unsittliches Verhalten nachgewiesen werden können, wenn man eben nicht seine politische Rolle unter Georg I. im Auge hat; diese aber hatte er nur im wohlverstandenen Interesse seines Vaterlandes übernommen, und sie sollte nur vom Standpunkte kollektivistischer Ethik, nicht der individualistischen, beurteilt werden. Glücklicherweise hat sich der Verf. durch sein

Urteil über den Puritanismus nicht verleiten lassen, Defoes religiöse Gesinnung, bzw. ihre Echtheit anzuzweifeln, wie das von flüchtigen Kritikern immer wieder geschieht. — Aufs schärfste betont der Verf. immer wieder den Charakter Defoes als eines Geschäftsmannes. Auch in dieser Beziehung hat ihm kein Makel angeheftet werden können. Soll es der Umstand sein, daß er der Lebensnotwendigkeiten halber schrieb, nun dann verfallen sicherlich die meisten Schriftsteller der gleichen Verurteilung. Daß unter seiner Schnellproduktion die künstlerische Form seiner Romane gelitten hat, ist an jedem derselben ersichtlich. Die Analyse des *Robinson*, die Erörterung seiner Genesis, die Schilderung seiner Nachwirkung ist ein Glanzpunkt von Dottins Werk, doch stören auch hier eine Reihe falscher Auffassungen einzelner Stellen, die nun zu schiefen Einzelurteilen führen (so z. B. heißt es S. 302: 'Les aventures de Selkirk continuaient à plaire à la foule' usw.; S. 303 aber heißt es: 'Le public avait oublié les aventures du marin écossais ou n'en avait gardé qu'un souvenir incertain'). Auf die starke Anregung, die die Flugschrift *Providence displayed* usw., bzw. ihr Titel auf die Genesis des *Robinson* geübt haben mag, habe ich schon im Literaturblatt (1912, Spalte 109) hingewiesen. Über sein Verfahren bei dem Verständnis der Romancharaktere äußert sich der Verf. (S. 795/798):

"Lorsqu'on connaît la viè de De Foe, ne se sent-on pas irrésistiblement entraîné à conclure que le personnage defoeien est à peu près identique à son créateur? Il est ce que De Foe aurait été dans tel ou tel milieu, dans telle ou telle circonstance. Impossible de bién comprendre l'un sans l'autre: ils s'éclairent mutuellement et se complètent, sans jamais se contredire."

Das ist ebenso zweifellos richtig, wie es zweifellos schwierig ist, der Forderung der gegenseitigen Erhellung der Charaktere zu genügen. Nach meinem Dafürhalten hat der Forscher seine Arbeit bei den Romancharakteren zu beginnen und dann erst nach beglaubigten Charakterzügen gleicher Art bei dem Autor zu suchen. Selbstverständlich wird es sich immer nur um Spiegelung einzelner Charakterzüge des Autors in seinen Werken handeln, und so gelangt man dahin, sogar einzelne Züge im Charakter des Kavaliers wie des menschenfreundlichen Sattlers von Whitechapel (im Pestjahr) mit dem des Verfassers zu konfrontieren.

Wenn es nun beispielsweise S. 797 heißt: "Il s'ensuit que ses héros sont avant tout avides de gain et de luxe, comme il [Defoe] l'était, lui aussi, au début de sa carrière," so trifft erstens diese Charakterisierung nicht zu bei dem Cavalier, nicht bei dem

Sattler von Whitechapel und, trotz allem, was zu Gunsten dieser Behauptung vorgebracht worden ist, auch nicht bei Robinson, und zweitens hat Secord gezeigt, daß die Gewinnsucht als Triebfeder ihres Handelns bei Defoes Romanhelden auf deren Urbilder, einen Dampier, Sharpe, Ringrose, Avery, zurückzuführen ist. — Von dem schönen abschließenden Urteile über den *Robinson* gestatte ich mir ein paar Sätze wiederzugeben:

"Il est devenu plus grand que les grands ministres et les grands conquérants . . . Deux siècles n'ont pu effacer son nom du grand livre où sont inscrits les mythes éternels qui charment l'humanité en la rendant meilleure. Il fallait à l'homme une épopée qui chantât son labeur, son énergie et son endurance, dans la lutte engagée par lui contre les forces hostiles qui tendent sans cesse à anéantir son travail. Cette épopée, c'est De Foe qui l'a donnée au monde." (P. 544/545).

Die übrigen Romane erfahren eine günstigere Beurteilung, als ihnen bisher zuteil geworden ist. Die *Memoirs of a Cavalier* und *The Journal of the Great Plague* erweisen Defoe als den Schöpfer des historischen, *Captain Singleton*, als den Vorläufer des modernen Abenteuererromans. *Moll Flanders*, der besonders unter der Verdammung durch den Neupuritanismus der Viktorianischen Periode gelitten hat, nennt Dottin "un document de première importance pour étudier la vie des classes moyennes au 18me siècle" und den ersten großen realistischen Roman der englischen Literatur, in dem er eine bei Defoe sonst fehlende "puissance évocatrice" findet. *Colonel Jack* hat den geringsten Einfluß geübt, den größten auf Dickens *(Oliver Twist)*. Der Stil des letzteren ist zeitlich gebunden, der schlichte Realismus Defoes dagegen zeitlos. *Roxana* ist ebenfalls kein Meisterwerk, aber "il est regrettable que De Foe n'ait pas continué à écrire des livres du même genre: il serait certainement arrivé . . . à nous donner la formule définitive des romans modernes." Von seinem letzten Roman *New Voyage* gilt: "Pourtant, par endroits, brillent les étincelles d'un génie à son déclin."

Von den Druckfehlern will ich wenigstens einige besonders auffällige und störende anmerken. Der Abstammungsort der Familie Defoe, Elton (Northamptonshire), östlich vom Schlosse Fotheringhay, wird auf S. 7 u. 8 je zweimal als Etton angegeben, ebenso im Register. — S. 236 wird die adelige Familie Dalrymple zweimal Darlymple genannt, ebenso im Register. — S. 305 wird Walter Raleighs Reisebeschreibung von Guyana in die Jahre 1695—1696 statt 1595—1596 verlegt. — S. 438 wird eine englische Übersetzung unseres deutschen Simplizissimus aus dem Jahre

1688 genannt. Wenn das kein Druckfehler, sondern richtig wäre, würde es unsere ganze Quellenforschung über den *Robinson* über den Haufen werfen. Erwin Gustav Gudde, dessen Aufsatz über den *Simplizissimus* und *Robinson Crusoe* (Philological Quarterly IV 2) mir durch die Liebenswürdigkeit des Verf. zugänglich geworden ist, weiß nur davon, daß eine solche englische Übersetzung im Jahre 1688 von dem Verleger Baldwin angekündigt worden ist, aber nichts von ihrem tatsächlichen Erscheinen.

Die schwache Seite von Dottins ausgezeichnetem Werke ist die mangelhafte Kenntnis deutscher Arbeiten über Defoe und der Nachwirkung von dessen Schriften in Deutschland. Da er aber diesen Mangel brieflich selbst bedauert und mit der Schwierigkeit der Beschaffung der betr. Bücher und Zeitschriften entschuldigt hat, so sehe ich hier davon ab, diese Mängel im einzelnen zu verzeichnen. Dottin zitiert die Schriften Defoes nach der relativ vollständigsten Ausgabe von W. Hazlitt. Wie erklärt es sich da, daß er in der Bibliographie (S. 868) eine durchaus irrige Inhaltsangabe ihrer drei Bände, sowie ein falsches Erscheinungsjahr gibt? Die Ausgabe ist übrigens, nach meinen Feststellungen, überaus schwer zu beschaffen (auf den deutschen Bibliotheken wohl überhaupt nicht vorhanden), so daß eine Nachprüfung seiner Zitate aufs äußerste erschwert ist. Für die Romane wäre daneben die Anführung nach der Aitkenschen Ausgabe oder, da die Bohnsche Ausgabe in gewisser Beziehung vollständiger ist, nach dieser erwünscht gewesen. —

Das zweite der vorstehend genannten Werke stellt eine überaus wichtige Vorarbeit des Verf. für sein Hauptwerk dar und zeigt die Vorzüge des letzteren — Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, geschmackvolle und klare Darstellung — bereits im besten Lichte. Zum Verständnisse diene folgendes: Unmittelbar nach dem Erscheinen des *Robinson* veröffentlichte ein aus guter, aber verarmter Familie stammender Schriftsteller Charles Gildon, von Neid über Defoes Erfolg angetrieben, mit Kopie des Robinsontitels und unter leichtester Verhüllung von Defoes Namen eine Schmähschrift gegen diesen in Form eines Dialogs zwischen Robinson und Freitag, ein Schriftchen, das seinen Zweck, aus dem Erfolg des *Robinson* für sich Nutzen zu ziehen, insofern auch erreichte, als es mehrere Auflagen erlebte. Als bloße Schmähschrift eines persönlichen und politischen Gegners würde das Schriftchen selbst für den Literarhistoriker nur geringste Bedeutung haben, es

bekommt aber größere, für den Spezialforscher große Bedeutung dadurch, daß Gildon mit nicht zu leugnendem Scharfsinn eine große Anzahl Unwahrscheinlichkeiten und Ungenauigkeiten in Defoes Roman bloßlegte, und nicht zuletzt, daß er durch seine Anspielungen die Verfasserschaft des Romans und seinen Entstehungsort über allen Zweifel hinaus sicher stellte, die beide mehrere Jahrzehnte später in leichtfertiger Weise angefochten und bestritten wurden. Dieses Schriftchen, äußerst selten zu finden, gibt Dottin neu heraus mit trefflichen, erschöpfenden Anmerkungen. Und da Gildon mit einer Anzahl der bekanntesten Schriftsteller jener Periode in Beziehung stand, auch Herausgeber der Werke von mehreren derselben war, hat er eine Biographie desselben und eine Liste seiner Werke hinzugefügt und dadurch auch auf diese Zeitgenossen Gildons, z. B. die Fehde zwischen Addison und Pope, ein neues Licht geworfen.

Für beide Publikationen ist ihrem Verf. aufrichtigste Bewunderung und herzlichster Dank auszusprechen.

Gotha. Hermann Ullrich.

Walter Maier, *Christopher Anstey und der 'New Bath Guide'*. Ein Beitrag zur Entwicklung der englischen Satire im 18. Jahrhundert. (Anglistische Forschungen, herausgegeben von Johannes Hoops, Heft 39.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1914. Pr. 5,60 M.

The social life of England in the eighteenth century possesses a perennial charm which is, no doubt, largely due to the fact that it has bequeathed to posterity so vast a store of curious and interesting memorials. The modern age is its heir to an extent to which few, if any, other states of society can fairly lay claim, seeing that in England no revolution or great cataclysm has swept away with relentless force the lives, the fortunes, and the associations of the leisured classes. [1]) Disintegrating forces have been, and are, no doubt, at work, but the footsteps of change have been at the moment almost imperceptible, and if English folk now "wear their motley", so to say, "with a difference", assuredly that difference serves only to give an added zest

[1]) It should be noted that this review was written at Heidelberg during the fateful summer of 1914. [Durch bedauerliche Fügung der Verhältnisse kommt die Besprechung erst jetzt zum Abdruck. D. Red.]

and piquancy to the records of their social history. They are certainly more out of breath than their forefathers were, and the general pace of human life is set at a faster rate, and yet it is highly probable that an average "lady of quality" who moved in fashionable circles in the time of George the Third could contrive to press as great a number of trivial occupations into the twenty four hours as her Mayfair or Belgravia sister of today. Wealth, although far more widely distributed does not go so far as it did in the eighteenth century, but the ends of the earth have been knit together, and the appliances of domestic comfort have been immeasurably improved. Lady Mary Wortley Montagu was accustomed to say that travel as widely as she might, she found all the world over the same men and the same women. Her remark holds true to-day although the distance that must be traversed back into the days of the Georges is measured by time, and not by space, by decades and not by leagues. The tragic comedy of society goes on just at it did in the days of Marivaux who used to wonder at the very small stock of properties which is required by the actors and actresses in life's interminable drama, "nothing beyond a mouth, two eyes and a nose", as he quaintly expressed it. The truth is that very little has really changed since the Georgian era passed away. The race is still to the swift and the battle to the strong as it was in the Wise Man's day; and it is probable that even the jests of wealthy men are still as successful as the worthy Dr. Primrose noted that they were in his vicarage parlour at Wakefield. Meanwhile curiosity in the literary memorials of the social history of the age never abates, but rather gains apace, and the reading public is eager to welcome every detail and every illustration of what is really familiar matter. The Georgian era is not extinct; it merely lies behind us. Many of its ideas are still living, and the study of its manners and customs must always be important seeing that it was an age in which manners and customs had acquired all the force of law and were often far more respected.

It is for these reasons, not to mention others, that the book before us, is deserving of a cordial welcome. It is one of the latest of a series of admirable and valuable monographs which are issued under the editorship of Dr. Johannes Hoops, the distinguished occupant of the chair of English Philology in the University of Heidelberg. We are bound however to observe

that an English reader of the book is tempted to regret that those, (and they are many), who are interested in the rarer odds and ends of English literature should not be better served than they are, for living as we do in an age of reprints and republications, it is certainly not creditable to publishing enterprise that for the last thirty years no British publisher or editor has thought it worth his while to reprint Christopher Anstey's *New Bath Guide*. It is undeniable that whatever books have been famous in their day possess a claim on the interest and curiosity of posterity which has a right to satisfy itself at first hand about the real merits of publications which a state of society making any pretensions to cultivation and having a wide range for comparison, once agreed to consider brilliant and pronounced highly influential on public opinion. It would hardly be correct to say that the *New Bath Guide* has hitherto not been observed, but it has certainly been neglected. Like the apple which grew upon the topmost bough in Sappho's poem, the critics "forgot it not; but got it not". From our examination of Dr. Maier's book, which we fervently trust may be the means of furnishing a hint to some British publisher to issue a reprint of the *New Bath Guide*, we have no hesitation in saying that it is replete from cover to cover with the evidences of that genuinely microscopic and painstaking research which past experience has justly entitled us to expect in a German "Quellenwerk". The author deserves all praise for having examined Anstey's masterpiece with greater care than any previous critic, whether English or foreign. To English readers, the ample and illustrative foot notes and the exhaustive bibliography will be found quite as informing as the text can be to Dr. Maier's fellow countrymen. So far as we are in a position to judge he has overlooked nothing of value, and has, we conceive, brought very much into prominence which even a well equipped English critic might be tempted to neglect or to disregard. The present generation is sometimes reproached on the score of its literary superficiality and lack of thoroughness, but it can afford to sit down very comfortably under the reproach so long as a work of this kind can find publishers and readers. Should, however, Dr. Maier's book, as we confidently expect it will, pass into a second edition we hope that he will be able to include within the section devoted to "Nachahmungen des *New Bath Guide*" some reference to the *New Oxford Guide*,

an avowed and excellent imitation which appeared in that city in 1798. Its author, Charles Kirkpatrick Sharpe, was an accomplished antiquary and dilettante, a member of "the House", as Christchurch the great foundation of Cardinal Wolsey is familiarly known, and a close friend and correspondent of Sir Walter Scott. Unfortunately the genial and versatile author relinquished his project after the composition of the second epistle, being moved "to rein in his sarcastic Pegasus", as he explained "lest he should be tempted to overstep the limits of good breeding". Copies of the *New Oxford Guide* had become exceedingly scarce when the Revd. W. K. R. Bedford rendered a service to fugitive letters by rescuing it from oblivion and reprinting it in the first volume of his admirable edition of Sharpe's "Correspondence" which appeared in 1889.

To the student of eighteenth century manners and customs there is a charm about the bare title of this book, recalling so vividly as it does "the grace of a day that is fled", and constituting a sort of "Open Sesame" to a world of pleasant things. We are reminded of the ringing of the prompter's bell on the stage and the rising of the curtain to reveal a brilliant tableau of wits and beauty, statesmen and men of pleasure about town, attired in the quaint contemporary costumes, and we feel as we look on as if we had obtained the reverse of a wish once expressed by Jeremy Bentham to live over again part of life at the end of the next century by being permitted to live a part of our own at the beginning of the last with an advantage for which the great apostle of "Utilitarianism" never stipulated, of spending it with some of the pleasantest people of the time. The ghosts of that trebly refined company who then occupied the pinnacles of fashion and practised the art of living not always with extreme refinement emerge from their long sleep in family vaults and mausoleums or on the galleries of their ancestral halls and haunt the scenes which they tenanted while in the flesh. As they pass in serried array we realize something of the glittering seductiveness of an age in which the belles

With varying vanities from every part
Do shift the moving toyshop of the heart,

and we catch faint echoes of "the feast of reason and flow of soul", often enough no doubt both "dissipated and deistical", as it floated through the gilded salons of the *haut ton* or as "round

the coaches crowd the white gloved beaux." It is of course true enough that of that society much has been said in disparagement by unkindly critics. Its apes and its peacocks, its black boys and its China vases, its Sheraton chairs and its Chippendale whatnots have been mercilessly reviled by the superior person of our day and generation, but it would be fairly open to their possessors to retort that their loves and pastimes are well remembered still. There can be no doubt that its frail beauties and dandies, the prototypes of Lady Sneerwell and Sir Benjamin Backbite who look down upon the latest posterity from the canvas of Reynolds or Gainsborough were often highly artificial and that the leaders of society who set themselves above all human emotions were often absurd enough in all conscience. But as has been aptly said by a recent critic of many of them it will be long before men cease to speak since they are like the Homeric heroes, often enough vicious and swayed by human passions, but nevertheless cast in the heroic mould and clothed in burnished armour. They rank "among the immortals" and from the shades they might hurl the defiant epigram against which whole generations of social reformers, in their eagerness to reconstitute society on a level basis have tilted in vain "C'est toujours le beau monde qui gouverne le monde". Dr. Maier, we notice, has subentitled his book as "an essay in the development of English satire on the eighteenth century", and we hope that the success of the present work may be such as to encourage him to undertake what is certainly a desideratum, the history of British satire. Probably every nation under all forms of government has developed in its national life some kind of satire, and that it is one of the oldest forms of literary composition admits of little doubt. Very early in the history of letters men learned to knock wit out of a dunce almost as soon as they learned to knock fire out of a flint. But it is quite evident that satire will find the most exercise and afford the most study in complex and multiform states of society, among incongruities and distracted aims. To endue satire with life and force more is needed than a sense of the ridiculous. There must be also a sense of grievance whether personal or public. Satire is essentially a weapon of the weak against the strong, of the minority against the majority. Naturally enough satirical literature is always referred to, and in all stages of its development, when one wishes to form a telling and vivid picture of a nation's life.

Satire grows out of the natural humour of the popular heart. In the ever varying history of the world many duties have devolved upon satire but when it is genuine, when it springs from the heart, and is the voice of nature appealing to man's truest instincts against the falsities, hypocrises and corruptions of the age, it may be ranked among the grander products of the human mind, and it becomes possible to speak without any impropriety of the Satiric muse. It is certainly not true that ridicule is the test of truth in the sense in which that dictum is commonly used, but when men join heartily in the scornful laugh of the Satirist it may be presumed that what he laboured at destroying has already begun to stand on a false foundation. The Parisians for example would not have seriously delighted in the *Tartufe*, had they not been well aware that hypocrites of the same genus infested their gay city. When old Sir David Lindsay with his deep Scotch humour made the friars of his time a laughing stock, he was really appealing to every man's experience of their falsity, hypocrisy, and godless laziness. Men may laugh loudly but they will not laugh long at ridicule of the holy and venerable. The godless jester is generally secure of a hearing and his knot of 'claqueurs', but when the real satirist who is at once humourist and moralist makes his appearance he is hailed as brother by more generations than his own. He plants himself in the common interests of mankind and when he exposes the solemn impostures of the world, he is appealing to the genuine healthy sense of his fellows, and his laughter wakes them from that enchanted sleep into which they have been temporarily bewitched. "What do you think of Luther?" wrote the worthy Elector to Erasmus. "Why, hem," replied that cautious scholar who loved his lettered ease and quiet, somewhat hesitatingly, but suddenly as his eyes brightened "he has attacked the Pope's crown and the monk's bellies". The laugh echoed and re-echoed throughout Europe. "The pope's crown and the monk's bellies" in juxtaposition were irresistibly comical. Erasmus's satire was, of course, a thin and poor affair compared with that of Burns, for example, but how much it did for the good cause! A satirist is, or rather should be, a large hearted man. Burns and Dr. Johnson, both men who habitually emitted satirical effusions are cases in point. A good satire enjoys that vitality of good poetry and has its protest to make to all future generations. But there is, of course, every

variety of degree in this as in all other departments of letters, and hence we often see the label of satire affixed on mere squibs and ephemeral *jeux d'esprit*, and the character of satirist and censor of morals assumed by those who are obviously destitute of the moral and intellectual qualities which, we conceive, that it imperatively demands for its exercise. The genuine satire is an utterance of scorn which may hate — as indeed who ought not to hate? — baseness, but hates without meanness for the very love of the good and noble. Then, again, everybody has heard of despotisms tempered by epigrams, and history records that the gloomy, hypocritical, keen and knowing Tiberius with his stiff neck, his features blotched by dissipation, and the hugh eyes that shrunk from a fair glance, and possessed a catlike faculty in the darkness, had a wholesome dread of the satirist. Tacitus who saw everything, saw also this, and does not omit to note why Fufius is glanced at in the imperial letter, Fufius who is "dicax, et Tiberium acerbis facetiis inridere solitus", and, adds the historian, himself a prince among satirists, if need be, "apud praepotentes in longum memoria est". So genuine satire may well be prized. There is, as botanists are fond of reminding us, a peculiar beauty in the flower of the stinging nettle. And of satirical literature as a means of enabling us to know something of the social history of a period the value is unquestionable. Just as for details of Roman social life in the days of the later Republic we turn to Horace and Juvenal, so for details of English life in past ages we go to the satirists, not, of course, without distinction of persons. English satire, we are bound to admit, never attained to the airiness of the French epigram, that masterpiece of man as it has been well styled, which slays. Its tendency is rather to be noisy, to rattle as well as to sting. But, notwithstanding, it may be stated as a fact that hardly needs proving, that while England had always furnished a fruitful soil for the cultivation of satire, the satirist during the eighteenth century became a power to be reckoned with. Many of his kind, it is true, did not know how to respect the decencies of life, many more were not unlike the early Italian expert poisoners who were in the habit of conveying death in perfumed soap, gloves, and flowers; or like certain Indian tribes of which we have read who torture their victims by smearing their bodies with honey in order to bring down the wasps upon them. The facetiousness of the age was never at a loss for

material. Sir Robert Walpole's mistresses, Queen Caroline's hatred of her son, the Georges' overweening affection for their Hanoverian dominons, their bad English, their queer ways, and their numerous amours kept the pens of a circle of clever literary man perpetually busy. We recall Swift, with exquisite irony ever scenting corruption with morbid keenness and lavishing upon it his wit and scurrility much as a volcano emits fire and lava at one and the same time. We recall Pope, perhaps the most finished satirist which the eighteenth century produced, who refined satire into a fine art and like Browning's poisoner put on a glass mask in order to conceal his features while he carefully prepared his poisons. Churchill and Gay were others who occupied the quasi-Epicurean position of the orthodox lampooners who laughed at humanity from a sort of Rabelaisian easy chair. Horace Walpole's entertaining letters were always registering the last copy of verses which had lampooned the King, his morals, or his mistresses. Pulteney was not above writing squibs nor was that "arbiter elegantiarum", the courtly Chesterfield. Bolingbroke's stately eloquence often complained of "the flowers of rhetoric gathered at Billingsgate", and his brilliant contemporary Sir Charles Hanbury Williams was ever ready to embody the scandal of the passing hour in neat and flowing verses. On the heels of these illustrious literati followed a crowd of minor satirists, cynical in their coarseness, whose jealous tempers envenomed their pens and retailed scandals and "spicy" anecdotes which served to keep literary, social and political quarrels perpetually alight. A large portion of the satire which the long period embraced by the House of Hanover witnessed, was merely addressed to the populace, and is now unreadable even as a curiosity in the numerous "foundling hospitals for wit", where it finds a place. Yet all, perhaps, from the very nature of the material more or less disappoint those who now seek in it the same sprightly excitement which it afforded to contemporaries. The pepper, whether white or black, has lost its pungency by keeping, and the portion which has retained its savour is little enough. It resembles the roses which were gathered and the champagne that was opened, yesterday, neither of which retains its original charm today. It is, however, not surprising that with such examples as those we have cited before him an observant Cambridgeshire squire should have caught the prevalent infection and have been tempted to wing the light shafts that

"shoot folly as it flies" among the baths of Bath. We seriously doubt whether ninety nine out of a hundred of well read students of English literature could say off-hand who Anstey was, and fewer still, we suspect, could claim any acquaintance at first hand with his works. And if the average Englishman's knowledge of Anstey is thus "sadly to seek" we have Dr. Maier's authority for saying that the case of Germans is but little better, and that he has succeeded in finding only one reference to him in any history of English literature published in German. Christopher Anstey may be taken as a very fair type of the accomplished country gentleman in which the eighteenth century abounded. "A son of the manse", as they say in Scotland, Anstey was born in 1724 at Brinkley in Cambridgeshire where his father was rector and was educated at Eton and King's College Cambridge. His academic career was chiefly remarkable for his rustication or, as it is more familiarly termed, being "sent down", it is said for addressing the pompously dull contemporary "dons, and heads of houses" as "doctores, sine doctrina, magistri artium, sine artibus, et baccalaurei, baculo potius quam lauro digni". The authorities, however, in due season seem to have relented as Anstey was elected to a fellowship at King's College. In 1754 he succeeded to the family estates at Trumpington near Cambridge and thenceforward divided his time between the cares of his property and the cultivation of the Muses. He was "felix opportunitate mortis". In the full possession of his intellectual faculties he passed away at Bath in 1805 at the ripe old age of 81 without any apparent suffering and according to the pious wish expressed by Pindar for one of his patrons *υἱῶν Ψαῦμι παρισταμένων*, surrounded by his children. Like Sir Condy Rackrent in Miss Edgeworth's story he survived his own wake and overheard the calm and dispassionate judgment of posterity. He was interred in the parish church of Walcot in the city of Bath, beside his fourth daughter, and a cenotaph was erected to his memory among the poets of his country in Westminster Abbey. Tablets on the house which he occupied in Bath still keep his memory green in the city of his adoption.

It was during his protracted residence in Bath that Anstey conceived the idea of employing his latent satiric muse in burlesquing its "humours". Bath, as all our readers are aware, is one of the most interesting among English cities, and was an important spa at the time when the gods of old Rome were worshipped

in the temple of Minerva. Its baths were more than seven acres in extent, and so vast was the provision for them that more than a thousand persons could be accomodated within them at one and the same time. Some of the villas inhabited by wealthy residents which have been excavated by the archaeologist's spade will bear favourable comparison with any that meet the eye in Pompeii or Herculaneum. Even to-day the visitor as he paces the delightful old-world streets or colonnades or makes a tour of the wonderful Roman baths as the sunlight pours into their green depths, is conscious of the subtle enchantment of a splendid vanished past, for Bath although one of the most modern of English spas has not entirely relinquished her ancient glory and is still such a city as in many respects over which a modern Beau Nash might be proud to reign. During the eighteenth century Bath witnessed its palmiest days. Under the fostering care of an extraordinary character, Richard Nash, familiarly known as "Beau Nash" who had arrogated to himself the office of master of the ceremonies, Bath became the shrine of elegance and a delectable drawing room of London society. Its gaming tables soon made it the Monte Carlo of England, and as time went on "the quality" decreed that "not to have visited Bath was not *bon ton*", and merited exclusion from the social pale. The city was alike the centre of fashion and rascality. A small percentage of visitors doubtless went there for the sake of their health and often returned home happy in being able to enjoy a new lease of life, but by far the greater proportion journeyed to Bath with no other object in view but that of enjoying themselves, and, doubtless, frequently succeeded. A third and by no means unimportant section of Bath society was composed of folks like those who figure as the heroes and heroines of Jane Austen's novels and like Jane Austen herself found the city all the year round a very agreeable place of residence. Anstey, as we have said, was long a permanent resident in Bath for ill health and what use he had made of his powers of observation became evident when "The New Bath Guide" issued anonymously from the university press at Cambridge in 1766. Obviously suggested by Charles Cotton's burlesque of his experiences on a voyage to Ireland in 1670 and written in a very lively and attractive style it tickled the facetiousness of the age and soon the quidnuncs of the coffee houses and the oracles of the literary world were speculating about the authorship of the diverting satire with which the anonymous writer

had, to borrow a contemporary phrase of the booksellers, "just obliged the town". The secret, if ever it was one, which we very much doubt, soon leaked out as literary secrets will. Gibbon, the Roman historian, duly noted its appearance. Smollett paid its author the sincerest compliment by writing a novel, *Humphrey Clinker*, in avowed imitation of it. Horace Walpole expressed himself as highly pleased with it, and Gray of the *Elegy* fame who was not so easily pleased, observed in a letter to a correspondent that it was the only thing in fashion, and a new and original kind of humour. Half a century later Byron mentions in *Don Juan* that even at that date *The New Bath Guide* still found appreciative readers. Before the author had paid the debt of nature he had the gratification of seeing his "skit" pass into more than thirty editions, a flattering proof of the extent to which in modern *parlance*, if had "caught on" with the reading public of the day. *The New Bath Guide*, as its title implies, professes to be a series of 15 poetical epistles which narrate the impressions and adventures of the Blunderhead family after their arrival in Bath for a course of the waters. Of that number Simkin Blunderhead who is depicted as a shrewd and good natured country gentleman of the period with a marked talent for satire, is responsible for eleven. His cousin Jenny is a typical eighteenth century damsel of the Lydia Languish and Sukey Saunter type; whose virtue does not long remain proof against the seductive wiles of one Captain Cormorant, a representative Pump Room adventurer. Her sister Prue, and Prue's handmaid Tabitha succumb in like manner to the unctuous religious cant of a Methodistical preacher of the type immortalized by Dickens as Stiggins, and their lapses from the paths of virtue are described with a frankness which to the perusal, virginibus puerisque, could in these more decorous days hardly be commended. Simkin himself, of course gets cheated right and left, and in the end the whole party are heartily glad to shake off the dust of Bath from their feet, and return home sadder if not wiser than they started. As we have said, with most satires it is as with dead wasps, they sting no more. But much of the pleasantry and facetiousness of the *New Bath Guide* is admirable, and as laughable as it was when it made its first appearance. It needs scarcely be said that the side lights which it casts upon the ceaseless pageant of routs and balls, of private junketings and public entertainments, upon the

sectarian eccentricities and devotional grimaces of the devotees of that "female Pope", Selina, Countess of Huntingdon and the extravagances of the Methodist movement, inaugurated by the brothers Wesley, John and Charles, and their followers, are interesting and curious to a degree. They constitute one of the brightest and acutest of all commentaries upon certain phases of the social life of Bath in the heyday of its glory and to the social historian are a mine of interest. It is worthy of note that Anstey's sound scholarship did not fail to render him excellent service when it suggested to him passages in the poets of classical antiquity which he has parodied with singular felicity. Such, for example, is that couplet in one of Simkin's epistles running —

> Do the gods such a noble ambition inspire,
> Or a god do we make of each ardent desire?

which was obviously suggested by Ninus's address to Euryalus in the Ninth Aeneid of Virgil.

> Di ne hunc ardorem mentibus addent
> Euryale? an sua cuique desis fit dura cupido?

a parody which, we might add, is none the less diverting from the fact of its having been gravely made, ages before, by Tasso

> O dio l'inspira
> O l'uom del suo voler suo dio si face.

Anstey's place on the slopes, if not on the heights of Parnassus will always be quite secure enough to deprive him of any need of an apologist to win for him a hearing. It is, of course, solely on the merits of his burlesque that he claims any niche in the Walhalla of English letters, but of that niche he will always be assured. He had the rare merit of having discovered a method of entertaining his readers which belonged exclusively to himself. He possessed an admirable power of seizing the ludicrous and the grotesque in his descriptions of persons and incidents in familiar life, and this accompanied by an elegant style of writing which might, at first sight, have hardly seemed compatible with that power. To the lilt and sparkle of his versification Anstey united a depth of insight, a fund of caustic wit, and an extraordinary mastery of metrical technique which placed him in the first rank of the writers of vers de société. The peculiar rhythm which he adopted was successfully imitated by Byron, Tom Hood, Moore, the Rev. R. H. Barham ("Thomas Ingoldsby"), Dr. William Maginn and the other contributors to "Fraser's Magazine", a

bacchanalian early Victorian school of versifiers which prided itself on its classical scholarship, and capacities for drinking punch; and, of course, in our own day by Mr. W. S. Gilbert. Signs are not wanting that the good old English satire is defunct. Political and literary warfare are now conducted with far greater moderation and decorum than they were in the eighteenth century. Problems involving matters much too solemn for squib writing engage the attention of mankind. Dulness reigns supreme in the high places of the field. Meanwhile the genius of satire embodies itself in the novel, in which it has the thousandfold varieties of cant against which to wage war, or it assumes the form of so-called comic journalism which week by week manufactures fun and humour of the innocuous order which is usually considered fit and safe for "light family reading". Real satire is perhaps recurring to its early origin and becoming dramatic, but its spirit will always live in the hearts of the enemies of dulness, cant, and folly, and may confidently be trusted to work successfully in forms suited to every age.

Oxford. William Connor Sydney.

Paul Robert Lieder, *Scott and Scandinavian Literature.* (Smith College Studies in Modern Languages. Vol. II, No. 1.) Northampton, Mass., 1920. 50 Ss.

Lieder geht der bereits von Herzfeld, Farley und Nordby[1]) angedeuteten bzw. gestreiften Aufgabe systematisch nach, Scotts Interessen an der altnord. Literatur und ihre Bedeutung im Rahmen seines Schaffens festzulegen. Seit dem Jahre 1790 läßt sich Beschäftigung mit dem Gegenstand erweisen; Einflüsse von der *Border Minstrelsy* (1802/3) bis zum *Pirate* (1821) liegen auf der Hand. *Pirate* und *Harold* (1817) einerseits, die Besprechung von W. Herberts *Miscellaneous Poetry* [Edb. Rev. 1806] und die Bearbeitung der *Eyrbiggia Saga* für Weber-Jamiesons *Illustrations* (1814 — demselben Jahre, in dem Sc. die Shetlandinseln sah —) andererseits sind die Marksteine.

Romantische Interessen zogen Scott zur altnordischen Literatur; klarstes Zeugnis des ist sein *Essay on Romance:* wie Percy galten

[1]) Lediglich der Vollständigkeit halber sei zu S. 8 nachgetragen: der Aufsatz von Jón Stefánsson, *Oldnordisk Indvirkning på Engelsk Literatur i det attende og nittende århundrede* [Nordisk Tidskrift för Vetenskap, Konst och Industri N. F. IV (1891), S. 489—503], der S. 494 kurz über Scott handelt.

die Sagas als Quellen der mittelalterlichen Romanzen. Sprachliche Vorbildung besaß Scott nicht; das Eigenzeugnis '*we do not pretend any great knowledge of the Norse*' [Edb. Rev.] erscheint fast überheblich. Seine Angaben sind nicht geräde 'wissenschaftlich'; Irrtümer, ungenaue Zitate, Verwechslungen unterlaufen mehr als einmal; bekannt ist G. Borrows Hieb (*Romany Rye* c. XL) auf Scotts germanischen Gott Zernebock (*Ivanhoe* u. ö.).

Lieder zielt nicht darauf ab, Scotts Nachschöpfungen aus dem Geist der an. Poesie zu charakterisieren, schwer greifbare Einflüsse auf Ethos und Charaktere zu erweisen; es werden nur die über die vielen Werke verstreuten Einzelzusammenhänge registriert. Die wenigen Bemerkungen über das Werk ausgeprägtesten nordischen Charakters, den *Pirate* [S. 52 f.][1]), und seine Gedichteinlagen bleiben schattenhaft: Wohl ist vorher verschiedenen Ortes die Fülle lebendigen alten Brauchs und Aberglaubens aus dem nordischen Heidentum sorgfältig verzeichnet. Aber gern hätte man zum Schluß die Frage erörtert gesehen, inwieweit etwa die ganze Handlung in ihrer Idee aus dem nordisch-wilden Charakter der Landschaft des 'Thule der Alten' hervorwächst, inwieweit in Charakteren lebendige germanische Vergangenheit sich zu Gegenwartskonflikten auswirkt, vor allem in der geradezu zentralen Figur der wilden Norna; auch Magnus Troil zeigt nicht minder nordischen Einschlag, der bei seiner Tochter Minna trotz ihres von der schottischen Mutter bestimmten Äußeren fast ins Krankhafte übersteigert vererbt ist.

Bei der von Lieder gewählten Behandlungsweise kann sich die Anzeige auf ein Referat beschränken. Gewissen ersten Anhalt bietet der Katalog der Abbotsforder Bibliothek, der S. 10 f. — übrigens etwas wahllos — ausgezogen ist. Weitere Wegweiser sind die Fußnoten; aber nicht immer gibt Scott seine Quelle an (vgl. S. 16 f., 25, 32 ff.). Aus den eigentlichen Quellen des nord. Altertums schöpfte er selten. Seit Gray hatten englische Dichter Vorarbeit geleistet, und Scott kannte sie sehr wohl; mehr als einmal bezieht er sich auf Gray. Fouqués *Sintram* war in England wohlbekannt.

Deutschland war damals England an Kenntnis des alten Nordens weit voraus; v. d. Hagens *Heldenromane* (1814) besaß Scott selbst. Aber seine Hauptkenntnis verdankt er — wie fast

---

[1]) Wülkers Urteil (II 122) ist eine unverständliche Ungeheuerlichkeit.

alle englischen Romantiker — latein geschriebenen Werken nordischer Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts. An erster Stelle stehen *Antiquitatum Danicarum de Causis Contemptae a Danis adhuc Gentilibus Mortis Libri Tres* des Thomas Bartholinus (1689), ein Werk, das auf englische Frühromantiker wie Gray, T. Warton, Percy sowohl wie auf Herder starken Eindruck machte. Scott hat es bereits im Herbst 1792 studiert und exzerpiert; seitdem zitiert er es immer wieder[1]); vgl. die Schlußverse des *Harold!* Und zwar bezieht er sich nicht auf die Originalfassung der mitgeteilten Auszüge, sondern auf die beigegebene lateinische Übersetzung, wie sich aus Namensformen und dem Wortlaut einzelner Zitate unzweideutig ergibt[2]). Umso merkwürdiger mutet es an, daß er selbst [Edb. Rev.] den Vorgängern Herberts ein ähnliches Verhalten zum Vorwurf macht! Nächst B. benutzte Sc. die *Historia de Gentibus Septentrionalibus* des Erzbischofs Olaus Magnus v. Upsala (Rom 1555) [vgl. Pirate c. XXIX], und zwar (wiederum!) in einer unvollständigen anonymen engl. Übersetzung von 1658, die er selbst besaß. Und endlich sind die Schriften von Thormod Torfason (Torfæus) zu nennen, von denen vor allem *Historia Hrolfi Krakii* (1705)[3]) und *Historia Orcadum* (1697) ausgebeutet sind. Andere Werke kommen nur sehr gelegentlich in Betracht.

Abrundend weist Lieder auf die durch Scotts Beschäftigung mit dem nord. Altertum auf andere Dichter wie Southey, Leyden, Cunningham, Mrs. Hemans, Motherwell, geübten Anregungen hin[4]). Der Hinweis auf Historiker wie Carlyle, Macaulay, Froude, Prescott, Motley u. a. dürfte dagegen zu weit hergeholt sein.

Göttingen, Nov. 1924.

Hermann M. Flasdieck.

---

[1]) Lieder geht vielleicht etwas zu weit in dem Bestreben, fast alle Bezüge ohne Quellenangabe darauf zurückzuführen. Vgl. S. 40[97].

[2]) Die Frage (S. 46), ob die an. oder lat. Version in Thorkelins Ausgabe der *Eyrbiggia Saga* benutzt wurde, hätte durch Einzelmaterial bündiger entschieden werden können.

[3]) Die S. 22[50] aufgeworfene Frage konnte vielleicht durch Heranziehung der Ausgabe von 1715 (vgl. S. 22[48]) geklärt werden.

[4]) Für Cunningham und Motherwell verweist L. auf seine Dissertation *Scandinavian Influences on English Literature 1815—1850* (Harvard University Library).

H. W. Garrod, *Wordsworth: lectures and essays.* Oxford, at the Clarendon Press, 1923. 211 S. Pr. 7 s. 6 d.

This book, which consists mainly of an amplification of a course of lectures delivered at Oxford in 1919 by the present Professor of Poetry, is the outcome of the author's reading of two works, Harper's *William Wordsworth* and Émile Legouis's *Jeunesse de William Wordsworth.* He has confined himself to an interpretation of a portion of Wordsworth's poetry considered in close connection with his life: literary criticism or appreciation is expressly avoided.

Practically all of Wordsworth's poetry that is of supreme worth was written during the years 1797—1808, and to this decade and the five formative years which preceded it Prof. Garrod devotes his attention. He traces in some detail the poet's moral and intellectual development by means of a study of the chief poems of this period, in particular *Descriptive Sketches, Guilt and Sorrow, The Borderers* and the *Ode on Immortality,* using the *Prelude* as a kind of commentary. Until 1791 Wordsworth's sole interest was Nature; "man's hour" had not yet come. During 1791—2 and the early part of 1793 the "hour of man", i. e. interest in humanity, was dominant to the exclusion of Nature. He was here greatly influenced by the French Revolution, the significance of which however he did not see for himself, but only through the minds of others, chiefly Erasmus Darwin, Rousseau, Beaupuy and William Godwin. About August 1793 came a sudden reversion to Nature and for the first time the two interests became connected and balanced in his mind, but whereas before "man" had meant for him humanity, it now meant only the individual. We see here the first beginnings of the influence of the false philosophy of Godwinism which from 1793 to 1797 dominated his mind. It was not until, under the influence of his sister Dorothy and of Coleridge, he had again become reconciled to Nature that he attained to the self expression of his supreme period. On the withdrawal of Coleridge's influence about 1807 there set in a decline in Wordsworth's poetical powers, which continued for the last forty years of his life, illuminated only by occasional flashes of the old vision. The book is concluded by two essays written in 1922, on *The Preface to 'Lyrical Ballads'* and *The Composition of 'The Prelude'.*

Briefly summarized Prof. Garrod's main points seem to be

somewhat as follows: The important period of Wordsworth's life is his youth, and the traditional conception of his youthful character is a false one. He was so prepared in his way of thinking for the French Revolution that this event, far from being an overwhelming experience as is commonly supposed, presented itself to his mind as the most natural thing in the world. The author is strongly convinced that if we are to understand poets we must believe what they tell us. Now there seems little doubt that in certain circumstances a purely sensuous impression of some natural object or familiar incident is able to set up a mysterious feeling of spiritual exaltation: we may for instance have a vague feeling that we have seen and felt all this before in some remote past, or perhaps the object contemplated may seem unsubstantial "like the baseless fabric of a vision", and yet a vision which is somehow more substantial than the things ordinarily so called. Whatever may be the explanation of this phenomenon it has probably been experienced at some time or other by most, even quite ordinary, people, but if we believe what he tells us, Wordsworth had such experiences in a degree and with a frequency quite beyond the common. Prof. Garrod assumes therefore that Wordsworth was possessed of a highly supernormal consciousness and that he made exceptional use of it. Following upon this abnormal use of an abnormal faculty there perhaps came an early spiritual exhaustion, which together with the removal of Coleridge's influence may help to explain the almost unparalleled phenomenon of Wordsworth's forty years of almost unrelieved poetic dulness after a decade of supreme poetic vision. Finally the author conceives Wordsworth to have been, as regards his philosophy, a pure sensationalist, i. e. he considered, on the side of Nature, the physical senses, "eyes and ears", as the source of the highest and deepest truth, and the reason merely as a disturbing factor; on the side of morality he found the highest virtue in natural goodness unspoiled by the calculations of Duty.

Though a trifle heavy reading for mere lovers of pure literature with little bent for philosophy, this interesting and stimulating little book of Prof. Garrod's makes a real contribution to the study of Wordsworth. It can be particularly recommended to those who, while professing no special knowledge of the subject, wish to have a better understanding of the poet.

London. Cyril C. Barnard.

The Augustan Books of English Poetry. London, Ernest Benn Ltd. Pr. 6 d. each.

Unter diesem Titel gibt der Verlag Ernest Benn seit kurzem in gut gedruckten broschierten Heftchen von etwa 30 Seiten Blütenlesen englischer Dichter heraus. Bisher sind 7 Hefte erschienen: Shelley, Keats, Robert Bridges, Edmund Blunden, Rabindranath Tagore, Rupert Brooke, Hilairs Belloc. Shelley und Keats sind ja auch sonst jedem zugänglich; aber die Auslesen aus modernen Dichtern werden manchem willkommen sein. Sie enthalten außer den Gedichten knappe biographische und bibliographische Angaben, die Auswahl aus Tagore auch Anmerkungen. J. H.

Solomon Liptzin, *Shelley in Germany.* (Columbia University Germanic Studies.) New York, Columbia University Press, 1924. P. 97. Pr. $ 1.50 London, H. Milford; Pr. 7 s.

Der Verfasser wurde zu der vorliegenden Abhandlung angeregt durch Prof. v. Klenze of the College of the City of New York und hat diese dann in zweijähriger Arbeit in Deutschland zu Ende geführt, wo ihm die Einsicht in die literarisch-kritischen und sozial-politischen Zeitschriften, in Memoiren und Briefwechsel möglich war. Daß eine Untersuchung zur Kenntnis des Einflusses Shelleys in Deutschland erwünscht und nötig war, wird niemand leugnen; und es muß von vornherein anerkannt werden, daß L. seine schwierige, aber interessante Aufgabe mit unermüdlichem Fleiße, gutem Verständnis für das Material und schönem Erfolge durchgeführt hat. Daß indes bei einem solchen Stoffe im einzelnen noch manches zu ergänzen oder näher zu untersuchen übrigbleiben wird, liegt in der Natur der Sache: jedenfalls ist der Essay ein wertvoller Beitrag zu den Wechselwirkungen in der deutschen und englischen Literatur.

In sieben Kapiteln wird das Einwirken des Mannes, des Dichters und des Denkers auf die deutsche Literatur durchgeführt, von den Anfängen an zum »jungen Deutschland«, der Einfluß der frühesten Übertragungen, Shelleys Anregung auf die politischen Dichter von '48, dann der Rückschlag gegen seine Würdigung, seine Verherrlichung als Held in einzelnen Dichtungen und die letzte Phase Shelleys in Deutschland, die L. als "Shelley philology" bezeichnet.

Es ist auffallend, daß Goethe, der Byronverehrer, für Shelley nicht zu erwärmen ist, obwohl dieser, als einer der ersten in England, Teile des Faust übertragen hat; anders ist es bei Heine und Platen, die ihn, allerdings nur teilweise, kennen. Auch das

»junge Deutschland«, das den Reformer und Tyrannenfeind besonders schätzt, scheint ihn, nach Liptzin, nur aus Medwins Biographie und den wenigen Gedichten darin zu kennen. Gustav Kühne, der (1834—38) zuerst über den Dichter schrieb, findet Züge seines eigenen Lebens in dessen Geschick; Gutzkow und Laube ziehen Parallelen zwischen sich und ihm. Die Gelegenheit zu Gutzkows Essay über Shelley bot das Erscheinen einer Übersetzung der "Cenci" von Felix Adolphi (1837), unter welchem Pseudonym sich niemand anders als der Dichter und Mäzen Graf Schack verbirgt. Diese Übertragung war auf Schack von solcher Wirkung, daß sie sein Trauerspiel »Die Pisaner« ganz gewaltig beeinflußte, wie von Liptzin ausführlich erwiesen wird, wie denn auch dies Kapitel von »den Übersetzungen und ihrem Einfluß«, und das nächste »Shelley und die politischen Dichter von '48«, zu den ausführlichsten und spannendsten des ganzen Buches gehören. Wenn Freiligrath damals von dem Dichter keine Übersetzung bot, dafür findet L. den Grund darin, daß die Übertragungen von Seybt, Prössel und Herrig fast gleichzeitig herauskamen. Seybt, der vier Jahre an seiner Ausgabe arbeitete, ist bis jetzt der einzige geblieben, der die Dichtungen fast vollständig übertragen hat, allerdings, um dem Original möglichst gerecht zu werden, in einem geradezu ungeheuerlichen Deutsch.

Immer wieder muß betont und zugleich bedauert werden, daß bei den Verehrern Shelleys die Kenntnis seiner Werke sich meist auf Queen Mab und The Cenci beschränkte, wenn wir es auch kaum von den dreien annehmen können, die sich eingehender mit ihm beschäftigten, und die ihn sogar besangen: Herwegh, Meißner und Gottschall. Erst in den 60er und 70er Jahren, als man mit kritischer Schärfe an seine Dichtungen herantrat (Julian Schmidt, Hebbel), wurde er sorgfältiger studiert. Der erstere gesteht zwar Shelleys Einfluß auf eine ganze Reihe von englischen Epigonen zu, nennt aber diesen Einfluß einen »schlechten«. Nach L. ist mit den »politischen Dichtern« Shelleys Volkstümlichkeit in Deutschland auf ihrem Höhepunkte angelangt. Das Interesse der Sozialisten an Shelley ist nach L. gering anzuschlagen, wenn auch Herwegh ein berühmtes sozialistisches »Bundeslied« nach "The Song to the Men of England" und "The Mask of Anarchy" dichtete, und wenn auch dem Referenten noch 1887 einer der damaligen Hauptführer der Sozialisten, Dr. Schönlank aus Breslau, versicherte, daß seine Werke vielfach benutzt und verarbeitet würden. Strodt-

manns Übersetzung in Auswahl (1866) und Otto Buchwalds Abhandlung: »Die Dramatiker Shelley und Hebbel« (1867) sowie Herweghs Quellen in den Dichtungen Shelleys werden eingehender und anregend von dem Verfasser behandelt.

Das Wiederaufleben des Dichters in den 80er Jahren, ein Schlußkapitel, des L. etwas kurz erledigt hat, schreibt dieser in der Hauptsache den Literaturhistorikern zu. Wenn Referent dies auch zum Teil zugeben muß, der ja einer der ersten gewesen ist, die ein wissenschaftliches Studium von Shelleys Poesien anregten, so ist doch darauf hinzuweisen, daß nach einzelnen Anzeichen, besonders bei der reiferen Jugend, anzunehmen ist, daß Shelley jetzt bei dem Nicht-Fachpublikum mehr gelesen wird, als man glaubt, und daß seinem Einfluß in der neueren und neuesten Literatur noch mehr nachzugehen ist. Doch bietet das Schlußkapitel noch viel Interesse, besonders über Emil Claars Trauerspiel "Shelley" (1876) und des bayrischen Dichters Hermann Lingg Beziehungen zu dem englischen Poeten. Am Schluß verweist Liptzin in sympathischer Weise auf Shelleys Botschaft in der Schlußstrophe des Prometheus Unbound, die gerade für unser armes Deutschland geschrieben zu sein scheint:

To suffer woes which Hope thinks infinite;
To forgive wrongs darker than death or night;
To defy Power, which seems omnipotent;
To love, and bear; to hope till Hope creates
From its own wreck the thing it contemplates;
Neither to change, nor falter, nor repent;
This . . . . . is to be
Good, great and joyous, beautiful and free;
This is alone Life, Joy, Empire, and Victory.

Wenn die Bibliographie am Ende des Buches auch mehr kritisch als vollständig sein will, möchten wir doch unter anderem ergänzen: die ausführliche Behandlung der Quellenfrage in des Referenten Aufsatz »Studien über Shelleys Prometheus Unbound«, Engl. Studien, Bd. XVI; zu Rossettis Ausgabe des Adonais ergänze: 2. Aufl. (erweitert) 1903; zu Hamm, Shelley, 1858, ergänze: 2. Aufl. Nicht übersehen darf werden die Musterleistung des Shelley-Kenners Dr. Armin Kroder: Shelleys Verskunst, Erlangen u. Leipzig 1903, p. XVIII u. 242; von demselben finden sich auch Übersetzungen, z. B. in Neuphilol. Blätter, 7. Bd., 1899/1900, p. 258ff. Von Übertragungen wären noch zu erwähnen: Alastor, nach dem Versmaße des Originals, v. R. Ackermann, Marktbreit,

1884; von demselben: Drei Dichtungen Shelleys, Sonderdruck Erlangen 1906. — Druckfehler: lies Spezzia S. 46 und theater S. 86.

Nürnberg. Richard Ackermann.

May Yates, *George Gissing*. An appreciation. Manchester, University Press, 1922. VIII + 109 p. Pr. 6 s.

Die zwischen 1880 und 1906 erschienenen Werke Gissings werden wahrscheinlich länger fortleben als viele ihrer berühmteren Zeitgenossen. Doch sind die Bilder, die die Literaturgeschichten von seiner Persönlichkeit und seinem Schaffen entwerfen, vielfach verzeichnet und verzerrt. Wülker nennt ihn oberflächlich einen der bedeutendsten realistischen Schriftsteller der Gegenwart, räumt Comte und Shelley neben Strauß und Schopenhauer den größten Einfluß auf ihn ein, stellt ihn als genauen Kenner der kulturfremden Viertel Londons Dickens an die Seite, läßt ihn seine Romangestalten aus der Welt der Elenden und Ausgestoßenen nehmen und sein Ideal trotz aller realistischen Neigungen in der klassischen Welt der Griechen suchen. Solche Urteile sind, wenn nicht falsch, so doch nur teilweise und bedingt richtig. Kellner, der Grissing in seiner »Englischen Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria« als einem Romancier der Bohême ein knappes Kapitel widmet, um dieses in der zweiten, angeblich wesentlich veränderten Auflage (Die englische Literatur der neuesten Zeit) leider ganz auszumerzen, anstatt es zu erweitern und zu revidieren, erkennt in ihm einen Geistesverwandten von Stendhal, Flaubert, Thackeray, nennt ihn einen zurückhaltenden, aber sicher verbitterten Schilderer der Frauenseele, weiß von seinem Stile nicht mehr zu sagen, als daß seine Vorliebe für Latinismen zu seiner sonstigen Modernität im Widerspruch steht. Im übrigen ist Kellners kurze Würdigung nicht unzutreffend. Selbst bei Abel Chevalley (Le roman anglais de notre temps; Humphrey Milford, London 1921), einem der besten Kenner des modernen englischen Romans, findet man Sätze, die nur halbe Wahrheiten enthalten: Il récuse également la science et la religion, Il fut le bohême par nécessité, Il ignorait la femme, Il n'a ni grâce, ni couleur, ni sentiment, ni humour, Il a fort bien compris et commenté Dickens, qui procédait tout autrement.

Daß es nicht angängig ist, Gissing als bloßen Pessimisten und Realisten abzutun, lehren schon die ersten über ihn er-

schienenen Studien. Thomas Seccombe (Einleitung zur Ausgabe von The House of Cobwebs, 1906, und Dictionary of National Biography, supp. 2, vol. II) sagt u. a: "Intellectually his own life was, and continued to the last to be, romantic to an extent that few lives are. Pessimistic he may at times appear, but this is almost entirely on the surface. For he was never in the least blasé or ennuyé. He had the pathetic treasure of the humble and downcast and unkindly treated-unquenchable hope." Austin Harrison (The Nineteenth Century, September 1906) sagt u. a.: "By nature he was made for the life of tranquillity and meditation, for cultured leisure and repose . . . In other circumstances he might have been a university don, a famous scholar, have amassed learning and fame . . . A library was to him a garden of roses; he loved books as women love flowers — emotionally, instinctively. He had a Grecian love for all beauty." Beide Gewährsmänner bestätigen, daß G. nach 1882 zwar nie reich, aber auch nie in wirklicher Not war. Aus der ständigen Übertreibung seiner prekären persönlichen Verhältnisse bildete sich eine Art Gissing-Legende, welche May Yates mit Erfolg diskreditiert.

Zunächst versucht sie, uns einen klaren Begriff von seiner Persönlichkeit und seinem Wesen zu vermitteln unter Bezugnahme auf vorliegende Kritiken, seine stark autobiographischen Romane und die Zeugnisse seiner Freunde. So ergibt sich ein überraschend neues Gesamtbild: Gissing ist ebensowenig wie die Charaktere, die er nach seinem eigenen Bilde zeichnete, anormal; es sind keine Charaktere von universellem Interesse, doch Typen der modernen Zivilisation. Sie spiegeln alle etwas wider von seinem inneren Zwiespalt und seinen geistigen Kämpfen. Dieser Verächter der bürgerlichen Berufe hatte die Qualitäten zu einem guten Lehrer in sich, wie er als Erzieher von Harrisons Söhnen bewies. Er schrieb zwar, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, aber er war ein viel zu gewissenhafter Schriftsteller, um sich der Tagesschriftstellerei zu ergeben; er war ein zu großer Verehrer der Klassiker, um aus der Literatur nur ein Gewerbe zu machen. Die Liebe zum klassischen Altertum durchdringt alle seine Werke, doch verdankt er Italien mehr als Griechenland. Er glaubte an die Aristokratie, hatte eine instinktive Abneigung gegen alle Demokratie. Er war auch Idealist genug, um an Bildung und Erziehung zu glauben, ohne jedoch die Halbbildung der ärmeren Klassen zu befürworten. Er verachtete die Politik, mißtraute der

Presse, haßte die moderne Zivilisation und den Industrialismus mit dem Krieg als seiner logischen Folge. Dieser Haß entsprang seinem stetigen Verlangen nach Ruhe und Frieden, nach einem Dasein in angulo cum libro. Doch war er nicht so einsam, wie man es nicht selten dargestellt hat; in den 80er und 90er Jahren muß er viele Freunde und Bekannte in der literarischen Welt gehabt haben. Er lehnte nicht die Religion an sich ab, wohl aber jede Konfession. Er, der sonst so Aufrichtige und Ehrliche, ist hier merkwürdig zurückhaltend. Es ist ihm gewiß, daß das Weltall einen, wenn auch nie erforschten Sinn und Zweck haben muß, und er vermag über der Schönheit der Natur die Häßlichkeit des irdischen Daseins zu vergessen. Sein bester Freund müht sich, sein Andenken von dem Verdacht zu reinigen, daß er als Christ gestorben sei.

Was May Yates im zweiten Kapitel "The setting of the novels" bringt, ist nicht alles neu, aber vieles ist doch in eine neue Beleuchtung gerückt: Von Gissings 22 Romanen haben 21 London zum Hintergrund. Sein Milieu ist fast stets eine Welt öder, endloser Straßen, schmutziger, düsterer Häuser ohne Baum und Strauch und Blume. Er schildert es mit rücksichtsloser Treue und doch mit einer gewissen Zurückhaltung und Abneigung, so daß man ihn mit den Realisten des Festlandes nicht in eine Reihe stellen darf. Seine Haltung ist eine merkwürdige Mischung von Mitleid und Verachtung. Er scheut zurück vor der Berührung mit dem Häßlichen. Einer leidenschaftlichen Aufforderung zur Rebellion wie Shelley in seinem Song to the Men of England ist er unfähig. Dickens sah freundliche, ausgleichende Züge in der Häßlichkeit, G. nicht, er macht keine Konzessionen. London war für ihn nie ein idealer Aufenthaltsort. Als er nach 1890 in Devonshire und Südfrankreich weilen konnte, beschreibt er die Hauptstadt mit einem leichten ironischen Humor, der weit abliegt von der ernsten Aufrichtigkeit seiner früheren Werke. Und seine späteren Werke sind reizvoll durch manche schöne Naturschilderung, obwohl er, wie Johnson zu Unrecht von Milton sagte, "saw nature through the spectacles of books"; diese Bücher waren die Klassiker und die Prosaiker des 17. Jahrhunderts. Besonders nach seiner ersten italienischen Reise schien in ihm die Freude an der Schönheit der Natur wieder zu erwachen; aber mit den Erinnerungen an Italien schwand auch sein Schönheits- und Farbensinn. Das Bewußtsein der Einheit von Natur und Mensch, wie es Wordsworth erfüllt, fehlte Gissing.

Im dritten Kapitel "Characterization" behandelt May Yates Gissings eigentliches Gebiet, das Seelenleben des jungen begabten Mannes seiner Zeit, to whom intellectual and emotional aspiration is at once the safeguard of morality and the substitute for religion, oder, wie Kellner es ausdrückt, in dem sich Plebejer und Aristokrat so unglücklich mischen. Seine Helden, "well-educated, fairly-bred, but without money" kämpfen den alten Kampf zwischen Temperament, Vererbung und Umgebung. Gissings Auffassung von der Tragödie des unter einer mächtigen Schicksalshand stehenden Lebens ist in weitgehendem Maße beeinflußt durch sein Studium der griechischen Literatur. Sie mag etwas Krankhaftes an sich haben, aber sie repräsentiert nicht seine ganze Philosophie, obwohl sie eine ständig wiederkehrende Stimmung ist. Die Armut, der gegenüber seine Charaktere sich passiv verhalten, ist ihm die Wurzel aller sozialen Übel. Die Tragik dieser Charaktere liegt nicht darin, that they are frustrated and die, but that they are frustrated and live. Mit dem Studium der Vererbung hat Gissing sich intensiv befaßt, und kaum ein moderner Autor hat seine Charaktere so exakt aus Herkunft und Verwandtschaft zu deuten gesucht. Den Frauen gegenüber sind alle seine Helden Idealisten. Er macht einen schweren Fehler; sein Idealismus mag nicht zugeben, daß in den Frauen Eigenschaften und Triebe sich so mischen wie in den Männern. Manche Frauen, wie Maud Enderby in "The Unclassed" und Emily Hood in "A Life's Morning", sind zu gut, um wahr zu sein. Doch gelingen ihm mitunter kompliziertere Frauencharaktere, wie Marion Yule in "New Grub Street" und Beatrice Redwing in "A Life's Morning". Von den wenigen reiferen Frauengestalten sind einige, wie "The Odd Women" und Richard Mutimers Mutter in "Demos" gut gezeichnet, andere, wie Mrs. Ormonde in "Thyrza" und Mrs. Lessingham in "The Emancipated", ganz mißlungen.

Am größten scheint mir May Yates' eigene geistige Ausbeute in dem letzten Abschnitt über "G. G. as a Man of Letters" zu sein. Gissing näherte sich dem Studium der Menschen vom literarischen Standpunkte aus. Er kannte wenige Typen des Volkes genau, seine tatsächliche Kenntnis der Welt war beschränkt, die Lektüre bot ihm dafür in gewissem Grade Ersatz. Manchmal ist er recht glücklich darin, durch eine literarische Anspielung ein Seitenlicht auf einen Charakter zu werfen. Aus seinen Werken und den Schriften über ihn kann man auf den Bereich seiner

eigenen Lektüre schließen. Shakespeare und England sind ihm eins. Mit Shelley fühlt er "the burthen of the curse of Babel". Er schätzt Tennysons Sprachmelodie. Browning findet gelegentlich Echo in seinen Romanen. Überraschend ist seine Bewunderung für den ihm so ganz und gar entgegengesetzten Walt Whitman. Kiplings Kraft anerkennt er nur widerstrebend. Die Meister des 17. Jahrhunderts, Gibbon, Landor, Carlyle, scheinen ihn besonders angezogen zu haben. Die frühe Lektüre Carlyles bestärkte ihn in seiner Abneigung gegen die Wissenschaft. Er wollte eine Comédie humaine schreiben, doch fehlte ihm die schöpferische Energie Balzacs. Näher im Temperament steht ihm Daudet. Gleich Zola und anderen Naturalisten verdankte er Schopenhauer viel. Er war einer der ersten englischen Romanciers, der Interesse für die russische Literatur hatte, besonders für Turgenjew und Dostojewski, deren Einfluß bei ihm nachweisbar ist. Mit Dickens hat er sich eingehend beschäftigt, wie seine "Critical Study of Charles Dickens" (1898) zeigt; doch isoliert er sein Thema zu peinlich für seine kritische Untersuchung; die Persönlichkeit Dickens' tritt viel zu sehr zurück. Diese kritische Arbeit schien ihm selbst nicht zu liegen; in einem Briefe an Wells bekennt er, daß der Stoff ihm eigentlich fremd sei.

Schätzenswert ist — last not least — die philologische Kleinarbeit, welche die Verf. in ihrer Schlußuntersuchung über Gissings Stil, besonders durch die Fülle der Belege, geleistet hat. Eine Eigentümlichkeit seiner Schreibweise ist, wie Kellner richtig bemerkt, seine Vorliebe für Latinismen. Aber es ist nicht die einzige. Man findet bei Gissing sogar altenglische Ableitungen. Der modernen Wissenschaft verdankt sein Stil nichts, auch in der Beziehung ist er ganz und gar nicht modern. Er hat eine seltsame Neigung zu Negationen, als ob er seiner selbst nicht sicher wäre und die Kritik von vornherein entwaffnen wollte. Seine häufigen gedrängten antithetischen Wendungen in seinen frühen Werken verraten Gibbons Einfluß. Seine späteren Bücher sind eher charakteristisch durch schneidende Epigramme. Wohl eignet ihm ein Humor, aber nur ein Humor der Worte, nicht der Situationen. Dieser Verbalhumor äußert sich besonders in der Personennamengebung. Der bemerkenswerteste Einfluß auf die Formung seiner Diktion ging aus von der Prosa des 17. Jahrhunderts mit ihren klangvollen Perioden. Sein besonderes Verdienst um die moderne Prosa besteht in seiner gewählten, gefeilten Ausdrucksweise, durch

die er freilich den Kreis seines Publikums erheblich einschränkte. Einen eigenen Reiz bieten seine immer wiederkehrenden literarischen und historischen Anspielungen. Die Autoren, die er als Vertreter des klassischen Ideals der Klarheit und Selbstbeschränkung bevorzugt, bewegen sich alle in der klassischen Tradition.

Bochum. Karl Arns.

Karl Arns, *Jüngstes England.* Anthologie und Einführung. Verlag E. Kuner, Leipzig 1925.

Karl Arns, der gründliche Kenner des modernen englischen Schrifttums, durch zahlreiche Aufsätze und Referate in den verschiedensten Fachzeitungen allen Anglisten wohlbekannt, wendet sich diesmal mit einem kühnen Versuche an das breite, deutsche Publikum; sein vorliegendes Buch will keine »philologische« Arbeit sein, es »möchte nur den deutschen Literaturfreund mit den modernen Strömungen des englischen Schrifttums bekannt machen, daraus ein Bild des neuen Englands vor seinen Augen erstehen lassen und ihn, wenn auch auf dem Umwege über die Übersetzung, an die Quellen selbst heranführen«. Auf den Vorarbeiten Schirmers fußend, gibt A. im 1. Kapitel, der »große Roman« betitelt, kurze, scharfgezeichnete Charakteristiken von Bennett, Conrad, Galsworthy und Wells; dann folgt ein Abschnitt »Der Roman der Jüngsten«, der an der Hand der repräsentativen Vertreter der »Moderne« die Tendenzen der Auflehnung gegen Tradition, der Abkehr vom Realismus, der Entfesselung der Erotik erkennen läßt. Manche, für das englische Geistesleben von heute kennzeichnende Schriftsteller wie J. Joyce, I. F. Powys, A. Huxley, Lord Dunsany und Clemence Dane werden hier wohl zum ersten Male einem breiteren Leserkreise dargeboten. Die nächsten Kapitel, »Drama« und »Lyrik«, sind wohl, von wenigen großen Namen abgesehen, völliges Neuland für den gewöhnlichen Leser, und es ist zu erwarten, daß die flott und fesselnd geschriebenen Analysen und die anschließenden Textproben eine nicht zu unterschätzende Werbekraft ausüben werden. Der Vollständigkeit halber fügt der gewissenhafte Verfasser noch zwei nach Irland übergreifende Kapitel an (»Die Iren.« W. B. Yeats«). Wie schon erwähnt, versteht es A., das in der Einführung über jeden Dichter Gesagte durch geschickt gewählte, anziehende und meist ganz kurze Übersetzungsproben zu erhärten. Einwände gegen die Wahl einzelner Schriftsteller zu erheben oder Vorschläge zur Aufnahme anderer zu

machen, wäre wohl ein Unrecht gegen den Verfasser, dem eine ungewöhnliche Fachkenntnis gewiß das Recht selbständiger Auslese verleiht; auch seine kritische Einstellung kann man, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, als richtig und glücklich formuliert bezeichnen. Arns hat mit diesem Buche eine mühevolle, aber um so dankenswertere Arbeit geleistet: Das deutsche Lesepublikum besitzt nunmehr ein Buch, das ihm hilft, den reichen Garten englischer Dichtung unter verläßlicher Führung zu durchwandern und längst überlebte Ansichten über geistige Strömungen im heutigen England zu korrigieren. So könnte das Werk, dem eine weite Verbreitung sicher scheint, auch in politischem Sinne Gutes stiften. Jedenfalls aber gehört Arns' »Jüngstes England« auf den Tisch eines jeden Studenten (mit Einschluß der obersten Mittelschulklassen), sowie in jede öffentliche Bücherei. Und es wird wohl auch keinen Fachmann geben, der diese englische Literatur der Gegenwart ohne reiche Belehrung aus der Hand legte.

Prag. E. Rosenbach.

Karl Arns, *Gilbert Keith Chesterton.* (Dichter des Auslandes, hrsg. v. A. F. Binz.) Wolfram-Verlag, Dortmund u. Würzburg 1925. 89 S.

Die Bücherreihe *Dichter des Auslandes*, als deren erstes Heft mir *G. K. Chesterton* von Karl Arns vorliegt, will informieren und anregen. Und zwar wird ein Bild des betreffenden Autors gegeben, indem nach einer orientierenden Einleitung Auszüge aus seinen Werken in deutscher Übertragung abgedruckt sind; z. B. in dem Chesterton-Bändchen 20 Seiten Einleitung und 60 Seiten Auszüge aus drei verschiedenen Werken, die, nach Stichproben zu urteilen, zuverlässig und geschickt übertragen sind. Es liegt im Charakter solcher Anthologien, daß sie bis zu einem gewissen Grade subjektiv bleiben müssen und stets diesen oder jenen Angriffspunkt bieten, immerhin kommen die in der Einführung hervorgehobenen Züge alle gut zur Veranschaulichung, und wenn durch diese Proben des Lesers Interesse für das Studium weiterer Werke des betreffenden Autors geweckt wird, um so besser.

Bonn. Walter F. Schirmer.

E. F. Benson, *David of King's.* Tauchnitz Edition, vol. 4658. Leipzig.

Eine Geschichte aus dem Studententum der Universität Cambridge, die manches ergötzliche und reizvolle Schlaglicht auf das Leben im College wirft, die aber nirgends eine besondere Höhe erreicht. Freilich bleibt sie wertvoll wegen ihrer feinen Schilderung der Zustände und der scharfen Zeichnung der Charaktere. Gut gefallen hat mir die Gleichung Baudelaire = Bawdy Laire.

Bochum. F. Asanger.

Rose Macaulay, *Orphan Island.* Tauchnitz Edition, vol. 4670. Leipzig 1925. 309 S. Pr. geh. M. 1,60; geb. i. L. M. 2,20.

Rose Macaulay war bis jetzt in der Tauchnitz Edition nur durch einen Band[1]) vertreten, der ihr bedeutendes Talent auch den deutschen Lesern offenbarte. Den Inhalt und die Charakteristik des vorliegenden Bandes gibt 'Truth' kurz mit folgenden Worten:

In 1855 Miss Charlotte Smith was escorting forty orphans to San Francisco when the ship was wrecked, and the survivors landed on a desert island, where they remained unvisited for some seventy years. An opportunity for the exercise of Miss Macaulay's satiric wit, which she turns to full, and simply delicious, account.

Rose Macaulays Neigung zur satirischen Betrachtung politischer und gesellschaftlicher Einrichtungen kommt hier zum schönsten Ausdruck. Beschreibt sie die Schönheiten der einsamen Insel in der Südsee und die Findigkeit der Verschlagenen in der Verwendung aller Erzeugnisse für ihren Lebensunterhalt, ja selbst für die Befriedigung ihrer Genußsucht in bezug auf Tabak und alkoholische Getränke, so glaubt man ein Kapitel aus Captain Marryats *Masterman Ready* zu lesen; behandelt sie die gesellschaftlichen Zustände — die 40 Waisenkinder unter der Führung von Miss Smith, die den ebenfalls geretteten Arzt Dr. O'Malley heiratet, natürlich faute de mieux[2]), haben sich in 70 Jahren auf über 1000 Seelen vermehrt —, so drängt sich sofort ein Vergleich mit Jonathan Swifts *Gullivers Travels* auf. Mrs. Smith, wie sie sich nennen läßt, nicht Mrs. O'Malley, ist eine Karikatur der Königin Victoria. Sie wohnt in ihrem Landhaus Balmoral, wird von ihren Untertanen als Herrscherin mit der Nationalhymne 'God save our gracious queen' begrüßt, spricht von sich selbst mit 'we', ihre Kinder bilden die vornehme Kaste Smith, nicht O'Malley. Der Doktor O'Malley spielt die Rolle des 'Prince Consort'. Er erfindet immer neue alkoholische Getränke, die seine Frau bis zur Bewußtlosigkeit vertilgt. In ähnlicher Weise geht die Verfasserin mit den politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen zu Gericht, mit dem Parlament[3]), der Kirche, der Presse, der Rechtspflege

---

[1]) *Told by an Idiot.* 1 vol. 4628. 1924.

[2]) Er ist Ire von Geburt, Papist von Erziehung, Atheist von Temperament.

[3]) Rose Macaulays Ansicht über die Zusammensetzung des Parlaments mögen folgende Worte charakterisieren: 'Members of parliament are nearly always stupid people, and that's why people elect them'.

und dem Gefängniswesen — es gibt auch 'convicts' — und last not least mit der auf der Insel herrschenden Richtung in Kunst und Wissenschaft. In dieses Staatswesen kommt nun nach 70 Jahren Mr. Thinkwell, lecturer in sociology in Cambridge, mit seinen Söhnen und seiner Tochter, sowie mit Captain Paul, dem Führer der Rettungsexpedition, und dem Kaufmann Mr. Merton. Da die Sträflinge mit dem gecharterten Schooner entfliehen, so bleiben auch diese auf der einsamen Insel zurück und müssen sich den dort herrschenden Zuständen anpassen.

Die Darstellung ist glänzend, der Inhalt stets anziehend durch die bald offene, bald versteckte, aber immer geistreiche und beißende Satire. Der aufmerksame Leser wird überall den Einfluß von Darwins Entwicklungslehre und Spencers Soziologie bemerken.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

A. E. Morgan, *Tendencies of Modern English Drama.* Constable & Co., London, 1924.

In den letzten Jahren ist das Interesse für das neu erwachsene englische Drama auch in Deutschland sehr gestiegen. B. Fehr hat in seiner »Englischen Literatur des 19.—20. Jahrhunderts« dem englischen Drama seit 1880 und dem Drama der keltischen Renaissance eigene Kapitel gewidmet [1]). Dies ausgezeichnete Buch will, wie der Titel besagt, keine Geschichte des modernen englischen Dramas geben, sondern nur die Richtung aufzeigen, in der sich das Drama in den letzten 50 Jahren bewegt hat. Aus diesem Grunde sind viele Namen, die sonst erscheinen müßten, ausgelassen worden. Aber gerade die Auswahl ermöglicht es dem Verfasser, scharf die Hauptvertreter herauszuarbeiten, und mit Recht sagt er, daß auch die oberflächlichste Betrachtung und Aussonderung eine Kritik der Leistung des einzelnen bedeutet. Unter »modernem« Drama will Verf. »qualitativ«, nicht »chronologisch« moderne Dramen verstehen [2]), denn auch heute noch werden viktorianische Stücke verfaßt. In kurzen Überblicken behandelt er nun die Viktorianer (D. Jerrold, D. Boucicault, eingehender Robertson und Grundy), um dann, an der Schwelle der Neuzeit, H. A. Jones und Pinero zu würdigen. Scharf wird die Stellung von *Saints and Sinners* 1884 von Jones hervorgehoben, das, wenn auch kein großes Werk, doch dem ernsten zeitgenössischen Drama die Wege wies, weil es das englische Leben ernsthaft behandelt; er war der erste, der sein Stück veröffentlichte, um eine weitere Wirkung auszuüben, und

---

[1]) Ich verweise auch auf die verschiedenen Besprechungen dramatischer Werke und Literatur durch Karl Arns in Bd. 58 und 59 der »Englischen Studien« und auf sein »Jüngstes England« p. 145—181.

[2]) M. E. leiden an einer gewissen Verkennung dieses Unterschiedes die erwähnten Betrachtungen von K. Arns.

es mit einer Vorrede versah. Auch insofern ist er ein Vorläufer Shaws, als er den Puritanismus der englischen Mittelklasse angreift. Der Einfluß Ibsens wird in den 90er Jahren bemerkbar. Pinero führt das Drama weiter zum Realismus, aber er steckt noch zu sehr in der Bühnentradition.

Drei Sonderkapitel werden sodann Shaw, seiner Bedeutung für das Drama entsprechend, gewidmet: "Shaw the Iconoclast — Dramatic Iconoclast, Social Iconoclast, Shaw the Philosopher". In klarer, überzeugender Weise entwirft der Verf. ein Bild von der vielseitigen Tätigkeit Shaws. Shaw führt das Werk der Pioniere Jones und Pinero weiter. Eine Konvention nach der anderen fällt; die Heldin des viktorianischen Dramas verschwindet, die neue Frau erscheint. In den frühen Dramen hat er schon die neue Einstellung der Frau zur Liebe gezeigt, daß sie keines Mannes Eigentum sein will und sich ihr Recht wahrt, ein Wort mitzusprechen bei der Auswahl des Gatten. In den späteren Dramen erscheint die Frau als die Werbende; es ist nicht die Liebe, sondern der Instinkt dessen, was Shaw 'The Life Force' nennt, was sie antreibt und unwiderstehlich macht. Auch die Frau nach der Werbung, in der Ehe, zeigt neue Züge. Shaw stürzt auch den Kriegshelden von seinem Thron und macht den traditionellen Iren auf der Bühne unmöglich. Seine Stücke sind so reine "plays of ideas". Aber nicht nur gegen die althergebrachten Konventionen der Bühne läuft Shaw Sturm, auch gegen die hergebrachte Lebensauffassung und die sozialen Zustände des Landes, gegen den Militarismus, gegen die Schulmedizin und zeitgenössische Politik, gegen die Ehe als Institution. Verf. zeigt, wie das Ideal der Freiheit die Quelle für viele der von Shaw vertretenen Ansichten ist; jedermann soll das Recht haben, das für ihn eine Notwendigkeit bedeutet, sich im Rahmen seiner Persönlichkeit frei auszudrücken und zu entwickeln. Dieselbe Idee liegt bei W. Whitman, Ibsen und Nietzsche zugrunde, auch bei H. Spencer; sie ist auch eine Seite der Lehre Shaws des Sozialisten, als der er einen Kreuzzug führt gegen die Tyrannei des häuslichen Herdes. So führt er auch die Liga der Jugend gegen die Herrschaft des Familienkonservativismus. Er zeigt, wie unmöglich eine völlige Verständigung zwischen verschiedenen Generationen ist. Shaw ist in erster Linie Rationalist. Jede Wertung, Anschauung, Konvention untersucht er kritisch von neuem und versucht damit, die Menschen zu veranlassen, ihrerseits die Probleme noch einmal durchzudenken. Shaw hat einen unbegrenzten Glauben an die Heilkraft der Wahrheit, daher streift er unbarmherzig alle Konventionen und jede Sentimentalität ab. Sein Mitleid mit dem Kranken und sein Optimismus ist gleich groß. Sein tiefes Gefühl verbirgt sich hinter dem Lachen. Verf. zeigt, daß Shaw nicht nur "iconoclast" ist, nicht nur niederreißt, sondern auch aufbaut. Er hat eine sehr reale positive Philosophie. Man vergleiche dazu das frühe Stück *Man and Superman* und neuerdings *Back to Methusaleh*, in dem er seine gereifte Überzeugung niedergelegt hat. Shaw glaubt mit Lamarck, Schopenhauer, Nietzsche und Butler, daß der Wille und nicht die natürliche Auslese Veränderungen in der Entwicklung hervorbringt. Und wenn der menschliche Wille das bewegende Element ist, so muß er auch die augenblickliche Lebensdauer sich selber festgesetzt haben. Sobald der Mensch aber

sich von der Notwendigkeit überzeugt hat, sein Leben zu verlängern, und den Willen hat, es zu tun, geschieht es auch.

Shaw hat sich bereits in den 90er Jahren, als die allgemeine Auffassung die von der »Kunst um der Kunst willen« war, mutig als didaktischer Dramatiker bekannt und es ausgesprochen, daß er für diese »Kunst« keinen einzigen Satz schreiben würde. Aber das bringt gleichfalls die Gefahr mit sich, daß die behandelten Fragen und die Stücke im Laufe der Zeit veralten. Und da der Verf. durchweg große Maßstäbe an seine Autoren legt, kommt er konsequent dazu, darauf hinzuweisen, daß Shaw »möglicherweise in 300 Jahren nur noch den gelehrten Soziologen und Altertumsforschern verständlich sein wird«, eine Auffassung, der man trotz der heutigen Einstellung der zeitgenössischen Kritik die Berechtigung nicht versagen kann. Shaw erhebt sich nur an so wenigen Stellen ins absolut Große und Zeitlose der Kunst, daß ich glaube, man wird selbst um dieser Stellen willen in einer späteren Zeit viele seiner Dramen kaum wieder ausgraben.

Zwei weitere Kapitel folgen über Granville Barker und Hankin. Auch in Barkers Stücken beherrscht die Idee mehr und mehr die Handlung. Die Didaktik wird geschickt durch die didaktischen, redenden Charaktere verhüllt. *The Voysey Inheritance* erreicht einen hohen Grad des Realismus (so und nicht "Voisey" wie bei Fehr [1]) zu schreiben, wo der Inhalt des Stückes, nicht ganz nachfühlend, gegeben wird). Es ist ein »Drama der Gefangenschaft« wie auch *Madras House*. Barkers Stellung im Drama ist aber wichtig genug. Er hat die realistische Methode verfeinert. (Shaw hatte ja auch das Unechte angegriffen, aber seine Kunst kann nicht realistisch genannt werden.) Besonders fein ist seine Kunst der Exposition. Wichtig ist auch die Stellung von St. John Hankin, dessen Kunst aber Leidenschaft und Gefühl fremd sind. Es sind bittere und herbe Stücke; Hankin verschmäht (nach Shaw) sogar in der Komödie den sentimentalen Schluß. *The Cassilis Engagement* (1907) ist das bitterste seiner Stücke. Aus gewissen Äußerungen ist zu schließen, daß er andere Bahnen eingeschlagen hätte, wenn er länger gelebt hätte, aber so sind seine Charaktere nur skizziert und haben kein Lebensblut.

Als charakteristische Eigenschaft Galsworthys [2]) wird der Realismus des Details aufgezeigt; die größte Gefahr für seinen Realismus liegt in seiner didaktischen Tendenz, der er aber geschickt auszuweichen versteht. Er ist überall Anwalt der Reform. Seine Charaktere sind wirkliche Menschen, keine redenden Puppen, wie etwa in *Man and Superman*, aber seine Stücke sind häufig Predigten. Die Gefahr seiner Methode liegt darin, daß er geneigt ist, vom Besonderen auf das Allgemeine zu

---

[1]) Übrigens ist bei Fehr S. 497 auch "Keegan" zu lesen statt "Kerigan". K. Arns, Engl. Stud. 59, 1. Heft, p. 115 schreibt "Voysee" statt "Voysey".

[2]) Es wären an neueren Stücken noch verschiedene nachzutragen; da sie anderweitig gegeben werden, erwähne ich nur das letzte *The Show*. Auch was ich hier an Literatur usw. gelegentlich nachtrage, ist nur das, was m. E. noch nicht gebucht ist.

schließen. Aber bei aller Didaktik bemüht er sich, unparteiisch zu sein. In den früheren Stücken war klar ersichtlich, wo er hinaus wollte; neuerdings (*The Skin Game; Loyalties*) wird die Wagschale so genau im Gleichgewicht gehalten, daß das Stück unbefriedigend mit einem Fragezeichen endigt. Auch bei Galsworthy legt Verf. wieder große Maßstäbe an, um seine Stellung als Dramatiker richtig zu bestimmen; seine Kunst leidet darunter, daß seine Helden zu oft kleine Menschen sind, wie der unglückliche Falder. Seine höchste Kunst zeigt er sicher in *Strife*. Er ist wie wenige vertraut mit der Bühne und ihren Erfordernissen. Seine Stücke sind immer gut, und seine künstlerischen Ideale stehen immer auf einem hohen Niveau. Wenn er sich einmal von den Problemen der kleinen Leute losreißen kann und sich auf das Rein-Menschliche konzentriert, kann er wohl noch einmal ein großes Drama schaffen.

In einem weiteren Kapitel: "The Drama of Revolt" werden Stanley Houghton, Elizabeth Baker und Githa Sowerby behandelt. Houghton ist 1913 viel zu früh verstorben. *Hindle Wakes* schildert wieder den Konflikt zwischen Vater und Sohn, hinein spielt die Frauenfrage. Wir spüren darin eine echt menschliche Krisis; es sind keine Puppen, sondern lebende Menschen, die wir sehen. E. Baker schildert in *Chains* das Leben in einem Londoner Vorort, alles ist realistisch zum Extrem geschildert. Ihre Stücke können in der Entwicklung des Dramas die Grenzen des reinen Realismus zeigen. G. Sowerbys (Mrs. John Kendall) *Rutherford & Son*[1]) ist ein beachtenswertes Stück, das übrigens auch in fast alle europäischen Sprachen übersetzt ist, wieder mit dem Thema des Konflikts zwischen Vater und Sohn. Es ist vielleicht das beste der in diesem Kapitel behandelten Dramen. Es erhebt sich über die Gewöhnlichkeiten des Lebens.

In drei Kapiteln behandelt Verf. sodann die Iren ("Pioneers": Yeats, Martyn, Gregory; dann Column und Robinson, Murray und Ervine). Ein Sonderkapitel wird Synge gewidmet. Das Streben von Yeats geht nach Schönheit. Sein erstes und wohl größtes Stück ist *The Countess Cathleen*. Daneben ist sein Leitmotiv Nationalismus. Der Lyriker Yeats ist aber wohl bedeutender. Edward Martyn hat neben nationalistischen Einflüssen auch solche Ibsens aufzuweisen. "The Heather Field" wird ein wichtiges Drama bleiben. Sein Anteil an der Entwicklung war, daß er dem irischen Drama den Weg zur Poesie wies, wenn er auch in seinen späteren Stücken sich immer mehr dem Realismus zuwandte. Lady Gregorys Bedeutung in der Geschichte der irischen Renaissance wird immer anerkannt werden. Ihre Stärke im Drama selbst liegt in der Komödie, wenn sie auch keine hohe Stellung einnehmen wird[2]). In Padraic Columns Werk finden wir neben dem Streben nach Poesie

---

[1]) Übrigens nicht »das einzige Stück, das sie geschrieben«, wie Fehr sagt S. 478. Morgan zählt in der "List of Plays" noch 4 weitere auf.

[2]) A. E. Malone hat zuletzt im Aprilheft der Yale Review 1925 über sie gehandelt und, mit etwas anderer Einschätzung als Verf., 7 von ihren 28 Stücken dauernden Wert zugesprochen; übrigens schreibt K. Arns ihr (ESt. 59, 1, S. 121) die "Ridres to the Sea" zu!

auch realistische Elemente. *The Fiddler's House* nähert sich aber fast Synge in seinen dichterischen Qualitäten. Er hat eine feine Kunst des Porträtierens. Lennox Robinson folgt Synge und Column in der Behandlung des Lebens der irischen Bauern. Er hat aber seit 1915 eine neue Schaffensperiode begonnen mit *The Dreamers*, einem historischen Drama (Robert Emmets Aufstand behandelnd), und in den späteren Dramen, z. B. *The Whiteheaded Boy*, wendet er sich mit großem Erfolg der Komödie zu [1]). T. C. Murray ist der schärfste Realist der irischen Schule. Nach dem Vorgang von Synge schildert er den südirischen Bauern mit einer Wahrheitstreue, die an Brutalität grenzt. *Birthright* und *Maurice Harte* gebührt ein hervorragender Platz im irischen Drama; das erstere ist eine Tragödie heftigster Leidenschaft. Der Charakter der Mutter ist besonders groß. *Maurice Harte* baut sich auch auf dem Thema »Mutter und Sohn« auf, zeigt aber nicht dieselbe Geschlossenheit, wenn es auch logischer angeordnet ist. St. John Ervine ist ein Beispiel dafür, wie sich das englische und irische Drama gegenseitig beeinflussen. Außerdem spiegelt es das Leben von Ulster wider. *Mixed Marriage* ist eine echte Tragödie. Aber in *Jane Clegg* verläßt er die irische Tradition und erinnert an E. Baker. In *John Ferguson* kehrt er zum Ulsterthema zurück. Der Charakter des Helden ist so groß angelegt, daß die Kritik schweigen muß. Im "Ship" 1922 ist er wieder bei einem Ideendrama. Die Konflikte von Houghton und Miss Sowerby nehmen moderne Gestalt an, es ist eine Empörung gegen das Maschinenzeitalter, aber nicht in viktorianischem Sinne, sondern in der Befürchtung, daß die Zivilisation ihren eigenen Herrn vernichten könnte. Zuletzt (1925) hat er ein schwächeres Stück geschrieben, *Anthony and Anna*, a Comedy (Allan Unwin). Synge wird ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch hier bleibt der Verf. seinem Prinzip treu, große Maßstäbe anzulegen, und man muß ihm auch hier wieder beipflichten, wenn er mit Hilfe dieser Maßstäbe findet, daß wir es mit einem ganz großen Dramatiker zu tun haben, daß wir selbst bei dem Wenigen, das er geschrieben, ihm eine Stelle gleich nach Shakespeare anweisen müssen. Er hebt sich aus der ganzen zeitgenössischen dramatischen Produktion durch das vollkommene Fehlen jeglicher Didaktik hervor und glaubt an die Methode Shakespeares. Wir können nur annähernd ahnen, was die Welt durch seinen frühen Tod verloren hat. Voll Phantasie und tiefen Mitgefühls für das Menschenschicksal und voll von Liebe zur Schönheit gelang es ihm, seine Vision vom Leben in schöne und ausgeglichene Form zu bringen [2]).

---

[1]) Neuerdings wandelt er mit *The White Blackbird* wieder auf den Spuren Ibsens und schildert den Konflikt zwischen Mutter und Sohn.

[2]) Über die irische Entwicklung neuerdings Yeats: "The Irish Dramatic Movement" (a lecture). The Cuala Press, Dublin 1925. Vgl. auch Bryan Cooper "The Drama in Ireland" in Manch. G. Commercial Beilage "Irland" Heft 3 p. 40 und "Litérature Irlandaise Contemporaine" par Simone Téry (E. Flammarion), Paris 1925, die auch im Februarheft 1925 der Revue Anglo-Américaine eine feine Skizze "J. M. Synge et son œuvre" veröffentlicht hat.

In abschließenden Sonderkapiteln werden zuletzt Barrie, Masefield und Drinkwater behandelt. Das Kapitel Barrie trägt den Titel "Fairy Tales". Aus der Empfindung heraus, daß man dem Publikum im Theater etwas bieten müsse, um das Leben zu vergessen, entstand das Märchendrama. Leider gibt es hier sehr viel Unechtes. Das echte Märchen erhebt sich weit über das wirkliche Leben, aber verliert nie die Berührung mit den Tatsachen und erhebt die Wahrheit in eine höhere Atmosphäre. Sir James Barrie ist der hauptsächliche Vertreter des Märchendramas. Dann ist er der Verfasser von sentimentalen Komödien. Wenig Sentimentales findet sich aber z. B. in dem ausgezeichneten *Admirable Crichton* [kraitn], das einen Unterton von Ernst hat, der es von reiner Komödie scheidet. Er hat seine ungeheure Popularität gewonnen, weil er sich an den normalen Menschen wendet; er verlangt weder vom Geist noch vom Gefühl zu viel. In *Dear Brutus* wird das Übernatürliche besonders verwertet, ebenso in *Mary Rose,* einer kühnen Schöpfung, in der die Grenzen der Zeit verwischt werden. Der Krieg scheint überhaupt den Realismus schwer getroffen zu haben. Selbst Pinero nähert sich der neuen Richtung in *The Enchanted Cottage* (1922). Die Phantasie kommt wieder zu ihrem Recht; eine Abkehr vom Realismus ist sichtbar, wenn auch Galsworthy und neuere, wie Miss Winifred Ashton ("Clemence Dane"!), ihn weiter pflegen mögen (nicht allerdings in ihrem letzten, biblischen Stück, vom »Weinberg Naboths« 1925). Masefields *Nan* ist ein Beispiel dafür, wie ein großes Drama sich aus einem einfachen Material bäuerlichen Lebens gestalten kann. Es ist sein größtes Drama. Die Sorgen des modernen Mittelstandes verschwinden. Nur die elementaren Leidenschaften werden dargestellt. Ein unirdisches Moment von dichterischer Schönheit kommt in der Person des alten Gaffer hinzu. Im dritten Akt erhebt sich die Sprache zu dichterischer Schönheit, wenn sie auch nie Versform annimmt. Seine anderen Dramen *Pompey the Great* u. a. fallen ab; in *Good Friday* (wie neuerdings *The Trial of Jesus,* 1925) wendet er sich einem biblischen Stoffe zu (vgl. auch »Naboths Weinberg« von Cl. Dane!), und »Melloney Holtspur« 1922 ist durchaus romantisch. Der Verf. möchte darin einen Niederschlag des heutigen politischen Kampfes zwischen dem Geist der Rache und der Versöhnung sehen. Wenn Masefield auch keine Schule gemacht hat, so zeigt sich doch sein Geist in manchen neueren Dramatikern, denen mehr an Charakterdarstellung als an sozialen Problemen liegt. John Drinkwater[1]) hat in dieser Art die größten Bühnenerfolge aufzuweisen. Im *Storm* (1915) ist die Charakterisierung noch schwach. Erst mit *A. Lincoln* (1918) begründet er seinen Ruhm. Sicher verwendet er Probleme aus dem Kriege in den Personen der Frau des Kriegsgewinnlers Goliath Blow und der sanften Mrs. Otherly. Es ist eine Folge von 6 Szenen, die sich über eine Zeit von 5 Jahren erstrecken und durch lyrische Einlagen zusammengehalten werden. Dieselbe Methode ist im *Cromwell* (1922) angewendet; doch ist dieser eher eine statische als dynamische Erscheinung. Drinkwater experimentiert immer weiter (*R. Lee* ist in der Zwischenzeit erschienen,

[1]) Jetzt *Collected Plays* 2 vols (Sidgwick & Jackson) mit Vorrede (im Observer 27. 9. 1925 p. 11 rez. von St. John Ervine).

neuerdings, 1925, *R. Burns*). Es ist wohl noch mancherlei von ihm zu erhoffen.

Im Schlußkapitel XX »More Poets« werden Lord Dunsany, Flecker, Bottomley und Abercrombie behandelt. Lord Dunsany[1]) führt eine Seite der frühen Tradition der irischen dramatischen Renaissance weiter. Seine Verwendung des Übernatürlichen, lyrische Diktion und ein mystischer Hang zur Schönheit deuten auf Verwandtschaft mit Yeats; doch verlegt er seine Dramen in den farbenprächtigen Orient. Unter der hervorragenden Kunst des Orientalen verbirgt sich auch häufig eine unmenschliche Grausamkeit. Am feinsten zeigt sich seine Ironie in seinem ersten Stück: *The Glittering Plain.* Das bedeutendste ist *If*, auch das einzige, was etwas wie Bühnenerfolg gehabt hat. In der kunstvollen Verflechtung von Vergangenheit und Gegenwart erinnert es an Mary Rose und M. Holtspur. An Dunsany erinnert in vieler Hinsicht das eigenartig schöne Drama *Hassan* von J. E. Flecker[2]), wieder einem zu früh verstorbenen Dichter, unter dessen Papieren das Drama 1915 gefunden wurde. Es hat Stellen voll lyrischer Schönheit und Leidenschaft, zeigt raffinierteste Grausamkeit, aber leidet als Ganzes an entschiedener Zielsetzung. Noch unausgeglichen in vielem, zeigt es aber schöpferische Eigenschaften in ungewöhnlichem Maße (neuerdings, Okt. 1925, ist übrigens bei Heinemann noch ein *Don Juan* von Flecker erschienen, der vor *Hassan* geschrieben wurde). Gordon Bottomley schreibt auch richtige Versdramen. Wenn seine Dramen aber auch bisher kaum aufgeführt worden sind, (J. Agate: "The Contemporary Theatre" 1924, p. 156 berichtet sehr voreingenommen und sehr abfällig über eine Aufführung von "Gruach") so hat er doch unzweifelhaft dramatische Fähigkeiten. Wie die beiden anderen ist er Romantiker, verwendet das Übernatürliche und läßt seiner Phantasie freien Lauf. Aber die Atmosphäre ist eine andere; wir befinden uns bei ihm im Nebel des keltischen Zwielichts. Sein Genius ist nordischer Art. Am feinsten ist *Gruach* gearbeitet, die Geschichte der Lady Macbeth als Mädchen, das voll der stärksten dramatischen Spannung ist. Sein Werk ist nicht esoterisch, wie man denken könnte, sondern nähert sich dem Geist der Heimat, des Volkes. Lascelles Abercrombie ist auch ein Vertreter des poetischen Dramas; er trägt uns aber nicht in ferne Weiten, sondern bleibt in Berührung mit den Schicksalen des Volkes, aus denen heraus er wie Masefield und Drinkwater (*Storm*) schöpft. *Deborah* (1913) ist wohl sein stärkstes Stück geblieben. Sein Werk ist dem Verf., wie Synge und Masefield, ein hoffnungsvolles Zeichen dafür, daß sich ein neues großes Drama allmählich vorbereitet, das auf die ewig jungen Quellen des wirklichen Volkslebens zurückgeht. Wenn auch die Dramatiker von gestern und heute wertvolle Arbeit geleistet haben, das kritische, realistische Drama scheint sich überlebt zu haben. Der Geist des neuen Dramas wird wieder poetisch sein, mag die Form nun Prosa oder in Versen sein.

---

[1]) Neuerdings *Alexander and three short plays* (Putnam) 1925.

[2]) *Life of Flecker*, neuerdings von Geraldine Hodgson bei Basil Blackwell, Oxford 1925.

Eine "List of Plays", in der auch die in der Übersicht nicht erwähnten Dramatiker mit ihren Werken aufgeführt werden, z. B. Bennett, A. A. Milne u. a., beschließt das Buch. Nur die wichtigsten Gedanken konnten hier aus der Darstellung Morgans, die weit mehr gibt, als der bescheidene Titel ankündigt, herausgegriffen werden. Wie bekannt, gibt es heute bereits eine stattliche Reihe von Hilfsmitteln über das neue Drama Englands; aber ich möchte einem Buche wie dem obigen, das mit einer solchen weiten Kenntnis des Stoffes ein so sicheres und gutes Urteil paart, den Vorzug geben. Wir haben es mit einer ernsten und gründlichen Untersuchung zu tun, die sich fern hält von Geistreicheleien und nicht bloß ein feuilletonistisches Essay über das Thema ist; die Raumverteilung ist vielfach eine andere wie in den einschlägigen Kapiteln von Fehr, wie sie sich durch des Verfassers straffe Konzentration auf den Spezialstoff ergeben hat. Man wird im allgemeinen damit durchaus einverstanden sein, wenn auch der deutsche Leser vielleicht Anstoß daran nehmen wird, daß z. B. ein Mann wie O. Wilde nebenbei abgetan wird. Vielleicht wäre auch ein Dramatiker wie "Rutherford Mayne" (Samuel Waddell) einer etwas eingehenderen Behandlung wert gewesen. Und gern hätte man es gesehen, wenn auch über die Menge der anderen, auch neueren Dramatiker, wenigstens im Anhang gehandelt worden wäre, nicht nur über die, die nach ihm "with less striking qualities than Wilde have been obviously before the public for the past ten or twenty years. Marshall, Davies, Esmond, Haddon Chambers, Sutro, Bennett, Maugham are all of them dramatists who have helped to meet the needs of the theatres and have won popularity and success" (p. 248). Für die wichtigeren der jüngeren Dramatiker täte auch eine ähnliche klare und übersichtliche Darstellung not, neben der schon erwähnten Clemence Dane, C. K. Munro, A. Monkhouse, Charles Mc Evoy, die bisher nur in der "List of Plays" erscheinen, aber auch Dramatiker wie Sutton Vane (*Outward Bound* 1924) Sean O'Casey (2 plays, Macm. 1925), Conal O'Connell O'Riordan (*His Majesty's pleasure* etc.), Ashley Dukes (*A man with a Load of Mischief* 1924), Temple Thurston (*The Wandering Jew* etc.), John Gwen (*The Prince* etc.), Brinsley Macnamara (*Valley of the Squinting Windows*), Daniel Corkery (*Labour Leader*), H. L. Ould (*The Black Virgin* etc.), Noel Coward (*The Rat Trap* etc.), Miles Malleson (*Conflict*), L. Housman (*Death of Socrates* etc.), Charles Forrest (*Stolen Horse*), John Brandane (*The Glen is mine; The Lifting*), Halcott Glover (*Wat Tyler*) usw. sähe man gern behandelt. (Bei Arns »Jüngstes England« sind von den letzterwähnten auch nur Temple Thurston, Housman und Glover erwähnt. Nachzutragen wäre vielleicht auch hier der Artikel des oben genannten Dramatikers H. L. Ould, »Das englische Theater seit dem Kriege« in Heft 4 der »Literatur« Januar 1925.) Vielleicht kann der Verfasser in einem späteren Bande ein weiteres Kapitel anfügen oder, noch besser, die Geschichte des englischen Dramas der Gegenwart schreiben, in dem vielleicht auch eine eingehende Bibliographie nicht fehlen dürfte.

Jena. G. Kirchner.

E. Graham Sutton, *Some Contemporary Dramatists*. London, Leonard Parsons, 1924. 213 S.

Schon der Titel des Buches deutet an, daß es sich um eine Sammlung von Einzelporträts einiger Dramatiker der Gegenwart handelt, nicht etwa um eine Zusammenstellung von Rezensionen, als welche sich sonst wohl Bücher über das moderne englische Drama und Theater präsentieren. Der Autor, übrigens Schauspieler von Beruf, also ein Mann »vom Bau«, hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht und macht auch uns die Lektüre nicht ganz leicht. Er hat sich tief eingefühlt in das Wesen der Dramatiker, von denen er seine fesselnden Einzelbilder entwirft. Er schreibt recht temperamentvoll, recht »schmissig«, gibt aber dem mit dem modernsten Englisch nicht ganz vertrauten Leser mitunter Sprachrätsel auf.

Das Reizvolle an H. Granville Barkers Werken ist ihm, daß der Grundgedanke darin schwer erkennbar ist, daß die Tendenz schwer auf eine Formel gebracht werden kann, daß sogar der Inhalt sich manchmal einer zwingenden Deutung entzieht. Als die Triebfeder in Clemence Danes Dramen möchte er das Mitleid erkennen; dieses Mitleid leitet er von einem Gefühl der Grausamkeit ab, das er bei keinem zeitgenössischen Dramatiker so scharf ausgeprägt findet. John Drinkwater schreibt er griechische Geistesart zu; hinter seinen Tragödien wie hinter denjenigen der Griechen sieht er den Gedanken, daß der einzelne Mensch ohnmächtig ist gegen das Geschick, gegen die Ratschlüsse der Götter. St. John G. Ervines künstlerisches Wesen scheint für Sutton bedingt zu sein durch die Atmosphäre seiner Geburtsstadt Belfast, die zugleich die Heimat seines Geistes ist, die er als eine ernste, friedliche und doch wieder der Ruhe ermangelnde Stadt bezeichnet. An W. Somerset Maugham rühmt er die richtige journalistische Witterung bei der Abfassung der Stücke, in denen der Autor stets modern, aber nie »fortgeschritten« ist; kein anderer Dramatiker soll so lesenswert sein wegen seiner Technik wie Maugham. A. A. Milne sucht der Verf. von dem Vorwurf zu reinigen, daß er nur Schwank- und Farcendichter sei, und entdeckt unter dem Witz und Scherz oft ernsthafte Predigten über das häusliche Leben. Im nächsten Kapitel schildert er, wie A. N. Monkhouse sich allmählich zur Reife entwickelt, wie er von etwas trockenen, zu »literarischen« Einaktern schließlich zu lebenswahreren, technisch vollendeteren mehraktigen Schauspielen gelangte. C. K. Munro wird in eine interessante

Parallele zu Shakespeare gesetzt unter Heranziehung von Heinrich V. und von Munros zwei Kriegsdramen: Shakespeare ist patriotisch, romantisch, subjektiv, Munro ist international, realistisch, objektiv. Als Eugene O'Neills bevorzugtes Motiv erkennt Sutton das Illusionsmotiv; die grausamste aller Illusionen ist für O'Neill die Romantik des Meeres, welche in fast allen seinen Stücken eine große Rolle spielt. Im letzten Kapitel (Not Forgetting) vergißt der Verf. nicht, auf Sutton Vane hinzuweisen, dessen *Outward Bound* er mit Recht nicht als ein großes Drama, wohl aber als ein Drama mit großen Momenten bezeichnet, ferner auf Gertrude Jennings, deren Stücke er mit den altenglischen Interludien vergleicht, sodann auf die Verdienste des Grand Guignolism, der bei der Wiedergeburt des Theaters nach dem Kriege eine nützliche Rolle gespielt habe, endlich auf Flecker, dessen *Hassan* bei einer Neuinszenierung nicht mehr ausschließlich als Prunk- und Schaustück gespielt werden dürfe.

Suttons Buch ist eine sehr wertvolle Bereicherung der neuesten »dramaturgischen« englischen Literatur; die intensive Beschäftigung mit dem einzelnen Dramatiker hat ihn freilich mitunter zur Überschätzung verleitet, z. B. bei St. John Ervine. Auch die Beurteilung manches Dramas wird man beanstanden, wie etwa die von O'Neills *The Emperor Jones*. Sehr nützlich ist der »Appendix« am Schluß, wo von jedem Drama die Zeit der Abfassung, der Aufführung und der Veröffentlichung mitgeteilt wird.

Bochum. Karl Arns.

J. C. Collis, *Shaw*. London 1925, Jon. Cape. Pr. 7/6.

Die Publikationen über G. B. S. halten mit seiner wachsenden Berühmtheit gleichen Schritt; zu den von früher bekannten Monographien von Holbrook, Jackson, Chesterton und Henderson sind in den letzten Monaten H. Duffin's *Quintessence of Bernard Shaw*, Whitehead's *Shaw Explained* und das obengenannte Buch als interessante Bereicherung der Shawliteratur erschienen. Collis sucht auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit G. B. S. und mit Hilfe der intuitiven Erfassung des Landsmanns — er ist auch Irländer — die Sendung des Dichters klarzustellen und ihn gegen die drei Shaw nachteiligen Umstände in seiner wahren Gestalt zu zeigen: gegenüber der übelwollenden Unterschätzung chauvinistischer Irländer, gegenüber dem kritiklosen Lob der endlich überzeugten Engländer und gegenüber Shaw selbst, der das eigentliche Ziel

seines Strebens durch mutwillige Paradoxien und Scherze am unrechten Ort zuweilen verdunkelt.

Wir hören zunächst von der mystischen Grundeinstellung Shaws zur Frage der Evolution und Menschheitsentwicklung; mit der Glaubenskraft und dem Bekenntnisdrang eines echten Protestanten erhebt er die Annahme einer hinter der Schöpfung wirksamen Lebenskraft ("Life Force") zu seinem naturhistorischen und ethischen Credo. Diese nach Bewußtwerden ihrer selbst blind und über tausend Irrtümer vortastende Kraft wird in jedem Menschen als "divinity", als leise Stimme des Gewissens, der Selbstachtung wirksam; ihr endgültiger Sieg im einzelnen wie in der menschlichen Gemeinschaft ist für Shaw feststehend. Diesem (uns auch in H. G. Well's Popularphilosophien oft begegnenden) Glauben an die Zukunft des Menschengeschlechts ist Shaw stets treu geblieben; daher die einheitliche Entwicklung seines Lebenswerks; die großen Dramen der letzten Jahre erheben sich folgerichtig auf früheren Stücken, und die Mehrzahl seiner Ideen ist in seinen beiden Büchern über Ibsen und Wagner sowie in seinen Jugendromanen im Keime vorhanden. Jeden Menschen, auch die Kinder, frei von Schulzwang, Konvention, moralischen Vorurteilen nach seinem inneren Gesetze sich entwickeln zu lassen, ist die selbstverständliche Forderung Shawscher Sittlichkeit und Religiosität. — Die Persönlichkeit Shaws zerlegt sich, wie bei jedem Genie, in verschiedene, sich oft kreuzende, ja hemmende Wesenheiten; Collis analysiert die Persönlichkeit des »Humoristen« Shaw, die er nur mit Einschränkungen gelten läßt, und bewundert die mystische Entrücktheit des visionären Dichters, die er an Werken wie *Candida, Man and Superman, St. Joan,* vor allem aber in *Back to Methuselah* nachweist, das ihm als Shaws Meisterwerk gilt. Die Persönlichkeit des Redners und Agitators Shaw ist durch die souveräne Beherrschung des Tatsachenmaterials gekennzeichnet. — Die Kunst des Dramatikers Shaw beruht auf dem mitreißenden Dialog und der lebensechten Charakterisierung seiner Personen, beide der Niederschlag eigenen Erlebens als Sozialreformer. Szenen wie der 1. Akt von *Major Barbara,* Menschen wie Mr. Undershaft sind Kopien der Wirklichkeit, für deren Lebensechtheit nur Molière als Vergleich zur Verfügung steht. — Was den Stil und die Sprache Shaws anbelangt, sind drei Gruppen zu unterscheiden: der oft allzu gedrängte, gedankenüberladene Agitationsstil der Vorreden, die blendende Redekunst der Theaterstücke und die in weihevollen

Augenblicken tönende Sprache visionärer Entrücktheit. — Dann folgt ein interessantes Kapitel über Shaws »Originalität«. Collis meint, Shaw sei bloß William Morris (*News from Nowhere*) verpflichtet; die Übereinstimmung mancher Ideen mit S. Butler, Nietzsche, Ibsen und Tolstoy sei ein Sich-Begegnen selbständiger Denker, keine Beeinflussung. — Das Schlußkapitel schildert, ähnlich wie es St. John Ervine im Vorjahre tat[1]), den Menschen Shaw im Familienkreise, dessen schlichte Güte, milde Weisheit und harmonische Selbstentwicklung uns zu höchster Achtung und Liebe zwingen.

Die vorstehende Inhaltsangabe gibt nur einen kleinen Ausschnitt aus der Fülle von Anregungen, Belehrungen und tiefschürfenden Analysen der Stücke Shaws, die das Buch Collis' enthält. Der blendende, geistsprühende, an Shaw selbst geschulte Stil macht die Lektüre auch zu einem ästhetischen Genuß. Wir werden nicht jede Ansicht ohne Widerspruch gelten lassen; auch hätte Collis auf Shaws Stellung zur Sozialdemokratie ausführlicher eingehen müssen, namentlich im Interesse der Jugenddramen, die überhaupt etwas zu kurz kommen. Aber das Buch will ja nicht literarisch gründlich sein, es versucht auch mit Recht noch nicht, das Werk Shaws vom Standpunkt der Literaturgeschichte abschließend zu werten. Es ist ein Buch des Zeitgenossen und für die Gegenwart und schildert — ebenso ehrlich wie geistreich — die Wirkung, die Shaws Kunst und Ideenwelt auf einen sehr klugen, sehr gebildeten Mitmenschen übt. In dieser Aktualität liegt der Hauptwert der Monographie; sie wird in der Hand selbständig urteilender Leser, in der Hand des Lehrers und namentlich in der des Theaterregisseurs noch lange Nutzen stiften. Eine deutsche Übersetzung dürfte in Bälde erscheinen.

Prag. E. Rosenbach.

Shaw's *Saint Joan* in deutscher Übertragung.

Bernard Shaw, *Die Heilige Johanna.* Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog. Deutsch von Siegfried Trebitsch. S. Fischer, Berlin. 1925. Pr. 3 M., geb. 4 M.

Schon öfters (Engl. St. 51, 145 ff.; 55, 115 ff.; N. Spr. 29, 132 ff.) beschäftigte ich mich mit der autorisierten Übersetzung der Shawschen Dramen und unterzog *Plays Pleasant* und *Unpleasant,*

---

[1]) *Some Impressions of My Elders.* Allen & Unwin, London, 1923.

Man and Superman, Major Barbara, The Doctor's Dilemma, Heartbreak House einer genauen Untersuchung. Trebitsch war von der Kritik scharf angegriffen worden. Die Klagen schwiegen beim Erscheinen von *Back to Methuselah*. Der Grund ist darin zu suchen, daß das Drama, besser die fünf Stücke, nie oder nur ganz kurze Zeit über die Bühne ging, obwohl meiner Ansicht nach wenigstens Part I: 'In the Beginning' in Kammerspielen eine starke Wirkung hervorbringen würde; dieser Teil gehört wohl zum Poetischsten und Sinnigsten, das Shaw gelungen ist. Ich gestatte mir, auf meine Besprechung des 'Metabiological Pentateuch' in N. Spr. 30, 352 ff. hinzuweisen. Erneut und wuchtiger erfolgten die Angriffe anläßlich der *Saint Joan*, des neuesten Werkes Shaws, das sich schnell und mit größtem Erfolg die Bühne eroberte und die Zuschauer begeisterte, obwohl, diesem Eindrucke konnte ich mich nicht entziehen, die wenigsten begriffen, was der Dichter mit seinem Drama bezweckte; und Shaw ist, das kann nicht oft genug betont werden, Didaktiker, d. h. er verfolgt eine bestimmte Lehre und gehört nicht zu den Verfechtern des l'art pour l'art. Es ist zuzugeben, und ich möchte es nicht beschönigen, daß Trebitsch nicht selten danebenhaut. Aber eine Kritik, die nur tadelt und höhnisch bemängelt, nur negativ ist, verbittert und ist unfruchtbar. Ich möchte feststellen, daß sich ganze Seiten sowohl des Dramas wie der Vorrede glatt lesen, und das ist immerhin etwas; denn ist Shaws Schreibweise im allgemeinen nicht leicht, so liegt im 'Chronicle Play' eine besondere Schwierigkeit vor, eine Mischung von hohem und niederem Stil, das Burleske wird nicht vermieden, und slang oder cockney English begegnen nicht selten, wie es dem Charakter der jeweiligen Personen angemessen ist, das ist eben u. a. der Reiz des Stückes. Und was die Vorrede betrifft, so wissen wir, daß Shawscher Satzbau eine harte Nuß gleichsam ist, Inhalt und Form sich oft nur langem Nachdenken erschließen. Hier hat Trebitsch ganz Erkleckliches geleistet und nicht schlecht abgeschnitten. Nun wird man sagen, und dieser Einwand ist nicht von der Hand zu weisen, der Übersetzer Shaws muß eben Herr über die Materie sein; dagegen spricht aber, daß Shaw, er wird ja wohl wissen, weshalb, eben Herrn Trebitsch ausgewählt hat, und mit dieser Tatsache müssen wir uns abfinden.

Der mir zur Verfügung gestellte Raum verbietet es, alle Stellen zu verzeichnen, die mir verbesserungsfähig dünken. Auch

solche Stellen scheide ich aus, die vielleicht nicht schön, aber inhaltlich nicht falsch sind, deren Beurteilung mehr Sache des Gefühls oder Geschmacks ist, über den sich bekanntlich nicht streiten läßt. Dafür kommen auch die Bühnenanweisungen zu ihrem Recht, die, soweit ich sehe, immer übergangen werden. Es wird sich zeigen, daß sie zum Verständnis des Textes oft von nicht geringer Bedeutung sind, und man soll auch an die Leser des Stückes denken, nicht nur an die Zuschauer im Theater. Ob ich den richtigen Sinn getroffen habe, möge der Fachgenosse beurteilen. Ich habe oft lange gerungen, bis ich zufrieden war. Bei technischen und vulgären Ausdrücken läßt einen sogar der große Murray im Stich, und man muß Nationale fragen. Ich habe Text und Vorrede Wort für Wort verglichen, nicht nur die einem beim Lesen des deutschen Textes auffallenden Stellen. Als das Wichtigere behandle ich erst das Drama, und zwar Text und Bühnenanweisungen getrennt, dann das Vorwort.

I. Drama. S. 91 Johann *Fürchtegott* = John Godsave; ib. Du *schwacher* Idiot = *zitternder* dithering; 93 *Ich könnte an dieses Mädchen nie anders denken, wie an die heilige Jungfrau selber:* I should as soon think of the Blessed Virgin herself in that way, as of this girl; der englische Ausdruck ist stärker und bedeutungsvoller; ib. und öfters: *Etwas ist los mit ihr:* There is something about her. Diese Übersetzung ist anstößig. Vielleicht: *Sie hat etwas los* oder *das ist kein gewöhnliches Mädchen;* 94 Du willst wirklich *für den letzten Wurf* 16000 Franken einsetzen = *für ein verlorenes Spiel* on a forlorn hope; 99 *Ihr und Polly werdet den Tag erleben, da es keinen englischen Soldaten mehr auf dem Boden Frankreichs und nur einen König geben wird.* Johanna baut nicht lange Perioden: and there will be but one king there, also ein besonderer Satz zur Hervorhebung ist nötig. 101 Das war sein letzter *Fischzug.* Ein *nettes* Sümmchen, 27000! Das Bild geht verloren: That was his last haul. A *cool* twentyseven thousand; 105 Man kann Euch nicht gestatten, diese übergeschnappte Dirne zu *empfangen* = *sehen* to see, schon mit Rücksicht auf das folgende: So wird man ihr eben nicht erlauben, Euch zu *empfangen* to see, was keinen Sinn gibt; 109 mir scheint es ein wenig *unglaubwürdig* = *faul* fishy, im Sinne von *jesuitisch* etwa; ib. vor Sonnenuntergang wäre alles *aufgekommen* = *vorbei* the fat would be in the fire before sundown; 112 *edler* Dauphin = *lieber kleiner* D. gentle little D. 113 denn ich werde immer sagen: *wenn ich schon gehängt werden soll, dann doch lieber wegen eines schweren Verbrechens* = *gehüpft wie gesprungen* I may as well be hanged for a sheep as a lamb, eine sprichwörtliche Redensart; 118 *gesetzmäßige* Heimstätten = *rechtmäßige* lawful; 120 Edelknabe: Seht, *was dort schwebt.* Dunois: *Wer? Die Jungfrau?* Diese Frage ist unverständlich. Der Text bietet: See! There! There she goes. Dunois: Who? The Maid? The Kingfisher (Fischreiher), den der Knabe meint, wird von Shaw männlich und weiblich gebraucht. Eine andere Wendung wäre nötig, ein weibliches Tier mußte

genannt werden, etwa *Libelle*, was freilich auch seine Bedenken hätte; 133 Der Teufel hat eine weitere *Voraussicht*, als Ihr ihm zutraut = *Ziele, Absichten* views; 135 *Das versteh ich nicht* = *ich bedaure, ich verstand es nicht* I am sorry I did not understand. Der Bischof, der es nicht zum Äußersten kommen lassen will, tut, als ob er die Erklärung des englischen Feldherrn *traitor* means simply one who is not wholly devoted to our English interests annimmt, und will die Beleidigung des Kaplans als nicht geschehen betrachten; 136 Sie schickt dem König von England Briefe, *worin sie ihm durch den eigenen Mund die Befehle Gottes gibt. Sie fordert ihn auf, heimzukehren,* She sends letters to the king of England giving him God's command through her to return, einfach: *worin Gott ihm durch sie befiehlt;* 137 sie wird nicht innehalten, bevor sie den ganzen Körper der menschlichen Gesellschaft *in Sünde, Verderbtheit, Laster und Untergang verwandelt hat* = zu Sünde und Verderbtheit *verleitet*, zur *Vernichtung* und Untergang *gebracht* hat until it has brought the whole body of human society into sin and corruption, into waste and ruin. Das Deutsche braucht hier zwei Verba für das eine englische brought; ib. die Erfahrung der Kirche, *ihre Räte, Gelehrte,* hochwürdige, fromme Männer = die *Konzilien gelehrter* usw. *Männer* its councils of learned, venerable, pious men; ib. eine Welt, in der jedermann *für sich* kämpfen wird = *auf eigene Faust* for his own hand; 138 Die Menschen fahren nach dem Osten, um die Ungläubigen zu bekehren (convert), und die Ungläubigen *bekehren* sie = *verführen* pervert; 140 Gott wird dann unsere Länder dem Könige allein *anvertrauen* = *zum Lehen geben* vest. Hier wird ja auf das Lehnswesen hingedeutet; 141 Ihr seid zuerst und zuletzt ein Graf, wie ich zuerst und zuletzt ein *Bischof* bin = ein *Geistlicher* oder ein *Mann der Kirche* churchman; 145 Du bist hier *meine Zuflucht* = *der beste von allen* the pick of the basket; 151 Aber wenn wir uns deshalb *anmaßen*, das Werk, das wir selbst verrichten sollten, Gott anzuvertrauen, werden wir geschlagen werden = wenn wir *darauf weiter pochen und* . . . but if we presume on it further, and trust to God to do the work; 152 ich *klage* deshalb nicht = deutlicher: *Ich erhebe keine Anklage* I make no complaint of that; 154 was Du tatest, sei recht getan und *gottesfürchtig* = *im Sinne* Gottes according to God; 155 Johanna: Man konnte doch eine Frau nicht verbrennen, weil sie die Wahrheit gesagt hat. Erzbischof: Man hat es *gekonnt* = *getan* They could not burn a woman for speaking the truth — They did; ib. sie sind nur das Echo Deines eigenen *Willens* = Deiner eigenen *Halsstarrigkeit* wilfulness; ib. Ihr habt *gewissermaßen behauptet*, daß meine Stimmen lügen = Ihr habt *mir deutlich zu verstehen gegeben* It was you that as good as said; 157 die Ihr mich nun *im stich laßt* = stärker: *ausstoßt* cast out; 164 Sie können nicht so *feinsinnig* denken = *scharf* subtle; 107 Wenn ich sage: Nichts Ernstes, so meine ich nichts, was *Männer von genügend weitem Geist als ernst genug betrachten würden, um eine Untersuchung wie diese zu führen* = nichts, was *Männer, die den weiten Blick besitzen, eine solche Untersuchung zu führen, als ernst ansehen würden.* Shaw sagt also etwas anderes als Trebitsch: nothing that men of sufficiently large mind to conduct an inquiry like this would consider serious; ib. eine Ketzerei, die Kirche und Reich zugrunde richten *könnte* = *wird* that will wreck; 169 *eherne Blicke* = *eherne Stirn, schamlose Blicke* brazen looks; 170 ein *geistig gesunder* Mensch = *vernünftiger* Mensch sane; 171 aber *sie* (sc. die katholische Christen-

heit) kann verraten und barbarischem Untergang und der Verwüstung zugeführt werden durch jene Erzketzerei = *er* (sc. der mächtige Bau der Christenheit) kann *von innen heraus* verraten, zerstört und verwüstet werden but it may be betrayed from within, and brought to barbarous ruin and desolation by this arch heresy; 176 Willst Du für alles, was du gesagt und getan hast, ob gut oder böse, das Urteil der Kirche Gottes auf Erden anerkennen? *Sehen wir* von den Handlungen und Worten, die Dir in dieser Untersuchung durch den Ankläger zugeschrieben werden, *ab:* Willst Du... Das gibt keinen Sinn. = *oder genauer, was die Handlungen betrifft,* die Dir zugeschrieben werden: More especially as to the acts and words. Der Erzbischof drückt sich sehr vorsichtig aus; 177 *grauenhafte* Ketzerei = *glatte, offenbare* flat; ib. ich *darf* ihm nicht glauben = *werde* I shall not mind him; also ganz bestimmt drückt sich J. aus. »Ich darf nicht« wäre: I must not; 178 *Welch andere Entscheidung kann ich beurteilen als meine eigene?* Das ist unklar = *Nach welch anderem Urteil kann ich mich richten als nach meinem eigenen?* What other judgment can I judge by but my own? 182 Die Kirche *streckt die Arme nach Dir aus;* mißverständlich = *reicht Dir ihren Arm* The Church holds out its arms to you; 184 auf alle diese Sünden *verzichte ich* = *schwöre ich ab* renounce; 186 Ihr glaubt, *das Leben sei nichts als nicht mausetot sein* = *nicht mausetot sein heißt schon leben* that life is nothing but not being stone dead; ib. es ist kein *Ungemach*, Wasser zu trinken, wenn das Wasser rein ist = *nicht schlimm* no hardship; 189 Man sagt mir, daß *die Gültigkeit Eurer Autorität in dieser Stadt zweifelhaft* sei = *Eure Autorität werde angefochten* There is some doubt whether your authority runs in this city; 192 *Ich bin gekommen,* um zu melden = *ich bin hier* I am come; 195 Verleumdung der Toten, *eine feige Kapitulation der Zeugenschaft,* die sich auf törichte . . . Erzählungen stützte = Verleumdung der Toten, *ein feiges Umgehen der Einwände, Zeugenaussagen, die* . . . cowardly evasion of the issue, testimony made of idle tales; 197 Ich bin *jenseits des Leibes.* klingt fremdartig; weshalb nicht *körperlos?* out of the body; 198 *Nein!* = *Wirklich? Nicht möglich!* Es ist hier Ausdruck der Verwunderung No! ib. Ich war *nicht schön* = *keine Schönheit* no beauty; 201 *Ich halte Dich für das beste Mädel* = *Ich gebe Dir recht,* Mädchen I give you best, lassie; 203 Fünfzehn Dienstjahre in französischen Kriegen; Die Hölle war danach *ein Festessen* = *Hochgenuß* Hell was a treat after that; 209 Das Schwert, das niemals einen Streich *vertan* = *getan hat* struck a blow; 210 Das *Sehvermögen* der Seele = *Ahnen* vision.

II. Szenische Bemerkungen. S. 85 *Physisch energischer* Junker physically energetic; ib. *karg beleibt* scanty of flesh; *abbittend* = *demütig* deprecatingly; 88 er läßt sich wie ein *Friedensrichter* nieder = *stolz* magisterially; 92 *bequemen Schrittes* = *lässig, schlaff* relacing; 103 sie stehen etwas nachlässig *doch wie* beim Empfang Seiner Majestät they stand perfunctorily at court attention; 111 *er genießt den* Scherz = *hat seinen Spaß* daran enjoying the joke; 112 um die allgemeine Heiterkeit *abzuhalten* = *beschwören* in deprecation; 120 auf einem *Grundstück* = einer *Wiese* patch of ground; 122 *schlicht;* paßt nicht in die Lage, da Johanna »wütend« hereinstürzt; = *barsch* bluntly; 123 *prosaisch* = *nüchtern* matter-of-factly; 126 der Edelmann *unterhält sich;* unklar = *vertreibt sich angenehm die Zeit* he is enjoying himself; 138 Cauchon

unerfreut = *unangenehm berührt, mit Mißvergnügen* displeased; 145 prächtig *angetan* = *gekleidet* arrayed; 148 sie geht in die *ihr entsprechendere* Nachbarschaft = *mehr zusagende* more congenial; 158 die Halle ist für ein *Kriegsgericht* instand gesetzt: trial-at-law, ein ungewöhnlicher Ausdruck, bedeutet hier durchaus *Inquisitionsgericht;* Kriegsgericht, courts-martial, kommt nicht in Betracht; es steht im Gegensatz zu Geschworenengericht trial-by-jury; 159 er verschwindet *eilig* = leichtfertig airily; 160 aber *schlauer als sein Aussehen* = *verbirgt aber Schlauheit hinter seinem gefälligen Äußeren* vulpine beneath his veneer; 164 *noch will es* der Domherr (sc. sich setzen) = *ebensowenig* neither will the Canon; 172 noch ist ihre *Lebhaftigkeit* vorhanden = *Lebenskraft* vitality; 178 er zwingt sich *sitzenzubleiben*, unmöglich, da er kurz vorher aufgestanden ist; = *sich zu setzen* to sit down; 190 da er sich allein *weiß* = *sieht* finding himself alone; 191 er ist sehr ernst und *ruhig* = *gefaßt* composed; 194 seltsam und *unbeugsamen Wesens;* paßt nicht zu seinem (Ladvenus) Auftreten im Drama = *in steifer Haltung* stark in bearing; 206 ein *geistlich aussehender* Herr = ein Herr, *der wie ein Geistlicher aussieht* a clerical-looking gentleman; 207 Der Herr: *laut* = *mit Nachdruck* emphatically.

III. Vorwort. S. 11 Johanna verstand es, *sich in Szene zu setzen:* to assert herself; 13 *Er war zu Ende* = *er verlor sich*, oder deutlicher: Er (Socrates) *schloß seine Verteidigungsrede* he petered out; 14 da *sie* unmeßbar ist, ist *sie* unerträglich = *es* (sc. das Wesen, nicht die Furcht); 16 ihr *Männerkleidertragen* = ihre *männliche Tracht* her wearing of men's clothes; ib. es wäre *verlorene Liebesmüh* = *nur Zeitverschwendung* waste of time. Shaw meint, man brauche heute nicht mehr Johanna gegen Shakespeare in Schutz zu nehmen; ib. die katholische Kirche zu *vernichten* = *treffen* to beat; 17 Eine Melodramenheldin, das heißt, *ein physisch schöner, vom Geliebten verstoßener Parasit eines ebenso schönen Helden:* a physically beautiful lovelorn parasite on an equally beautiful hero; etwa: *eine große Schönheit, die sich in Liebessehnsucht nach einem wunderschönen Helden verzehrt;* ib. *nach dem Genuß von Offenbarungen:* having enjoyed revelations; 21 Politiker mit dem Schwerte in der Hand kamen zu oft vor das Tor, als daß man sie hätte übersehen können: Die Familie Johannas konnte *keine Unwissenheit darüber vortäuschen*, was in der feudalen Welt vorging = *konnte es sich nicht leisten*, d. h. mußte es wissen, um sich zu behaupten Joan's could not afford to be ignorant of what was going on in the feudal world; 24 sie hätten *geplant worden kein* können = *geplant werden* they might have been planned; 25 *gedeihlich* = *erfolgreich* prosperous; 26 Die verschiedenen Formen, in welchen unsere Einbildungskraft *die Annäherung* übernatürlicher Kräfte dramatisch verdichtet = in welchen übernatürliche Kräfte in unserer Phantasie *feste Gestalt annehmen* in which our imaginations dramatize the approach of the superpersonal forces; ib. die Gestalt sei nicht wirklich die heilige Katharina gewesen, sondern nur *die dramatische Gestaltung, die Einbildungskraft Johannas, jenes sie belastenden Hanges, jener treibenden Kraft* = sondern nur *die feste Gestalt, in die sie sich in Johannas Einbildung kleidete, welche ihrerseits durch ihre treibende Kraft angeregt wurde* but the dramatization by Joan's imagination of that pressure upon her of the driving force; 36 in ihrer bäuerischen *Tatsachenreiterei* = *nüchternen Sachlichkeit* matter-of-factness; 37 ohne *Wichtigtuerei* = *Ziererei* affectation; ib. sie war ein geborener *Meister* = *Führer* boss; ib. da sie aber, *um es kurz zu sagen,*

nur ein Mädchen war = *schließlich* when all is said; ib. sie schrieb Briefe an Könige mit der Aufforderung, *tausendjährige Verschiebungen am Uhrzeiger der Ereignisse vorzunehmen* = etwa: *das tausendjährige Reich zu begründen* to make millenial rearrangements; 41 (Sorel) war von verzehrender Leidenschaft für die *züchtigste *eheliche Treue* erfüllt; stimmt nicht ganz: for the chastest concubinat fidelity; ib. ein Interesse, das Schillers *Romantik* nicht beschieden war = *romantischem Blödsinn* romantic nonsense; 42 eine schöne und höchst *damenhafte victorianische Frau* most ladylike Victorian; 43 Johanna wäre, in das 19. Jahrhundert versetzt, *eine ebenso barocke Erscheinung, als* wollte sie heute in ihrer Rüstung des 15. Jahrhunderts die Piccadillystraße entlang gehen = An der Schwelle des 20. Jahrhunderts *wäre J. auch eine merkwürdige Erscheinung, wollte sie heute* ... Joan in a nineteenth-twentieth-century environment is as incongruous a figure as she would appear were she to walk down Piccadilly to day in her fifteenth century armor. 45 *wobei sie deutlich durchblicken ließ* = *dadurch bewies sie klar* making it abundantly clear; 47 Ihre Anhänglichkeit an die Kirche unterschied sich wesentlich von jener des Bischofs und verträgt in der Tat keine nähere Untersuchung von *diesem* Standpunkte aus. Unklar = *seinem* (des Bischofs) his point of view; 49 Wie *machte sich* die Kirche von dem Urteilsspruch des ersten Prozesses *los?* = *setzte sich hinweg* How did the Church get over? 50 Die Kirche durch den *Widerruf* nicht bloßgestellt = klarer: *Seligsprechung* the Church uncompromised by its amends; 54 *Ich darf hier nicht unterlassen einzufügen,* daß man nicht gleichzeitig Antiklerikaler und guter Katholik sein kann. Shaw sagt das Gegenteil: I must not leave it to be inferred that one cannot be an anti-clerical and a good Catholic too; 65 *praktische Ereignisse* = *tatsächliche Verhältnisse* emergencies; 75 nur das Tun der *alltäglichen, schuldlosen* Menschen geht uns an: what normally innocent people do; 73 Shakespeares Johann von Gaunt mutet wie eine Studie über das *Altertum* Drakes an = *hohe Alter* old age of Drake. Shaw meint, daß Shakespeare sich nicht an die Geschichte hält; 77 ein *deutlicher Scheinkampf*. Shaw meint einen Scheinkampf, der als solcher vom Publikum deutlich erkannt wird an obviously sham fight; 79 Wanderdirektoren geraten des öfteren durch die Kürze der Londoner Stücke, *mit denen sie ihr Auslangen finden sollen,* in Verlegenheit: plays they have to deal in.

Frankfurt a. M. J. Caro.

Smoke and Steel by Carl Sandburg, author of "Chicago Poems", "Cornhuskers". New York, Harcourt, Brace & Co., 1921. IX + 268 pp.

Über Sandburg hörten wir bis jetzt nicht viel Ausführliches. Doch verdient der Sänger der Schornsteine und des Rauches, der Maschinen, Hochöfen, Gußarbeiter, Schankmädchen, Telephon- und Schreibmaschinenfräulein ernstere Beachtung. Freilich, wer wirkliche Gedichte zu finden hoffte, wird arg enttäuscht sein. Denn S. schmiedet höchstens rhythmische Prosa, die er in ungleichlangen Zeilen anordnet. Wer jedoch Neigung hat, zu den großen

Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen, der wird ihn gedankenreich finden.

An der Spitze steht das umfangreichste Gedicht, welches der ganzen Sammlung den Namen gibt, ohne daß es aber den Anspruch darauf machen darf, als Leitmotiv zu gelten. Der Dampf der Felder und des Herbstlaubes, der Rauch der Fabriken und der Kriegsschiffe, sie alle kennen einander als Arbeitsgefährten, wie der Wind sie in alle Richtungen treibt. Sie wissen um den Urgrund ihres Seins. Rauchschwaden, die Gott auf die Arbeit in Stadt und Land senkte, kreuzen am Himmel, zählen unsere Jahre und singen ein altes Lied von ihrer Sieghaftigkeit. Heimliche Zwiesprache pflegen die verschiedenen Rauchwolken und sorgen dafür, daß der Slang of coal and steel von der Tagschicht zur Nachtschicht weitergehe. »Laßt uns diese Mundart zur Hälfte verstehen!« mahnt S. Die Schatten des Rauches wechseln über den stampfenden, dröhnenden Stahlwerken und summenden Gebläsen ebenso wie die arbeitenden Neger, Italiener oder Tschechen. Wozu auch immer man die Stahlstange verarbeiten mag, ist sie viel mehr als ein Gemisch aus Rauch und Menschenblut? Der Stahl bringt wieder Stahl hervor: Stacheldraht umzäunt die Fabrik, aus Stahl sind die Gewehre der Wache am Eingang, die Erzschiffe, Förderwagen und Krane mit ihren automatischen Knöcheln.

Liners on the sea, skyscrapers on the land; diving steel in the sea climbing steel in the sky.

Die Teilnahme des Dichters wendet sich hierauf den rußbedeckten, rauchgeschwärzten »Findern in der Dunkelheit« zu. Fünf Arbeiter sind in die glühende Gußmasse gestürzt, werden ins Stahlbrot geknetet, zu Scheiben, Amboßen und Taucherkolben verhämmert. Ihre Geister schweben in den Antennen der drahtlosen Station, pflegen sehr lebhaften Meinungsaustausch über ihre Arbeitgeber hinter den Panzerplatten eines einbruchsicheren Gewölbes oder vollführen frohe Tänze in der Untergrundbahn, in den langsamen Bohrmaschinen und den Geweben der Panzerspinnen, der Kosten spottend. Sie heben die Flieger ins Blaue empor, vom Stahl singt und summt der Motor. Das Weihelied des Stahls lautet:

Tut dies oder hungert.
Seht unsern Rost auf dem Pflug,
Lauscht auf das Summen der Dreschmaschine.
Schaut unsere Arbeit an, wenn die Weizenzüge rollen.

Abermals wird die mannigfache Verarbeitung des Eisens zu aufbauenden und zerstörenden Zwecken erörtert und Hochofenglut zutreffend geschildert. Leider überwiegt in den nun folgenden Teilen des Gedichtes dunkle Symbolik, das Lyrisch-Unverständliche. Über die tollen Gedankensprünge vom Feuer weg zu den Schwestern der Nacht und kühlen Sternen, perlenden Netzen und windgepeitschtem Regen und schließlich zu einer Stahlstange, welche die perlenden Netze schief anschaut und eine Jahrmillion schläft, einer Stahlstange, die des Windes nicht achtet. Über all dies zusammenhanglose Gedichte können uns auch die durch Punkte angedeuteten Zeilen nicht hinweghelfen.

Nicht anders läßt sich eine ganze Reihe von Stücken bezeichnen. Ich will versuchen, diese Unverständlichkeit durch eine Probe verständlich zu machen. Sie lautet in wörtlicher Übertragung:

Wirbel.

Weder Rosenblätter in einem Ziergefäß vereint . . . ansehnlich in Boston . . . diese . . . noch Tropfen von Christi Blut für einen Kelch . . . schicklich in Philadelphia oder Baltimore.

Asche . . . diese . . . zischend im Mergel und Mörtel von Chicago . . . auch dies . . . das Heulen der Nordwestwinde in Nord- und Süd-Dakota oder das Aufspritzen des winterlichen Gischtes auf den Seefelsen Kamtschatkas.

Das Buch ist in zehn Abschnitte gegliedert, die gewöhnlich mit dem Titel des ersten Stückes überschrieben sind, z. B. »Leute, die müssen«, »Wasserspeier mit zerbrochenem Gesicht«, »Tür-Kreise«, «Getäfel«. "People Who Must" ist das kleine, aber scharfe Lichtbild einer belebten Straßenecke, von der Höhe eines Wolkenkratzers gesehen. Ebenso knapp und treffend ist die Schilderung einer ganzen Verbrecherbande in "Alley Rats!" In "Eleventh Avenue Racket" versucht S. eine groteske Klangmalerei des Straßenlärmes. Das Stück "Home Fires" beleuchtet das Elend armer Judenkinder in der Großstadt, Kinder, welche nie eine Kuh zu Gesicht bekommen, nie ins Freie kommen, welche nur an den Paradiesäpfeln auf den Marktkarren erkennen, daß es Herbst wurde. — "They All Want to Play Hamlet." Mögen auch sonst die Voraussetzungen fehlen, so fühlt sich jeder gern in die Rolle des Dänenprinzen hinein, weil sie traurig ist und Gelegenheit bietet, weise, kühne, schöne Worte langsam auszusprechen. Man spielt die Rolle, wenn man darüber spricht. — — — "The Mayor of Gary" geißelt die unglaublich dumme Auffassung, welche der Bürgermeister einer Fabrikstadt von dem Kampf um die Arbeits-

zeit hat. S. hat ihn um seine Meinung über den Zwölfstundentag und die siebentägige Woche gefragt, worauf der Würdenträger erwidert, die Arbeiter seien Tagdiebe, in den Fabriken säßen sie untätig umher, während ja die Maschinen alles besorgten. Hierauf empfiehlt sich S., geht auf die Straße und sieht an den Schuhen der Arbeiter Löcher, die von glühender Kohle oder Gußstahl herrühren; andere wieder zeigen besonders ausgebildete Schultermuskeln, was den Schluß gestatte, daß die Männer doch irgendeine Arbeit zu verrichten gewohnt seien. "Omaha". Wenige, gute Striche geben dem Leser eine Vorstellung von der Stadt, welche arbeitet, um der Welt ein Frühstück zu verschaffen. — — — "Crabapple Blossoms". Einst fielen Holzapfelblüten auf das dunkle Haar des kleinen Mädchens. Doch was ist aus der Mädchenblüte geworden? In die Großstadt ist sie geraten; mit 39 Leidensgefährtinnen in rotem Trikot bildet sie Hufeisen, Bogen und Pyramiden. Wie leicht wäre es nun, deutet S. an, eine rührende Geschichte über das Einst und Jetzt zu schreiben! "Manual System" zeigt den Verf. auf der Höhe seiner Fähigkeit, das Typische in kürzester, rein sachlicher, wenn auch völlig undichterischer Form wiederzugeben. Aber ist denn diese hier nicht angemessener, weil naturwahrer? Wer fände das Tagewerk einer Angestellten, die täglich so und so viele Fernrufanschlüsse zu vermitteln hat, auf die Dauer nicht eintönig?

Mary has a thingamajig on her ears
and sits all day taking plugs out and sticking plugs in.

Indem S. diese beiden Zeilen einfach am Schluß in umgekehrter Reihenfolge wiederholt, deutet S. symbolisch auf das Geisttötende eines solchen Berufes hin. Das Stück ist aus innerstem Empfinden geschrieben; der Verfasser gehört bestimmt nicht zu jenen, die das Mitleid mit dem vierten Stand auffällig zur Schau tragen; er zeigt die Dinge, wie sie sind, ohne ins Lehrhafte zu verfallen. Aus dem Pöbelhaufen, der ein Lynchgericht halten will, hebt er einen einzelnen als Typus heraus: Man, The Manhunter, welcher mit der Fackel in der einen und der Ölkanne in der anderen Hand auftritt und seiner Opfer nach furchtbarer Jagd habhaft wird. Der anbrechende Morgen gewährt höchstens noch den Anblick eines verkohlten Leichnams, neben welchem die Worte frohlocken: Well, we got him, the sbxyz ch — — —. Auf die Juristen ist S. nicht gut zu sprechen. Sie wissen zu viel, kennen die Gedanken der Toten zu gut, an den Fersen dieser

Feilschenden hängen zu viele schlüpfrige "ifs, and buts and howevers, hereinbefore provided whereas". Alle möglichen Kopf- und Handarbeiter schaffen in gewissem Sinne Dauerwerte. Und was leisten die Juristen? Darauf antwortet S. mit der launigen Gegenfrage: Warum kichern die Pferde, wenn sie einen Juristen zu Grabe geleiten? — — Das heiße Bemühen Sandburgs, Verständnis für arbeitende Mitmenschen zu erwecken, ihre Gefühlswelt zu erforschen, veranlaßt ihn, sich mit Leuten zu beschäftigen, die in Gedichtsammlungen nicht häufig vorkommen. So wird uns klargemacht, daß z. B. der Scharfrichter auch im Kreise seiner Familie nicht leicht von den grausigen Vorstellungen loskommt, welche sich ihm bei geringfügigem Anlaß aufdrängen. »Aber für einen Scharfrichter muß ja alles leicht sein,« meint S. immer wieder ironisch. In zahlreichen Stücken tritt das Alltägliche, Unbedeutende stark in den Vordergrund. S. sieht z. B. einen berühmten Mann Suppe essen. Die Beobachtung gipfelt einzig in der Feststellung, daß er sich darin von einem gewöhnlichen Sterblichen nicht unterscheidet. Mag sein, daß sich das Stück als Spott über gewisse Leute auffassen läßt, die sich stets berufen fühlen, allzumenschliche Vorgänge aus dem Leben berühmter Zeitgenossen zu veröffentlichen. — — — Ein hübsches Stimmungsbild ist "Boy and Father". Der kleine Alexander spielt in der Kanzlei seines verwitweten Vaters, eines berühmten Anwaltes, indem er die Folianten als Bausteine benützt. Doch für die Langeweile des Regentages reicht dieser Zeitvertreib nicht hin; daher hört der Knabe auch gern zu, wenn der Vater im Verkehr mit alten Geschäftsfreunden der Gattin gedenkt. — — — "The Sins of Kalamazoo". Kalamazoo gehört zu den Dutzendstädten der Vereinigten Staaten. Gleichförmig in ihrer ganzen Anlage, entbehren sie alle der persönlichen Note. Überall sieht S. die gleichen, schmutzigen öffentlichen Gebäude, die gleichen Sternenbanner, die gleiche Verwahrlosung und Verlotterung der reiferen Jugend, Standard Oil Company, die gleichen Friedhöfe, Spielhöllen, Sportplätze, Ärzte, Gerichte, Straßenpolizei, Abdecker und Zeitungen. In dem bunten Durcheinander gefallen ihm noch die kiddies, die Kinder und — — die im Sonnenuntergang vergoldeten Rauchwolken am meisten. Das begehrende Herz der Stadt liebt er.

Auch in den übrigen Abschnitten sind jene Stücke, in denen S. die soziale Frage aufrollt, die Volksbetrüger der Kriegs- und Nachkriegszeit an den Pranger stellt, im Gegensatz zu anderen

Themen, für den Durchschnittsmenschen verständlich. Da leistet er in der Beobachtung Gutes, da ihm nichts zu klein, zu unbedeutend ist, wenn es auch an künstlerischer Gestaltung im herkömmlichen Sinne fehlt, d. h., der Verf. kümmert sich absichtlich nicht darum. Von mancher Verstiegenheit im sprachlichen Ausdruck abgesehen, läßt sich von S. kurz sagen: Er bietet keine Dichtkunst, sondern wertvolle Gegenwartsbilder amerikanischen Lebens.

Steyr, Oberösterreich. Martin Pawlik.

Upton Sinclair, *The Second-Story Man.* (Little Blue Books, ed. by E. Haldeman-Julius.) Girard, Kansas, o. J.

—, *Der Fassadenkletterer.* Ein Drama in einem Aufzug. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia zur Mühlen. 1924. Verlag Die Wölfe, Berlin, Leipzig, Wien.

Ein dramatisches Nachtstück, auf Unwahrscheinlichkeiten aufgebaut, aber nicht ohne wirksame Spannung. Ein Arbeiter in einem Stahlwerk hat bei einer Explosion ein Auge verloren; er unterschreibt unvorsichtig ein Schriftstück, das ihm der Syndikus der Gesellschaft unterbreitet, und das er lediglich für eine Bestätigung der Operations- und Spitalskosten hält; zu spät entdeckt er, daß er damit eine Abfindungserklärung unterschrieben und auf weitere Entschädigung verzichtet hat. Er ist zwei Monate arbeitsunfähig, verdient nichts, kann seine Miete nicht zahlen und wird im Winter auf die Straße gesetzt; seine Frau erkältet sich und stirbt an Lungenentzündung. Infolge einer Geschäftskrise wird das Stahlwerk geschlossen, und er wird arbeitslos. Von seinen beiden Kindern stirbt das eine an Unterernährung, das andere wird von der Straßenbahn totgefahren. Er selbst gerät aus Verzweiflung an den Trunk und wird Einbrecher, Fassadenkletterer. Beim ersten Einbruch wird er von der Hausfrau überrascht. Die philanthropische Frau will ihn auf den Weg der Besserung bringen; er lehnt ab und erzählt ihr seine Leidensgeschichte. Er ahnt nicht, daß der Gatte der Frau jener Syndikus ist, der ihn zur Unterzeichnung der Abfindungserklärung veranlaßt hat. Der Syndikus kommt hinzu, seine Frau nimmt ihm den Revolver aus der Hand, klärt ihn über die Person des Einbrechers auf und macht ihm bittere Vorwürfe über seine Gewissenlosigkeit. Der Einbrecher, der an der Leiche seines letzten Kindes geschworen hatte, den Urheber seines Unglücks zu töten, wenn er ihn träfe, schenkt ihm mit Rücksicht auf die wohlmeinende, schuldlose Frau das Leben und überläßt es ihr, ihren Mann zu strafen.

Der kurze Einakter ist eine soziale Tendenzschrift in dramatischer Form, gleich den Romanen Upton Sinclairs darauf angelegt, die Mißstände in der amerikanischen Großindustrie in möglichst greller Beleuchtung zu geißeln.

Heidelberg. J. Hoops.

HILFSWISSENSCHAFTEN.

E. Hellquist, *Svensk Etymologisk Ordbok.* Lund 1919—22.

For a long time Swedish linguists and linguists in general have had to content themselves with the incomplete Tamm, Etymologisk Ordbok, and where this stopped at the letter K, with old Swedish and foreign etymological dictionaries. As a continuation and extension of Tamm's dictionary the well-known Swedish Professor Elof Hellquist of Lund has recently finished publishing his dictionary, which is indeed a well of brilliant scholarship and accurate information, both for the learned scholar and the ordinary student. Well prepared and equipped for his great task through his former studies, Professor H. does not only deal with the etymology and relationship of words belonging to the Standard Swedish language, but also of dialectal words and proper names. And in doing this thoroughly, the author has been obliged to touch on many questions of historical interest. The dictionary thus contains a very great deal of general information about the progress and development of the Swedish people, which makes it very good reading even to the non-scholar. Professor H.'s Etymological Dictionary is a book of which many countries may envy Sweden.

At the beginning of the dictionary the author has written a very valuable thesis on Swedish word-formation.

Uddevalla (Schweden). Herbert Kalén.

ERZIEHUNG.

St. George Lane Fox Pitt, *The Purpose of Education.* An examination of educational problems in the light of recent scientific research. New cheap edition, revised and enlarged. Cambridge, University Press 1924. XXIX + 92 S. Pr. 4 s. net.

Das 1913 zuerst erschienene und jetzt in vierter Auflage vorliegende Werk von Pitt sucht nach einem Heilmittel für die Schäden der gegenwärtigen Zeit und findet es ausschließlich in einer neuen Art der Erziehung. Manche Sätze des Verfassers erinnern an Fichtes Reden an die deutsche Nation, so z. B. wenn er sagt: "The real remedy for our ills is to be found, and found solely, in sound educational methods" oder "The genuine understanding of these fundamental facts would lead to the remodelling and readjustment of our whole educational system" (S. 51). Die

allgemeine Ansicht, daß wir glücklich werden sollen, ist nicht der Zweck der Erziehung, wohl aber liegt allen Erziehungsversuchen und -künsten die Absicht zugrunde "that we all should, as in duty bound, learn how to become truly happy" (S. 85). Im ganzen gesehen müssen wir einen höheren Glauben an Zweck und Bestimmung unseres eigenen Daseins haben, und dies ist nur möglich bei stärkerer Betonung des Sittlichen und Religiösen in der Erziehung des Volkes. Wahre Autorität (die von innen — vom Gewissen — kommt und nicht von außen her stößt), Duldsamkeit und Unparteilichkeit, Selbstprüfung und Selbstbezwingung, das Gleichstimmen aller unserer Antriebe und bewegenden Kräfte sind die Hochziele, für die Pitt sich hauptsächlich einsetzt. Nur sie führen zu gegenseitigem Verstehen und echter Freundschaft, nur sie können Uneinigkeit und Streit schlichten, an denen die heutige Welt krankt. Pitt wird nicht müde, immer wieder den großen Wert von Idealen für die Erziehung hervorzuheben. Im Vorwort zu der neuen Auflage stellt er fest, daß diese Ideale in der modernen Erziehung durch das übertriebene Streben nach dem Erreichen greifbarer Ergebnisse praktischer Art verdunkelt werden. Aber durch Ideale sollen die Aufwallungen unseres Gemüts gebändigt und veredelt werden. Eine große Rolle spielt auch in Pitts Ausführungen der Gleichklang der Gefühle und Strebungen in der menschlichen Seele. Gefühl und Verstand müssen gleicherweise bei der Erziehung berücksichtigt werden; die Triebe sind durch verständige Willenskräfte zu läutern. Ausgeglichene Gefühle geben erst den richtigen Sinn für Freiheit; die Richtigkeit von Idealen oder Gesichtspunkten muß überhaupt nach der Größe der Kraft beurteilt werden, wie sie Ausgeglichenheit, Harmonie zu erzeugen vermögen. Egoismus und Materialismus finden bei Pitt einhellige Ablehnung. Schärfster Kampf wird der kurzsichtigen Vergnügungssucht angesagt; alles nur Nützliche ist wertlos und gemein. Die wirtschaftliche Seite des Lebens darf nicht überschätzt werden; sie ist wohl wichtig, aber nicht ausschlaggebend. Die vergiftenden Wirkungen der Anbetung des Geldes werden an den Pranger gestellt. Über Geschäft und Erziehung sagt der Verfasser: "A strenuous commercial life, as things are to-day, is not the best school for learning the nature of good, or high moral purpose" (S. 51). Pitt betont die Liebe zum Lernen und Arbeiten um seiner selbst willen. Nur aus solcher Quelle gespeister Dienst ist wirklich f r e i e r Dienst. Es wird auf den

Streik der Arbeiter einige Wochen vor der Eröffnung der britischen Reichsausstellung in Wembley hingewiesen. Man verlangte höheren Lohn, aber ein Mahnruf an das Gefühl der Pflicht bei den Arbeitern und ein Hinweis auf die Bedeutung des Unternehmens genügten, die Streikenden zur Arbeit zurückzuführen. Zwischen den rein selbstsüchtigen und den idealen Beweggründen unterscheidet Pitt noch andere, sogenannte incentives to effort: Ehrgeiz, den Wunsch, über praktische Schwierigkeiten Herr zu werden und den Beifall der Menge zu gewinnen, sicherlich nicht die höchsten Beweggründe, aber durchaus nicht ohne weiteres ablehnenswert. In einem anderen Kapitel behandelt Pitt das Problem Ruf und Charakter und behauptet, daß der Charakter von unermeßlich größerer Bedeutung ist als bloßer guter Ruf und Ansehen. Von einem höheren Standpunkte aus hat er unbedingt recht, aber seitdem Deutschlands Ehre und Ansehen in der Welt durch eine planmäßige Werbetätigkeit in den Schmutz gezogen worden sind und wir Deutsche die Folgen davon vielleicht Jahrzehnte lang am eigenen Leibe zu spüren haben, werden wir doch nicht so absprechend urteilen über "the most deplorable waste of human energy in the vain attempt of individuals, groups, classes and nations to maintain their position in the eyes of the world" (S. 35). Im ganzen, darf man wohl sagen, nähert sich der Verfasser unseren deutschen Anschauungen, wohingegen wir vielfach gerade englische Vorbilder zur Nachahmung empfehlen (z. B. Oswald Spengler).

Die Unterlage für Pitts Ausführungen ist eine Philosophie, die weder monistisch noch dualistisch ist, und die der Verfasser selbst als psycho-physische Biologie bezeichnet. Er äußert sich des näheren darüber im ersten Kapitel seines Buches, betitelt "Human personality". Diese ist "a vast combination or aggregation of variegated, fluctuating, loosely organised and interdependent physical and psychic phases and potentialities" (S. 3). Jedes Individuum ist aus einer großen Anzahl mannigfaltiger, in wechselseitiger Beziehung stehender, psycho-physischer »Komplexe« aufgebaut. Auf die Einteilung, das Auftauchen und Wirken dieser Komplexe kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur soviel sei gesagt, daß Pitt auf Grund der Kenntnis der Gesetze von der Bildung, der gegenseitigen Abhängigkeit und dem Zusammenwirken der Komplexe die Probleme der Erziehung neu zu erläutern und zu klären unternimmt. Wenn er allerdings hofft, daß durch diese

nicht durchaus neue, aber seiner Meinung nach noch nicht gebührend berücksichtigte Wissenschaft die Erziehungsfragen ihrer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden, so können wir uns eines gelinden Zweifels nicht erwehren, weil wir meinen, daß es in allen Fragen der Erziehung nicht so sehr auf die theoretische Begründung, sondern auf die praktische Gestaltung ankommt.

Ein paar Sonderprobleme mögen noch kurz angeschnitten werden. Pitt hat durchaus recht, wenn er von den ernsten Schäden der modernen Spezialisierung spricht, aber er verfällt in den Fehler, daß er zu sehr das Gegenteil, die Vielseitigkeit, preist und befürwortet. Sehr zu unterstützen ist des Verfassers Ablehnung der übertriebenen, neuzeitlichen Forderung auf Schonung der »Rechte der Kinder«, weil die Menschen nicht die besten werden, deren Eigenheiten man in der Jugend immer freien Lauf gelassen hat. Mancher übereifrige Schulreformer sollte diese Stelle genau lesen. In einem Kapitel kommt der Verfasser besonders auf religiöse Fragen zu sprechen und sagt, daß die Bibel unter »Wiedergeburt im Geiste« nichts anderes verstehe als die Überwindung der Selbstsucht. Wenn er dann zur tatsächlichen Befolgung der Gebote der Bergpredigt auffordert und zwar mit dem Hinweis, daß ihr Sinn genau übereinstimme mit den Ergebnissen moderner psychologischer Forschung, so mutet uns dieser Hinweis doch etwas seltsam an.

Von der neuen Erziehung erwartet Pitt die Ausschaltung des niederen Wettbewerbs, die Verringerung von Strafen, das Verschwinden von Bestechungen, das Hinwenden der Kinder zu edlen Idealen, Selbstbestimmung und Selbsttätigkeit der Jugend und schließlich eine größere Eintracht unter den Menschen. Er dürfte etwas reichlich viel erhoffen, wie überhaupt das Buch manchmal reine Theorie bringt; dann aber kommt auch wieder der praktischer denkende Engländer zum Durchbruch. Pitt ist zugleich Idealist und Skeptiker, was eine Anzahl Widersprüche in seinen Darlegungen zur Folge hat. Zur Vollkommenheit, die das höchste Ziel der Erziehung ist, gehört auch die Unparteilichkeit, die unsere Selbstgefälligkeit unterjochen soll, so behauptet der Idealist; aber der Skeptiker sagt an anderer Stelle, daß es im praktischen Leben Unparteilichkeit nie gibt. Auch die Klarheit der Begriffsbestimmungen ist bei Pitt nicht immer einwandfrei. Die Erklärung von "emotion" durch "vital energy" bringt uns kaum weiter. Manche Worterklärungen sagen durchaus nichts Neues,

sondern etwas Selbstverständliches, was allerdings der Verfasser auch selbst gelegentlich hinzufügt und anerkennt, so wenn von der Erziehung als der Unterordnung unserer niederen unter die höheren Zwecke gesprochen wird. Was ist ein wahres Ideal? Pitt antwortet: das ist ein schweres metaphysisches Problem, und es ist nicht nötig, es hier zu lösen. So läßt das Werk manchmal ein Hinabsteigen in die eigentlichen Tiefen der wissenschaftlichen Forschung vermissen, was ihm aber nicht zum Vorwurf gemacht werden, sondern nur seine Grenzen angeben soll. Pitt geht verschiedentlich auf allgemeine Zeitfragen, besonders wirtschaftlicher Art, ein und kommt dabei auch auf das Völkerrecht, dem er nicht allzu großen Wert beimißt, und auf die Frage der Schuld am Kriege zu sprechen. Wir müssen es vom deutschen Standpunkt aus auf das entschiedenste ablehnen, wenn er der Anbetung der rein körperlichen Macht, der Herrschsucht und dem Eigendünkel des deutschen, insbesondere des preußischen Volkes die Schuld am Kriege zuweist und infolgedessen in der Bekämpfung dieses »teuflischen Geistes der Gewaltherrschaft und Habsucht« die Aufgabe der Nachkriegsgeschlechter sieht. Er begründet seine Ansicht damit, daß die neutralen Mächte durch eine einmütige, wohlwollende Haltung die Behauptung von der deutschen Kriegsschuld stützen. Wir müssen demgegenüber behaupten, daß in Angelegenheiten des Wahrheitsforschens noch nie die große Zahl für die Richtigkeit von Meinungen ausschlaggebend gewesen ist, und außerdem stimmt die Behauptung über die Haltung der neutralen Mächte nicht. Wenn wir daher in Pitts Werk eine wahrhaft tiefe wissenschaftliche Forschungsarbeit nicht zu erblicken vermögen und aus diesem Grunde das überschätzende Urteil von Prof. Emile Boutroux von der französischen Akademie, der ein Vorwort zu dem Buche geschrieben hat, nicht unterschreiben können, so wollen wir doch gern anerkennen, daß das Werk manche feinen Bemerkungen aufweist und viel Beherzigenswertes enthält.

Bremen. Friedrich Depken.

SCHULGRAMMATIKEN UND ÜBUNGSBÜCHER.

R. Bauch, *Literarisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur- und Geisteskunde des englischen Volkes.* Dresden, Ehlermann, 1925.

Eine Lesebuchauswahl kritisch zu betrachten, ist immer eine Aufgabe, bei der es schwer ist, das subjektive Urteil zurückzuhalten. Wer den Unterricht auf der Oberstufe, besonders bei freierer Gestaltung und in Arbeits-

gemeinschaften auf rein persönlicher Grundlage erteilt, wird in jedem Lesebuch vieles vermissen und noch mehr Traditionelles für entbehrlich halten und wird auch von einer Anthologie nicht mehr verlangen, als daß sie ihm die positiven Grundlagen, Ausgangs- und Anknüpfungspunkte gibt. Daß die vorliegende Zusammenstellung diese Aufgabe vollkommen erfüllt, sei von vornherein betont; wenn noch Wünsche allgemeiner, grundsätzlicher Art bleiben, so möchte ich für spätere Auflagen empfehlen: Berücksichtigung Amerikas und neuere Prosa, die sich nicht nur auf das rein Literarische beschränkt.

Die meisten Anthologien reihen ihre Auswahlstücke wie Perlen auf einer Schnur aneinander. Hier zeigt sich in vorbildlicher Weise eine periodische Gliederung, die auch klare Bezeichnungen gewählt hat, z. B. statt des üblichen: "Age of Milton" — "The Period of Civil War and Puritanism."

Zugegeben, daß Einleitungen nicht dem Unterricht überlassen bleiben, sondern in einem solchen Buch gedruckt werden, dann ist dies der am besten gelungene Teil des Buches: die Verfasserpersönlichkeiten auf dem Hintergrund des Zeitgeistes einer Periode erstehen zu lassen, wobei neben dem rein Literarischen auch das Kulturgeschichtliche hervortritt, und ferner das rein Biographische vor dem Charakteristischen und Typischen zurücktritt.

Außer den zur Charakterisierung eines ganzen Zeitabschnittes gegebenen Periodeneinleitungen werden auch zu den Einzelverfassern Einleitungen gegeben, die oft in recht glücklicher Formulierung dem Verständnis des Schülers angepaßt sind, statt vieler Worte wird z. B. eine für Goldsmith außerordentlich bezeichnende Anekdote erzählt, oder eine Schilderung des Dichterheims der Brownings gegeben.

Das bestgelungene Beispiel für den durchgeführten Versuch, statt biographischer Daten und Werkaufzählungen die Entwicklung des Verfassers anzugeben in engem Zusammenhang mit den gegebenen Textproben scheint mir Swinburne zu sein: Klassisch — revolutionär — Imperialist. Ein Beispiel noch anderer methodischer Anordnung gibt das Kapitel: Burns. Die Proben sind so gewählt, daß sich daraus ein Lebensbild des Dichters erarbeiten läßt. Diese Hinweise mögen genügen, um darzutun, wie gründlich und sorgfältig alles durchdacht ist.

Während anerkennenswerte Beschränkung sich bei Butler, Gray, Macpherson, Hood u. a. mit einer bedeutungsvoll gewordenen Seite ihres Wesens und einer Probe begnügt, sind andererseits, meines Wissens in Schulsammlungen hier zum erstenmal, Persönlichkeiten wie Milton, Young nicht nur traditionell literarisch gewürdigt, sondern z. B. Milton als Politiker mit der *Aeropagitica* und Young mit den *Conjectures on Original Composition;* gerade die letztere für den deutschen Sturm und Drang des 18. Jahrhunderts so bedeutungsvolle Abhandlung begrüße ich mit besonderer Freude in diesem Buch.

Alles steht in wohlgeordnetem Zusammenhang: Die ausgewählten Proben mit den Einleitungen, die Proben selbst als charakteristische und typisch verschiedene Teile des Gesamtbildes und schließlich auch Einzelabschnitte aus größeren Textzusammenhängen, in denen der umschließende Zusammenhang kurz angegeben wird. Auch der reichlichen Beigabe von Dichterporträts sei lobend gedacht.

Die gediegene Arbeit verdient weite Verbreitung in unseren Schulen wegen ihrer vorbildlichen Grundlage. Es werden wohl aus der Praxis vielerlei

Wünsche auf Erweiterungen an den Verfasser herantreten, darum möge hier auch allgemein der Rat gegeben werden: Vorschlägen auf Erweiterungen nach der kulturhistorischen Seite möglichst Gehör zu schenken und durch noch straffere Kürzung des rein Literarischen (s. Byron, Tennyson) dafür zu sorgen, daß die Handlichkeit des Buches gewahrt bleibt.

Jena. Riemann.

K. Blattner, *Englisch für Kaufleute.* (Langenscheidts *Handbücher der Handelskorrespondenz.*) Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 1924. XVI + 458 S.

Das vorliegende Werk macht besonders den angehenden Kaufmann mit den Formen und Vorgängen des englischen Geschäftsbriefverkehrs und den Hauptpunkten der damit eng verbundenen Handelskunde vertraut. Es gewährt ihm einen Überblick über die in das gesamte Geschäftsleben einschlagenden Briefgattungen und vermittelt ihm die fachtechnischen Ausdrücke und die nötige Sachkenntnis, die er zur schnellen, sicheren und fehlerfreien Abfassung eines guten englischen Handelsbriefes braucht. In dem Bestreben, ein solches Hilfsmittel zu schaffen, kam dem Verfasser seine langjährige Tätigkeit als Lehrer des Englischen an kaufmännischen Schulen zugute, wie er sich auch als Mitarbeiter an dem Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache[1]) sehr verdient gemacht hat. Blattner hat aus besten Quellen alles das gesammelt und gesichtet, was der Kaufmann in seinem geschäftlichen Briefwechsel braucht. Es ist selbstverständlich, daß der Benutzer des Buches mit den Grundzügen der englischen Grammatik und der Rechtschreibung vertraut sein muß. Die Einteilung des Stoffes geschieht nach Briefgattungen, d. h. es sind Briefe ein und derselben Art (Angebote, Aufträge usw.) entweder in ganzen Briefen oder in einzelnen Mustersätzen gegeben. Aus systematisch geordneten Mustersätzen läßt sich nach des Verfassers Erfahrung der Handelsbriefwechsel in einer fremden Sprache am besten erlernen. Fachausdrücke und Redewendungen prägen sich dem Gedächtnis zur späteren Verwendung leichter ein, wenn sie einzeln aufgeführt werden, als wenn sie aus großen Sammlungen von langen Musterbriefen herausgesucht werden müssen, und die für eine Briefgattung fertig geprägten Ausdrucks- und Anwendungsmöglichkeiten verschaffen dem Lernenden eine überraschend leichte Beweglichkeit im Gebrauch der fremden Sprache. Die Brauchbarkeit des Buches ist noch dadurch erhöht, daß den englischen Mustersätzen auch die deutsche Übersetzung gegenübergestellt ist, was jedenfalls dem Anfänger die Durcharbeitung des Werkes außerordentlich erleichtern wird. In der Einleitung (S. 1—40) wird der Benutzer mit den Haupterfordernissen eines guten Geschäftsbriefes vertraut gemacht, während die kurzgefaßten Vorbemerkungen zu den verschiedenen Briefgattungen mit den für die betreffenden Geschäftsvorfälle notwendigen Formularen sein Verständnis für die Bedeutung der nach bestimmten Grundsätzen übersichtlich geordneten Mustersätze und Redewendungen unterstützen und das Wesen der betreffenden Briefe näher erläutern. Vorbemerkungen und Mustersätze ergänzen einander und

---

[1]) Erster Teil: Englisch-Deutsch. Zweiter Teil: Deutsch-Englisch. (9. Aufl.) Herausgegeben von H. Lindemann. Berlin-Schöneberg (Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung). [1911.]

werden wesentlich dazu beitragen, daß der interessante Handelsteil einer Zeitung dem Lernenden verständlich wird. Das Auffinden des Gewünschten wird durch das Inhaltsverzeichnis (S. IX—XVI) und das Sachregister (S. 426—458) sehr erleichtert.

Das Werk wird sicher in der Fachbildung des Benutzers eine Lücke ausfüllen und ihm als Lehr- und Hilfsmittel bei der Abfassung seiner Briefe stets gute Dienste leisten.

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

Otto Emersleben, *Praktische englische Lautkunde auf analytischer Grundlage.* Eine Vorstufe für jeden englischen Lehrgang. 1925. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 41 S. 8°.

Das Buch beginnt (S. III—VI) mit einer methodischen Vorbemerkung, die das eingeschlagene Verfahren zu rechtfertigen sucht: es soll dem Schüler die dem Deutschen näherstehende historische Schreibung nicht vorenthalten und mit ihr zugleich das Lautbild geboten werden, das den heutigen Abschluß der fortschreitenden sprachlichen Entwicklung bildet. Die historische Orthographie wird von Anfang an zum Gegenstande schriftlicher Betätigung gemacht und auf diese Weise fest eingeprägt. Während bei dem sonst für die Lautlehre üblichen Verfahren die Regeln durch einzelne Wörter erläutert werden (z. B. a wie *e* in »Reh, wenig«: a lady, name), werden hier die Laute aus drei Gedichten I. My Little Sister (Mel.: Der Kuckuck und der Esel), II. Do your Best (Mel.: Fuchs, du hast die Gans gestohlen), III. Sailor Song (Mel.: Der Mai ist gekommen) (Our home is the ocean) (nebst einem Verslein für den Laut ʒ: All work and no joy Makes Jack a dull boy) erläutert, die sich durch den Gesang um so angenehmer und leichter fest einprägen. Die Konsonanten werden in stimmhafte und stimmlose geschieden im An-, In- und Auslaut; dafür mußten eben 30 Musterwörter als Beispiele zugefügt werden. Als Umschrift wurde die der Association phonétique internationale verwendet.

Als Beispiel für die Ausführung des Vorhabens diene die erste Seite:

My Little Sister I have a little sister,
mai litl sistə ai hæv ə litl sistə
Meine kleine Schwester Ich habe eine kleine Schwester

She's only one year old For us, at home, who love her,
Siːz ounli wʌn jiːə ould foː ʌs, æt houm, hu lʌv həː
sie ist nur ein Jahr alt Für uns, zu Hause, die [wir] lieben sie,

She's worth her weight in gold,
Siːz wəːθ həː weit in gould.

für ei würde sich ei empfehlen, um die Verwechslung mit dem deutschen ei auszuschließen.

Seite 2 u. 3 stehen unter 1 bis 9, 10 bis 18 die Vokale iː, i, e, ei, ɛə, œ, ə, əː, ai; au, ɑː, ʌ, ɔ, ɔː, ɔi, ou, u, uː (ebenso Seite 6 u. 7, 10 u. 11, 14 u. 15); z. B.

1	2
iː	i
she's	little

9
ai
I
find

Auf die hier angedeutete Weise werden die Wörter My—gold eingetragen. Auf S. 4 zur Einprägung einzelne, dem Paradigma nachgebildete Sätze: I have a sister. I love her. She is at home. She is one year old. She is worth gold. — Have you a sister? Yes, Sir, I have. No, Sir, I have not. Danach der zweite Vers: We often play together mit Umschrift und Übersetzung, danach 4 Einzelsätze. Die Lautlehre wird so bis S. 21 entwickelt. S. 22—25: I Vokale. a) Übersicht, b) Kurze Charakteristik der Laute. II. Konsonanten. a) Übersicht, b) Beschreibung: Stimmhaft, Stimmlos. S. 26—28. Alphabetisches Wörterverzeichnis. S. 28—30. Verzeichnis der Substantive. Verzeichnis der Verben. Das Alphabet. Ausspracheregeln. S. 32f. Zur Verdeutlichung der englischen Rechtschreibung von der Aussprache. Zusammenstellung der a) Vokale, b) einiger Konsonanten. Englische Buchstabenformen, die von der Lateinschrift abweichen, z. B. I, deutsch T. S. 34—40 folgen zum Schluß drei Lektionen, die mir wegen ihrer Weitschweifigkeit und Heranziehung von Nebensächlichem nicht gefallen haben. Sie sind überflüssig und entbehrlich, werden besser entfernt.

Dortmund. C. Th. Lion.

A. Grund und W. Schwabe, *Englisches Lehrbuch*. Ausgabe A, III. Teil (Normalausgabe). 1925. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. X + 244 S. Pr. geb. M. 4,60.

Vergleiche den Bericht über den ersten Teil in den Englischen Studien 1923 S. 471—473, über den zweiten Teil 1924 S. 456. Der dritte Teil, der für den Unterricht in den Klassen Untertertia bis Untersekunda bestimmt ist, ist, wie in der Anmerkung auf S. IV des II. Teils des Englischen Lehrbuchs Ausg. A versprochen worden ist, um den Wünschen derjenigen Anstalten entgegenzukommen, die eine genaue Einteilung in Jahrespensen wünschen, jetzt erschienen. 'Die »Grammatik in Beispielen« ist als besonderer Teil des Buches nicht mehr enthalten;' für die Grammatik soll die »Kurzgefaßte Grammatik der englischen Sprache von Grund-Schwabe« benutzt werden. Dadurch werden die Kosten, die schon hoch genug sind, noch gesteigert: das eine Buch sollte ausreichen. 'Die methodische Bearbeitung und sprachtechnische Einübung des Sprachstoffes ist dem Übungsteil (Exercises) überwiesen.' Am Rande der Stücke geben lateinische Zahlen die grammatischen Pensen an übereinstimmend mit den Abschnitten des Übungsteils. Die Übungen (S. 128—226) schließen sich den entsprechenden Lesestücken an, wiederholen zugleich Wörter aus früheren Stücken, 'um so das erworbene Sprachmaterial möglichst mobil zu erhalten.'(!) S. V—X findet sich Inhalt, der in 4 Abteilungen Lesestücke, Grammatik, Exercises, Übersetzungsstoff) unter Nr. 99: Poesy, 14 Gedichte, die uns die rühmlich bekannten Muster bringen, darbietet.

Es war die Absicht der Verfasser, 'viel praktisch brauchbares, modernes und aktuelles Englisch zu bringen, so z. B. I. Dr. Eckener's Report on his Aerial Voyage to America, II. Across the Ocean and Landing in America (p. 8—11). Congratulation to Dr. Hugo Eckener (p. 133f.). Ausschnitte aus Zeitungsberichten der Gegenwart und des Weltkriegs vermitteln das Englisch des heutigen Verkehrs. Aber auch die Hauptthemen der englischen Kulturkunde, die Lebensformen in England usw. läßt der Lesestoff des

Lehrbuchs den Schüler rein gegenständlich, seinem Alter angemessen erkennen; so z. B. die ergötzlichen Stücke 18. Herr Meyer and John Bull; 19. Mr. Meyer has landed in England (p. 13—15), die, Selton Delmer, A Key to Spoken English entnommen, in der Tat das neue Englisch wiedergeben, u. dgl. mehr. S. III, Z. 1 v. u. statt Maryat lies Marryat. S. 167 lies sleigh Schlitten *(slei)* (bob-sleigh Doppelschlitten). Nur das Vorwort bedarf einer Umarbeitung, im übrigen macht das Buch einen guten Eindruck und dürfte Anklang finden.

Dortmund. C. Th. Lion.

Oskar Wagner, *Die Reformmethode. Lehrgang der englischen Sprache.* Mit Erläuterungen und Übungen der neun Redeteile. Erstes Buch. Im Selbstverlage. Wien 1925. 47 S. Pr. K. 20000.

Die grundlegende Erkenntnis neuerer Methodik, daß vom Laute auszugehen ist, blieb dem Verfasser wohl versagt. Eine Umschrift wie *dschii*, *dschei*, die Beschreibung des *a* als »kurzer, geschärfter Laut« oder lang = dtsch. Schwan (für den Süddeutschen sehr empfehlenswert), die zwischen irgend etwas schwebenden oder liegenden Laute, die Nichterwähnung der Bildung der stimmhaften Laute sagt schon genug; *g* in *age* ist fast wie in Etage, *j* in *jam* derselbe Laut wie in Etage; [đ] und [þ] sind im Deutschen nicht vorhanden, *r* in *start* ist ein fast unhörbarer *r*-Laut. Die unbetonten Silben sind vernachlässigt, und natürlich erscheint die Endung *s* in der Formenlehre nur in zwei Gestalten. Im Widerspruch mit der Behauptung, daß diese Methode »die wichtigsten im täglichen Verkehr vorkommenden Wörter und Redewendungen« umfasse, steht die Aufnahme von Wörtern wie *lad* (warum nicht *bad*?), *tart*, *mere* (= Teich), *bride*, *mount*, *drum*, *dome* (= Dom!), *muzzle*, *boor* (= Bauer), *impulsive* u. a. m. Die Abhandlung der neun Redeteile an zusammenhanglosen Sätzen ist ebenfalls ein Verbrechen. Ich habe vor Jahren einem Schüler, der nachzuholen hatte und auf einmal mit großem Eifer ein ganz unmögliches Englisch zu sprechen begann, seine Krücke, einen englischen Zaubertrichter, abgenommen. Dieses Machwerk hatte eine ziemlich hohe Auflageziffer und wies eine Anzahl von Zeitungsempfehlungen, darunter eine von einem Stadtschulrat, auf. Mehr als damals noch ist es heute, da einem das Geldausgeben hart ankommt, meine Pflicht, die Kollegen aufzufordern, daß sie vor solchen geringwertigen Büchern warnen. Wenn es auch keinen Königsweg zum Englischen gibt, vermag doch fachkundige, wirklich methodische Unterweisung das Erlernen anders zu gestalten, als es mit dem vorliegenden Buche ausfallen muß.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

MISZELLEN.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Professor Dr. Friedrich Brie an der Universität Freiburg i. Br. hat den Ruf nach Köln als Nachfolger Prof. Schröers abgelehnt. Darauf wurde Professor Dr. Herbert Schöffler von der Universität Bern berufen, der den Ruf annahm.

Der außerordentl. Prof. Dr. Karl Wildhagen von der Universität Leipzig wurde zum ordentl. Professor der englischen Philologie an der Universität Kiel als Nachfolger von Geheimrat Holthausen und der Privatdozent Dr. Theo Spira in Gießen zum ordentl. Professor der englischen Philologie an der Universität Königsberg als Nachfolger von Prof. Hübener ernannt.

Der Privatdozent Dr. Hermann Flasdieck aus Elberfeld, der in Bonn, Münster und Göttingen Germanistik und neuere Philologie studierte, in Göttingen 1921 promovierte und sich daselbst 1923 habilitierte, hat einen Ruf auf den durch den Tod von Prof. Richard Jordan freigewordenen außerordentlichen Lehrstuhl für englische Philologie an der Universität Jena erhalten und angenommen.

Der ordentliche Professor Dr. Heinrich Spies von der Universität Greifswald folgt einem Ruf als ordentlicher Professor an die Handelshochschule in Berlin.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift erhielt von der University of California zu Berkeley bei San Francisco einen Ruf als Austauschprofessor für den Sommer 1926, dem er Folge leisten wird. An seiner Stelle wird Professor Guy Montgomery von der Universität von Kalifornien im Sommer an der Universität Heidelberg Vorlesungen halten.

In einer Sitzung des Vorstands der British Academy, in der Lord Balfour den Vorsitz führte, wurde einstimmig beschlossen,

Professor Joseph Wright, Emeritus Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Oxford, in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die englische Philologie, insbesondere durch sein *English Dialect Dictionary* und seine *English Dialect Grammar* sowie seine neueren Beiträge zur englischen Sprachwissenschaft, den 'British Academy Prize for English Studies' im Wert von 100 £ zu verleihen. Der Preis wurde erst kürzlich auf Grund eines Vermächtnisses der verstorbenen Mrs. Frida Mond, Witwe von Dr. Ludwig Mond, an die Akademie gestiftet und wurde jetzt zum ersten Male vergeben.

Am 7. Dezember starb zu Greifswald der emeritierte ordentl. Professor der englischen Philologie Geh. Regierungsrat Dr. Matthias Konrath im Alter von 83 Jahren.

In Nürnberg starb im Alter von 67 Jahren Oberstudiendirektor a. D. Dr. Richard Ackermann, der sich durch seine Arbeiten über Shelley und Byron um die Anglistik verdient gemacht hat.

Der 20. Allgemeine Deutsche Neuphilologentag findet in der Pfingstwoche, vom 26. bis 30. Mai 1926, in Düsseldorf statt. Anmeldungen von Vorträgen und Anträgen sowie Wünsche und Anregungen sind baldmöglichst an den geschäftsführenden Vorstand (Dr. Ewald, Düsseldorf-Oberkassel, Steffenstr. 47) zu richten. Leitsätze über organisatorische und methodische Fragen sind möglichst bald erwünscht, damit die Veröffentlichung in der Fachpresse erfolgen und dazu von den Ortsgruppen und Landesverbänden Stellung genommen werden kann.

Am 6. März 1926 brannte das Shakespeare Memorial Theatre in Stratford-on-Avon ab. Die Gemälde, Photographien, und literarischen Schätze des Museums wurden gerettet.

Am 3. März 1926 starb in London nach längerer Krankheit im Alter von 66 Jahren Sir Sidney Lee, der bekannte Shakespeare-Forscher, Herausgeber des *Dictionary of National Biography* und Biograph König Edwards VII.

ENGLISCHE STUDIEN



Organ für englische Philologie
unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts
auf höheren Schulen

GEGRÜNDET VON EUGEN KÖLBING

Herausgegeben von

Johannes Hoops
Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg

*

60. Band, 2./3. Heft



1926
O. R. Reisland, Leipzig
Karlstraße 20

INHALT.

Abhandlungen.

Besprechungen.

Allgemeines.

Sprache.

Literatur.

(Fortsetzung auf 3. Umschlagseite.)

Ausgegeben im April 1926.

Piererschc Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, T

INHALT.

Abhandlungen.

Besprechungen.

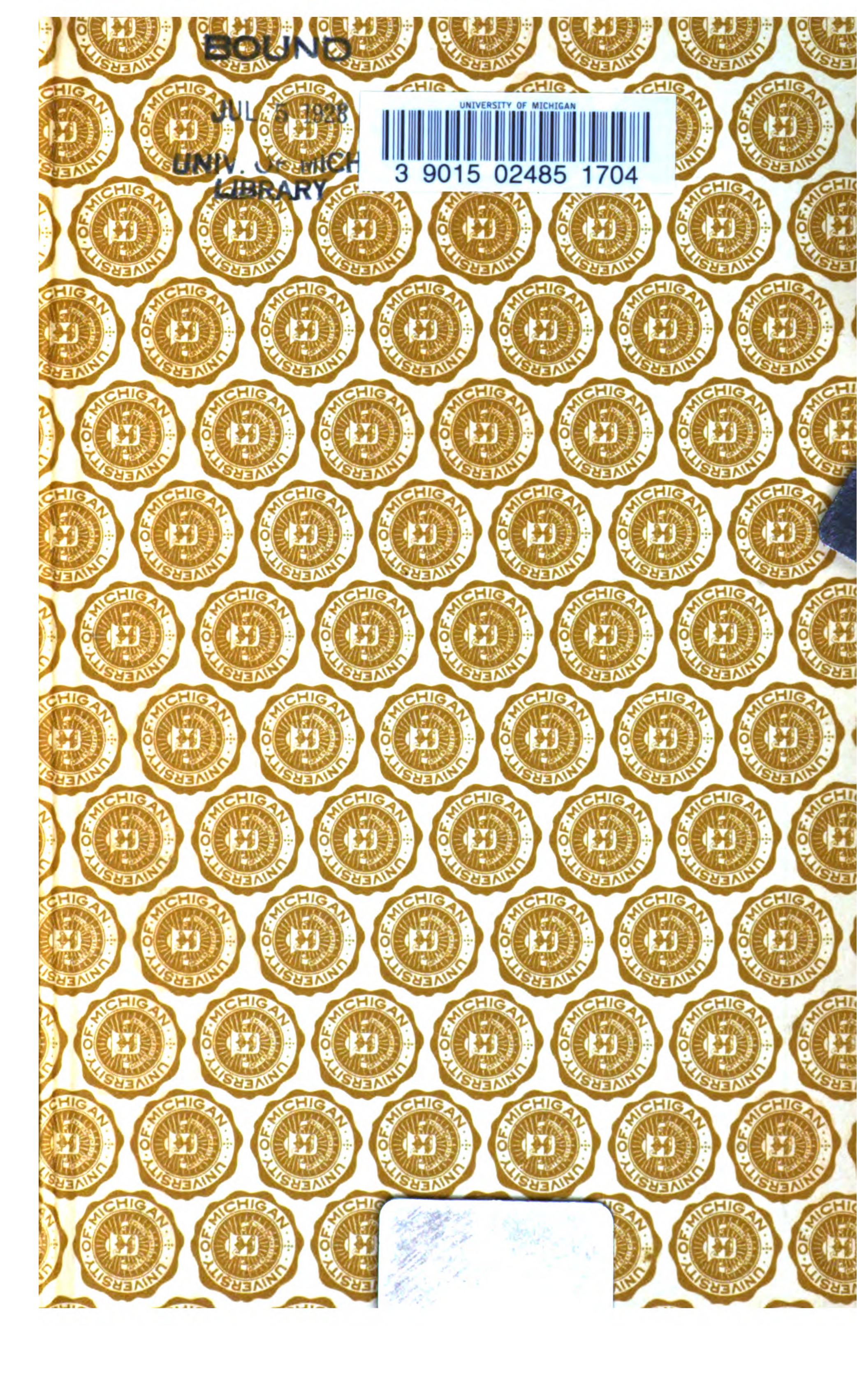
Sprache.

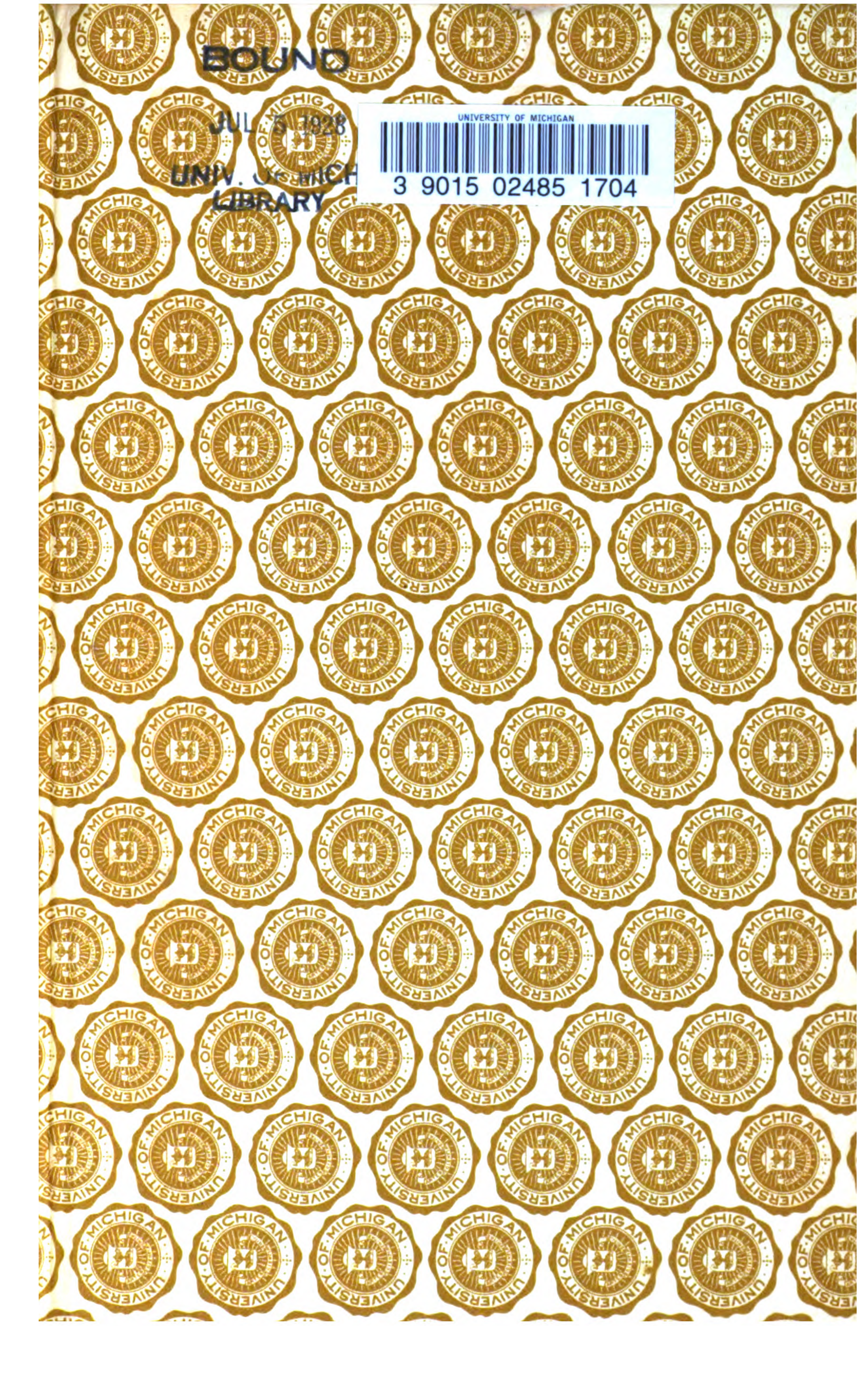
Ausgegeben am 31. Oktober 1925.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
DATE DUE
APR 23 1992
MAR 31 1992
JAN 7 1993
NOV 09 1992


BOUND
JUL 5 1928
UNIV. OF MICH.
LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02485 1704



UNIVERSITY OF MICHIGAN

